This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

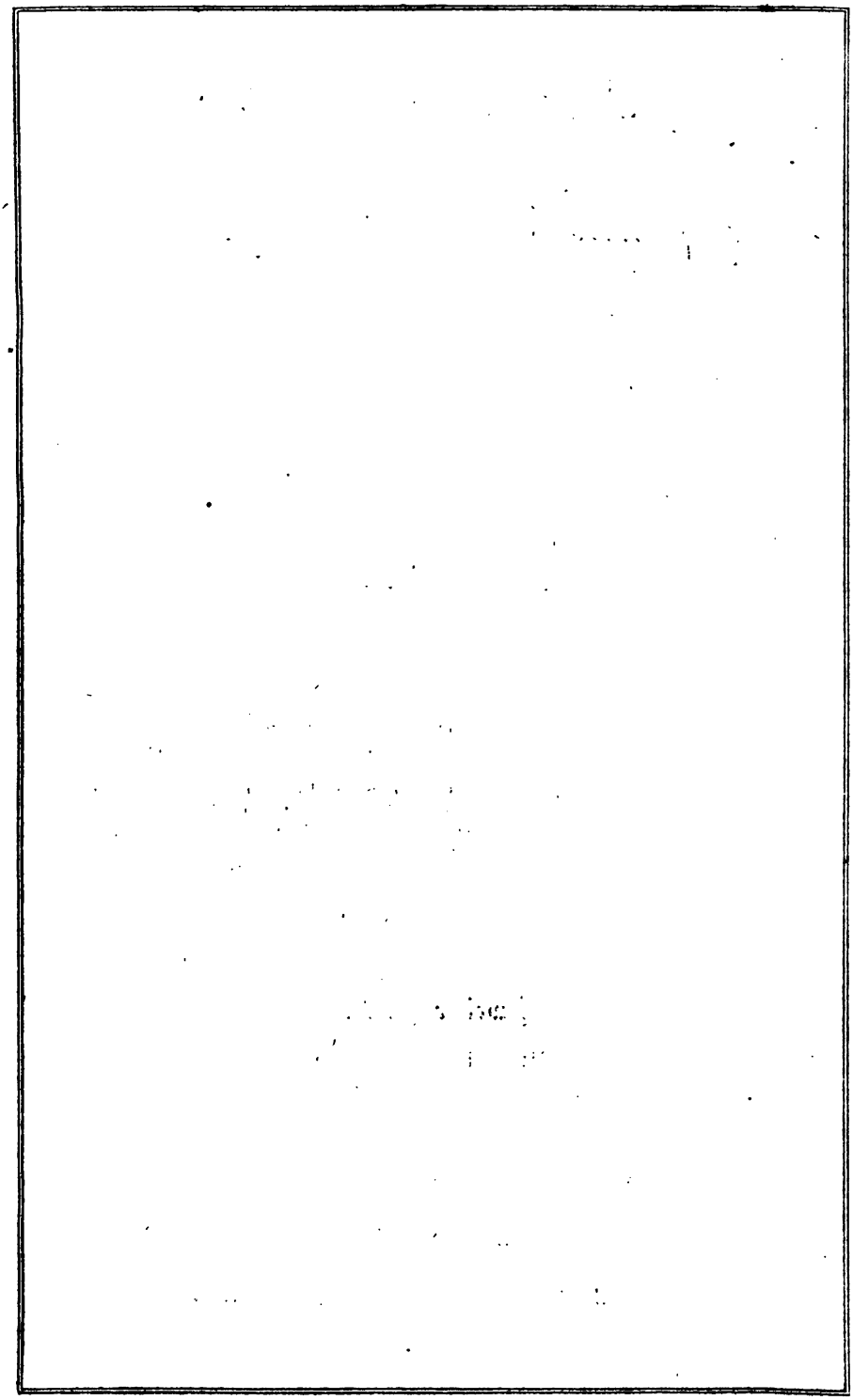
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

39. m. 14



Leben und Dichten

Wolfram's von Eschenbach.

Herausgegeben

von

San-Marte.

Quare quis tandem me reprehendat, aut quis mihi jure subcenseat, si, quantum ceteris ad suas res obeundas; quantum ad festos dies ludorum celebrandos; quantum ad alias voluptates, et ad ipsam requiem animi et corporis conceditur temporum; quantum alii tribuunt tempestivis conviviis; quantum denique aleae, quantum pilae: tantum mihi egomet ad haec studia recolenda sumsero?

Cicero, pr. Arch. poeta.

Zweiter Band.

Mit drei Abbildungen.

Magdeburg,

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung.

1841.

Lieder,
Wilhelm von Orange und Titurel

von

Wolfram von Eschenbach,

und

der jüngere Titurel

von

Albrecht

in Uebersetzung und im Auszuge,

nebst

Abhandlungen

über

das Leben und Wirken Wolfram's von Eschenbach

und

die Sage vom heiligen Gral.

Herausgegeben

von

San-Marte.

Mit drei Abbildungen.

Magdeburg,

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung.

1841.

THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 OCT 1943
OF OXFORD
LIBRARY

Jane mâht den grâl nie man bejagn,
Wan der ze himel ist sô bekant
Daz er zem grâle si benant.

Wolfram von Eschenbach.
(Parc. 468, 12—14.)

Vorwort.

Die epische Poesie des deutschen Mittelalters erreichte nicht allein ihren Höhepunkt in Wolfram von Eschenbach, welcher noch Jahrhunderte lang als ein Leitstern dem nachgebornen schwächeren Dichtergeschlechte vorglänzte, sondern Wolfram ist auch zugleich der Vermittler der ursprünglich provenzalischen, dann nach Nordfrankreich übergegangenen Sage vom heiligen Grale mit Deutschland, ja in gewissem Sinn ihr neuer Schöpfer und vergeistigender Wiederbeleber. So ist in doppelter Beziehung dieser Dichter von gleich hoher Wichtigkeit, sowohl für die Geschichte der Poesie, wie für die Sagengeschichte. —

Wolframs dichterische Größe der Mitwelt zur Anschauung zu bringen, war der nächste Zweck der Uebersetzung seines Parcival; das Bild von ihm durch Mittheilung seiner übrigen Werke, durch Darstellung seiner äußeren Lebensverhältnisse, und Erörterung seiner Stellung zur Poesie seiner Vorgänger und Nachfolger zu ergänzen, ist der eine Zweck dieses zweiten Bandes von „Wolframs Leben und Dichten". Weil aber sein Hauptwerk, der Parcival, einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der Gralsage, den Endpunkt der provenzalischen, und den Anfangspunkt der deutschen Fortbildung dieser Sage, enthält, von welcher die nordfranzösische Ausbildung derselben in eigenthümlicher Weise sich abzweigt, so konnte ich nicht umhin, es zur zweiten Hauptaufgabe des Werks zu machen, den ganzen Entwickelungsgang dieser weitverzweigten, und nach den verschiedensten Seiten hin einflußreichsten Sage darzustellen, umsomehr, als sie bisher einer so zusammenhängenden und gründlichen Bearbeitung, wie die deutsche Heldensage und der

Sagenkreis von Karl dem Großen, sich noch nicht zu erfreuen gehabt hat. — Den mit dem Parcival im engsten Zusammenhang stehenden Titurel Albrechts in einem angemessenen Auszuge mitzutheilen, schien hierbei unerläßlich, zumal dieses Gedicht schwerlich jemals wieder ganz gedruckt werden wird, der Druck von 1477 nur Wenigen zur Hand sein kann, und es darauf ankam, die Sage selbst ihrem ganzen Inhalte nach klar darzulegen, und das Verständniß nicht durch Beziehungen auf schwierig, und den Meisten wohl gar nicht Zugängliches zu erschweren. Gern hätte ich hierorts zugleich die Arthursage in ihrer historischen Entwickelung mit dargestellt, um in einem Feldzuge die entgegenstehende Ansicht mancher deutschen, und fast sämmtlicher französischen und englischen Literarhistoriker, welche ohne genügende Prüfung der Quellen sie mit der Gralsage zusammengeworfen und als identisch behandelt haben, aus dem mit unhaltbaren Autoritäten verschanzten Lager zu vertreiben; allein weder gestattete dies der Umfang noch gebot es der Gegenstand unabweislich. Sollten der Kritik die Resultate des vierten Abschnitts im ersten Kapitel des fünften Buchs verdächtig erscheinen, so dürfte es räthlich sein, ein absprechendes Urtheil bis zu der nahe bevorstehenden Erscheinung meiner von der Cymreigiddion-Society zu Abergavenny (Richter: Geheime Legationsrath Bunsen) gekrönten Preisschrift über die Arthursage, und der Mährchen des rothen Buchs von Hergest aus dem Englischen der Lady Guest zurückzuhalten. —

Nicht verkenne ich, in Folge des doppelten Zwecks des Werks in die mißliche Lage gesetzt zu sein, im ersten, zweiten und vierten Buche mich wesentlich dem größeren Publikum, welchem die Uebersetzung des Parcival gewidmet ward, gegenübergestellt, im dritten und fünften Buche aber die spezielle Fachwissenschaft herausgefordert zu haben. Möge Letztere indeß gegen jene Parthieen tolerant sein, während für Ersteres das Eingehn auf die Sagenforschung gewiß nicht unfruchtbar sein wird. — Wolframs Wilhelm von Orange in vollständiger

Ueberſetzung zu geben, unterließ ich, weil in ihm das Intereſſe des Stoffes unendlich gegen den Parcival zurückſteht, das ſprachliche Intereſſe des Originals in der Ueberſetzung aber verloren geht; der Geiſt des Dichters wird auch aus dem Auszuge wieder erkannt werden. — Die mitgetheilten Stücke aus Albrechts Titurel zur Bequemlichkeit der der alten Sprache Unkundigen zu überſetzen, hätte der Sicherheit des Urtheils da geſchadet, wo Anſicht des Originals unerläßlich war. Den Text dieſer Stellen kritiſch zu ſäubern, mußte ich bei ermangelnder Einſicht der Handſchriften aufgeben; ich konnte nur dem Druck von 1477 folgen, inſoweit nicht neuerdings abgedruckte Stellen einen beſſeren Text lieferten. — Die ausführliche Biographie Wolframs in v. d. Hagens großer Minneſingerſammlung ging mir erſt zu, als das Ms. bereits druckfertig war, und nur noch einige kurze Berichtigungen und Ergänzungen deſſelben geſtattet werden konnten. — Die Acten über die Gralſage erachte ich am wenigſten ſelbſt für geſchloſſen. Noch immer wird ſich über den Urſprung und die erſte Geſtaltung der Sage, über die Exiſtens und den Inhalt des Buchs von Toledo und der Chronik von Anjou, über die Priorität Chretiens oder Kiots, über den Zuſammenhang von Wolframs und Albrechts Gedichten mit dem des Kiot, und über die erſte Erſcheinung Joſephs von Arimathia, Klinſchors und des Prieſters Johannes in der Sage vielfach hin und wider ſtreiten laſſen. Die Unterſuchung zeigt, wie nach allen 32 Winden die Spürkraft ſich richten mußte, und aus den verborgenſten und zerſtreuteſten Winkeln oft nutzbare Beiträge unverhofft gewonnen wurden. Den lebhafteſten Dank ſage ich den Brüdern Grimm, v. d. Hagen, Uhland, Lachmann, Keller und Förſtemann für die vielfache Unterſtützung, wodurch ſie meine Zwecke mittel- und unmittelbar freundlich gefördert haben. Sie ſelbſt werden am ſicherſten die Schwierigkeit der Aufgabe erkennen. Die Zeugen mit beſter Wiſſenſchaft liegen guten Theils noch in Bibliotheken des Auslandes begraben; was Deutſchland bot, glaube ich, ſoweit es

allgemein zugänglich war, benutzt zu haben. Das Hauptmaterial hatte ich glücklicher Weise schon ziemlich vollständig gesammelt, bevor der amtliche Beruf mich einer Gegend zuwies, wo auch das Geringfügigste in diesem Zweige der Wissenschaft nur aus weiter Ferne zu erlangen ist; an einem anderen, Deutschland näherem Wohnorte, hätte im Detail noch Vieles ergänzt werden können, was ein minder scharfsichtiges Auge vielleicht nicht einmal vermissen wird, und nicht ohne wahres Bedauern entlasse ich das Werk ohne diejenige Vollkommenheit, welche unter günstigeren äußeren Umständen ihm hätte gegeben werden können. — —

Bromberg, den 17. März 1841.

San-Marte.

Inhalt.

Seite

Vorwort V

Erstes Buch.

Lieder.

I. Ueber Minnesänger und Minnegesang 3
II. Lieder Wolfram's von Eschenbach 15

Zweites Buch.

Wilhelm von Orange.

I. **Wilhelm der Heilige.** Legende 25
II. **Wilhelm von Orange;** Rittergedicht von **Ulrich von dem Turlin** 39
III. **Wilhelm von Orange;** Rittergedicht von **Wolfram von Eschenbach**
Erster Gesang 36
Zweiter Gesang 43
Dritter Gesang 49
Vierter Gesang 54
Fünfter Gesang 57
Sechster Gesang 61
Siebenter Gesang 68
Achter Gesang 70
Neunter Gesang 71
IV. **Ueber die Sage von Wilhelm von Orange** 76
Beilage. Chronicon Alberici montachi trium Fontium 83

Drittes Buch.

Titurel.

I. **Titurel,** Rittergedicht von **Albrecht von Scharffenberg.** (Im Auszuge nach dem Druck von 1477.)
Einleitung 87
Erstes Kapitel. Wie Titurel, der rechte Herr des Grales, geboren ward 110
Zweites Kapitel. Wie Titurel durch den Engel zum Grale berufen und auch dahin geführt ward 114
Drittes Kapitel. Wie Titurel das Schloß für den Gral, genannt Montsalvatsch, und eine köstliche Kapelle darin baute 115
Viertes Kapitel. Wie Titurel eines Königs Tochter von Hispanien, genannt Richoude, zur Ehe nahm 151
Fünftes Kapitel. Wie Titurel seine Kinder in der Tugend unterrichtet, und ihnen die geistliche Bedeutung des Grales mittheilt 153
Sechstes Kapitel. Wie Frimutel König im Gral ward, und seine beiden Töchter, Joiffiane und Herzeleide, hinaus in die Ehe giebt 156

Seite
Siebentes Kapitel. Hier folgt die Aventure von Tschionatulander u. Sigunen 165
Achtes Kapitel. Wie Gamuret zu Bagdad stritt und sein Ende nahm 187
Neuntes Kapitel. Von Tschionatulander und Sigunen 190
Zehntes Kapitel. Wie Tschionatulander den Bracken Gardivias mit dem köstlichen Seile fing, das ihm nachmals viel Kummer brachte 191
Eilftes Kapitel. Wie Tschionatulander die Besten von der Tafelrunde im Lanzenrennen fällte, und großen Preis erjagte 204
Zwölftes Kapitel. Wie der Baruch an Tschionatulander Gaben schickt, und wie Kailet von Spanien eine Jungfrau rettete mit seiner Ritterschaft und in Noth kam 205
Dreizehntes Kapitel. Wie König Artus eine große Hochzeit und groß Turnier hielt auf dem Felde Florischanze, und das Brackenseil gelesen ward 207
Vierzehntes Kapitel. Das ist das Brackenseil 209
Funfzehntes Kapitel. Das ist das Turnier auf Florischanze 211
Sechszehntes Kapitel. Hier werden Etliche genannt, von denen Einer den Andern abstach 211
Siebenzehntes Kapitel. Wie der mächtige heidnische König von Marroch mit großer Herrschaft und Hofzucht zu König Artus kam 211
Achtzehntes Kapitel. Von der Wunderbrücke 214
Neunzehntes Kapitel. Wie 300 der höchsten Frauen und Jungfrauen an König Artus Hofe gestohlen wurden mit Zauber 215
Zwanzigstes Kapitel. Wie Tschionatulander mit seinem Volke zu dem Baruch wollte, und nach Zassamank in das Königreich kam 221
Ein und zwanzigstes Kapitel. Wie Tschionatulander mit den Galeotten stritt und sie bezwang 222
Zwei und zwanzigstes Kapitel. Wie Tschionatulander zu dem Baruch kam, und von ihm und allen Seinigen mit Ehren empfangen ward 226
Drei und zwanzigstes Kapitel. Wie der Baruch und die von Babylon mit großen Heeren zusammen kommen, und die Ritterschaft von beiden Theilen vor dem Streite eine Vesperei hielten 228
Vier und zwanzigstes Kapitel. Wie die Heere zu beiden Seiten in Rotten getheilt wurden, jegliches in zehn Schaaren 231
Fünf und zwanzigstes Kapitel. Hier erhebt sich der Streit auf Plenantze .. 232
Sechs und zwanzigstes Kapitel. Wie Tschionatulander mit Secureiß unwissend stritt, und ihn erschlug 235
Sieben und zwanzigstes Kapitel. Wie sie auf einen andern Plan zogen, des genannten Streites wegen 236
Acht und zwanzigstes Kapitel. Wie Tschionatulander an den König Hippomedon kam und ihn erschlug 236
Neun und zwanzigstes Kapitel. Wie der Baruch den Streit gewann mit Hülfe Tschionatulanders und seiner Gesellen, und die Stadt Babylon einnahm, und Tschionatulander große Ehre anthat 237
Dreißigstes Kapitel. Wie Tschionatulander und seine Gesellschaft wieder heim zu Land fuhr 237
Ein und dreißigstes Kapitel. Wie Artus mit großem Heer vor Kanvoleis zog, und König Artus und Tschionatulander mit Macht sie von dannen trieben 238
Zwei und dreißigstes Kapitel. Wie König Artus von dem Kaiser von Rom überzogen ward, und Tschionatulander Artus half, und inzwischen zwei Lande verlor 241

Seite

Drei und dreißigstes Kapitel. Wie Tschionatulander mit zwei heidnischen Königen stritt, und sie bezwang, die ihn gesucht hatten, und auf Greifen dargeritten waren ... 242

Vier und dreißigstes Kapitel. Wie Tschionatulander mit Orilus stritt, Jeschoute den Orilus entwappnete, und Sigunen das Brackenseil sandte ... 247

Fünf und dreißigstes Kapitel. Wie Tschionatulander sein Ende nahm, und Sigune den Todten bei sich behielt, und auch bei ihm blieb, so lange sie lebte .. 248

Sechs und dreißigstes Kapitel. Wie Parcival zu Sigunen kam, und gar sehr von ihr gescholten ward wegen Verlust des Grales ... 254

Sieben und dreißigstes Kapitel. Wie Sigunens Vater und ihre andern Freunde zu ihr kommen, da sie klagte ... 258

Acht und dreißigstes Kapitel. Wie Parcival abermals zu Sigunen kam, und man Sigunen eine Kapelle baute, und Tschionatulander in einen Sarg legte ... 258

Neun und dreißigstes Kapitel. Wie Parcival die Königin Pardistale mit Ritterschaft frei machte ... 259

Vierzigstes Kapitel. Wie Ekkunat den Orilus erschlug und Tschionatulander rächte, und wie Parcival in dem Gral König ward, und auch wie der Gral darnach nach Indienland geführt ward ... 262

Ein und vierzigstes Kapitel. Wie das Schloß zu Montsalvage mit der köstlichen Kapelle in einer Nacht nach Indien kam ... 272

II. **Inhalt zweier Blätter,** welche sich auf der innern Seite der Buchdecken der Handschrift des Titurel Nro. 141 in der Heidelberger Bibliothek aufgeklebt fanden ... 277

III. **Bemerkungen über den Dichter des Titurel** ... 285

IV. **Geschlechtstafel der Könige des Grals**

V. **Der Tempel des heiligen Grales** ... 291

Viertes Buch.

Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach.

1. Heimath. Geschlecht. Wappen ... 297
2. Jugend. Erziehung. Wanderleben ... 303
3. Der Hof zu Eisenach ... 309
4. Bildung. Kenntnisse ... 315
5. Liebe. Ehe. Tod ... 320
6. Wolframs Kunst. Seine Vorgänger. Parcival ... 326
7. Wolfram und seine Zeitgenossen. Wilhelm v. Orange. Titurel ... 335
8. Wolfram v. Eschenbach im dreizehnten Jahrhundert ... 345
9. Wolfram v. Eschenbach im vierzehnten Jahrhundert ... 350
10. Wolfram v. Eschenbach im funfzehnten und den folgenden Jahrhunderten ... 353

Fünftes Buch.

Der heilige Gral.

Vorbemerkung ... 359

Erstes Kapitel. Provenzalische Ausbildung der Sage ... 361

I. Das Wort Gral ... 362
II. Flegetanis und das Manuscript von Toledo ... 364
III. Die Chronik von Anjou ... 370
IV. Kiot von Provenze ... 382

Seite

Zweites Kapitel. Nordfranzösische Ausbildung der Sage 397
I. Chretien de Troyes und seine Nachfolger 397
II. Materielle Entwickelung der Sage 405
1. Merlin. Artus. Die Tafelrunde 405
2. Der Gral und Joseph von Arimathia 408
3. Le Roi Pecheur und die Templeisen 417
4. Die blutende Lanze 419
5. Das Schwerdt des Grals 420
6. Die Unsichtbarkeit der Gralsburg und die verhängnißvolle Frage 421
7. Der Schluß der Sage 423
Drittes Kapitel. Deutsche Ausbildung der Sage 426
Viertes Kapitel. Nebenzweige der Sage:
1. Klinschor 444
2. Loherangrin 446
3. Germanische Nahmen im Parcival 453

Beilagen:
1. Roman de Percevalle le Galois en vers 455
2. Epistola Johannis Presbyteri missa ad Gubernatorem Constantinopolitanum 459

Erstes Buch.

Lieder.

II.

Ueber Minneſänger und Minnegeſang.

Wir haben in der Einleitung zum Parcival die Grundlage anzudeuten verſucht, auf welcher die Ausbildung des idealen Ritterthums beruhte, wie es in den epiſchen Dichtungen des deutſchen Mittelalters uns entgegentritt, und welche Richtungen und Lieblingsneigungen der Zeit als die vorherrſchenden verklärt und potenzirt in der Poeſie ſich wiederſpiegelten. Mag es uns indeß ſchon ſchwierig geworden, und nicht ohne Anſtrengung gelungen ſein, uns in die beſondre Ideenwelt des dreizehnten Jahrhunderts und ſeiner epiſchen Helden zu verſetzen, und uns heimiſch darin zu fühlen, ſo wird es uns noch ſchwieriger werden, uns lebendig die Stimmung der lyriſchen Dichter dieſer Zeit zu vergegenwärtigen, und die Empfänglichkeit uns anzueignen, mit der das Publikum ihren Zeit ſie aufnahm.

Weniges iſt uns an lyriſchen Gedichten aus dem zwölften Jahrhundert aufbewahrt, noch weniger aus der früheren Zeit; und was aus letzterer noch zu uns herüberklingt, hat einen überwiegend epiſchen Karakter. Der neue Geiſt, der ſeit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts über Europa ſeinen Fittig regte, die triumphirende Kirche, welche die auf dem ſtillen heimiſchen Altar brennende Opferflamme des Glaubens zur ungeheuren Lohe entflammte, und alle Völker im Sturme fortriß zu den bis dahin unerhörten Völkerzügen gegen die Ungläubigen, die Glorie des Hohenſtaufiſchen Herrſcherhauſes und der römiſchen Kaiſerwürde, das im Geiſt des Chriſtenthums geſittigte und innerlich und äußerlich veredelt geſtaltete Ritterthum, das ausgebildete Lehenswesen, das neu eröffnete Morgenland, der reiche Verkehr mit fremden Völkern, in entlegnen Meeren, alles dieſes hatte die Nation, und insbeſondre deren Kern, den Adel- und Ritterſtand, für geiſtige Thätigkeit empfänglich gemacht, das frühere rohe und gewaltthätige Heldenthum gebrochen, gemildert, und einer höheren, moraliſchen Ordnung unterworfen, hatte dem Geiſte eine Fähigkeit und Schwungkraft gegeben, das Edelſte, Tiefſte und Heiligſte mit einer Innigkeit, Kraft und Begeiſterung zu erfaſſen, wie nur ſelten im Leben der Völker wiedergefunden wird.

Wie wir in den Zeiten großartiger Volksaufregung das Lied, das die gemeinsamen Gefühle Aller ausspricht, von Einer Kehle angestimmt, von Tausenden wie mit einem Zauberschlage wiederholen hörten, — wie das Lebehoch, dem siegreichen Vertheidiger der heimischen Penaten, dem geliebten Vater des Vaterlandes von Einer Stimme entgegengerufen, von Tausenden alsobald wiederhallte: so bedurfte es auch in jener Zeit nur eines Beispiels, eines geringen Anfanges, um alles, was bis dahin halb unverstanden in Geist und Gemüth geschlummert hatte, plötzlich hervorzurufen, und den dunklen Gefühlen Wort und Gestaltung zu geben. Nachdem Heinrich von Veldeck, einflußreich, wie kein Andrer nach dem eignen Zeugniß seiner nächsten Nachwelt, einmal den Ton des Minneliedes angeschlagen, ihn sogar im Epos hatte wiederklingen lassen, und damit das erste Reis geimpft

In Tiuscher zungen,
Da von sit este ersprungen,
Von den die bluomen kwamen,
Da si die spaehe uz namen
Der meisterlichen funde: [1])

da war es, als ob ein elektrischer Funke mitten unter den dichtesten Finsternissen auf einmal allenthalben hervorspringende Flammen entzündet hätte. Hunderte von Sängern in allen Gauen Deutschlands, auf allen Schlössern, sind auf einmal da, wie aus den Lüften gezaubert, und ihr Gesang öffnet ihnen überall die Thore; Fürsten, Könige, Kaiser greifen zum Saitenspiel; die Sänger sind die Lust, die Zier, die Unentbehrlichen im adligen höfischen Leben.

Aber es ist nicht das Große und Gewaltige in der Zeit, was Gegenstand ihres Gesanges ist; die Ausnahmen, wie der Weltumfassende Walther von der Vogelweide, und andere Jüngere, sind so selten, und stehen so vereinzelt, daß sie die Regel nur erst recht bestätigen; nicht Politik, nicht Krieg, nicht Anfechtung der Mächtigen und Nachbarn, nicht Satyre, und Kampf gegen die Gebrechen und Laster der Zeit, singen die ältern Dichter dieser Epoche. Wie sie in das Epos die Gesinnungen ihres Ritterthums hineintrugen, und mit den Farben der Gegenwart malten, ohne doch die Kriege und Heldenthaten zu singen, denen sie beigewohnt, und die sie verübt hatten, so bleibt auch in diesen lyrischen Gedichten fast alles, was sie anregen kann, sie aus sich selbst zu entführen, in die Welt hineinzureißen, und einzugreifen in das Rad der Zeit, unberührt: — durchaus verschieden von den ihnen vorangehenden provenzalischen Sängern, deren Lieder von Kriegslust, Vasallentreue, Ritterpflicht glühen, die Blitze schleudern gegen Juristen, Prälaten, gegen Rom selbst, die in ihren Liedern mit wüthender Leidenschaft bei allen politischen Fragen Parthei nahmen, und mit Leier und Schwerdt zugleich

1) Tristan und Isolde, v. Gottfr. v. Straßburg. V. 4736.

sich einander bekämpften. [1]) Anders bei den meisten unsrer Dichter; sie selbst sind es, ihr eignes Herz mit all seinen Leiden und Freuden ist der einige Born, aus dem sie ihre Lieder schöpfen. Wer nicht aus seiner Jugend, und aus der Zeit, in welcher die ersten Regungen der Liebe aufkeimen, Erinnerungen übrig hat: wer in sich kein Mitgefühl mehr spürt mit seinen eignen Zuständen in jenen Jahren: wer nicht den ganzen Jammer der ersten unbestimmten Sehnsucht noch nachempfindet, und die Süßigkeit und Bitterkeit der mit ihr verknüpften Empfindungen, und die Quaalen und Freuden, mit welchen die feurigste Phantasie uns dann abwechselnd martert und beseeligt: wer nicht im Gedächtniß hat, zu welchen unsäglichen Naivitäten und Thorheiten, zu welchen wunderlichen Vorstellungen und Gedanken, zu welchen Selbsttäuschungen und Selbstbetrügen diese glühende Einbildungskraft den aufrichtigsten, gesundesten, natürlichen Jüngling verblendend verleitet: wer durch altkluge Erziehung, oder durch Schullast, oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor diesen Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorbeiging: — dem werden wir freilich vergeblich einen Begriff von dieser Periode des Mittelalters schwerlich eine Vorstellung von den Quellen dieser Poesie, gewiß keinen Geschmack an dieser Lyrik beibringen. [2]) — Nachtigallen haben diese Dichter sich selbst genannt, [3]) und gewiß kann man durch kein Gleichniß, als das des Vogelgesanges, ihren reichen und doch so einfachen, nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkehren. Nie hat vorher noch nachher eine so unschuldige, liebevolle, ungeheuchelte Poesie die Brust des Menschen verlassen, um den Boden der Welt zu betreten; und so viel Kunst und strenge Schule auch so manche Gedichte dieser Zeit verrathen, so kann man doch diese Poesie kaum Kunst nennen. Sie ist gelernt, aber nicht um gelehrt zu erscheinen; die Meisterschaft verbirgt sich in der Unschuld und Liebe. Der Dichter ist unbekümmert um das Interesse, daher bleibt er in aller Künstlichkeit so einfach und naiv; er sucht seinen Gegenstand lieber durch eine neue Anordnung der Reime, als durch neue und auffallende Gedanken hervorzuheben; und gewiß ist von keinem dichtenden Volke die geheimnißvolle Natur des Reimes in solcher Maaße erkannt, und so offenbar gebraucht worden. [4]) Es würde uns dies noch weit deutlicher werden, wenn uns die Musik zu diesen Gedichten aufbewahrt wäre. Wir Neueren singen und singen zwar auch in Reimen, aber über die Lippen des Dichters kommt kein Laut; wir hören singen — mit den Augen, wenn wir das Buch der Lieder aufschlagen, und im gedruckten, steifen, todten Buchstaben erstarrt das Leben der Töne. Damals war Lied und Gesang ein unzertrennlich Ganzes. War der Dichter nicht mit einer wohlklingenden Stimme von der Natur begabt, so lehrte er Wort und Weise seinem Knappen, ließ sie ihn in den Gesellschaften vortragen, sandte ihn zu seiner

1) Dietz, Poesie der Troubadours.
2) Gervinus, Deutsche Nationalliteratur. I, S. 203.
3) Tristan und Isolde. V. 4749.
4) Grimm, Ueber den altdeutschen Meistergesang. S. 38.

Dame, daß er das Lied ihr vorsinge. Es waren gewisse Tage zum Vortrage von Gesängen in festlicher Gesellschaft bestimmt [1]), und es mag schon früh mit dem ersten Auftreten des Minnegesanges, nach Art der morgenländischen Räthselspiele, die jedoch auch dem germanischen und skandinavischen Alterthum nicht fremd waren [2]), auch ein Wettsingen statt gefunden haben, wovon eine jüngere Zeit uns in dem Gedicht vom Singerkrieg auf Wartburg, redendes Zeugniß geben möchte. Da war die Liederpoesie ein Lebendiges; das Oftgehörte schien ein Neues, wenn es in neuen Melodien erklang; es waren Variationen eines beliebten nie auszuhörenden Grundthemas.

Minneluſt und Minneleid, Frühlingsfreude, Tanz, war der Inhalt der meisten Lieder. Der oft gemachte Vorwurf der Eintönigkeit dieſer sogenannten doch in zu engen Begriff gefaßten Minnepoeſie wird seine Spitze verlieren, wenn wir uns das Leben der Ritter auf ihren einsamen, im Winter oft kaum zugänglichen Burgen vergegenwärtigen. Da gab es keine sichre wohlgebahnte Chausseen, kein bequemes Fuhrwerk, keine wohleingerichteten Herbergen, welche die Kommunikation erleichterten; die Geſelligkeit war im Winter abgeſtorben, wie die Natur, während bei uns der Winter die blühende Jahreszeit der geſelligen Freuden iſt. Das Schwerdt ruhte mit den Fehden; keine Wiſſenſchaft gab dem Ritter ernſte Geiſtesbeſchäftigung, keine Zeitungen brachten Kunde aus der großen Welt; die Lectüre der thatvollen Rittergedichte, vorgeleſen vom Hauskaplan, oder den Frauen, [3]) oder einem Andern, „der das konnte," machte die Unthätigkeit der Gegenwart nur um ſo fühlbarer; die Jagd hatte für die minneluſtigen Jünglinge den Reiz verloren, da die Frauen nicht, wie im Sommer bei der Falkenjagd, daran Theil nehmen konnten. Es war eine Einſamkeit und Oede in das tägliche Leben gekommen, von der wir kaum eine Vorſtellung haben. — Welche überſchwengliche Freude mußte die Bruſt erfüllen, wenn der Lenz den allgemeinen Verkehr wieder eröffnete, wenn das Eis zerging, der Schnee ſchmolz, die Straßen wieder frei wurden, der kalte Reif verſchwand, und die Flur mit dem jungen Grün ſich ſchmückte! Wie die Blumen des Lenzes mit jedem Jahre wieder hervorbrachen, dieſelbe Sonne des Mai dem luſtigen Gewimmel auf Anger und Wieſe, dem fröhlichen Tanz unter der Linde leuchtete, der Wald von Vögelgeſang wiederhallte, die Bronnen geſchwätzig floſſen, — wie dieſelben Freuden darüber mit jedem Jahre in Aller Bruſt ſich erneuten: ſo drängten dieſelben Gefühle auch immer auf's Neue, ſich in Liedern laut zu machen. Nun kam die Zeit der Turniere und Feſte, der glän-

1) Grimm, l. c. S. 87.
2) Grimm, Altdeutſche Wälder. I, Heft 7. S. 8.
3) Die Frauen waren wohl mehr des Leſens und Schreibens kundig, als ihre Eheherren (vergl. Parcival, S. L.). Die Geliebte Friedrichs von Hufen, hatte Veldecks Aneis geleſen (Man. S. I, 91.). Die Winsbekin räth der Tochter Hartmanns Iwein zu leſen an (Man. S. II, 158.), der wälſche Gaſt empfiehlt den Frauen andere Lectüre. Im alten ſächſiſchen Lehnrecht werden die Bücher „da die Frauen pflegen kurtzweil inn zu leſen," zur Gerade gerechnet (Sächſ. Weichbild, Lehnrecht, Budiſſin 1557. Fol. LXXXII, b. Ebend. Weichbild, Fol. XLIV, b.) „Bücher da die frawen pflegen in zu leſen." S. auch, Tieck, Ulrichs von Lichtenſtein Frauendienſt, S. 54, 70, 149, 207.

zenden Besuche, der wandernden kaiserlichen Hoflager mit ihrem Pompe, und zahlreichen Gefolgen; nun nahten sich wieder die entfernten Liebenden, neue Intriguen entspannen sich; die Sehnsucht suchte ihr Ziel, das Geheimniß seine Lösung, der Begehrende Befriedigung und Besitz. — Liebesgesänge, Tanzreigen, Reiselieder, Ausmärsche, Preis des Frühlings, waren die Frucht dieses wiedererwachten Lebens und Treibens in diesem, wie im vorigen Jahre, so wie sie es im künftigen sein wird. — Nicht für uns haben diese Dichter gesungen, nicht um den Ruhm, in entfernten Jahrhunderten noch als Meister zu glänzen, nicht um eine Unsterblichkeit, von der sie keinen Begriff hatten. — Der Augenblick war ihr Element, in dem und für den sie lebten, die Freude der Gegenwart Quell und Lohn ihres Gesanges. Erst als die Töne der Besten verstummt waren, Zerrüttung im Reiche überhand nahm, der trübe Sinn auf das Elend der Gegenwart, auf eine drohende düstre Zukunft blickte, als grelle Mißklänge die heitre Harmonie der alten Nachtigallenlieder zerrissen, die Vornehmen durch den Drang der politischen Ereignisse von der heitren Kunst abgezogen wurden, der höfische Gesang verschlungen zu werden drohte von plumper roher Dörperheit, der Sänger nicht mehr um Minnelohn und Dank der Freude sondern um alte Kleider und Almosen sang, und dem Kargen Kletten in den Bart zu werfen drohte und ihn schimpfte, wenn er seinen Schmutzgesang und seine Lobhudeleien in ungefügen Reimen, verschmähte — da erst begriff man, was man an den Alten gehabt; da sammelten die edlen Manessen (im vierzehnten Jahrhundert) eifrig, was noch an fliegenden Blättern, was noch aus dem Munde fahrender Sänger zu erhaschen war, und getreu der ursprünglichen Neigung, sammelten sie hauptsächlich die Lieder, womit das Lob der Frauen konnte gemehrt werden.

Die Liebe ist von Anbeginn das unerschöpfliche Thema gewesen, das zu variiren die Welt nicht müde geworden ist, und nie wird müde werden. Sie ist der ewig frische, nie versiegende Born, an dem jedes rechte jugendliche Herz sich Labung schöpft, und süße Leiden trinkt. Die Hoffnung, Treue, Zuversicht, der Zweifel, das Ringen und die Trostlosigkeit der Liebe breitet sich in diesen Gedichten bis in das feinste Gewebe aus. Sie ist das Spiegelbild der die Liebenden umgebenden Natur; der Winter hemmt ihren Verkehr, das Herz will erstarren im Frost der Trennung; der Frühling lockt die Blumen aus ihren Kelchen, und die Geliebten ins Freie, der Vögel Gesang mischt sich mit dem Klange der Geigen und den Liedern zum Tanze.

In dem Walde süße Töne
Singen kleine Vögelein;
Auf der Halden blühen schöne
Blumen in des Maien Schein.
Also blüht mein hoher Muth
Froh gedenkend ihrer Güte,

Die mir reich macht mein Gemüthe,
Wie der Traum dem Armen thut. [1])

Der Frühling weckt Liebe in der ganzen Natur; die lachende Sonne, die grünende Flur, die farbigen Blumenſterne, der belaubte rauſchende Wald, die ſingenden Vögel ſprechen die Seligkeit der Liebenden in ahnungs- und geheimnißvoller Rede aus:

In dem lüfte-süzen maien,
So der walt gekleidet stat,
So siht man sich schone zweien
Allez daz iht liebes hat,
Und ist mit einander fro.
Daz ist reht! diu zit wil so.

Swa sich liep ze liebe zweiet,
Hohen muot diu liebe git.
In der beider herzen meiet
Es mit Freuden elliu zit.
Trurens wil diu liebe niht,
Swa man liep bi liebe siht.

Swa zwei liep einander meinent
Herzenlichen ane wank,
Und sich beidiu des vereinent,
Daz ir lieb' ist ane krank:
Die hat Got zesamne geben
Uf ein wunneklichez leben. u. ſ. w. [2])

Die Zeit des ſtillen Schmachtens iſt vorüber, der Dichter bricht mit der Geliebten die Blumen und den Klee — und mehr als das; unter der Linde im Thal, in ſchattiger Wieſenbucht, auf Roſen gebettet, trinken ſie den Becher der Minne, und nur eine Nachtigall iſt Zeugin ihrer verſchwiegenen Wonne:

Unter der Linden,
Auf der Haide,
Wo ich mit meinem Trauten ſaß:
Da mögt Ihr finden,
Wie wir beide
Die Blumen brachen und das Gras.

1) Ulrich von Lichtenſtein, Man. S. II, 25 a.
2) Ulrich von Lichtenſtein, ein tanz wise. Man. Samml. II, 33 b.

Vor dem Wald mit süßem Schall
Tandaradei!
Sang im Thal die Nachtigall.

Ich kam gegangen
Zu der Aue:
Da fand ich meinen Liebsten schon.
Ich ward empfangen —
Heilige Fraue!
Daß ich noch seelig bin davon.
Ob er mir auch Küsse bot?
Tandaradei!
Seht, wie ist mein Mund so roth!

Da ging er machen
Uns ein Bette
Aus süßen Blumen mancherlei.
Deß wird man lachen
Noch, ich wette,
So jemand wandelt dort vorbei.
Bei den Rosen er wohl mag
Tandaradei!
Merken, wo das Haupt mir lag.

Wie ich da ruhte,
Wüßt' es Einer,
Behüte Gott, ich schämte mich.
Wie mich der Gute
Herzte, Keiner
Erfahre das, als er und ich,
Und ein kleines Vögelein;
Tandaradei!
Das wird wohl verschwiegen sein. [1])

So wie in den epischen Dichtungen die Courtoisie und Galanterie der Helden einen festen aus dem wirklichen Leben abstrahirten Typus gewonnen hatten,[2]) so bildete sich, dem entsprechend, auch der Frauendienst zu einer gewissen feststehenden Form, die in den eigentlichen Minneliedern durchgehends erkannt wird. Ein so offenkundiges Courmachen, das öffentliche Auszeichnen einer Dame unter sichtlicher Zurücksetzung andrer, wie es heut zu Tage gänge und gäbe ist, wäre

1) Walther von der Vogelweide, nach Simrocks wörtlich treuer Uebersetzung, I, S. 4.
2) Vergl. Parcival, Einl. S. XXXVI—XLVII.

ein großer Verstoß gegen die ritterliche Zucht gewesen, da diese gebot, jeder Dame, als solcher, die feinste Artigkeit zu erzeigen, ihr mit der größten Zartheit und anmuthigsten Sitte zu begegnen; sie wurde in ihrem Geschlecht geehrt, und deßhalb klagen Wolfram und Walther von der Vogelweide zum Oefteren, daß alle Frauen, gute wie schlechte, gleichmäßig den Namen Weib tragen, und wohl mancher erzeigt werden müsse, was die innere Stimme ihr versage; es wäre eine Beleidigung der Ehre gewesen, da durch solche Auszeichnung leicht der gute Ruf und tadellose Wandel der Dame hätte leiden können, zumal in der Regel nur verheirathete Frauen in größerer festlicher Gesellschaft erschienen, und die selbst erwachsnen Töchter in strengster Zurückgezogenheit gehalten wurden; es wäre große Unvorsichtigkeit gewesen, da die Eifersucht des betheiligten Ehegemahls leicht empfindlich gereizt werden konnte, der dann den Liebenden unübersteigliche Hindernisse in den Weg gelegt hätte, zumal es ohnehin an Lauschern und Spähern (Merker, Kläffer) nicht fehlte, die Tritt und Schritt der Liebeverdächtigen zu belauern suchten, und über die die Minnesinger nicht genug klagen können. — Das Geheimniß gießt den größten Zauberschimmer über das Liebesverhältniß. So geheim die Minne gepflegt wurde (das verholne Dienen war besondre Kunst) so streng ward auch in den Liedern Stillschweigen über den Namen der Geliebten beobachtet; Walter von der Vogelweide weist in mehreren Gedichten die überlustigen Neugierigen mit Spott und Ernst deßhalb zurück. Dadurch gewann der Dichter zugleich volle Freiheit, alle seine geheimsten Wünsche, selbst wenn sie über die Grenzen des Erlaubten hinüberschweiften, auszusprechen, und die Wonne ihrer Befriedigung zu schildern, und durch die Schilderung dazu anzulocken.

Da die Frauen als das Höchste des Lebens, als die Krone der Schöpfung gepriesen, und in der Poesie auf einer Höhe gehalten wurden, wozu das Leben kaum ein Gleichniß gab, da sie die Spenderinnen, wie der bittersten Leiden, so auch der reichsten, überschwenglichsten Freuden waren, so darf nicht befremden, daß die Dichter auch diese Freuden zum Gegenstand ihrer Gesänge machten, und in des stillen Haines der Liebe und Frauenhuld tiefstes Mysterium eindrangen, das wir mit erkünstelter Schaam vor den Augen sorgsam zu bergen, ja mit spitzfindiger Philosophie wohl gar wegzudisputiren suchen. Die große Zahl der sogenannten Tage- oder Wächterlieder einer nicht minder großen Zahl Dichter (von acht Gedichten Wolframs gehöret die Hälfte in diese Gattung), giebt das schlagendste Zeugniß von dem großen Gefallen, das man an Gedichten dieser Art fand. Das Thema ist in allen dasselbe: der Liebende schleicht nächtlich zur Geliebten, der Diener hält unter dem Fenster oder auf der Zinne Wacht, um zu rechter Zeit den Morgen zu verkünden, und den Glücklichen zur Entfernung zu mahnen, damit er ohne Gefährde der Ehre und des Leibes, und des Rufes seiner Dame sich heimlich wieder von dannen stehle. Die Schilderung des holden Genusses, die Nähe seines Verschwindens, die Wehmuth des Abschiedes bilden die vielfachsten und anmuthigsten Variationen. Die Provenzalen nennen diese Lieder

Alba, d. h. Morgenroth, und sie können in treffender Kürze nicht besser karakterisirt werden, als: „sie feiern das Glück zweier Liebenden, indem sie den Tagesanbruch verwünschen,“ [1]) und sie waren bei den Franzosen nicht weniger beliebt und zahlreich als bei den Deutschen; bei den letzteren ist jedoch das Eigenthümliche, daß dem Wächter auf der Zinne die Pflicht zugetheilt ist, den Tagesanbruch zu melden, und zum Aufbruch zu mahnen. So wie die Poesie von ihrer Höhe herabsank, erhob sich auch die Geißel der Moral gegen diese Lieder, und der strenge die losen Sitten züchtigende Schulmeister Hugo von Trimberg (um 1300) tadelt strenge in seinem Renner (ein mere von ebten, V. 4245) die Äbte von St. Gallen darüber, daß sie Tagelieder dichteten:

Wem sollte das nicht wohl gefallen,
Daß ein Abt von Sanct Gallen
Taglieder machte so recht schöne?
Daß Sanct Gallen so hoch Getöne
Durch weltlich Ehre jemals sang,
Deß habe sein Abt immer Dank:
Dieweil dabei man denket sein:
O volle Pfründe, die Schuld ist dein!
Du macheſt leider manchen Affen
Aus beiden, Mönchen, und aus Pfaffen,
Deren mancher nimmer käm zu Ehren,
Sollt' er von seinem Erbtheil zehren.

Der große Beifall, mit dem diese Lieder aufgenommen wurden, und der Umstand, daß sie in festlicher Gesellschaft beider Geschlechter ohne Erröthen durften vorgetragen werden, gewähren uns freilich keine hohe Idee von der Sittenstrenge unsrer Altvordern. Aber vergessen wir auch nicht, um nicht ungerecht zu sein, daß der Sänger nicht in einer musikalischen Soiree unsers heutigen Geschmackes auftrat; daß keine Kinder, die man in allzufrüher gewaltsamer Entwickelung vor ihrer Zeit zu großen Damen aufpumpen will, deren Geist verschroben ist von überzeitiger Bildung, sich in der Gesellschaft befanden, sondern nur Frauen, und, wiewohl nur ausnahmsweise, gereifte Jungfrauen, die von ihrer nahen Bestimmung wohl schon ein klares Bewußtsein hatten, die in gesunder Natürlichkeit aufgewachsen, nichts vom geheimen Kitzel liederlicher Unsitte wußten; erinnern wir uns, mit welcher unschuldigen Unbefangenheit, wie wir von Essen und Trinken etwa reden, Wolfram im Parcival von der Feier des Beilagers seiner Helden spricht; und, wenn auch der Schalk mitunter durchblickt, dennoch kein unrein lüsterner Gedanke, der nur der gemeinen Wollust angehört, uns dabei stört: so müssen wir annehmen, daß diese Gedichte nicht den unmoralischen Reiz bei ihren Zuhörern erregten, wie allenfalls bei uns. Ich will Wolfram und seine Genossen nicht

1) Fr. Diez, Poesie der Troubadours. S. 115. 265.

rechtfertigen, aber sie finden ihre Erklärung und Entschuldigung in der geraden Denkart ihrer Zeit, und in deren derben, aber deßhalb noch nicht verderbten Sitten und Gewohnheiten, die daher einen andern Maasstab der Beurtheilung, als unsre heutige Konvenienz, erfordern. Ueberheben wir uns nicht über unsere geraden Vorfahren, die sich schlecht auf das künstliche Verhüllen des wahrhaft Lästerlichen verstanden. Sind unsre Ballets, unsere frivolen aus Frankreich herübergeführten Lustspiele etwa die Moralität fördernder, als jene Lieder? Die Skandalosa, die anscheinlich sehr züchtige Frauen in ihren Kaffees mit größtem Interesse hören und weiter tragen, sind sie nicht ärger, als diese Gesänge? Sie aber, diese sittsamen Posaunen der Schande ihres Nächsten, begehen dazu eine Unart, wovon jene Dichter kein Beispiel geben; sie nennen bei Namen die Pfleger und Pflegerinnen verbotener Liebe. Auch wußte man wohl damals, so gut wie jetzt, das Wahre vom poetisch Geschilderten zu unterscheiden. So, wie die Liebe sich einmal in der Poesie gestaltet hatte, durfte ihr auch dieser Schluß nicht fehlen, und die Phantasie verirrte sich ebensowenig so weit, diese poetische Gestaltung in die Wirklichkeit als das allein Gültige und Wahre einzuführen (wenn auch Gottfried von Straßburg in seinem Tristan und Isolde hierzu Anlauf zu nehmen schien), als es dem Ritter einfiel, die Wundervölker und Drachen der epischen Dichtungen in seinen Nachbargauen und hinterm Zaun seines Schlosses zu suchen. Wir bewundern die Formen des nackten menschlichen Körpers in Gemälden und Bildwerken, ohne daß es uns einfällt, uns in gleicher Attitüde öffentlich zur Schau zu stellen. — Die Befriedigung der Liebe, auch von ihrer sinnlichen Seite, erschien als etwas so Naturgemäßes, und war es in der That auch in jener jugendkräftigen Zeit allerdings weit mehr, als jetzt, daß die damalige Konvenienz es nicht für nöthig erachtete, den dichten Schleier darüber zu werfen, den unsre matten Jünglinge und Mädchen mit lüsterner Begier dennoch allzufrüh zu heben suchen. Wenn wir daher unsrer Jugend auch Gedichte dieser Art nicht in die Hand geben wollen, so finden doch auch die gebildeten und ungebildeten Fleischesrehabilitatoren unsrer Tage an dem gediegenen tüchtigen Karakter der meisten älteren deutschen Dichter dieser Klasse nichts weniger als Schutzpatrone, und zu keiner Zeit sind Fleischesverbrechen vom geistlichen und weltlichen Gericht, und von dem beleidigten Privaten eigenmächtig unter Beistand des Gesetzes so hart bestraft worden, als eben in jener.

Wenden wir uns nun endlich näher zu Wolframs lyrischen Gedichten, so finden wir in ihnen einen vollständigen kleinen Roman gespielt. In Nr. I. erweckt der Frühling die Waldessänger zu Liedern und zur Liebe, der Dichter aber hofft um so sichrer auf Minnelohn, als im Gegensatz der Sommervögel, er auch im Winter singe; er nähert sich hier zuerst der Erkornen. In Nr. II. hofft er noch in stiller Bescheidenheit auf Gewährung, ohne mit unziemlichem Dringen sie belästigen zu wollen. In Nr. III. kann er sein heißes Sehnen nicht länger bändigen; das flüchtigste Zeichen ihrer Huld, auch nur Einmal gegeben, würde ihm ein seeliges Ende bereiten; sie von der Natur zur Liebe geschaffen, kann nicht so

grausam, und daher so aller sanften Frauensitte entgegen sein, daß sie ihn verschmachten lasse. In Nr. IV bis VII. hat er sie errungen, sie hat ihm verstohlne Liebe gewährt. Das Zartgefühl gestattet dem Sänger jedoch nicht, nun noch von sich in erster Person zu sprechen. Die Liebenden werden als Dritte in die Ferne gerückt; die verschwiegnen Namen sind nicht zu errathen, und — nach Göthes Spruch — „jeder denke sich dabei ritterlich die Seine.“ — Auf die Mannigfaltigkeit auch in diesen gleichartigen Liedern braucht kaum aufmerksam gemacht zu werden. Zuerst giebt der Wächter gute Lehren und mahnt zur Vorsicht beim gewagten Besuch (Nr. IV). Darauf klagt die Frau gegen den Wächter, daß sein Warnergesang ihr grausam den Geliebten entreißen wolle (Nr. V.). Dann klagt sie gegen den Geliebten ihren Trennungsschmerz (Nr. VI.). Endlich wechselseitige Minnenoth und Minnetröstung (Nr. VII.). In Nr. VIII. hat der Glückliche sie zur Gattin gewonnen. Nun darf seine Person selbst wieder hervortreten, und nun bedarf's nicht mehr heimlicher Zusammenkünfte, und des warnenden Wächters; seine Minne braucht das Licht nicht mehr zu scheuen.

Man wird erinnern, daß diese Lieder, wie wir in Wort, Sinn und Metrum sie möglichst treu dem Original nachgebildet haben, nicht so melodisch und einschmeichelnd in's Ohr fallen, wie wir es von Liedern unsrer heutigen Dichter fordern und gewohnt sind; allein wir dürfen eines Theils nicht vergessen, daß letztere auf die Melodie der Worte schon deßhalb größeren Fleiß wenden müssen, weil sie sie in der That mehr zum Lesen als zum Singen dichten, und sich daher zu bemühen haben, den Gesang in Rhythmus und Reim schon durchklingen zu lassen, während die Alten Wort und Weise nicht trennen konnten, und eins mit dem andern gleichzeitig entstand; weßhalb immer einer fremden Melodie einen neuen Text unterzulegen für poetischen und musikalischen Diebstahl galt; andern Theils würden wir erst, wenn wir vermöchten, die Minnelieder uns in ihrer ursprünglichen Weise vorsingen zu lassen, die rechte Bedeutung dieser viel verschlungnen, oft sich nahe häufenden, oft weit von einander getrennten Reime, der reimlosen Zeilen (die sogenannten Waisen) und des Wechsels der kurzen mit den oft anscheinlich ungebührlich langen Zeilen vollkommen aufzufassen im Stande sein. — Unbekannt mit unsrer heutigen, den Griechen abgelernten Prosodie und Metrik kannten die Alten nur Arsis und Thesis (Hebung und Senkung), ähnlich, wie die alte Kirchenmusik auch nur diese, nicht aber unsern heutigen Takt kannte; daher die, jedoch nur scheinbaren Anomalien in der Sylbenzahl, die beim richtigen Lesen schon bedeutend, beim Gesange ganz verschwinden. Das ängstliche Sylbenzählen begann erst in der jüngern Zeit der ausgebildeten Meistersängerei, in welcher der Geist zu todter Form erstarrte. Das Gesetz der Dreitheiligkeit der Strophen, welches in unsern Liedern durchgängig beobachtet, und durch den Druck dem Auge erkennbar gemacht ist, erstreckt sich über alle Liedergattungen der Kunstsänger (im Gegensatz der Volkssänger) mit Ausnahme einer, der sogenannten Laiche, welche, wie wir sagen würden, in freien Versen gedichtet wurden. Jede

Strophe (liet) theilt sich in zwei, in Reimen und Hebung und Senkung innerhalb jeder Zeile sich entsprechende Theile (stollen), denen der dritte (abgesang) in eignem selbstständigen Metro folgt. Dieses einfache Gesetz gewährt dennoch eine so große Mannigfaltigkeit, daß fast jedes Lied von dem anderen eine verschiedne Form hat, und es ein Leichtes wäre, deren über tausend zusammen zu stellen. Ich enthalte mich jedoch, weiter in diese Technik einzugehen, da sie so gründlich als faßlich in Simrocks Uebersetzung der Gedichte Walthers von der Vogelweide, I, S. 167. folg. und in dem trefflichen Werke Jacob Grimms über den altdeutschen Meistergesang erörtert ist, worauf ich verweise.

III.

Lieder.

I.

Erstes Minnewerben.

Blumen sprossen, Knospen springen,
Und des Maien Hauch erweckt den Vöglein ihren alten Ton.

Ich weiß Neues auch zu singen
Bei des Winters Reif, lieb Weib, — und bei versagtem Lohn.

Ist der Sommer hingeflohn,
Erklingt in Niemands Ohren der Waldessänger Ton.

* * *

Perlenthau an Blum' und Aesten
Höht der Blüthenkelche Glanz auf Wies' und Bergeshang.

Vöglein, hellgestimmt, die besten,
Wiegen in der Zeit des Mai ihr Kindlein mit Gesang.

Dann schläft nicht die Nachtigall.
So wach' auch ich, und sing auf Bergen und im Thal.

* * *

Gnade will mein Sang begehren,
Liebes Weib, von Dir; nun hilf; denn Hülf' ist worden noth.

Laß mich hold Dir Dienst gewähren,
Den ich stets Dir bot, und biete bis an meinen Tod.

Gieb den Trost mir nun, o Frau:
Von meinen langen Klagen daß ich Erlösung schau.

* * *

Kann, lieb Weib, mein Dienst begründen,
Daß Dein tröstliches Gebot mir Freuden noch erzeigt —

Daß mein Trauern muß verschwinden,
Und nach Dir mein langes Sehnen liebes End erreicht?

Deine Güte mich bezwang,
Daß ich Dich sing' in Weisen, kurz, — oder, willst Du, lang.

* * *

Wenthes Weib, die süße Güte
Und Dein minniglicher Zorn hemmt meiner Freuden Lauf —

Willst Du trösten mein Gemüthe?
Ach, ein tröstlich Wort von Dir, wie richtet's sanft mich auf!

Nimm von mir die Last der Klagen,
Daß hochgemuth ich werde noch einst bei meinen Tagen.

II.

Stilles Hoffen.

Wohl ſei's mir, Frau, von Dir gewähret,
Daß ich in Treuen nach Dir ringe. —

Du haſt mir nie die Luſt verwehret,
Daß hin mein Aug' zu Dir ich ſchwinge.

Und — leucht' ich wie Juwelenpracht? —
Du ſiehſt mein Herz in finſtrer Nacht.

* * *

Sie ſpendet aus den Tröſtegruß,
Der Freuden viel mir geben mag,

Um den ich immer dienen muß.
Gar leicht erſcheinet noch der Tag,

Da ich dem Freudenziel darf nahn.
Schon größre Wunder ja geſchahn.

* * *

Seht, was ein Storch der Saat thut Schaden!
Mich ſchädigen die Frauen nicht mehr.

Mit ihrem Haß mich zu beladen,
Weh thät es mir. — Die ſich nun ſchwer

An mir vergeht — ich laß es ruhn, —
Will, was mir ziemet, ſittig thun.

III.

Heisses Minneringen.

Dich bitt' ich, Frau, um Minne,
Weil ich zumal
Dir zu gebieten nicht vermag.

Du gieb mir zu Gewinne,
Daß ich einmal
Erleb' an Dir noch lieben Tag.

Mag ſchneller als gehetztes Thier
Dein Troſt dann von mir weichen! —
Denkſt Du der Treu, der reichen, —
Seelig Weib,
So giebſt ein liebes Ende mir.

* * *

Dein Herz iſt mein Verderber,
Dein Herz ſo hart!
Kann Sitte ſo an Dir zergehn?

Dem Falken kann, dem Sperber
Sein Brüſtchen zart
Nicht beſſer, als Dir Deines flehn.

Dein Mund iſt für den Kuß geſtalt;
Dein lächelndholdes Grüßen
Vermag mir wohl zu ſüßen
Bittre Noth:
So haſt Du, Liebe, mein Gewalt.

* * *

Könnt' ich das Glück erreichen,
Das alſo hoch
Geſetzt iſt meiner Freud' als Kel
Gott mag ihr Herz erweichen
Dieweil ihm noch
Mein ſehnend Leid nicht mißgefiel.

Man ſieht mich allzuſelten froh.
Des Blitzes Donnerkeile
Möcht' ich erflehn zum Heile,
Daß damit
Des Herzens Härt' ich ſchmeltzte ſo.

* * *

Die schön gewölbten Wangen,
Sie geben Schein,
Wie thaubenetzter Rosen Roth.

Sie, Schön', ist mein Verlangen,
Sie, Tadels rein.
Ihr Auge stürzet mich in Noth,

Dringt mir in Herzens tiefsten Grund,
Daß mir von ihrer Minne
Heiß flammen alle Sinne.
So, ach so,
So bin ich von der Süßen wund!

* * *

Freud' ihre Schönheit machet.
Durchleuchtig roth
Sind ihre Lippen, wie Rubin.

Wem sie von Herzen lachet,
Deß Sorg' ist todt. —
Sie sucht mein Aug, blickt zu ihr hin;

Ist fremd sie, kalt — mein Herz zerspringt.
Wär Venus noch zu finden,
Wie müßte sie verschwinden
Vor der hier!
Ich sterb', wenn sie mir Lieb' nicht bringt.

* * *

Ja, meinem Aug' und Sinne
Sag' ich es Dank,
Daß sie befunden sie so gut.

Die ich da heimlich minne
Treu ohne Wank,
Die hat erhöhet mir den Muth.

Das schaffet mir ihr rother Mund.
Ihr minnigliches Lachen
Vermag mir wohl zu machen
Hohen Muth,
Daß große Freude mir wird kund. —

IV.

Wächtertreu.

Von der Zinnen
Will ich gehn, und Tageweise
Singen nicht.

Die sich minnen
Heimlich, ledig laß mit Preise
Sie das Gerücht.

Mit Acht sich kehre
An diese Lehre,
Wer seine Ehre
Werth hält und gut.
Wer Hülfe bäte,
Um Rath mich flehte:
Es springt mit Stäte
Ihm bei mein Muth. —
Ritter wache, sei auf der Hut! —

* * *

Nicht verdächtigen
Will ich aller Wächter Treue
Zu ihrem Herrn.

Nicht bemächtigen
Soll Dein sich Scheidens Schmerz und Reue,
Das, Frau, noch fern.

Hart wär's zu nennen:
Soll selbst bekennen
Die Zeit zum Trennen
Der Traute. — Nein! —
Der Sommer bringet,
Daß mein Mund singet:

Durch Wolken bringet
Des Tages Schein.
Wache, süßer Gast, hüte Dein!

* * *

Der ungern hörte
Klagen sie, er muß von hinnen.
Da sprach sein Mund:

Nie zerstörte
Also Trauer Lust der Minnen
Und Freuden Fund.

Wie bald es tagte:
Der Unverzagte
An ihr erjagte,
Daß Sorg' ihm schwand.
Sich näher rücken,
Ein heimlich Zücken,
Ihr Brüstlein drücken,
Und mehr zuhand —
Dann ging, der hoch in Lobe stand.

V.

Wächterlied.

Wächter.

Seine Klauen [1])
Durch die Wolken sind geschlagen;
Er steiget auf mit großer Kraft;
Ich seh ihn grauen
Morgentlich, wie er will tagen,
Der Tag, der ihm Gesellschaft

Entwenden will, dem werthen Mann,
Den drinnen ich mit Sorgen ließ.
Ich bring' hinweg ihn, wie ich kann;
Sein' hohe Tugend mich das leisten hieß.

Frau.

Wächter, du singest,
Was mir manche Freude nimmt,
Und noch vermehret meine Klage;

Denn Du bringest
Kunde, die mir wenig ziemt,
Am mindsten Morgens gar vor Tage!

Du sollst sie ganz verschweigen mir
Ich fleh' Dich bei der Treue dein;
Ich lohn' es reich nach Kräften Dir.
So weilt doch hier noch der Geselle mein.

Wächter.

Er muß von hinnen
Ungesäumt von diesem Ort;
Drum gieb ihm Urlaub, süßes Weib.

Laß ihn minnen
Darnach Dich heimlich immerfort;
Daß er bewahre Ehr' und Leib.

Deß Treu er sich befahl, war ich,
Daß ich ihn sicher führ' hindan.
Jetzt ist es Tag; Nacht war's, da sich
Dein Kuß und Herzdruck ihn mir abgewann.

Frau.

Was Dir gefalle,
Wächter, sing' und laß den hier,
Der Minne bracht' und Minn' empfing.

---

1) Grimm, Rechtsalterthümer, S. 38, nicht geneigt, den anbrechenden Tag für ein klauiges Thier zu halten, hält dafür, daß der Ausdruck vom Austreiben des Viehes hergenommen, und die beigebrachten Beispiele beweisen allerdings, daß die Tageszeiten danach bestimmt wurden. Dennoch halte ich es für poetischer, und Wolfram gemäßer: wenn er sich hier den siegenden mit Kraft aufsteigenden Tag als einen Löwen oder Adler denkt, der die Klauen durch die Wolken schlägt, und sie bei Seite wirft, wie die Sonnenstrahlen siegreich durch die nächtlichen Gewölke dringen.

Vor Deinem Schalle
Noch nie so sehr erschraken wir.
Der Morgenstern, gewiß, er ging

Noch jetzt nicht auf für meinen Traut.
Noch nirgend glänzt des Tages Licht.
Weßhalb reißt ihn dein Warnerlaut
Aus blanken Arm mir? — aus dem Herzen nicht.

Vor dem Scheine
Des Tags, der durch die Scheiben brach,
Und vor des Wächters Warnersang

Erschrak die Reine
Um seinethalb, der bei ihr lag.
Noch einmal Brust an Brust sie zwang.

Der Ritter fasset Muth. Er rückt —
Ihn warnt umsonst des Wächters Ton —
Ihr nah und näher. Scheidend pflückt
Mit Kuß und andrem er der Minne Lohn.

VI.

Morgentliches Scheiden.

Des Morgens Schein bei Wächters Sang ersah
Die Magd, da traut geborgen
In holden Freundes Arm sie lag.

Da war der süßen Freuden Ende nah;
Feucht ward in bangen Sorgen
Das klare Aug' —. Weh, rief sie, Tag,

Wild und Zahm erfreut sich Dein,
Und sieht Dich gerne,
Nur nicht ich. Wie wird es mir ergehn?
Ich kann den Freund nicht länger bei mir sehn.
Ihn scheucht von hinnen dein lichter Schein!

* * *

Der Tag gewaltig durch die Fenster drang;
Viel Riegel sie verschlossen:
Umsonst. — Da ward ihr Kummer wach.

Die Freundin herziger den Freund umschlang;
Die Thränen ihr entflossen
Auf Beider Wangen, und sie sprach:

Ein Leib sind mit zwei Herzen wir
Ganz unzertrennlich.
Unsre Treu geht gleichen Pfad. Die Brust
Wallt stolzer, sich so großer Lieb bewußt,
Wenn so Du kommest, und ich zu Dir.

* * *

Mit Trauer bringt der Mann den Scheidegruß.
Doch nah und näher rücken
Erst Beide sich. Es blinkt der Tag

Auf feuchtes Aug' und süßer Frauen Kuß.
Mund, Arm und Busen drücken
Sie an sich fest, wie Hüft' an Hüfte lag.

Wär' ein Maler jetzt bereit
Sie abzumalen,
Solche Grupp' erschien' ihm malenswerth.
Ward auch ihr Glück von Sorgen wohl gestört:
Ihre Liebe kannte nicht Widerstreit.

VII.

Taglied.

Er.

Es ist nun Tag,
So daß ich mag
Mit Wahrheit sagen:
Ich darf nicht länger weilen.

Die finstre Nacht
Hat nun gebracht

Zu meinem Leide
Den Morgen; ich muß eilen.

Sie.

Weh, muß er scheiden nun von hie,
Die Sorge, Freund, kommt mir zu früh,
Zu früh gewiß auch ihm, ich weiß es,
Den gern ich bergen möcht' in meinen Augen,
Könnt' ich so ihn mir behalten.
Mein Gram will sich erweiten;
Weh, wie kann ich lassen ihn?
Des Höchsten Fried' ihn mög' zurück in meinen Arm geleiten.

* * *

Das gute Weib
Ihres Freundes Leib
Herzlich umfing;
So sank er süß in Schlaf.

Da es geschah,
Daß er ersah
Den graunden Tag —
Das war's, was hart ihn traf.

An seinen Busen drückt' er sie,
Und sprach zu ihr: mir kam noch nie
Ein traurig Scheiden, ach, so schnell;
Es floh die Nacht uns allzubald von hinnen.
Wer hat sie so kurz gemessen?
Der Tag will nicht verschwinden.
Kann die Liebe schaffen Glück,
So helfe sie, daß ich Dich darf mit Freuden wieder finden.

* * *

Sie Beide lüst'te,
Daß er küßte
Sie genug.
Gefluchet ward dem Tage.

Drauf Urlaub nimmt
Er, wie sich's ziemt;
Nun merket, wie
Sich mischte Lust und Klage.

Sie hatten Beide gleichen Muth,
Daß sie so nahe sich geruht,
Als Liebe heischt zu ihrem Preis.
Und stünden Sonnen drei zumal am Himmel, —
Schienen doch nicht zwischen Beide.
Er sprach: nun muß ich reiten.
Deine Lieb' erhalte mir;
Sie sei mein Schild heut hin und her, und stets zu allen Zeiten.

* * *

Ihr Aug' ward mehr
Von Thränen schwer,
Und er auch seufzte:
Er müsse fort von ihr.

Sie sprach: nun scheiden
Von meinen Freuden
Ach, muß ich ganz;
Sie alle fliehn von mir,

Wenn mir versaget ist dein Kuß,
Ich Deinen Mund entbehren muß,
Der manchen lieben Gruß mir bot,
Wie Deines Herzens hohe Güt' ihn lehrte,
Und Gesellin dein, die Treue.
Wem willst mich überlassen?
Kehr o bald zu meinem Trost!
O weh' wie soll ich sonst mich bei so schweren Sorgen fassen?

VIII.

Gefahrlose Minne

Der Helden Minneklage,
Auf, sing' sie nun dem Tage,

Das Saure nach dem Süßen!
Wenn Minne zu genießen

Nur so gelingt,
Daß Er von Ihr muß scheiden,
Sobald Du mahnst die Beiden,
Daß schon blinkt
Der Morgenstern: schweig, Wächter, schweig;
solch Lied nicht Freude bringt.

* * *

Wer Minneluſt genoſſen
Von Weibes Arm umſchloſſen,

Den Spähern unverborgen:
Der braucht nicht mit dem Morgen

Zu entweichen;
Braucht nicht, bang vor Gefährde,
Daß er entdecket werde,
Weg zu ſchleichen.
Ein offenkundig ſüß Gemahl kann ſolche Minne reichen.

Zweites Buch.

Wilhelm von Oranje.

I.

Wilhelm der Heilige.

Legende.

Auszug aus dem Leben St. Wilhelms, wie solches ein gewichtiger Autor im eilften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung niedergeschrieben hat.

(Acta Sanctorum. Antwerpen, 1668, Tom. VI. p. 810.)

Sanct Wilhelm, zur Zeit des berühmten und glorreichen Königs Pipin geboren, war ein Sohn des angesehenen Grafen Theoderich, der i. J. 782 unsers Herrn siegreich die Sachsen unter Wittekind bekämpft haben soll, und der Albana, die für eine Tochter Karl Martels und der Rotrudis gehalten wird; beide aus den ersten Geschlechtern Frankreichs entsprossen; beide in Leben und Wandel Gott und den Menschen wohlgefällig.

Den ihnen von Gott geschenkten Knaben erzogen sie wohl und ließen ihn in den göttlichen Wissenschaften, und in den Lehren verschiedener Philosophen unterrichten, nicht minder auch, wie es bei fürstlichen Kindern üblich, in den ritterlichen Uebungen. — Als der König Pipin das Zeitliche gesegnet und sein ruhmreicher Sohn, Karl der Große, als dessen Nachfolger den Thron bestiegen hatte, wurde ihm der junge Wilhelm von seinen Eltern empfohlen, daß er immer dem Könige zu Gebote sei, und im Pallaste, da er zu den Pärs des Reichs gehörte, Ritterdienst thue. So sehr der Jüngling sich auch am Hofe im Privat- und öffentlichen Dienste des Königs, und im Kriege auszeichnete, hatte ihm doch der Neid nichts an, und niemand war ihm übel gesinnt. Gott hatte ihm außerdem ausgezeichnete Körperschönheit, Stärke, Tapferkeit und Hochsinn geschenkt, so daß er im höchstem Ruhme stand. Er erhielt bald das Amt und den Titel eines Grafen (comes, consul), führte im Kriege die erste Kohorte an, wurde bei allen königlichen Rathschlüssen zugezogen, besorgte streng und eifrig die Reichsgeschäfte, wurde ein Vater des Vaterlandes, Vertheidiger des Staats, war wachsam im Frieden, arbeitete rastlos im Kriege, er, ein Seegen der Bürger, und ein Vertilger der Feinde. Des Königs höchste Aufmerksamkeit war aber darauf gerichtet, den Ruhm Christi zu mehren, und den christlichen Namen über alle Völker im Triumphe zu erheben; und hierzu war Wilhelm mit Beistand andrer Heerführer ganz vorzüglich berufen und thätig.

In jenen Tagen führten die Sarazenen

ein unzählbares Heer über die Pyrenäen, in Aquitanien, Provenze und Septimanien ein, verheerten die Provinzen, raubten und plünderten, schleppten die Bevölkerung in die Gefangenschaft, und besetzten einen großen Landstrich, als ob sie darin sich auf ewige Zeiten niederlassen wollten. Als der allerchristlichste König Karl dies vernimmt, ruft er die Christen um Rath und Beistand an, fordert die Großen des Reichs zu sich, und Alle stimmen darin überein, daß Wilhelm, erprobt in den Waffen, siegreich im Kriege, rühmlich erfahren in der fränkischen Kriegskunst, vor allen Anderen geeignet sei, den Heiden entgegen zu treten. Unter Zuruf des Heeres wird ihm das Herzogthum Aquitanien verliehen, und er vom Grafen zum Herzog (dux) erhoben. Vertrauend auf Gott, und um das Vertrauen seines Königs zu rechtfertigen zieht er gegen die Barbaren.

Nachdem er die Rhone überschritten, entriß er, nicht ohne harten Kampf den Feinden die feste, nachmals so berühmt gewordene Stadt Orange (Arausica), machte sie zur Hauptstadt seines Herzogthums, schlug die Heiden zurück, und bekämpfte lange und glücklich die überseeischen und die benachbarten (afrikanischen und spanischen) Sarazenen mit Gottes Hülfe, bis er den christlichen Landen endlich den Frieden und die Ruhe vor den Anfällen der Ungläubigen sicherte.

Nun sing er selbst, der Triumphator und Fahnenträger Christi, der ruhmreiche Heerführer, er, vor allen Guten friedfertig, an, Gott mehr zu dienen, als er dazu Muße im Kriege hatte finden können. Nun wandte er sich zu frommen Uebungen und guten Werken. Die zerstörten Kirchen wurden wieder hergestellt, und neu erbaut. Tag und Nacht arbeitete Wilhelm an dem Wohle des Staats, übte Gerechtigkeit, und gab heilsame Gesetze; den Armen, Wittwen und Waisen war er ein gerechter Richter; er unterwarf die aufsätzigen Großen und Herren, duldete nicht, daß sie ihre Unterthanen drückten, und Alle fesselte er, so viel er konnte, mit den Banden des Friedens und des Dankes. Den heiligen Gesellschaften und Stätten war er ein wahrer Vater; er war gütig und freigebig gegen die Klöster, beschenkte sie fromm, überließ ihnen Beute des Krieges, ordnete und wachte über ihre getreue Verwaltung. Christi Priester und die apostolischen Männer ehrte er vorzüglich in Ergebenheit und Demuth. Er war stets der Erste, der sich vor ihnen erhob, und der sich vor ihnen verneigte; ihnen übergab er seine Gebete; von ihnen erflehte er sich den Seegen. Er streute Almosen aus mit großer Freigebigkeit; — es wäre überflüssig, ihm noch größeres Lob zu spenden.

Auf Inspiration göttlicher Gnade kam ihm der Gedanke, ein neues Kloster, und zwar in solcher Gegend zu gründen, wo früher niemals eine Kanzel erhöht worden war, damit daselbst fortan dem Schöpfer mit ewigem Gelübde und Opfer gedient werde. Er fuhr daher aus, den Ort zu erforschen, wo er den Grundstein lege, und wie der Bau zu beschleunigen sei. Sein Wunsch leitete ihn in die rauhe Gebirgsgegend von Lodeve (territorium Lutevense), ob er dort in jener weiten Wildniß nicht einen Ort nach seinem Herzen entdecken möchte, den er zum Ruhme des allmächtigen Gottes zurichten könnte. Endlich betritt er, wir glauben in Begleitung Gottes — ein Engel als heiliger Führer bahnte ihm den Pfad — die unzugängliche Gegend, die rauhen Höhen, die zerrissenen unwegsamen Felsenschluchten. Die göttliche Gnade ebnete ihm den wilden Weg, und seinen frommen Wunsch erfüllend, endete sie seine gottesfürchtige Sorge.

Mitten in dieser rauhen Gebirgsgegend

findet sich eine kleine Ebene, von klaren Bächen bewässert, von Bäumen beschattet. Die Wasser ergießen sich nicht weit davon in den Fluß Arauris. Man fand, daß dieses Thal in der Vorzeit das Thal des Gello (vallis Gellonis) geheißen. Dieses ersah Wilhelm zu der heiligen Stätte, und bald sendet er eine große Zahl von Arbeitern und Künstlern dahin, und legt selbst den Grundstein zum Kloster, setzt Mönche hinein, dotirt es reich mit Gold, Silber, kostbaren Geräthen, Aeckern, Heerden und Triften, und fertigt darüber eine besondere Urkunde für ewige Zeiten aus.

Wilhelm hatte zwei jungfräuliche Schwestern, Albana und Bertana, welche beide von ausgezeichneter Schönheit und Anmuth, großem Verstande, und in jeder Tugend glänzend waren. Beide flehen ihn fußfällig und mit Thränen an, ihnen zu gestatten, sich dem Himmel weihen zu dürfen. Er erlaubt es ihnen, und sie gehen in das von ihm gestiftete Kloster, in der glühendsten Liebe Gottes ausharrend bis an ihr Ende, treu das heilige Gelübde erfüllend, ohne je auf die Welt und die Gefahr Sodoms zurück zu schauen.

Wilhelm sagte den Schwestern und Klosterbrüdern nun Lebewohl, und kehrte zu seinen eignen Angelegenheiten zurück. Diese bestanden aber darin, daß er an nichts anders dachte, als wie er außer Gott durchaus nichts besitzen möge. Er hatte in seinem Hause Ruhm und Reichthümer, die Fülle aller Dinge, eine dankbare Nachkommenschaft, ein züchtiges Weib und treue Freunde. Beendet waren die sonstigen Kämpfe mit feindlichen Nachbaren. Da die Erde ihm nunmehr alles gewährt hatte, beschloß er denn, alles und sich selbst dem Himmel zu weihen. Wilhelm stand in der Liebe des Königs Karl wie ein Sohn, und er ward hoch von ihm gepriesen wegen seiner frommen Thaten, und seiner weisen Regierung. Allein der Glanz und die Ehre, die ihn umgeben, blenden sein zum Himmel gewandtes Auge nicht. Tag und Nacht beschäftigt ihn der Gedanke, Gott zu dienen und ihn zu verherrlichen, und arm und demüthig als ein Knecht Christi Christo nachzufolgen. In der Besorgniß jedoch, daß Karl ihn seines Amtes nicht werde entlassen wollen, beschließt er, sich heimlich ihm durch die Flucht zu entziehn. Bei näherer Erwägung steht er von diesem Entschluß jedoch ab, und trägt vielmehr dem Könige in günstiger Stunde seine Bitte vor, in sein Kloster als Ritter Christi einzutreten. Der König ist darüber höchst betroffen, bricht in Thränen aus, und klagt, daß sein treuster Diener ihn verlassen wolle. Seine Bitte sei so fromm und wohlbedacht, daß er ihr nichts entgegen stellen dürfe und könne; aber was solle nun aus dem Reiche werden, wenn er sich zurückziehe? Sei aber sein Entschluß unwandelbar, so müsse er ihm das Eine wenigstens zugestehn, nicht unbeschenkt von ihm zu gehen. Als ein Zeichen seiner Liebe und Achtung solle er aus den königlichen Schätzen soviel mit sich nehmen, als er wolle und bedürfe. — Der König klagte und weinte, als ob er einen Gestorbenen zu betrauern hätte. Auch Wilhelm weinte über so hohe Gnade des Königs; aber er lehnte alle Geschenke ab. Nur um eins wagt er zu bitten, um das Holz vom Kreuze Christi, das dem Könige einst von Jerusalem war geschickt worden. Anfangs nahm Karl solch Begehr unwillig auf, ging jedoch bald in sich, und gab das Holz ihm. Schleunig sandte Wilhelm es in sein Kloster als theure Reliquie.

Als es bekannt wurde, daß Wilhelm das Klosterleben gewählt, entstand eine große Bewegung im Reiche, und Alle, Große, Freunde und Verwandte strömten herzu, ihn davon zurück zu halten, König und Reich

zu verlaſſen, und ſie Alle dem Verderben preis zu geben. Er aber bleibt unbeweglich, weiſet die Ungeſtümen zurecht über ihre unfromme Unbedachtſamkeit, und geht unter Thränen von König und Hof, und aus Frankreich nach Arvernum (Auvergne), thut ſein Gelübde in der Kirche des Märtyrers Julian, legt auf deſſen Altar ſeine Waffen nieder, und kehrt ſo nach Aquitanien zurück. Arm, ein Gaſt im eignen Lande, wendet er das Auge von dem weltlichen Herzogthume ab, und eilt zu ſeinem Kloſter; und als er den emporgeblühten Liebreiz der Gegend ſieht, dankt er Gott, der das Kloſter ſo geſegnet, daß es Anmuth in die Wüſte gebracht hat. Mit bloßen Füßen, und rauhem Gewande am nackten Leibe, betritt er die heilige Schwelle. Die Mönche wollen in der Ueberraſchung ihn nicht wieder erkennen, indem ſie ſeinen Entſchluß für unmöglich halten. Mit der höchſten Freude und Verehrung wird er von ihnen begrüßt.

Im Jahre 806, im fünften der Regierung Karls, am Sterbetage der Apoſtel Petrus und Paulus, da ſie zum Himmel geboren wurden, ward Wilhelm geweiht, und in den Orden aufgenommen. Nachdem er ſein adliges Haupthaar abgeſchnitten [1]) den ehrwürdigen Bart abgelegt, und Gott beides geweiht hatte, zog er das apoſtoliſche Kleid des Kreuzes an. — Hier nun begann ſein neues Leben als Ritter der Engel. Nichts mehr von der alten Pracht, von den Feſten des Hofes, von den Ehrenbezeigungen der Großen, von der Sorge für den Staat! — Hier belehrte er Unwiſſende, kaſteyte ſeinen Leib, förderte die Wiſſenden; in Demuth und Unterthänigkeit diente er Gott, und ließ ſich durch keine Hartnäckigkeit, durch keinen Muthwillen, und keinen Uebermuth irre machen. Rüſtig ſchritt er vor in Frömmigkeit, Glauben und Heiligkeit. Auch Wein- und Oelberge legte er bei dem Kloſter an, ſchuf Gärten, trug Fruchtbarkeit in die Wüſte, und ließ ſich die roheſten Arbeiten nicht verdrießen. Ohne Murren verrichtet er die niedrigſten Dienſte in der Küche, im Hauſe, und in der Mühle, trägt Holz und Waſſer, reinigt und ſäubert die Kleider und Gemächer, indem er der Mißhandlungen und Leiden Chriſti eingedenk iſt.

Mit prophetiſchem Geiſte ſagt er ſeinen Todestag vorher, und zeigt ihn ſeinem geliebten Könige Karl an. Da der Tag gekommen, ruft er den Abt und die Mönche zu ſich, verbietet ihnen Klagen und Thränen, vermahnt ſie zur Frömmigkeit und Demuth vor Gott, nimmt die Sacramente, und verſcheidet.

Es war am acht und zwanzigſten Mai des Jahres 812, da der ruhmreiche Held in das Haus des ewigen Königs einging, auf daß er immer gewärtig daſtehe vor dem Throne des Herrn im Anblick des Lammes, vor dem Angeſichte Gottes, des Sohnes. — In derſelben hochheiligen Stunde ſeines Scheidens fuhr plötzlich durch alle herumliegende Provinzen, durch alle größere und kleinere Kirchen ein ſehr vernehmliches und ungewöhnliches Waffengeräuſch; die Glocken ſchlugen in langen Pulſen zuſammen mit wunderbarem Klange, ohne daß Menſchen die Glockenſeile gezogen, oder die Waffen gehoben hätten; es war allein die göttliche Kraft, die vom Himmel kommt, welche ſie in Bewegung ſetzte. Er ward in dem Kloſter begraben, und viele Wunder geſchahen an ſeiner Stätte.

Alſo der auctor gravis des eilften Jahrhunderts in den Actis Sanctorum. Weiter

1) Kurzgeſchnittnes Haar war Zeichen der Knechtſchaft; das Haar lang wachſen zu laſſen, Zeichen und Vorrecht des Adels.

erzählt das Heiligen-Lexicon (Kölln und Frankfurt, 1719, p. 2348), daß das Kloſter nachmals nach ſeinem Stifter Guillaume le desert genannt ward. Im Jahre 1129 wurden ſeine Gebeine transferirt, und ihm zur Ehre ein eigner Altar gebaut. Als im Jahre 1679 der Prior des Kloſters eine Zeit lang krank war, und St. Wilhelmen ein Gelübde that, für ſeine Geneſung ſeinen Preis in jeder Weiſe zu mehren, ward er alsbald völlig geſund, und transferirte die Reliquien des Heiligen in eine neue Kapſel, wobei ſie noch einen angenehmen Geruch von ſich gaben. Anno 1680 wurden ſie wiederum in eine neue Kapſel transferiret, da denn jeder Zeit bei ſolchen Translationen viel Wunder geſchahen. Sein Name wird den 3ten Auguſt, 4ten Februar und 5ten März in den fastis gefunden. Der 28ſte Mai iſt ſein Namenstag.

II.

Wilhelm von Orange.

Rittergedicht

von

Ulrich von dem Turlin.

(Im Auszuge.)

Quell aller Weisheit, da Gedanken
Und Herz und Muth Dir ohne Wanken,
Sich neigend Dir, sind unterthan,
Denk, süßer Jungfrau Kind, daran,
Daß Mensch Du gleich uns Menschenkinden
Gewesen, aber frei von Sünden,
Worin doch wir sind ganz befangen.
Laß, Vater, Sohn, uns Hülf' erlangen,
Daran ich, Jesus, Dich erkenne,
Und Christ Dich um die Hülfe nenne.
Ein Gott und doch dreifaltig,
Gott, Mensch, Du hochgewaltig,
Jesus, Du Drei, und doch nur Einer,
Süßer, Sanfter und Du Reiner,
Deine Tugend hat uns oft verkündigt,
Daß, wie wir schwer uns auch versündigt,
Du hülfreich doch Dich zu uns neigst,
Womit, Du Süßer, Dich erzeigst
Uns gleich an Form und Namen noch,
Ein Gott zwar, aber menschlich doch,
Du Christ, wir Christen. — Du unser Heil,
Du Gott, Du Mensch von Mutters halben Theil,
Du Schöpfer, Du Geschöpfes Kind,
Du Leu, Du Aar, Du Mensch, Du Rind,[1])
Du alt vor allem Anfang weit,
Du jung schon duldend Menschenleid
Um uns, als Dich noch die Kripp' umschloß,
Du an Manneskraft so groß,
Daß Niemand dich ermessen kann:
Was alle Creatur erstrebt,
In Deiner Hand, Herr lobesan,
Steht's. Was in den vier Winden lebt,
In Ost, West, Nord, Süd, überall,
In Tief' und Höh', mit Jubelschall
Preist deiner Gottheit Wunder all!

1) Vergl. Offenbarung Johannis, Kap. 4 u. 5, und Jacob. Thomasii: Insignia quatuor Evangelistarum, Lips. 1667; in welchem Werke alles erschöpft ist, was sich über die Embleme der 4 Evangelisten sagen läßt. Demnach heißt es: Ipse quoque Christus natus est ut homo, passus ut vitulus, resurrexit ut leo, ascendit ut aquila. Bekanntlich ist das Emblem des des Mathäus ein Engel, des Johannes ein Adler, des Markus ein Löwe, des Lukas ein Ochs. Eine Erläuterung derselben im Style der ritterlichen Sänger s. bei Reimar von Zweter, (Man. Samml. II, S. 139). Außerdem s. auch Arnds wahres Christenthum, II, S. 18.

Wie hat gesondert Deine göttliche Weisheit
Daß alles Element bar Wunder beut:
Sonne, Mond, die Nacht vom Tag,
Der Sterne Lauf am Firmament.
Deine göttliche Weisheit führt und kennt,
Was in den Elementen sich regen mag.
Dein Wort regiert der Planeten Bahn,
Daß ihre Kraft nicht Verderben bringt,
Wenn sie dem Himmel wieder nahn.
Deine einige Hand umschlingt
Der Sterne stürmend schnellen Lauf.
Dringt nun mein Preis zu Dir hinauf,
So genieße deß mein sündiger Mund;
Dieweil Du bist ein Schloß und Bund
Der Taufe, der Seeligkeit Port,
Der Sünde Heil, der Seele Hort,
Eine Süße über alle Süße.
Gönne mir, daß ich Dein genieße,
Daß mein Mund deinen Namen erhebt,
Der hoch über allen Himmeln schwebt;
Deß Größe dem Himmel ist zu groß,
Deß Länge nirgend Gegenstoß
Findet, wohin sie auch dringt und reicht,
Wie dein Gebot es will und zeigt.
Nimm gnädig auf, wie ich mich auch versündigt,
Daß zu Lobe mein Mund verkündigt
Dessen Glauben und dessen That,
Der das an Dir verdienet hat,
Daß Bürger der Himmel er wird genannt,
Zu denen er ringend hinauf sich wand,
Von Deinem Glauben fromm entbrannt.

Schöpfer, Namensverwandter, süßer Christ,
Wie wär' ohne Dich erdacht das Band,
Welches die süße Gottheit fand,
Womit der Abgrund gewölbet ist,
Das über Wasser hält Berg und Thal?
Deine Kraft erkenn' ich überall
Am kleinsten Laube; ich weiß Dich
Ohne Anfang, wundersreich, ewiglich.
Gott, Mensch, meiner Frauen Sohn,
Die da ohne menschlich Thun
Gruß empfangen, und das Wort geboren.
Wohl uns der lieben Eva Zorn,
Daß den Deine Gottheit also sühnte,
Daß Trost mit Freuden in uns grünte.
Dein Glaube dazu reizet uns;
Laß mich genießen deines Sohns,
Weil Du der Ein' über Alle bist,
Jung, Alt, Gott, Mensch und Christ.
Gieb Hülfe mir, versage Dich mir nicht,
Dieweil zu Dir mein Glaube spricht,
Daß Du das A bist und das O.
Ach, gieb mir Sinn und Worte so
Daß sie der Wahrheit Pfad mich weisen,
Und auch deinen Namen preisen.
Mach deine Hülf' an mir offenbar.
Ich Ulrich von dem Turlin, — war
Je Kunst in mir, die war verborgen
Durch falscher Rede Sorgen,
Die nur um Lohn der Welt gerungen.
Doch jetzt hat mich mein Herz bezwungen,
Daß ich der Welt die Kunst muß zeigen,
Die mir im Herzen als ganz eigen
Längst war tugendlich entsprossen,
Doch, von der Welt gar ungenossen,
Blieb im Innern tief verschlossen.

Hab' ich nun Kunst, die zeige sich
Den reinen Herzen. Nun weis' ich
Des Buches eigentlichen Beginn,
Dessen Inhalt nur kurz und obenhin
Herr Wolfram hat erzählt;
Wiewohl ich damit doch nicht sag',
Daß jemals ein Mund besser sprach. [1])
Ihr sollt es anderweit nun sehn,
Wie es von Anfang mußt' ergehn,
Wer der Graf war von Narbonne,

1) S. Bigalois das Wirnt von Grafenberg, V. 6343—6346.
Dâz lop git ir her Wolfram,
Ein wise man, von Eschenbach:
Sin herze ist ganzes sinnes tach;
Leien munt nie baz gesprach.

Wie hoffend er auf ew'gen Lohn
Enterbte seine werthen Kinder,
Wohin sie kamen, und wie nicht minder,
Der Held gefangen ward; fernerhin
Mit ihm Arabiens Königin
Entrann und christlich ward getauft.
Wie theur er ihre Liebe erkauft,
Daß blutgefärbt ward Alischanz,
Davon hat uns Herr Wolfram ganz
Berichtet in den beiden Schlachten,
Wo Lieb' und Liebe sich Hülfe brachten,
Wo Lieb' um Liebe duldete Noth,
Daß die Augen von Jammer roth
Geworden hier durch Liebes-Leiden.
Es leerten beide, Christen und Heiden,
Den Kelch des Jammers. Durch die Flur
Ihrer Liebe brach eine breite Spur
Großer Sorgen sich das Leid u. s. w.

Nach dieser Einleitung erwähnt der Dichter wie schon lange der Graf Heimrich von Narbonne mit den benachbarten Heiden gestritten, weist jedoch eine längere Erzählung hiervon, und wie er sein Weib Irmschart von Pavia gewonnen habe, zurück, indem alles dieses andre Geschichten schon ausführlicher berichtet haben. Als Heimrich zum Sterben kam, stritten sich Milde und Ehre an seinem Bette, ob er seine Söhne enterben, und den Sohn eines in seinem Dienste umgekommenen Vasallen als alleinigen Erben einsetzen solle. Er entschließt sich zu letzterem, empfiehlt seinen Söhnen, Heimrich, Wilhelm, Bernhart, Kibert, Arnalt, Bertram und Witschart ritterliche Werke und Frauendienst zu üben, und bei reichen Königen in Dienst zu treten. Mit sechs Knappen geht Wilhelm an den Hof Karls des Großen, wo er freundlich empfangen und so lange erzogen wird, bis er Schildesamt erlangt. Dann focht er siegreich mit Karl gegen die Heiden in Spanien und Normandie; da litt der König Marsil Pein von Oliver, Roland, und dem Bischof Turpin, vor deren Schach viele Heiden matt wurden. Nach Karls Tode ward Ludwig (Loys) König, der Wilhelmen in seinen Lehen bestätigte, und dieser gab ihm seine Schwester zum Weibe. Bald sammelte der Heidenkönig Terramer neue Macht; und Ludwig bietet alle seine Vasallen und alle Könige der Christenheit zum Widerstand dagegen auf. Vier Meilen weit bedecken die Ungläubigen das Land mit ihren Zelten. Die Schlacht ist sehr blutig; während Wilhelm den König Balikan zu hitzig allein bis an das Meer verfolgt, wird er abgeschnitten, gefangen genommen, und auf heidnischen Schiffen davon geführt. Das verbreitet bei den Christen unermeßliche Klage. Als die Heiden zu Todjerne landen, wird Wilhelm gebunden in dem Schloßhof der Königin Arabelle vorgeführt; sein Anblick erregt ihre Aufmerksamkeit, und auch seine der ihrige. Tibald, Arabellens Gemahl, läßt zu deren Leidwesen ihn sogleich in ein tiefes neugebautes Gefängniß werfen, das jedoch in der Nähe des Pallastes liegt. Nur durch ein kleines Fenster erhielt es Licht und Luft; daran erschien oft heimlich Arabella, die ihm seine Ketten mit Wolle umwickeln ließ, daß sie ihm nicht wehe thäten. Ihre beiderseitige Neigung bildet sich immer mehr aus. Heimlich bekam der Gefangene von seiner Gönnerinn weiche Betten und gute Speise. — Dennoch schmachtet er also acht volle Jahre im Kerker. — Als darauf Tibald einstmals in einen Krieg gegen die Nachbarfürsten zog, empfahl er Arabellen, den Gefangenen wohl zu hüten, indem dieser, wenn er frei käme, ihr ganz Geschlecht und Volk vernichten würde. Sie versprach's, dennoch Liebe zu Wilhelm im Herzen. Einen Monat lang hielt sie ihr Versprechen; sie nahm den Schlüssel des

Kerkers an sich, und bewachte ihn mit Sorgfalt. Länger aber konnte sie nicht widerstehn, den Gefangenen zu sehn; befreit von den zwei Centner schweren Ketten wird er ihr vorgeführt. Sie speiset in Gesellschaft einer Dienerinn mit ihm, und spielt dann mit ihm eine Parthie Schach mit prächtigen Figuren. Aber es gelingt dem Marquis schlecht; denn die Minne der Königinn bietet ihm so gewaltig Schach, daß er sie als seine Meisterinn erkennen muß. Abends wird er in's Gefängniß zurückgeführt, und wieder mit Ketten beladen. Ein ander Mal läßt ihn die Königinn wieder zum Schachspiel holen; dabei erzählt er seinen Kampf, und seine Gefangennehmung, die ihr herzliches Mitleid erregen. Arabelle sagt: „wenn Ihr zu unserm Gott Euch bekehren wolltet, so würde man Euch wohl besser halten.“ „„Daß mich Gott bewahre,““ rief aber Wilhelm. Mit Anmuth spielt sie weiter, und droht ihm, sich in Acht zu nehmen. Da seufzte der Held, sie anblickend, und halblaut sprach er für sich französisch: „Ei Süße, Hort alles Heils, Mutter meines Herrn, und doch Jungfrau, deine Geburt machte uns Eva's Fall unschädlich, da die Magd schwanger ward von der süßen Bürde. Dein Magdthum empfing also, daß Du nicht Sünde thatst, Magd seiend, als Du den Sohn gebarst, also, daß Du unkeusches Leid nicht erfuhrst. Wohl uns um die Mutter und die Frau; nun stärke mich im Glauben, und gieb mir Trost in meinem Elend; bedenke bei dieser süßen Frau hier, welch Leid dein Sohn am Kreuz erlitten, und sänftige durch sie meine Schmerzen.“

Arabella verstand wohl, was er sagte, und sprach: sie möchte wohl wissen, wie das geschehn, daß eine Jungfrau ohne Mannes Mitwirkung Mutter geworden sei. Da erzählt er ihr von Evens Fall, und Christi Menschwerdung zu unserer Erlösung, von seinem Leiden und Kreuzestod, seiner Auferstehung, und vom Sakrament der Taufe. Mit wunderlicher Deutung erläutert er an den Schachfiguren das Verhältniß des Christen zu Gott. [1]) Alle Figuren sind da, den König zu schirmen, und würden sie auch geschlagen; für den Christengott soll man den Leib lassen, um die Seele zu bewahren. Die Thürme zeigen Gottes Gewalt; die Bauern (Fanten) schreiten dem Könige vor, die Ritter (Springer) umgeben ihn; die Bauern werden zuerst geschlagen; so geht Jammer dem rechten Glauben voran. Ritter und Alte (Läufer) grüßt Gottes Hülfe, wenn sie ihm dienen. So zeigen die Schachbrettsteine des Himmels Ordnung, u. s. w. Er will sie zum Christenglauben bekehren. Vier Tage trug es Arabella mit sich herum, denn seine Rede war mit ihrer Minne ihr zu Herzen gegangen. Sie theilt ihre Sorge vier vertrauten Frauen mit, die auch bereit sind, sich mit ihr taufen zu lassen, wenn sie sich vor der Heiden Rache wüßten zu retten. Die Flucht wird mit Wilhelm berathen; inzwischen soll er sich krank stellen, bis alles bereitet sei; die Ketten werden dem Kranken abgenommen, und als ein Schiff ausgerüstet, und mit allen Schätzen Arabellens beladen ist, wird Wilhelm heimlich hinauf gebracht, nachdem sie öffentlich sich von ihm beurlaubt, und ihn einem Kerkermeister zur Pflege übergeben hat. Sie sagt, daß sie bald von ihrer kurzen Luftreise zurückkehren werde.

Mit Sonnenaufgang eilen sie aus dem Hafen mit günstigem Winde. Arabella und Wilhelm sinken einander an die Brust, und ihr Arm ruht, wo sonst die Ketten ihn fesselten. Dem Kapitain wird gesagt, sie wolle

1) Was Wilhelm hier lehrt, hat Ulrich aus Wolframs Wilhelm und Parcival größten Theils fast wörtlich entnommen. Die mystische Deutung der Schachfiguren wiederholt sich im Schachzabelbuch des Konrad von Ammenhusen (d. a. 1337).

nach Venolit fahren, dem Steuermann aber befohlen, Nachts nach der Christenküste hinzulenken. Als das am Morgen der Kapitän (Emeral, Emir) bemerkt, wird er sehr zornig, läuft zur Königin, und das Schiffsvolk rottirt sich zusammen. Da stürzt Wilhelm den Helm auf, schlägt unter sie, und tödtet wohl dreißig und hundert. Die Andern ergeben sich. Arabella küßt freudig ihren Helden, und nun lenken sie gerades Weges nach der christlichen Küste hin.

Am sechsten Tage erblicken sie eine Christeninsel in der Ferne; aber schon eilen ihnen auch die Heiden mit vielen Schiffen nach; schon sahen sie Aldalds Paniere auf derselben wehen, schon hören sie das wilde Rachegeschrei ihrer Verfolger. Die Insel heißt Montamar. Hart am Ufer befindet sich ein Kastell; es gelingt den Flüchtigen, noch ungefährdet zu landen; Wilhelm giebt sich zu erkennen; freudig öffnet ihm die Veste ihre Thore; die Besatzung sind Franzosen. Zwar drohen die Heiden mit Angriff und Sturm, allein man spottet höhnisch ihrer Ohnmacht. Die Wurfmaschinen des Kastells senken mehrere Schiffe in den Grund, so daß sie sich zurückziehen müssen; ein heftiger Sturm zerstreut die übrigen vollends, worin die Christen ein Gericht Gottes erblicken.

Reich beladen, bei günstigem Winde, unter Zurufen des Volks und Posaunen- und Paukenlang fährt Wilhelm mit Arabella ab und steuert gen Marseille. Als man dort erfährt, wer da gekommen sei, geräth die ganze Bevölkerung in den äußersten Freudenaufruhr; unzählige Barken umgeben das Schiff, auf dem der gepriesene verloren Geglaubte sich befindet; von den Bergen hallt der Jubel zurück. Man sendet Boten nach Orleans, Munleun, Gironde und Portugal; nicht minder an den Grafen Heimrich und dessen Gemahlinn Irmenschart, Wilhelms Eltern, an seinen Bruder Bertram zu Orange, u. s. w. um ihnen die Ankunft des Helden zu melden. Von den Verwandten so wie vom Könige Ludwig wird er mit Arabellen auf das Herzlichste und Ehrenvollste empfangen. Er erzählt ihnen die Geschichte seiner Gefangenschaft, seiner Liebe, seiner Befreiung. Feste, Buhurt und Turniere folgen einander sechs Tage lang ihm zu Ehren zu Orange, wohin er geht. Da verkündigt Graf Hoyer von Tinant: Pabst Leo sei zu Paris, der Arabellen taufen möge, ehe er von dannen fahre. Heimrich selbst mit den Brüdern Wilhelms, seinen Söhnen, machte sich darauf auf den Pabst um die Gnade der Taufe zu bitten. Der Pabst erwiedert: am zwanzigsten Tage wolle er zu Avignon sein, da solle man seiner warten. Die vornehmen Boten reiten zurück, und verkündigen die Botschaft zu Orange. Mit großem prächtigem Zuge begiebt sich Wilhelm mit allen Seinigen nach Avignon, wo sich selbst der König Ludwig einfinden will. Die Stadt kann nicht alle die zusammenströmenden Fremden fassen; Zelte werden vor den Thoren aufgeschlagen, und hier lagert sich auch Wilhelm.

Als der Tauftag gekommen ist, geht Arabella mit allen Ihrigen herrlich geschmückt und auch wohl unterrichtet von dem, was mit ihr geschehn soll, in das Münster. Pabst Leo, Ludwig und dessen Gemahlin kommen ihr bis zur Pforte entgegen, und führen sie an der Hand zum Taufaltar. Auf ihre Frage, wie sie heißen wolle, nennt sie sich nach der Königin von Arles, ihrer anwesenden Pathin, Kiburg. Nachdem der Pabst ihr die Glaubensartikel abgefragt, und sie sie alle mit einem Ja beantwortet hat, da streifte er ihr das Hemde ab, daß sie ganz blos dastand, und begoß sie drei Mal mit Wasser von oben bis unten im Namen der heiligen Trinität. Mit Freuden hub man sie aus dem Tauf-

becken, und kleidete sie wieder fürstlich an. Mit ihr wurden auch ihre mitgekommenen fürstliche Dienerinnen (Emeralinnen) getauft.

Darnach aber ward von allen Anwesenden, Königen, Fürsten Grafen und Freien Kiburg feierlich dem Marquis Wilhelm zur Ehe gegeben, und der christliche Ehebund ebenfalls vom Pabste Leo eingesegnet. Auch die vier Emeralinnen werden zu ihrer Freude mit vier edlen Fürsten, Gauthier, Joramanz, Myle und Guigrimanz vermählt. Kiburg steuert ihre treue Begleiterinnen mit 10000 Mark Silbers aus. Darauf wird ein allgemeines, ausführlich beschriebenes Beilager gefeiert. Die Hochzeit währte bis zum zwölften Tage. Wilhelm dankt dem Könige Ludwig für alle ihm erwiesene Güte, gelobt ihm unverbrüchliche Treue, und ziehet darauf, so wie auch die Uebrigen thun, zurück in die Heimath.

In der Ausgabe dieses sogenannten ersten Theils Wilhelms des Heiligen von Caspar-son aus der Kasseler Handschrift (Kassel, 1781) fehlen die Schlußverse, welche in der Wolfenbütteler Handschrift [1]) also lauten:

Nun habt Ihr alles wohl vernommen,
Wie dies Ding bisher ist gekommen.
Die Herren nahmen all' Urlaub da
Mit großen Zuchten, und waren froh;
Der Pabst ritt, wohin er wollte;
Den Fürsten ward von Gestein und Golde
Genug gegeben und reich Gewand.
Jeder Herr ritt in sein Land,
Und dankte dem Marquis und Kiburg viel:
„Wir verdienen es gern; wenn Gott uns will
Lassen bei gesundem Leben,
So wollen wir's williglich hingeben,
Und unser Blut für Euch verspritzen,
Wenn Eurer Ehre das kann nützen."

Nun hat die Vorred' ein Ende.
Gott seine Gnad' uns Allen spende,
Uns seinen heiligen Geist verleih,
Daß dieser unser Beistand sei,
Damit wir so hienieden bauen,
Daß wir die himmlische Frauen
Mit ihrem Sohn ewiglich schauen.
Amen.

1) Eschenburg, Denkmäler altdeutscher Dichtkunst, S. 77.

III.

Wilhelm von Orange.

Rittergedicht

von

Wolfram von Eſchenbach.

(Im Auszuge.)

Erſter Geſang.

Vorwort des Dichters. Wilhelms Jugendgeſchichte. Veranlaſſung zum Kriege mit den Heiden. Wilhelm redet ſein Heer an. Die Schlacht auf Aliſchanz. Vivianz wird von Terramer auf den Tod verwundet. Bei günſtiger Wendung der Schlacht begiebt ſich Wilhelm nach Orange zu ſeinem Weibe.

Ohne Falſch Du Reiner
Du Drei, und doch nur Einer,
Allerſchaffer, der Du biſt
Wie ohne Anfang, alſo iſt
Ohn' End' auch Deine ſtäte Kraft.
Wenn ſie mich heiligend entrafft
Gedanken, die der Sünde ſind,
So biſt Du mein Vater, und bin ich Dein Kind. —
Edel Du über allem Adel,
Wenn ich mit Fehl Dir Leides thu,
So kehre meinem Fehl und Tadel
Gnädig Dein Erbarmen zu.
Laß nimmer mich, o Herr, vergeſſen,
Was Seegens mir iſt zugemeſſen,
Und Wonne endelos.
Ich bin Dein Kind, von Dir ein Sproß;
Ich Armer hab in Demuth Theil
An Dir ſo Reichem, meinem Heil.
Daß Menſch Du wardſt, hat mich verwandt
Mit Deiner Göttlichkeit gemacht.
Der gläubig Pater noster ſagt,
Den haſt Du für Dein Kind erkannt.
Die Taufe hat mir Troſt gegeben,
Der von dem Zweifel erlöſt mein Leben:
Ich halte feſt mit gläub'gem Sinn,
Daß ich mit Dir gleichnamig bin:
Du Weisheit über alle Liſte,
Du biſt Chriſt, ich bin ein Chriſte!

Deine Höhe, Deine Breite,
Deine grundlos tiefe Weite
Ward nie durchforſcht noch bis zum Ende.
Es zügeln Deine Hände
Den Sturmeslauf der ſieben Sterne,
Daß ſie umkreiſen des Himmels Ferne.

Luft, Waſſer, Erd' und Feuer zeugen
Von Deiner Kraft, und ſind Dir eigen;
Gewild und Zahm an allem Ort
Beugt ſich gehorſam Deinem Wort.
Den lichten Tag, die finſtre Nacht
Schufſt Du mit Deiner Gottesmacht,
Und ordneteſt den Wechſelgang der beiden
Durch der Sonne Kommen und Scheiden. —
Nie war und wird Dir einer gleich!
Du durchſchauſt der Natur geheimes Reich,
Der Wurzeln Wachsthum, der Steine Kraft;
Dein heil'ger Geiſt Verſtändniß ſchafft
Der rechten Schrift in Wort und Ton.
Meine Seele begriff Dich ſchon,
Wenn meiner Kunſt auch verſchloſſen geblieben
Zu leſen, was in Büchern geſchrieben;
Ich hatte andren Lehrer nie,
Und, hab' ich Kunſt, die gab mir ſie.

Die Hülfe Deiner Güte
Gieße in mein Gemüthe
Einen Sinn ſo fromm und weiſe,
Daß er in Deinem Namen preiſe
Einen Ritter, der Dein nie vergaß.
Wenn je verdient' er Deinen Haß
Mit ſündlichem Beginnen —
Auf Dein Erbarmen bauend wohl
Dann übt' er Thaten reuevoll,
Deine Huld zurück ſich zu gewinnen.
Dein Beiſtand riß ihn oft aus Noth;
Von beiden wehrt' er ab den Tod,
Von ſeiner Seel' und ſeinem Leibe.
In große Herzensnoth doch brachte
Ihn Liebe zu einem Weibe.

Landgraf Hermann von Thüringen machte
Mit dieſer Sage von ihm mich bekannt.
Franzöſiſch wird der Held genannt
Comte-Guillaume d'Orange. — Dies
Hört, alle Ritter, für gewiß:
Wer ſeiner Hülf' in Gefahr begehrt,
Dem ward ſie nie von ihm verwehrt,
Wenn ſeine Noth er klagte Gott. —
Der unverzagte werthe Mann
Erkennet gar wohl Ritters Noth.
Man ſah den Harniſchruß ihm an;
Die Schnur wohl kennet ſeine Hand,
Die auf das Haupt den Helm ihm band,
Zu ſeines Leibes Schirm und Schutz.
Den Tjoſten bot — ihr Ziel — er Trutz;
Oft ſah vorm Feind man ihn. Erkoren
Iſt er zum Schild, ſeit er geboren.
Jedweder Mann in Frankreich ſagt,
Dem irgend ſein Geſchlecht bekannt,
Daß alle Fürſten in dem Land
Es weit an Anſehn überragt.
Seine Verwandten waren die Höchſten immer;
Außer dem Kaiſer Karl kam nimmer
So werther Franzoſe noch zur Welt. —
So war und iſt ſein Preis beſtellt.

Du haſt und hatteſt Würdigkeit, —
Du Helfer fromm, ſeit deine Keuſchheit
In Demuth erſtritt von der höchſten Hand,
Daß ſie Dir Hülfe dargeſandt.
Hilf, Helfer, denen und auch mir,
Die Hülfe hoffen feſt von Dir,
Seit uns die wahre Kund' iſt kommen,
Daß Fürſtenthron Du eingenommen
Wie auf Erden hier, alſo auch dort!
Nimm gnadenvoll denn auf mein Wort,
Herr, Sanct Wilhelm! — Zu dem Thron
Deiner Heiligkeit ruft der Ton
Meines ſündhaften Mundes. — Da's geſchehn,
Daß wir die Freiheit dich erwerben
Von allen Höllenbanden geſehn,
So ſchirm auch mich vor dem Verderben! —

Ich Wolfram von Eſchenbach,
Was einſt von Parcival ich ſprach,
Und die Aventür' über ihn mich gelehrt,
Ward zwar von Manchen mit Preis geehrt;

Doch wollt' auch Tadel von Vielen verlauten,
Die zierlicher ihre Rede bauten.
Gönnte Gott mir noch viele Tage,
So sagt' ich mein' und Andrer Klage,
Der ich mit Treu pflag Weib und Mann,
Seit Jesus in den Jordan
Getaucht ward bei der Taufe.
Was ich zu deutsch Euch jetzt berichte,
Das nehmet an zu willigem Kaufe.
Freundlich gönne Platz der Geschichte
Jeder im Haus bei seinem Feuer,
Dem wahre Würdigkeit ist theuer.
Behandelt gleich sie lieben Gästen!
Franzosen die besten
Haben das Zeugniß ihr gegeben,
Daß mit Würd' und Wahrheit nie im Leben
Süßere Rede ward vernommen.
Willkühr, Erdichtung und falsche Zier
Sind über ihre Wahrheit nicht gekommen;
Das sagen sie dort; nun hört sie auch hier.

Nach dieser Einleitung geht der Dichter zur Geschichte selbst über. —

Es war ein Graf von Narbonne, Heimrich geheißen; der hatte sieben Söhne. Der erste hieß Wilhelm, der andre Bertram, der klare süße Beaufont war der dritte Sohn. Der vierte hieß Heimrich, wie der Vater, dessen Tugend viele Lande zierte, Arnalt war der fünfte, Bernhard der sechste, und der siebente war Gibert; der war auch höfisch und werth. Der alte Graf Heimrich aber nahm an Sohnes Statt das Kind eines seiner treusten und höchsten Vasallen an, der in seinem Dienste das Leben verloren, und dessen Sohn er selbst aus der Taufe gehoben hatte; seine eignen Kinder dagegen verstieß er alle, und ließ ihnen weder Burg, noch Hufen, noch irdischen Reichthum irgend einer Art, sondern wieß sie in die Fremde, und empfahl ihnen: an den Hof des Kaisers Karl des Großen zu gehen, der ihrer Tapferkeit wohl bedürfen möge, und wo sie der Minne Lohn von werthen Frauen, und hohen ritterlichen Preis durch schöne Heldenthaten sich erringen, auch wohl Lehen und anderes Gut gewinnen könnten. Was sie an Leid erduldet, und an Freude genossen, das bleibe hier ungesagt; wir wollen uns nur zu dem Einen wenden, von dem die Aventüre berichtet, zu Wilhelm. Daß der Vater auch diesen von seinem Erbe verstieß, und wenn er untergeht auf seiner mühseeligen gefahrvollen Bahn, so liegt mehr Sünde daran, als der alte Heimrich jenseits himmlische Almosen durch die Gunst kann gewonnen haben, die er dem Sohn seines verstorbenen Dienstmannes erwieß.

Ihr habt wohl eher schon vernommen (L. 7, 23) und braucht Euch deshalb nicht die Erzählung wiederholt zu werden: wie Wilhelm sich des Dienens unterzog, das manches hochherzige Gemüth mit Freuden erfüllt, und wie er Arabellen erwarb, in Folge dessen viel unschuldiges Volk den Tod fand. Sie war eine Heidin, und nahm in der Taufe den Namen Kiburg an. Ihr Gemahl, Tibald, König von Arabien, beklagte sehr den Verlust ihrer Minne und ihrer selbst, und seine Klage erscholl bis zu den Grenzen des äußersten Indien. — Was inzwischen geschehen, will ich jedoch verschweigen (L. 8, 25) und die Erzählung mit der Ankunft des heidnischen Heeres beginnen, das Frankreich mit Krieg überzog, um Arabellens Entführung zu rächen. — Dieses führte der König Terramer, Arabellens Vater, an, und es begleiteten ihn sein Bruder Arofel, König

von Persien, mit seinen zehn Söhnen, welche alle Krone trugen; ferner Tibald, sein Eidam, und Ehmereiß, Tibalds und Arabellens Sohn, der König Halzebier von Falfunde, und viele andere diesen dienstbare Könige und Fürsten aus dem weiten Afrika und Asien, mit zahlreichen Schiffen und vielen Tausenden zu Roß und zu Fuß. — Nachdem sie gelandet, schlugen sie, weithin Berg und Thal bedeckend, ein großes prächtiges Lager auf den Ebnen von Alischanz auf; sie flehten zu ihren Göttern Mahomet und Tervigant, daß sie ihnen hülfreich seien, die an Tibald geschehene Schmach zu rächen, und es begann ein Kampf, so blutig —

Ein Herz, das von Kiesel
Im Donner gewachsen wäre,
Das würd' erzittern vor dieser Märe. [1])

Aber auch Wilhelm hatte es nicht fehlen lassen, seine Freunde und Verwandten sich beizugesellen; da kamen zu ihm mit ihren Mannen und Söldnern Witschart, und Gerard von Blavi, der Pfalzgraf Bertram, der schöne Jüngling Bivianz, des Markgrafen Schwesterkind Myle, und viele Andre; es wäre zu viel, sie Alle bei Namen zu nennen. Es war ein Heer von 20,000 Mann, das bei Orange sich zusammen fand, von Provenzalen, Burgundern, und eigentlichen (der rehten-Nord-) Franzosen. Als unser Held, der Markgraf Wilhelm, das Lager der Heiden ausgebreitet sah, die Sonne von ihren goldgeschmückten seidnen und sammetnen Zelten widerblitzte, und ihre Fahnen in unabsehlicher Ausdehnung auf der Ebne wehten, da sammelte er die Fürsten um sich, uud sprach zu ihnen (L. 17, 2).

„Helden, Ihr sollt bedenken,
Daß Ihr nicht lasset kränken
Die Heiden unsern Glauben,
Die uns die Taufe rauben
Wohl möchten, könnten sie's erzwingen.
Seht, wohin wir's müßten bringen,
Wenn jenen Seegen auf wir gäben,
In welchem durch das Kreuz wir leben.
Denn seit sich selbst zum Kreuzestod
Jesus von Nazareth erbot,
Da mußte flüchten immer mehr
Der bösen Geister Höllenheer.
Bedenkt, Ihr Helden unverzagt,
Daß seines Todes Wappen Ihr tragt,
Der von der Hölle uns erlöste.
Er ist uns nah, daß er uns tröste!
Nun hütet Ehr' und Land,
Daß Apollo und Tervigant,
Und der trughafte Mahomet
Uns die Taufe nicht niedertret'." —

Inzwischen werden auch im Heere der Heiden die Fahnen erhoben, und laut erschallt bis in das Heer von Orange ihr Schlachtruf Tervigant. Der Schlacht-

1) Wolfram theilt den Glauben, daß die sogenannten Donnerkeile, welche Einige für Pfeilspitzen der alten Germanen, Andre für Meteorsteine, noch Andre für versteinertes Gewürm halten, Kiesel seien, die mit dem Blitz niederfahren, und von ihm erzeugt werden.

ruf der Getauften aber, die Gott zu seinem Dienst aufgerufen, war mon joie.—[1] Die Schlacht beginnt (L. 19; 3).

Hier der Stich, und dort der Schlag!
Jener saß und dieser lag!
Die beiderseits zum Streite mochten
Taugen da, sind nun verflochten
In einer anderen Beschwerde:
Denn an ein Stürzen ging es nun
Von den Rossen auf die Erde.
Bald sah man manche Hundert ruhn
Der werthen Heiden am Boden todt.
Es hatten die Getauften Noth,
Die Schaaren zu durchbrechen.
Die Heiden säumten nicht, zu rächen
Muthig sich und unverzagt,
Daß es mit Jammer ward geklagt
Von den Gottessöldnern. — Wollt' ich nun
Den prächt'gen Aufzug kund Euch thun
Von denen, wie sie da ritten,
Die mit den Getauften stritten:
So müßt' ich nennen manches Land,
Aus dem von Frauen durch Minne
Mit kunstgebildetem Sinne
Kostbare Stoffe sind dargesandt.
Die Heiden trugen Unterkleid,
Wie manche Freundin zum Schmuck noch heut
Es dem Geliebten pflegt zu schenken.
Doch an den ew'gen Preis nur denken
Die Getauften in ihrem Streben:
Die Heiden Schaden erkauften
Von jenen bei ihrem Leben;
Doch holten auch die Getauften
Sich Kummer und Verlust genug. —
Nie mit so reichem Farbenschmuck
(Wieviel an seltner Farbenpracht
Der Mai auch jemals uns gebracht)
Sah man den Sommer leicht verbreitet!
Geblümt dort mancher Haufe reitet
An Farbe gleich der bunten Haide.
Ich denke dran mit Leide,
Wie um ihren Glauben an Tervigant
Sie werden zur Hölle hingesandt!
Unter hundert Mann oder mehr
Ist kaum einer in Eisenwehr;
Da ward ihr glänzendes Anschauen
Gar ungefüge zerhauen.
Freigebig waren sie mit dem Leben!
Wo man sie ohne Schilderheben
Traf, da spürte die Degenschneide
Man so, daß mancher tapfre Heide
Zum Fußteppich den Rossen ward.
Mit Schwerdtern ward da nicht gespart
Ihr hoher schneefarbiger Turban;
Darunter manches edle Haupt
Ward seinem harnischlosen Mann
Zum Tod betäubet da geraubt.
Doch schlugen auch sie mit Keulen
Durch die Helme solche Beulen,
Daß viele von den getauften Schaaren
Mußten das Leben lassen fahren.

Gleich Anfangs streckt Wilhelm den Pynel, Sohn des Kator, nieder, wodurch alles heidnische Land von Freuden geschieden ward. Als Entgelt rennt

1) Monschoy, moneshoy, monzoy, monscoye, munschoy, muntschol. — Der eigentliche Feldruf der französischen Könige war: mon joie St. Denys; über dessen Entstehung Einige meinen: es heiße mons gaudii (mont joie), Andre moult jöie oder was dem gleich mon joie statt ma joie. Gewiß ist, daß die franz. Könige das Panier des H. Dionys, die Oriflamme ihrer Armee vortragen ließen, und bei jenem Schlachtruf das Heer sich um dieselbe versammelte. Boiffier des Sauvages führt in seinem Dictionnaire Languedocien s. v. Mounyhoon folgendes an: Man vermuthet, daß Chlodwig in der Schlacht, deren Sieg ihn zur Taufe bewog, den Gott Chlotildens und St. Denys, den Schutzpatron Frankreichs, angerufen habe, und zwar als Heide unter dem Namen Jupiter: St. Denys mon Jove! Aus diesem entstand späterhin St. Denys mon joi, oder St. Denys mont-joie, bis es in Montjoie St. Denys überging.

Terramer auf seinem Roß Brahane Wilhelms Schwestersohn Myle nieder, daß die Franzosen den Fall des Edlen bis an ihr Ende klagen müssen. Halzibiers Heer ließ mehr Paniere wehen, als ein Schiff hätte tragen können. Mit neuen ausgeruhten Schaaren eilt Neopatris, König von Orastegentesin, den Minne der Frauen hergesandt, und der Weibeslohn sich hier erstreiten will, in den Kampf. Gegen diesen kehrt sich Vivianz, Wilhelms andrer Schwestersohn, den die Königin Kiburg von Jugend auf erzogen, und dessen Herz sich nie schied von durchlauchtigem Preise. Auf sein Banner ist ein Amor gestickt. —

(L. 30, 21.) Arabelle, Kiburg, Weib
Doppelnamiges, Lieb und dein Leib
Sich nun mit Jammer verflicht.
Du ludst zum Schaden ihm auf die Pflicht!
Deine Liebe den Werth der Taufe mindert;
Denn nicht der Taufe Wehr verhindert,
Daß der ihn verletze, von dem Du geboren;
Und viel der Seinen werden verloren,
Wendet Er's, der die Herzen durchschauet, nicht. —
Mein Herz Dir nur zur Ungunst spricht.
Warum? — Ich sollte Anfangs sprechen,
Was ich strafend wollte rächen;
Aber wohin kehr ich meinen Sinn! —
Ja, unschuldig war die Königin,
Die vormals Arabelle hieß,
Und den Namen in der Taufe ließ
Um Den, der von dem Worte ward. [1])
Das Wort zur Magd mit kräftiger Fahrt
Niederfuhr — sie ist ewig Magd —
Die Den gebar, der unverzagt
Seinen Leib um uns gab in den Tod.
Wer seinethalb sich findet in Noth,
Der empfängt endlosen Sold;
Diesem sind die Sänger hold,
Deren Ton so hell erklingt.
Wohl dem, der es dazu bringt,
Daß ihnen er so nahe steht,
Daß ihm kein Ton derselben entgeht!
Ich meine im Himmel der Engel Sang.
Der ist süßer, als der süßeste Klang.

Vivianz schlug dem Neopatris durch den mit einer Krone von Rubin gezierten Helm, so daß er des Lebens vergaß. Die Heiden stürzen zur Rache, andere christliche Fürsten zur Hülfe herbei. Immer wilder wird der Kampf, und von Halzebiers Dreißigtausenden bedecken schon fast zwei Drittheile das Feld als Leichen.

Als Terramer den Tod des Neopatris erfährt, ruft er neue Schaaren herbei mit Tibald, Ehmereiß und Arofel; der Schmuck ihrer Waffen, Kleidungen und Rosse blendet das Auge im Sonnenglanz, wobei der Dichter bemerkt (L. 33, 23).

„Meiner Tochter Puppe
Ist doch nicht ganz so schöne."

In Terramers Heere befindet sich auch der König Margot von Possidant, dessen zweites Land Orkeise so nahe am Ende der Erde liegt, daß es Niemand weiter anzubauen vermag, und wo der Morgenstern so nahe aufgeht, daß, wer da zu Fuße steht, ihn glaubt mit der Hand abreichen zu können. Margot hatte auch den König Gorhant mit sich hergeführt, dessen Land am Ganges liegt. Sein

1) Evangelium Johannis Kap. 1. V. 1.

Volk ist hinten und vorn von Horn, ohne menschliche Stimme, deren Ton dem Gebell der Leithunde oder dem Gebrüll einer Kälbermutter gleicht. Sie stritten mit stahlnen Kolben und zu Fuße, sind aber so schnell, daß sie dennoch den Rossen und dem Wilde zu folgen vermögen. Tapfer werden diese und andre von den Christen empfangen, und wer von ihnen stirbt, der erwirbt den Lohn des ewigen Lebens. Posaunen, Trommeln, Pauken, und der Heiden Schlachtruf erschallen so laut, daß neugeborne Löwen davon zum Leben hätten erwachen müssen, die todt geboren, durch das Gebrüll ihres Vaters erst zum Leben erweckt werden. [1]) Wilhelm, wie die Sonne, die den Nebeltag durchdringt, bahnt mit seinem Schwerdte sich Wege breit und lang durch die Heidenhaufen. Vivianz hörte einen Lärm, daß das Meer hätte in seinen Tiefen erbeben mögen; es war Gorhants Heer der Hörnernen. Wie ein Wind stürmt er hinein, Bertram ihm nach, mit dem Schlachtruf mon joie. Wüthend stellen sich ihnen Terramer und Halzebier entgegen. Vivianz erschlägt sieben Heidenkönige; da streckt ihn Halzebier, der klare mit lichtbraunem Haare (spannebreit ist er zwischen den Brauen, und hat die Stärke von sechs Männern) nieder, und führt acht christliche Fürsten, Bertram und Gaudin, Gaudiers und Kiblin, Hunas und Gerart, Samson und Witschart, die ihm mit dem Markgrafen verwandt schienen, als Gefangene aus dem Gemetzel lebendig fort, um sich ihrer zur Auswechselung gegen Arabelle zu bedienen. — Der Kampf geht über den Leib des Vivianz fort, und als er sich nach einer andern Seite hingespielt, kommt nach langer Weile der Held wieder zu sich. Er findet sein wundes Roß noch in seiner Nähe; mühsam besteigt es der auf den Tod verwundete, und nimmt seinen Schild mit sich (L. 48, 3).

Könnt' es noch helfen, so sollt' ich mit Reue
Klagen um Heimrichs Tochtersohn;
Doch will ihr Recht ich thun der Treue,
Und ritterlichem Preise.
Und ist mein Mund so weise,
So sag' ich's, wie ich's begriffen, ganz:
Wie der lobesreiche Vivianz
Sich selbst verkauft hat uns zum Seegen,
Und seine Hand ist todt gelegen,
Die den Glauben treu vertheidigt hat,
Bis daß sein Leib fand Ruhestatt.

Der Name, den uns die Taufe gab,
Den Jesus selbst empfing, als hinab
In den Jordan er getaucht ward — Christ,
Der Nam' uns immer befohlen ist,
Allen, denen man die Taufe gab.
Ein weiser Mann läßt nimmer ab,
Zu denken an sein Christenthum.
So stritt auch Vivianz darum,
Bis ihm der Tod nahm seine Jugend.
Sein Leben war Wurzel hoher Tugend;
Schwebt' es in gleicher Höh mit seinem Preise,
So möcht' es wohl in keiner Weise
Von Schwerdtern je erreichet sein.
Mich jammert, und doch muß ich freun
Mich, wie der werthe Held gestorben,
Und seiner Seele Heil erworben.

Der junge Held, von Gott erkannt,
Ritt zu einem Wasser hin, Larkant.
An Seele nicht, an Leibe nur

1) S. Parcival, S. 513, 652, u. 667.

Zum Tode reif, folgt er der Spur,
Die ein Engel ihm zeigte der Ohnmacht nah.
Eine Lind' und mancher andre Baum
Verschiedner Art, die standen da.
Er suchte auf den Schattenraum.
Vor dem Teufel nahm seiner Seele wahr
Der Erzengel Cherubim. — Immerdar,
Vivianz, mahnt deine Marter an Gott
Jeden Ritter, sieht er deine Noth.
Der Jüngling mit süßem Munde sprach:
„Tugendhafter Gott, mein Ungemach —
In deine Allmacht sei's gegeben;
Nur laß mich noch so lange leben,
Bis meinen Oheim ich gesehn,
Und seine Lippen mir gestehn,
Ob meine Zucht es je an ihm verbrochen,
Daß mir dies Leid als Straf' ist zugesprochen."
Cherubim, der Engel licht,
Sprach: „Habe darob Zweifel nicht,
Daß noch vor deinem Tode Dich
Dein Oheim seh'; vertrau auf mich." —
Der Engel schnell vor ihm verschwand.
Die Ohnmacht nahm nun überhand,
Und streckte wie gestorben ganz
In's feuchte Gras hin Vivianz.

Inzwischen dauert die Schlacht fort. Nicht ohne Kummer sieht der Markgraf das große Leichenfeld, auf dem so mancher Theure der Seinigen in seinem Blute liegt. Er beklagt die gefangenen Verwandten. — „Wehe — rief er — hat je ein Fürst so großen Schaden erlitten? Selbst dem Kaiser Karl wäre solcher Verlust zu groß, und der meinige wird nicht von dem überwogen, den jener im Thal Roncevals erlitt. Ach, Kiburg, süße Königin, wie schweren Zins muß mein Herz zahlen für deine Minne! Ich bin mit des Jammers Last fast überladen!" — Wieder eilt er in den Kampf mit dem Feldgeschrei mon joie. Darauf mahnen ihn aber seine Mannen, daß Kiburg wehrlos zu Orange zurückgeblieben; daß sein Herz von Leid und Verlust niedergebeugt sei, daß er daher auf einige Zeit heimkehren, und ihnen die Fortsetzung des Krieges überlassen möge. Wilhelm weinte, als ob alle die gefallenen Getauften seine Kinder wären, und seine Brust erseufzte in Jammer. Er gab ihren Bitten nach, nachdem die Schlacht eine günstige Wendung genommen, und er noch mehrere heidnische Könige niedergemacht hat, nimmt Abschied von dem Heere, und reitet über das Gebirge.

Zweiter Gesang.

Wilhelm wirft auf den verwundeten Vivianz, der in seinen Armen stirbt. Darauf wird er von den Heiden angegriffen, schlägt sich jedoch muthig durch nach Orange, das hart belagert wird von den Ungläubigen.

Auf der Höhe hielt der Markgraf sein Roß an, und sah auf das Land nieder. Berg und Thal und die weiten Ebnen um Alischanz waren mit den zahllosen Bannern der Heiden bedeckt, als ob ein Wald von wehenden Fähnlein dort erwachsen wäre, und die Haufen zogen hin und her durch das Thal des Larkant, das er zu passiren hatte. Sein Zorn entbrannte über die Ueberzahl der Feinde. Er will eilen, Orange zu erretten, ehe die Heiden es etwa einnehmen.

Bei dem felsigen Wege führt er sein Roß am Zügel in das Flußbett des Larkant hinab. Da erblickt er plötzlich den Schild des Vivianz zerschlagen und verbogen von Keulen, Speeren, Pfeilen und Degen, und als er auch unfern davon den Jüngling selbst bei dem Wasser an der Linde auf dem Boden liegen sieht, da bricht er in laute Klagen aus:

(L. 60, 21.) Ey, Fürstensproß, Du reine Frucht,
Mein Herz muß gegen die Jammersucht
Freudlos Arznei nehmen immer mehr!
O daß ich mit Dir erschlagen wär'!
So wüßt' ich doch, wo Ruh ich finde.
Jedoch zu seinem Ingesinde
Macht immer mehr der Jammer mich.
Warum verschlingst du mich nicht, sprich?
Ich meine dich du weite Erde;
Daß ich bei Zeiten gleich dir werde,
Wie ich genommen bin von dir.
Nimm Tod, nimm hin dein Theil an mir!
Wie je mit Kummer ich auch rang,
Wie mich auch Sorge je bezwang,
Doch wußt' den Jammer ich zu verschmerzen;
Aber mehr der Sorgen, als je, erwuchs
Mir jetzo in dem Herzen.
Könnt' ich nun schleichen wie der Fuchs,
Daß nie beschiene mich der Tag!
Was Freud' in meinem Herzen lag,
Ist nun erstorben hinausgefahren.
Tod, wozu willst du mich noch sparen?
Ich lebe noch, doch bin ich todt!

Besinnungslos stürzt er zu Boden, und als er nach einer Weile wieder zu sich kommt, kniet er bei Vivianz nieder, bindet ihm den zerhauenen Helm ab, legt dessen wundes Haupt weinend in seinen Schooß, und ruft mit tiefem Schmerze:

(L. 62, 1.) Dein Leib war mir in Sippe.
Seit Adams Rippe
Geformet ward zu einer Magd —
Was man auch von dem Saamen sagt,
Von welchem Eva fruchtbar ward —
Nichts war an Dir von Tugend gespart
Aller derer, die seitdem sind geboren!
Dein Herz, so edel, auserkoren,
War lauter wie der Sonnenglanz.
Fremd ward Dir nie des Ruhmes Kranz.
Ja, solche Süße in Dir lag,
Daß des weiten Meeres Salzgeschmack
Hätte zuckermäßig müssen sein,
Wenn nur einen Zehen von Dir hinein
Man hätte geworfen. — Wehe, Vivianz!
Reichst Du des Kummers vollsten Kranz
Nun Kiburg auch, der Kön'gin dar?
Wie seine Brut ein Vogel bebrütet,
Und nährt, so nahm Sie Deiner wahr,
Hat lieb und treu Dich stets gehütet,
Und meist auf ihrem Arm erzogen.
Mit Jammer um Freude ward betrogen
Nun durch Dich das treue Weib.
Ich sah Dich an als Leidvertreib,
Zur Freude dieser Welt geboren:
Nun hab' ich Seufzen dafür erkoren.

Während Wilhelm, der Marquis, also klagte, begann der Wunde in seinem Schoos mit Todesringen zu seufzen und zu stöhnen. Er wand und streckte sich, schlug endlich die lichten Augen auf, und erkannte seinen Oheim, wie es der Engel Cherubim ihm verheißen hatte. Der Markgraf bat ihn zu sprechen, und fragte:

(L. 65, 11.) „Haſt Du erhalten,
Wodurch deine Seele ſich kann entfalten
Mit Freuden vor der Trinität?
Haſt Du gebeichtet? Lieh mit Rath und Gebet
Dir Beiſtand kein getaufter Mann,
Seit dieſen Verluſt an Dir ich gewann?“
Mit gebrochner Stimme ſprach Vivianz:
„Seitdem ich ſchied von Aliſchanz,
Hört' ich nichts, und ſah ich nichts,
Als was zu mir der Engel des Lichts
Cherubim ſprach: es werde geſchehen,
Noch einmal, Oheim, Dich zu ſehen. —
Mein Herr und Ohm, ich denke jetzt
Daran, welch Ziel mir iſt geſetzt.
In Sünden hab' ich manche Ehr'
Und hohe Auszeichnung empfangen.
Es that die Königin an mir mehr,
Als daß ich jemals mein Verlangen
Kann ſtillen, beiden, Ihr und Euch
Mit Dienſte zu entgelten reich,
Was Liebes Ihr an mir gethan,
Und dient' ich ſelbſt für tauſend Mann.
Mein Will' in jeder meiner That
War nur, Euch Treue zu bewähren,
Die rein von jeglichem Verrath
Euch dankbar ſollte ehren.“

(L. 67, 9.) Mit Schmerzen ſah der Markgraf ſchon
Erblaſſen mehr den Schweſterſohn,
Und rief: „Weh deiner Geburt ſo werth!
Warum verlieh ich Dir das Schwerdt,
Und habe Dich zum Ritter geſchlagen,
Als Du noch Gerten ſollteſt tragen?
Es waren deiner Jugend Roſen
Ein Spiegel für alle Franzoſen;
Damals beſchattete kein Barthaar
Noch dein Antlitz licht und klar.
Warum nannt' ich Dich einen Mann,
Der doch ſolch Alter noch nicht gewann?
Man ſollte billiger finden
Dich noch daheim bei andern Kinden,
Als daß ich Dich den Schild ließ tragen,
Wodurch Du hier nun biſt erſchlagen.
Vor Gott trag' ich die Schuld um Dich,
Da niemand Dich erſchlug, als ich.
Für meine Thorheit muß Dein Tod
Als Erndte mir nun tragen Noth,
Die, bis mein Leben wird geendet,
Zu aller Zeit mir Jammer ſendet.
Denn nach dem Recht die Schuld iſt mein,
Daß ein ſo zartes Kindelein
Ich unbedacht entgegen geſandt
Den ſtarken Kämpen aus Heidenland.“
Und weiter ſprach er fort mit Klage:
„Haſt Du, was alle Sonntage
In Frankreich wird geweiht?
Was der Prieſter in Heiligkeit
Seegnet mit Gottes Kraft, das Brot,
Das ſchirmet vor der Seele Tod?
Daſſelbe gab erſt neulich mir
Ein Abt von Sanct German,
Als das Amt ward zu Paris gethan;
In meiner Taſche hab' ich's hier.
Empfang's zu deiner Seele Heil,
Denn großer Troſt wird ihr zu Theil
Durch ſolch Geleit, muß in Furcht ſie gehn,
Vor Gottes Richterſtuhl zu ſtehn.“
Der Jüngling drauf dagegen ſpricht:
„Dies Brot, mein Oheim, hab' ich nicht.
Mein Schuldbekenntniß leiſte mir
Die Seel' aus dieſen Mühen hier
Dahin, wo Ruh ſie findet,
Wenn mich der Tod nun überwindet.
Doch gieb mir ſeinen Leichnam her,
Deß menſchlich Theil von des Blinden Speer
Hinſtarb, indeß ſein göttlich Weſen
Gen Himmel fuhr, zu Gott erleſen.
Tismas[1]) nicht in die Hölle kam,
Da Jeſus ſeinen Ruf vernahm,
Als er ihn fromm bekannte;
Der Seele Noth er wandte.

1) Vermuthlich einer der beiden mit Chriſto gekreuzigten Miſſethäter.

Nun ruf' auch ich denselben Ruf
Zu jenen, der auch mich erschuf,
Der wehrhaft machte meine Hand,
Daß sie seines Dienstes sich unterwand.
Küsse nun mich und vergieb mir,
Was ich verschuldet je an Dir.
Die Seele will von hinnen gehn;
Drum laß mich bald nun sehn,
Ob Du willst Hülf ihr geben."

Als er's empfing, sein junges Leben
Starb hin; er hat ja gebeichtet jetzt.
Und drauf, als würd' ein ganzer Wald
Von Aloebäumen in Flammen gesetzt,
Verbreitete sich also bald
Ein Wohlgeruch, ein Wunderduft,
Als Leib und Seele sich schieden.

Wilhelm schloß den todten geliebten Schwestersohn in seine Arme, sein Herz war eingetrocknet, und der Strom seiner Thränen versiegt in Schmerz. Er lud ihn vor sich auf sein Streitroß, um ihn mit sich von dannen zu führen. Allein er war noch nicht weit geritten, als er von unbekannten Männern mit gesenktem Speere angerannt ward. Der Held legte den Leichnam nieder, und vertheidigte sich kräftig gegen die Uebermacht, bis es ihm gelang, im Dickigt des buschigen Felsenbachs Larkant sich den Verfolgern zu entziehen. Er kehrte nun zu Widanz zurück, verbrachte die Nacht unter Thränen bei ihm, und setzte am folgenden Morgen seinen Weg fort. Den Todten aber mußte er zu seinem Leidwesen zurücklassen, da er mit den Heiden noch zu kämpfen fand und dieser ihm dabei hinderlich war. Er dachte: „wenn ich sie vertrieben habe, kehr' ich um so sichrer zu Dir zurück." Mit einem Kusse nahm er Abschied von ihm, und ritt mit Tagesanbruch dem Heidenlager zu, durch das er auf seinem Wege nach Orange hindurch mußte.

Es war ein Friede zwischen beiden Heeren geschlossen, um die Todten zu begraben. Die Gesunden hatten genug zu thun, die Todten und Verwundeten vom Wahlplatz zu schaffen, und die Könige mit vielen Hauptleuten hielten bei diesem traurigen Geschäft selbst die Wacht, damit, wenn unter den Gefallenen sich noch ein lebendiger Christ finden möchte, sie ihm das Garaus machten. Als Wilhelm naht, erheben sich gegen ihn 15 Könige, an ihrer Spitze Ehmereiß von Todjerne, Tibalds und Kiburgs Sohn. Beide erkennen sich; Wilhelm vermied deßhalb den Kampf mit ihm, tödtet dagegen aber 7 von seinen Königen, und die übrigen 8 ergreifen, mit Wunden bedeckt, die Flucht. Nun ergreift der Perserkönig Arofiel, Kiburgs Vetter, mit Nugrunz von Liwes und dem König Tenebrunz die Waffen gegen den Furchtbaren. —

(L. 76, 16.) Wenn es im Mai giebt thauig Gras,
Von der süßen Luft geblümt,
So waren diese, hochberühmt,
Noch viel schöner ausstaffiret,
Und in solcher Art gezieret,
Daß es der Minne gereicht zum Preise.
Soll ich von ihres Schmuckes Weise
Ausführlich nun Euch sagen,
So muß ich den Tod meines Meisters klagen,
Von Verdeck, der es besser verstand.

Der hätte, erfahren wie er war,
Euch besser, als ich, genannt;
Wie eines jeden Gelichte dar
Die samig ausgewählte Zier
Gesendet denen, die sich hier
Zu Roß wider ihn zum Kampf bereiten.

Hart ist der Streit. Beim Anrennen streift Arofels Knie an den Markgrafen, daß die Riemen der Panzerhose zerreißen, und diese herabfällt. Wilhelm nimmt den günstigen Augenblick wahr, und haut mit einem Schwerdtstreiche den also entblößten Schenkel ab, so daß der schön geschmückte Held vom Pferde stürzt. Umsonst bietet er 30 Elephanten, die er im Hafen von Alexandrien habe, und verspricht so viel Gold, als diese tragen können, und was er sonst in seinen Landen an Reichthum besitzen möge, richtig nach Paris zu liefern, wenn ihm sein Leben gelassen werde. Allein er hat dem Markgrafen an seinen Verwandten und Mannen zu viel Leides in der Schlacht gethan, als daß ihm dieser das Leben gewähren könnte. Er tödtet ihn, nimmt sich dessen Roß Volatin, wogegen er sein Roß Pussade, das sehr wund und erschöpft war, des Zügels ledig macht, damit es ungehindert fressen könne und nicht verhungere, und es laufen läßt. Pussade aber war seinem Herrn treu, denn es lief ihm dennoch nach auf der Fährte, wo er ritt. Dieser legte ferner die reichen Waffen Arofels an, und so für einen Heiden gehalten, kommt er ferner unangefochten vor Orange an. — Dies wird aber schon hart von den Ungetauften belagert; denn Terramer hat seinen Schwestersohn Poidjus von Griffane und Tesereiß abgesandt, es zu erobern, und die abtrünnige Kiburg zu tödten. Als Wilhelm durch das Lager des Belagerungsheeres reitet, wird dennoch sein Hermelinwappen unter den heidnischen Kleidern erkannt. Sogleich entsteht dadurch der größte Aufruhr. Der Marquis wird von allen Seiten angegriffen, bis endlich Tesereiß ihn zum Einzelkampf aufruft.

(L. 87, 15.) Nun wurden die Rosse mit den Sporen genommen.
Da war Mannheit gegen Kraft gekommen,
Und die Milde gegen die Gilte,
Keuschheit und Hochgemüthe
Mit treuer Zucht von beiden Seiten.
Der achte Kämpfer[1]) war Lust zum Streiten,
Der neunte war die Minne.
Die verlor von ihrem Gewinne.
Sie reiten sich an in Karriere;
Es splittern beide Speere,
Und sterben lehrte hienieden
Der Lanzenkampf den Tesereiß,
Der stets gesiegt hat den Preis,
Der ziert die Welt und schmückt mit Ruhme.
Geehrt sei Feld und Gras und Blume,
Wo dieser Mannheld liegt erschlagen.
Zuckre sollte der Walstatt tragen
Rings und auf eine Tagereise,
Der schöne Höfische gäbe dar
All den Bienen ihre Speise;
Nähmen sie seiner Süße wahr,
Sie könnten, wenn so klug sie wären,
Sich von dem Duft der Lüfte nähren,
Die her von diesem Lande wehen,
Wo Tesereiß wir jetzo sehen,
Wie ritterlich er Ende nahm.
Er war der Minne ein blühender Stamm.
Den tödtete des Marquis Hand,
Den auch die Minne hat hergesandt.

1) Hier ein Beleg für die Bemerkung im Parc. S. 595, Anmerk. zu S. 201, wie die verschiedenen Tugenden der Fechter, als ebensoviel personifizirte Streiter in den Kampf reiten.

Wilhelm fliegt auf Volatin von dannen; Puſſade eilt ihm nach [1]), bis, ohne ihm folgen zu können, das treue Thier todt hinſtürzt; der Held gelangt glücklich unter die Mauern von Orange. Hier hielt ein alter treuer Diener, Stephan, zugleich Kaplan der Königin, die Wacht; denn es iſt ſchon ſo weit gekommen, daß jedes Alter und Geſchlecht, und die Königin ſelbſt zur Vertheidigung der ſchwach beſetzten Veſte Waffen tragen muß. Stephan hält den Fremden ebenfalls für einen Heiden, und die Belagerten machen einen Ausfall gegen ihn. Nach tapfrer Gegenwehr bringt er den Kampf zum Stehn, giebt ſich zu erkennen, und wird zu Kiburg geführt. Dieſe befiehlt ihm, den Helm zurück zu ſchlagen, um eine Narbe über ſeiner Naſe zu ſehn, die er im Dienſt des Kaiſers Karl gegen die Römer des Pabſtes Leo halber empfangen hat. Die Narbe wird gefunden, und freudig ruft Kiburg aus: „Guillaume au court nez (ahcurneis), willkommen, werther Franzoſe.“ Er wird als Herr mit lautem Jubel begrüßt, allein mit Trauer vernimmt man den Tod des Vivianz, und den Fall und die Gefangenſchaft vieler andren Verwandten und Freunde. —

Indeſſen rückt Terramer mit dem ganzen Heidenheere vor Orange, und ſchließt es eng ein. Es war, da die Lanzen anritten, als ob der ganze Speſſart mit Fähnlein behangen daher käme, und als ob ein wochenlanger Regen nichts als Ritter nieder gegoſſen hätte. Wilhelm hält es nicht für rathſam, ſich in der Veſte mit einſchließen zu laſſen, und Kiburg iſt mit ihm darin einverſtanden, daß er ausreite, um Hülfe zu werben. Am Abend vor der Abreiſe führt ſie ihn in ihre Kammer, und unterſucht ihn, ob er nicht Wunden habe, deren ſie jedoch manche fand. Da nahm ſie Diptam mit Weineſſig und Bohnenblüthe und heilte ihn damit, daß ſelbſt Amfortas nicht beſſer genaß; denn dieſes Mittel iſt ſo gut, daß, wäre ſelbſt ein Pfeil noch in der Wunde ſtecken geblieben, er damit herausgezogen würde. [2]) Dann ſchloß ſie ihn in ihre Arme, damit er an ihrer Bruſt entſchliefe. Mit Inbrunſt betet ſie zu Altiſſimus, daß er ihnen Befreiung gewähre, daß Gott lieber ihr Leben kürze, ehe ihr Vater der Chriſtenheit ſo großes Unheil zufüge, da ſie von dem einigen Glauben doch nimmermehr ablaſſen könne. Wilhelm erwacht durch ihre Thränen. Gerührt nimmt er Abſchied, und im Heidenſchmuck Arofels ſchlüpft er glücklich durch das Heer der Belagerer, und empfiehlt ſein Weib dem wahren Gotte zum Schutz gegen die Bedrängniß.

---

1) Dieſer Zug erinnert an Rolands Roß, das von den Fluthen des Rheins fortgeriſſen, ſich noch einmal nach dem Herrn am Ufer umſchaut, und dann untergeht.

2) S. Parcival, S. 400 u. 630.

Dritter Gesang.

(Während Orange heftiger belagert wird, eilt Wilhelm nach Orleans, wo er mit den Bürgern, die Zoll von ihm verlangen, in Streit geräth, um am Hofe des Königs Ludwig von Frankreich Hülfe zu erbitten. Sein Vater, seine Mutter und seine Brüder sagen sie ihm zu; Ludwigs Gemahlin, Wilhelms Schwester, zeigt sich jedoch böswillig gegen ihn, und wird dafür von dem erzürnten Bruder thätlich gemißhandelt, worüber Ludwig sehr empört ist).

Wohl fünf Tage lang zieht ununterbrochen das Heidenheer gegen Orange heran; Terramer verzweifelt fast im Zorne über die Verluste, die ihm in der Schlacht auf Alischanz eine Hand voll Ritter zugefügt hat, an der Macht seiner Götter, und er stellt der Kiburg drei Dinge zur Wahl: daß sie in das Meer geworfen werde, einen schweren Stein um den Hals; oder daß ihr Fleisch und Gebein zu Pulver verbrannt werde; oder daß Tibalds Hand sie an einem Baum aufhänge. — Zur Belagerung wird allerlei bedrohliches Rüstzeug (driboc, igel und katzen), die Ebenhöhe, auf langen Säulen ruhend, um damit auf die Mauern zu steigen, und mehrere Arten von Wurf- und Schleudermaschinen (mangen und pfetraere) gegen die Veste gefahren. Allein Kiburg läßt sich durch nichts schrecken. Um ihre geringen Streitkräfte zu verheimlichen, läßt sie die Todten in voller Rüstung wieder auf die Mauern stellen, die noch den Vorzug vor den Lebendigen hatten, daß sie nicht aus Furcht von ihrem Platze wichen.

(L. 112, 3.) Ich habe die Tagezahl nicht vernommen,
Nach der der Markgraf unverzagt
Zu Orleans endlich angekommen.
Von seiner Herberg ist mir gesagt:
Daß er die schöne Stadt vermied,
Und in eine Winkelgasse ritt,
Und abstieg in einem Häuselein
Vor dem Graben: das war so klein,
Daß sein Streitroß Volatin
Kaum aufrecht konnte stehn darin. —
Dem Elend hat er sich verbunden;
Sein hoher Muth ist hingeschwunden;
Der Demuth hat er sich ergeben. —
Er schuf dem Rosse sein Gemach,
Und sich, daß der Wirth drauf zu ihm sprach:
Daß niemals noch in seinem Leben
Ein Gast es also gut ihm bot.
Denn zur alleinigen Nahrung nahm
Er zu sich Wasser nur und Brot. —
Seine Freude war an Kräften lahm.
Früh Morgens hub er sich hindan.

Nun war da ein gewaltiger Mann,
Von dem es bekannt, daß der König ihn
In der Stadt mit dem Geleite beliehn.
Der wollte seinen bösen Willen
Ohne Noth an dem Markgrafen stillen.
Der aber stand ihm zu Rede wohl.
Er sprach: „Ich bin doch frei von Zoll!
Ich führe weder Saumthier noch Waaren,
Und bin ein Ritter, wie Ihr seht.
Drum laßt mich ungeschoren fahren,
Wenn Ihr nicht irgend Schaden erspäht,
Den ich im Lande gethan. Ich mied
Die Saaten am Wege, und immer ritt
Ich die große Straße, die doch wohl
Gemeingut aller Welt sein soll.
Was ich und mein Roß verzehrt bisher,
Das hab' ich bezahlt mit Gelde schwer."

Der Richter aber mit seinen Leuten
Umdrängten ihn fest, und von allen Seiten
Kam, wie der Richter geboten gehabt,
Gemeine Bürgerschaft hergetrabt.
Der Richter rief: er müsse zollen,
Und zwar so aus dem Ganzen und Vollen,
Daß er den Schaden empfinde. —
Es war jedoch eine Sünde,
Daß man ihn nicht fürbas reiten ließ. —
Ihm in den Zaum zu fallen hieß
Der Richter seine Schergen mit bösen Listen.
Der Held: „Es trägt ja keine Kisten
Mein Roß; nur mich und diesen Schild.
Erst wird das Spiel zu Ende gespielt!“
Da mußte nun das Schwerdt herfür;
Den Zoll möchte selbst von der nächsten Thür
Niemand zu Liebe gern mir nehmen,
Zu dem nun der Richter sich mußte bequemen,
Der schier um einen Kopf kürzer ward:
Der Markgraf bahnte drauf sich Durchfahrt
Mit manchem schwerem Degenschwang,
Bis Bahn er gewann durch das Gedrang.
So mußt' er sich hauen durch die Stadt,
Durch Pferd' und Menschen, bis sein Pfad
Geräumig ward und weit.
Ihn ärgerte sehr der Streit.
Gar mancher lief mit Wunden davon;
Doch bald erscholl der Sturmglocke Ton. —
Es sollte die Stadt um dies Benehmen
Gegen den Einen Mann sich schämen! —
Sie liefen in Rotten zusammen. Inzwischen
Konnt' er auf's freie Feld entwischen.
Sie zogen auf seiner Spur ihm nach,
Diese hier, jene dort; er allgemach
Nicht sonderlich flüchtig trabt' ihnen vor.
Doch als die Haufen heraus zum Thor,
Da beliebt' es ihm, sich umzukehren;
Und nun begann sich ihr Schaden zu mehren.
Herum geworfen ward Balatin;
Mit dem Schlachtruf mon joie stürzt er hin
Sich unter die Haufen im Galopp
Bis fast zurück an die Pforten,
Daß das Gesindel entsetzt darob
Flüchtig zerstäubt an allen Orten.
So entging er der Kommun'
Und zog des Wegs gen Munleun.

In der Nacht kam das Weib des Richters zu Arnalt von Gironde, fils du Comte de Narbonne, der Graf in der Stadt war, und klagte ihm weinend und fußfällig: ihr Mann sei von Einem erschlagen, der den Zoll geweigert habe. Als der Graf aber aus der Beschreibung entnimmt, der Mann sei ein Ritter und kein Kaufmann gewesen, so schilt er sie heftig, macht sich jedoch auf ihm nachzureiten, zumal derselbe bei dem Gefecht mit den Bürgern sich des königlichen Feldgeschrei's mon joie bedient haben solle, mit welchem Kaiser Karl focht, und das er auf seinen Sohn, der das Reich hat, vererbte. Beide Ritter treffen sich bald, und Arnalt muß den Sattel räumen; aber als er sich nun bei Nahmen nennen muß, erkennen sie sich als Brüder, und Arnalt will froh überrascht den Marquis umarmen, und küssen. Solchen Gruß verwehrt ihm jedoch Wilhelm. „Denn — spricht er — ich lebe in solchem Schmerz, daß der Tod mir besser wäre; den rechten Kuß ließ ich bei Kiburg in deren Noth zu Orange. So lange sie in solcher Angst schwebt, soll weder Mann noch Weib meinen Mund berühren.“ Wilhelm erzählt nun sein und seines Weibes Leid, den Tod des Mole und Vivianz, und die Bedrängniß der Stadt Orange. Arnalt verspricht ihm Hülfe, und räth ihm, nach Munleun zu reiten, wo in drei Tagen vom König ein großer Hoftag werde gehalten werden, zu dem ihre Brüder und Eltern sich ebenfalls einfinden würden.

Darauf trennen sie sich, und Wilhelm kommt gegen Abend zu einem Kloster, dessen Mönche ihn zwar nicht erkennen, jedoch gut aufnehmen. Er ritt in einem prächtigen Kleide einher und (L. 125, 20.) wenn Christian (de Troyes) ihm einen alten Tymit angelegt hat, so beweist er damit nur seine Einfalt, denn es ist gewiß, daß er sein Kleid dem Perser Arofel nahm, und es war prächtiger als das, welches Feirefiß von Sekundillen empfing (S. Parc. S. 511.). Die Nacht und den halben Tag blieb er in dem Kloster, und ging dann nach Munleun, wo er schon von Engländern, Burgundern, Flandern, Brabantern und Lotharingiern groß Gedränge fand. Er geht nicht in eine Herberge, sondern gerades Wegs an den Hof des römischen Königs Ludwig (Loys), des Gemahls seiner Schwester, und lagert sich, Helm und Hersenier in den Rasen legend, vor dem Schlosse unter einer Linde und einem Oelbaum. Allein kein Knappe, kein Diener spricht ihn an und kommt ihm gastlich entgegen, wiewohl sein reiches Persergewand, seine prächtige Rüstung, sein verworrenes Haar und verwilderter Bart, so wie der Waffenruß seines Antlitzes großes Aufsehn erregen. — Dennoch erkennt ihn von den Fenstern des Schlosses aus die Königin, und spricht gar unschwesterlich zum König:

(L. 129, 19.) „Den wir da vor uns sitzen sehen, —
Mich dünket, Herr, ich muß gestehen,
Daß es mein Bruder Wilhelm sei
Der schon so manchen Jammerschrei
Entlockt hat den Franzosen. Jetzt
Will werben er ein neues Heer,
Womit Orange werd' entsetzt
Von jenen Heiden um Kiburgs Minne.
Ich weiß sehr ungern ihn hier inne;
Darum verschließet fest die Thür,
Und keiner von Euch geh hinfür;
Und wenn er außen klopft daran,
So weist ihn nur sogleich hindan."

Dem gemäß ward er behandelt. Begafft, bestaunt, doch unangesprochen sitzt der Held, und muß selbst sein Roß am Zügel halten. Da tritt ein Kaufmann, Nahmens Wimar, zu ihm hin, aus ritterlichem Stamm geboren, und ladet ihn höflich zu sich ein, da er ihn so schlecht und unritterlich geherbergt sieht. Wilhelm nimmt es dankbar und erfreut an. Der Wirth, froh der Ehre, so edles Gastes zu pflegen, tischt ihm das Beste aus Küche und Keller auf, und bereitet auf das Prächtigste sein Schlafgemach.

(L. 134, 9.). Der Pfau vor ihm gebraten stand
Mit Saucen, die, wie dem Wirth bekannt,
Man nirgend besser finden kann,
Der Kapaun, der Fasan,
In Gallert die Lampreten,
Rebhühner: — doch nichts wird von ihm erbeten.
Der Wirth sprach: „Herr, wär' hier zu Land
Nur irgend bessre Speise bekannt,
Sie würd' Euch schön von mir gewährt.
Sprecht, ob ihr andres etwa begehrt;
Sogleich will schicken ich danach."
Der Markgraf aber seufzt und sprach:
„Lieber Wirth, es stehet so
Mit mir, daß nie ich werde froh

Bis zu dem letzten Urtelstag,
Da Gottes Kraft wohl fügen mag,
Daß mein Gelübd' ein Ende habe.
Giebt mir sein Trost die Freudengabe,
Daß er mir Glück verleiht,
Dann, Wirth, ist erst es an der Zeit,
Bei guter Speise wohl zu leben.
Ihr sollt mir nichts als Wasser geben
Und Brot darin zu kauchen. Mehr,
Und daß mir Beßres geboten werde,
Ist an Euch und Andre nicht mein Begehr.
Was Gutes auf der Erde
Da lebt, das muß ich meiden;
Denn ich soll Kummer leiden,
Bis beßren Trost ich hab' erkoren.
Lieber Wirth, ich habe verloren
Hohe Verwandte und werthe Mannen;
In Angst verließ ich, als ich von dannen
Zog, ein Weib, das theuer meinem Herzen;
Mit mir trag' ich die Last der Schmerzen.
Nun fragt nicht mehr. Ihr habt erwiesen
Mir Güte viel; seid drum gepriesen.
Von Provenze Marquis Wilhelm bin ich genannt.
Hat einst noch zu geben meine Hand,
So vergelt ich Euch noch den Empfang,
Hab' ich auch jetzt nichts Euch zum Dank."

Der Wirth reichte ihm mit theilnehmender Trauer nach seinem Befehle nun Brot, und den Trank der Nachtigall, der ihre Stimme so schön macht, als ob sie den köstlichen Wein von Botzen tränke. Wilhelm streckt sich ermüdet auf das dürftige Strohlager, doch der Zorn über des Königs Ungastlichkeit läßt ihn nicht Schlaf finden. Er beschließt, Rache dafür an ihm zu nehmen, rüstet sich früh Morgens, sattelt selbst sein Roß Volatin, und begiebt sich wieder zu dem Platze, wo Wimar ihn gestern gefunden hatte. Dieser inzwischen eilt an den Hof, und verbreitet, wer der fremde Ritter sei. Da entsteht groß Gedränge von Neugierigen um ihn, und viele begrüßen ihn nun mit Freundschaftsbezeigungen. Er aber spricht streng zu ihnen:

(L. 139, 26.) Wer mich hier Abends sitzen sah,
Der meine Gab' empfangen hat —
Das war eines schlechten Muthes Rath,
Daß er mich doch hier ließ allein,
Dem immer war mein Gut gemein.
Trügen meine Saumthiere Gold,
Sammt, Seidenstoff und Gewand,
Ja, da wärt Ihr mir Alle hold!
Säht Ihr die Rosse, die in meinem Land
Ich habe, mir zur Seiten gehn,
So könnt' ich hier sitzen nicht, noch stehn;
Es wär' um mich zu groß Gedrang.
Der Hof muß haben Undank,
An dem ein Fürst so schmählichen Gruß
Von der Massenie empfangen muß.
Ihr glaubt, daß ich verdorben sei?
Nein, mir wohnt andrer Wille bei." —

Es können der König und die Königin sich ebenfalls nicht entbrechen, ihn zu beobachten. Doch sie mit ihren Fürsten wünschen ihn lieber nach Kanak oder Assim, in die Gluthhitze von Alamansura, oder eingefroren in dem Eise von Skandinavia, und einige kluge Fürsten wünschten, daß er Herkules bei Kakus [1]) wäre (ze catus ercules), und ein Andrer wünschte ihn wehr-

1) Der Riese Kakus ward von Herkules mit der Keule erschlagen, weil jener, während er schlummerte, ihm einige Rinder gestohlen hatte.

los auf die Insel Palaker im Lebermeere [1]), und Alle verwünschen seine Reise hieher auf Werbung zum Heidenkriege. — Nun reitet auch sein Vater Heimrich von Narbonne mit seiner Gemahlin Irmschart von Pavia, seinen vier Söhnen und 7000 Rittern in Munleun ein. Da dachte der Markgraf, es sei an der Zeit, mit seinem Suchen hervorzutreten, jedoch hatte er den festen Vorsatz, dem Könige, wenn er ihm Beistand versage, Angesichts des ganzen Hofes das Haupt vom Rumpfe zu trennen. Entschlossen tritt der Marquis auf Ludwig zu, nennt seinen Nahmen, mahnt ihn an den Seegen, den Gott ihm gewährt, und an die Hülfe, durch die er ihm die römische Königskrone verschafft habe. Sieben Jahre habe er nun gestritten, ohne Vater und Mutter zu sehen, noch seine Geschwister. Nun zum Dank fordere er Hülfe, damit Kiburg von den Heiden erlöst werde. Irmschart und seine Brüder umarmen und küssen ihn herzlich, und der König vom Rom sprach: er erkenne dankbar, was er, Wilhelm, an ihm gethan habe, und sei mit Gabe und Lehen ihm bereit, was er nur fordern möge. Aber die Königin, sein Weib, die Schwester des Marquis rief:

„Weh, wie wenig uns dann verbliebe!
Ich wär' die erste, die er vertriebe.
Lieber harr' er umsonst der Heere,
Als daß ich noch Gnade von ihm begehre."

Da riß ihr aber vor allen Fürsten Wilhelm die Krone vom Haupt, und warf sie zu Boden, daß sie zersprang: wand ihre Haarzöpfe um seine Hand, und hätte im Zorn ihr das Haupt abgeschlagen, wenn seine Mutter und Brüder ihm nicht in das Schwerdt gefallen wären. Ihr Gemahl, der König, wäre auch lieber bei diesem Auftritt zu Etampes, Paris oder Orleans gewesen, als hier. Kaum kann die Gemißhandelte in das Schloß flüchten, wo sie sich voll Furcht einriegelt. Selbst sein Vater Heimrich kann seinen Zorn nicht besänftigen. Endlich gelingt es der wunderschönen Tochter des Königs, Alißen, die sich dem Empörten zu Füßen wirft, mit Hülfe seiner Eltern und Geschwister, Gnade für ihre Mutter bei ihm auszuwirken. Von den Seinigen wird allgemein ihm große Heereshülfe zugesagt, und Irmschart will selbst zu Rosse steigen, und die Fähnlein in die Schlacht führen.

---

1) Da hausen die Sirenen, Krokodille und viele Greifen, und darin liegt der Magnetstein, der alles Eisen aus den Schiffen zieht, daß sie scheitern. Wartburgkrieg, M. S. Str. 82, 84.
Deutsche Ged. v. Büsching u. v. d. Hagen, Herzog Ernst, S. XIII.

Vierter Gesang.

(Nach der Versöhnung Wilhelms mit Ludwig zieht er mit dem ihm bestimmten Hülfsheere den Heiden entgegen, und nimmt den starken Rennewart mit sich, der zärtlich Abschied von Alißen nimmt.)

Ludwig, der römische König, war sehr erzürnt gegen Wilhelm wegen der seiner Gemahlin angethanenen schmählichen Mißhandlung; diese sah aber bald, in sich gehend, ihr liebloses und niedriges Benehmen gegen ihren Bruder ein, und bat nun mehr selbst den Gemahl um Hülfe für Wilhelm. Auf eindringliches Zureden Aller wird auch er endlich nach langem Zögern besänftigt.

(L. 182, 11.) Heimrich und sein Ingesinde
Stand vor dem Karls-Kinde
Mit großer Zucht, und sie begannen,
Ihn zu dem Beistand zu vermahnen.
Oft ward der Nahme Karls genannt;
Dessen Heldenmuth sollt' er erben,
Und nicht die Tugend gar verderben,
Die nach Geburt ihm ziemt' und Stand.
Er solle darauf denken,
Der Herrschaft Steuer so zu lenken,
Daß er das Reich beschütze,
Und Ehr' ihm werb' und nütze.
„Wenn — sprachen sie — Ihr's, Herr, nicht wendet,
Daß Terramer das Land verheert,
So ist die Christenheit geschändet,
Und die heilige Tauf' entehrt.
Wenn jemand anders Euch belehrt,
Als daß Ihr seiner Euch erwehrt,
Und auch dem Reiche seid zur Wehr —
Das ist ein ungetreuer Mann.
Wer's besser weiß, der trete her."

Der König läßt sich endlich umstimmen, sagt Beistand zu, und giebt nun ein großes Versöhnungsfest. Allein was man auch an herrlichen Speisen auftrug, und an köstlichen Getränken schenkte — der Marquis genaß nichts als Wasser und schwarzes Brot, eingedenk der Noth, die Kiburg noch erleiden muß. Wimar ward mit Hülfe Irmscharts von Wilhelm reich belohnt, die ihr Gut gegen ihn nicht sparte. Noch zehn Tage verblieb der König mit seinem Hofe und Wilhelm zu Munleun.

Eines Abends saß der Letztere mit der schönen Alße in einem Fensterbogen; zwischen dem Pallast und jener Linde, unter welcher er zuerst Gemach genommen, ward manch Ritterspiel getrieben. Da war Lanzenrennen zwischen Zweien und Vieren, diese ritten um die Wette, jene warfen den Speer, welche Kunstfertigkeit damals in großen Ehren stand; jene liefen an der Baere; es gab ein groß Gelärm von Trommeln, Musikanten, Geschrei, und Hin- und Herlaufen.

(L. 187, 30.) Da kam ein Bursch auch hergegangen,
Der ward mit lautem Spott empfangen.
Er trug einen Zober Wassers voll.
Wenn ich nun von ihm sagen soll,
Daß niemand es als Lüge merke,
So sprech' ich doch: er hat die Stärke
Wohl von sechs Männern. Dieser Held
War in der Küche angestellt.
Er trug das Wasser ganz allein,

Deß die Küche bedurfte allgemein.
Was nicht dreier Mäuler Kraft
Von der Stelle hätte geschafft,
Das trug er leicht mit seinen Händen,
Und wußt's, wie einen Ball zu wenden.
Es trug die Küchenfarbe zwar
Sein schlecht Gewand und auch sein Haar.
Nach seinem Geschick doch und Geschlecht
Geschah ihm nicht wie billig Recht.
Des Goldes Echtheit man erst sieht,
Wenn es in einen Pfuhl gefallen,
Und doch es Rost nicht überzieht.
Auch der Granat-Jachant vor allen,
Wenn er in Ruß geworfen ward,
Zeigt nach der Reinigung erst ganz
Seine hohe edle Art,
Und seiner Röthe Spiegelglanz.
So war auch reich an unerkannter Tugend
Des küchenfarbnen Rennewarts Jugend. —
Wißt Ihr, wie der Aar prüft seine Jungen?
Wenn sie den Schaalen sind entsprungen,
So kommt er zu dem Neste,
Und wählt sich aus das Beste,
Nimmt es sanft in seine Klauen,
Und läßt es in die Sonne schauen.
Wenn es durch Furchtsamkeit geschieht,
Daß nicht es in die Sonne sieht,
So läßt er aus dem Nest es fallen.
So thut er's auch den andern allen,
Und möchten's ihre tausend sein.
Doch das in der Sonne heißen Schein
Mit beiden Augen sieht, dies eine
Erkennet an er als das seine. —
Rennewart, der starke Mann,
War wohl in Adlers Nest gezogen,
Nicht herausgefallen, — herab geflogen
War er, und hielt sich kräftig an
Auf dürrem Ast, den einmal er ergriffen.

Als er durch das Gedräng will schiffen
Im Hof, geschieht es, daß die Haufen
Ihm gegen seinen Zoder laufen,
Und ihn umstoßen. — Er ertrug
Es ohne Klage, wie eine keusche Magd,
Indem er zu sich selber sagt:
„Im Scherz muß man so thun." — Genug —
Er trug zum zweiten Mal ihn voll.
Als aber wieder nun wie toll
Zu Roß und Fuß die Herrn und Knechte
Ihn überrennen im Gefechte,
Und ihn verhöhnen obenein,
Da büßte die Magd ihre Keuschheit ein:
Da packte der starke, nicht der schwache,
Einen Knappen, und warf ihn mit Krache
An einen steinernen Säulenfuß,
Daß der Knappe bei solchem Gruß,
Als wär' er durchfault, von dem Wurf zersprang.
Nun erhob sich um ihn groß Gedrang;
Doch bald ward flüchtig allgemein
Der ganze Hof, und ließ ihn allein. —

Der Markgraf sprach zum König da:
„Saht Ihr wohl, Herr, was dort geschah
Auf dem Hofe von jenem Knecht,
Bekleidet küchenfarben und schlecht?
Der König sprach: „Ich hab's gesehn;
Noch selten ist's bis jetzt geschehn,
Daß er so unhold ward befunden.
Von Kindheit an wohnt er am Hof,
Und nimmer bis zu diesen Stunden
Betrug er sich so roh und schroff.
Wohl weiß ich, daß er adlig ist;
Doch noch erfand ich nicht die List,
Auf graden oder krummen Wegen
Durch Ehr' oder Schmach ihn zu erregen,
Daß er die Tauf' empfinge.
Er achtet sie geringe.
Es ist mir Ernst — Gott weiß wohl — drum —
Daß ich ihn weih' zum Christenthum.
Es brachten ihn Kaufleut' über See;
Die hatten ihn erhandelt eh

Fern in der Perser Land.
Kein Auge jemals fand
So schönes Antlitz, so kräftigen Leib.
Das Weib verdiente Ehre,
Das ihn zur Welt gebracht,
Wenn er getaufet wäre."

Der Markgraf bat den König, ihm diesen Burschen zu schenken, was er Anfangs ablehnt, auf Bitten der Alize es jedoch endlich gewährt. Wilhelm rief ihn nun zu sich, und sprach ihn französisch an. Da that aber Rennewart, als ob er taub sei. Während seiner Gefangenschaft in Arabien hatte der Marquis aber auch chaldäisch und koatisch (koptisch?) sprechen gelernt; also redete er ihn daher nun an, und fragte ihn nach seinem Geschlechte. Jetzt antwortete Rennewart, daß er ihn wohl verstehe, und sprach:

(L. 193, 2.) Ich bin aus Mecca,
Wo schwebend ohne Untersetzen
Heiligkeit den Leichnam trägt
Muhameds. Der kann mich noch letzen
Dafür wohl, wie hier ich ward mißhandelt,
Hat er seine Göttlichkeit nicht gewandelt.
Doch sagt' ich umsonst ihm schon soviel Klage,
Daß an seiner Hülf' ich nun verzage,
Und mich jetzt halten will zu Christ,
Dem Du auch unterthänig bist;
Denn, wie mir däucht, bist Du getauft.
Seitdem ich ward hieher verkauft,
Hab' ich schmachvolle Noth erlitten.
Der König selbst mit Drohn und Bitten
Und hartem Zwange wollte mich lehren,
Zum Christenthum mich zu bekehren;
Doch die Tauf' ist nicht nach meiner Art.
Gelebt hab' ich hier Tag und Nacht,
Ha — anders als gedacht es ward
Bei meines Vaters Reichthum und Macht.
Denk ich oft meinen Zustand hier,
So macht die Schaam mich rasend schier.
Will werthe Freundin süß und traut
Umfangen mich — o weh, es graut
Ihr, aus nach mir den Arm zu strecken,
Um sich durch mich nicht zu beflecken.
Nach Hohem stand mit Stolz mein Sinn:
Zur Niedrigkeit verdammt ich bin."

Dem Markgrafen gefiel es sehr, daß der junge Unverzagt trotz der Schmach seines unterdrückten Lebens dennoch nach Ehre streben mochte, und Rennewart tritt hocherfreut in seinen Dienst, in der Hoffnung, nun noch Ruhm und Würde erstreiten zu können. Die Fürstin Irmschart übernahm es, ihren Sohn, und dessen Knappen mit Zelten, Rossen, Waffen und Kleidern auszurüsten; sie gab deßhalb die ganze kriegerische Ausstattung einem Juden von Narbonne in Verdung, welcher alles bestens beschaffte, und Rennewart erhielt als Waffe eine gewaltige mit eisernen Schienen, Buckeln und Stacheln beschlagene Stange. Nach zehn Tagen brach in aller Frühe Wilhelm mit den geworbenen Leuten und dem Kriegsvolk seiner Brüder auf. Da plötzlich ward Rennewart vermißt. Er hatte die Nacht über auf einer Hackebank geschlafen; inzwischen ward ihm seine Stange von den Köchen versteckt. Er aber verstand das Ding übel, schlug alle Thüren ein, bis er seine Waffe wieder fand, schlug den Küchenmeister todt, zerbläute alle Köche, richtete unter den Töpfen, irdenen wie eisernen, eine ganz außerordentliche

Verwüſtung an, und kam dann wild, wie ein von Hunden gehetzter Stier dem Heere nachgerannt. — Allein vor ſeinem Abſchied beging der junge Wilde noch eine Zucht, die von ſeiner edlen Abkunft Zeugniß giebt. Er nahm nicht blos von König und Königin, von jedem beſonders, Abſchied, ſondern auch zu Aliſen, die er unter Bäumen auf dem Raſen einſam ſitzend antraf, trat er beſcheidentlich, ſah ſie lange an, und erbat ſich dann Urlaub. Aliſe klagte theilnehmend die manche Noth, die er in Frankreich erlitten, und bat ihn endlich, ihrem Vater all das Ungefüge zu verzeihen, was er von dieſem je erfahren habe. Sie ſprach:

(L. 213, 21.) „Du ſollſt mit meinem Kuſſe fahren.
Dein Adel wird Dich wohl bewahren,
Und an die Statt noch bringen,
Wo Sorge Dich nicht mehr darf zwingen.“
Die Magd ſtand auf. — Der Kuß geſchah.
Rennewart neigte ſich ihr und ſprach:
„Der höchſte Gott behüte
Eure würdigliche Güte.“

Allgemein verſöhnt zieht Wilhelm mit Rennewart und allen Seinigen durch Orleans, das diesmal ihm nicht wieder Zoll abforderte, eilig gen Orange, um Hülfe der nothhaften Kiburg zu bringen. Der König Ludwig blieb aber zu Orleans zurück, indem er nicht für nöthig hielt, in Perſon ſich an die Spitze des Heeres zu ſtellen, welches er vielmehr in des kriegserfahrenen Wilhelm Hände gab, ermahnte jedoch Alle, das Feldgeſchrei ſeines Vaters mon joie bei jeder Gelegenheit in Ehren zu bewahren.

Fünfter Geſang.

(Theologiſches Zwiegeſpräch zwiſchen Terramer und Kiburg. Die Belagerung hat ihren Fortgang. Als die Noth aufs Höchſte geſtiegen, erſcheint Wilhelm mit dem Hülfsheere zur Entſetzung von Orange, und die Heiden ziehn ſich an die Meeresküſte zurück.)

(L. 215, 1.) Jetzt nahn einander Freud' und Klagen;
Und den hülfsbedürft'gen Tagen
Und der künft'gen Sorgenzeit,
Die ſchwer Orange noch bedräut,
Und worin Kiburg mußte leben,
Die oft genug ſelbſt Waffen trug,
Wird mit Freud' ein Ende nun gegeben.

Zum Oeftren machte den Verſuch
Ihr Vater, ſie ſich zu gewinnen;
Vergeblich doch war ſein Beginnen.
Sie ſprach: „Ich bin gefolgt dem Ruf
Deß, welcher alle Weſen ſchuf,
Und Waſſer, Feuer, Luft und Erde.
Es ſchuf auch mich ſein Wort: es werde,
Wie alles, was lebendig iſt.
Soll ich um Mahomet nun Chriſt
Und dem Markgrafen entſagen,
Der heilgen Taufe mich entſchlagen,
Und manches würdigen Begehrs,
Das unterm Schild mit Kraft des Speers,
Das Haupt vom Helm bedeckt, der Held
Mit Eifer ſich zum Ziel geſtellt
Im Dienſt nach meiner Minne? — Nein. —
Wie hülflos jetzt ich auch mag ſein,

War ich auch Königin, — ſah das Land
Arabien mit all ſeinen Fürſten mein Haupt
Geſchmückt mit der Krone goldnem Band,
Bevor ein Fürſt ſich noch erlaubt
Mich zu umfangen: — durch ihn bewogen
Hab' ich der Armuth mich unterzogen,
Durch ihn, und Dem zur Ehre,
Der Herr iſt der himmliſchen Heere.
Woher hat ſeine Weisheit Tervigant,
Die nur eine Gab' aus Altiſſimus Hand?
Ich bin getauft im Nahmen Deſſen,
Der dem Polus Arcticus [1]) den Lauf
Und den andern Sternen hat zugemeſſen:
Der das Firmament geſpannet auf,
Und ließ die ſieben Planeten
Dem Sturz des Himmels entgegen treten.
Seine Waage kann trügen nie;
Alle Werke wog ſo richtig ſie,
Daß ſie in ſtätem Gleichmaas ſtehn,
Und in Ewigkeit nicht vergehn.
Sind eure Götter dieſem gleich,
Der beherrſchet der Lüfte Reich,
Der ſeine Schöpfung ſo kunſtreich erſonnen,
Der ergoſſen der Ströme Bronnen,
Der der Sonne die drei Naturen gab:
Die Wärme, den Schein, und ihr Kommen
und Gehn,
Das uns das Licht ſteckt auf und ab? —
Was durch den Gott mir mag geſchehn,
Der über all das hat Gewalt,
Den Schaden trag' ich wohlgemuth:
Denn er vergütet mir ihn bald.
Was er dem Leibe Leides thut,
Vergilt er durch der Seele Heil.
Ihr nahmt Euch eitler Arbeit Theil,
Mein Vater, und andre meiner Verwandten,
Als unbeſonnen ſie entbrannten,
Leib und Ehre auf Tibalds Rath
Zu wagen, der keine Forderung hat,
Mit Recht mich deßhalb anzuſprechen.

Was willſt Du, Vater, rächen
An deinem eignen Kinde?
In Einfalt ich Dich finde." —

„O weh, ich freudenarmer Mann,
Daß jemals ich ſolch Kind gewann —
Rief Terramer, der mächtige —
Das ſo mit Leichtſinn, weh mir, weh!
Sich ſeines Glückes will entſchlagen,
Und ſeinen Göttern kann entſagen!
O ſüße Kiburg, thu ſo nicht.
Was Dir geſchah und noch geſchicht
Von mir, macht ſelbſt mir bittre Noth.
Gern litt' ich ja für Dich den Tod!
Es kennet Mahomet mein Herz,
Daß ich auf Tibalds Flehn mit Schmerz
Zu deinem Schaden nur kam her,
Und bis bei unſerm Glauben mich ſchwor
Der Baruch und ſeine Prieſter bedrohten
Und beſchworen, und als Sünd' es mir
Erwieſen, würde ferner Dir
Von mir noch Liebe geboten.
Doch meine Treue iſt zu groß,
Mein Kind zu verſtoßen aus meinem
Schoos.
Soll ich erfahren, daß Dir Heil
Jemalen werde noch zu Theil,
So ehre Dein Geſchlecht,
Und thu den Göttern ihr Recht." —

„Mein Vater, Du ſo hoch und werth,
Dein Muth Unmögliches begehrt,
Wenn mich zu ſcheiden er unternahm
Von dem, der Even gab die Schaam,
Daß ſie verhüllt zuerſt die Bruſt,
In der ein ſündiges Gelüſt
Erwachſen, das ſie bracht in Noth,
Und ihr des Teufels Geſellſchaft bot,
Der mit Verderben nach uns jagt.
Du biſt ja doch ſo hoch betagt,
Daß Du die Weiſſagungen all
Wohl kenneſt über Adams Fall.

1) S. Parciv. S. 648.

Sibylla und Plato[1])
Verkünden die große Schuld uns so:
Daß Eva allein die Schuldige ward,
Daß Adams Geschlecht zur Höllenfahrt
Aufbrach, und außer Elias und Henoch[2]) Alle
Heimsiechten der Qual und schmählichem Falle.
Wer aber erlöste sie dann?
Wer war es, der den Sieg gewann,
Daß er die Höllenpforten brach,
Und endete Adams Ungemach?
Das that die hohe Trinität,
Die in Einheit da und dreifach steht,
Sich ewig gleich und ewig wehr.
Sieh, die erstirbt nun nimmermehr
Durch Mannes oder Weibes Schuld.
So wirb auch Du um ihre Huld."

Da sprach der König: „Laß mich doch wissen,
Warum die beliebte Trinität
Den Einen nicht hat dem Tod entrissen,
Der — wie er sprach und die Rede geht —
Von einer Jungfrau ward geboren
Aus Israelitengeschlecht? Wenn es erging,
Daß ich durch diesen Dich verloren,
Den sein eignes Volk erhing,
Und beschimpfte, so ist mein Glaube klein,
Daß durch ihn mit menschlicher Hand
Unser Vater Adam von der Höllenpein
Wirklich jemals Erlösung fand.
Die Höll' ist schmerzenvoll und heiß;
Von großem Elend dort ich weiß;
Das ist mir von den Göttern kund.
Es redet nimmer aus ein Mund,
Wie traurig es dort steht.
Hat Jesus von Nazareth
Die Pforten gebrochen doch,
Weshalb gestraft denn werd' ich noch
Mit deinem Unglauben, sprich? —
Meine liebe Tochter, bekehre Dich." —

„Wohl hör' ich, Vater, ich thu Dir leid;
Als aber Jesus' Menschheit
Der Tod am Kreuze ward gegeben,
Da erblühte erst sein Leben
Aus der göttlichen Stärke.
Lieber Vater, nun merke:
Indeß sein menschlich Theil erstand,
Die Gottheit ihm das Leben erwarb
—Und wären deine Götter auch mächtiger noch
So wollt' ich zu Dessen Gebote doch
Bis an den Tod verbleiben,
Von welchem immer werthen Weiben
So sehr ihr Recht geschah,
Daß man ihn dienstlich sah
Unter Schildes Dache
Bei solchem Ungemache,
Wo Schmach man muß mit Würde tragen.
Auch hört' ich Tibald selber sagen,
Daß der Markgraf schon an Speeren
Ganze Wälder hat verthan
Auf seiner ritterlichen Bahn.
Er begann meine Minne zu begehren,
Als ihn der König Sinagon,
Halzebiers Schwestersohn,
In einem Sturme fing,
Wo solche Thaten er beging,
Daß dort er und für alle Zeit

---

1) S. Parcival, S. 322 und 621.
2) S. II Buch der Könige, K. 2, V. 11, u. I B. Mosis, K. 5, V. 21—24. — Eine Evangelienharmonie des 12ten Jahrh. sagt (Hoffmann, Fundgruben, I, S. 195.)
An dem iungsten ende
So wirt uns gesendet
Elyas unde Enoch,
Die warnent uns doch,
E daz diu zit anege,
Das uns der wuetrich beste,
Vil grimmich wirt die not.
Si ligent bêde von im tot.
So getan sturm ist michel rêht.
Danne so des tiuvels knêht
Mit gewalt her fur gat,
Eya, wie vast er uns bestat
Mit manigen sinen listen;
Die aller wisisten,
Arme unde riche,
Er muet si alle geliche.
Vergl. auch J. Grimm, Deutsche Mythologie, S. 468.

Den höchsten Preis behielt im Streit.
Sein Ruhm und seine stolze Kraft
Scholl durch die ganze Heidenschaft.
Da ich als Königin damals thronte
In Macht und Reichthum dort, so lohnte
Ich seine Mühen ihm; aus den Ketten
Wußt' ich den Würdigen zu retten,
Und fuhr mit ihm ins Christenland,
Und dient' ihm und der höchsten Hand. —
Meine Taufe muß ich behalten.
Mag Tibald in Todjerne walten
Wo Du mich krönteſt! — Dennoch ſcheue
Dies zu genehmigen deine Treue,
Mein Vater: da daſſelbe Land
Mir gab als Ausſteur deine Hand.
Deinen Zorn und Haß ich habe,
Kehrſt Tibald zu Du deine Gabe.
Er bietet deine Ehre feil,
Wenn ihm mein Erbe wird zu Theil.
Er macht auch Anſpruch auf Sevillie,
Das ihm verlaſſen hat Marſillie,
Sein Oheim, den Roland erſchlug.
Dieſſeit des Meers hat er genug,
Das ihm durch Erbgangsrecht fiel an,
Seithem dein Vetter Balikan
Sein Leben ließ durch Karl;
Die Hälfte von Provenze und Arles,
Behauptet er, die müſſ' er erben.
Giebſt Du durch Lug preis dem Verderben
Deine Treu zu der eignen Frucht,
Wohin dann irrt deine alte Zucht?
Du verwirkeſt an mir all dein Heil.
Dennoch magſt Du Todjerne, mein Erbtheil,
Tibald und Ehmereiß immer geben,
Und mich laß nur in Armuth leben."

Dieſes Geſpräch erging während eines Waffenſtillſtandes. Ehmereiß, Kiburgs und Tibalds Sohn, war der Einzige im Heidenheere, der ſeine Mutter zu entſchuldigen und zu rechtfertigen wagt. Tibald dagegen droht Arabellen den Tod mit dem Weidenſtrick [1]) und Terramer fährt fort, ſie heute zu bitten, und ihr morgen zu drohen. Doch alles umſonſt; denn ſie kann nicht wanken in ihrer Treue zu Gott und dem Marquis Wilhelm.

Um Orange war jetzt ein weites Leichenfeld. Der Geruch der Leichen iſt ſo ſtark und unerträglich geworden, daß die Heerführer der Belagerer vorſchlagen, jetzt, da ſich nirgend außerhalb der Stadt ein Feind blicken laſſe, auf kurze Zeit zu der geſünderen Luft am Meere zurück zu kehren, und auch, um aus den Schiffen neue geſunde Lebensmittel zu entnehmen. Allein man kannte auch die hohe Noth der Stadt, deren Mauern zum Theil ſchon durch die Wurfgeſchütze hart beſchädigt ſind. Darum wird vor dem Abzuge noch ein allgemeiner nächtlicher Sturm beſchloſſen. Die Heiden erſteigen die Mauern der Stadt, die außerhalb der Befeſtigungswerke des königlichen Schloſſes, das Gloriette heißt, liegt, und ſtecken die Häuſer in Brand, ſo daß der Himmel und das Meer eine Feuergluth zu ſein ſcheint, und Mann und Weib kommt theils durch die Flammen, theils durch das Schwerdt der erbitterten Feinde um.

Mit größter Kümmerniß ſieht Wilhelm mit ſeinem anrückenden Heere ſchon von fern den ungeheuren Brand, jedoch zu ſeinem Troſte gewahrt er auch durch die dichten Rauchwolken, daß Gloriette noch unverſehrt ſteht. Als die Heiden das

1) S. Parcival S. 146 und 590.

anrückende Hülfsheer bemerken, ziehen sie sich gegen das Meer nach dem Hafen zurück, und Wilhelm eilt mit Rennewart den Seinigen voran, da er die Sehnsucht nicht länger bezwingen kann, die gerettete Kiburg wieder zu sehen, indeß das römische Heer langsamer nachrückt, und vor Orange ein großes Lager aufschlägt. Dabei sagt der Dichter (L. 237, 3.)

Herbergen ist logieren genannt,
Soweit ist mir die Sprache bekannt.
Ein unbeholfner Champagner kann
Viel besser als ich französisch sprechen;
Doch seht nun, wie ich's fange an,
An diesen mich zu rächen,
Denen ich deuten soll diese Sage!
Ihnen thäte wohl noth eine deutsche Sprache;
Doch ist mein Deutsch mitunter so krumm,
Daß der mir leichtlich ist zu dumm,
Den ich vollständ'ger nicht bescheide.
Verlorne Müh wär's für uns beide.

Weitläuftig wird jeder Heerhaufe mit seinen Führern genannt und beschrieben. Kiburg legt nun die Waffen ab, die sie zu ihrem Leidwesen so lange tragen, und sich mit dem Ruß des Harnisches färben mußte. Sie befiehlt ihren Frauen sich köstlich zu schmücken, und legt selbst kostbare Kleider an.

Groß ist die Freude, die nun zu Orange eingekehrt ist, und Wilhelm läßt es an nichts fehlen, die Seinigen gastlich zu bewirthen. Man klagt sich gegenseitig die Verluste, die an Freunden und Verwandten erlitten sind. Die Angekommenen trösten die Markgräfin, die doppeltes Leid an ihren christlichen und heidnischen Freunden erfahren muß, und versprechen ihr eine freudenreichere Zukunft.

Sechster Gesang.

(Wunderbare Aehnlichkeit zwischen Kiburg und Rennewart, dessen Herkunft dunkel ist. Er giebt Proben seiner Stärke, und wirft den Küchenmeister in die Flammen des Heerdes. Er wird ritterlich angethan. Kiburg hält den versammelten Kriegsvölkern eine Rede.)

Nun hebt Wilhelm auch das Gelübde auf, das er am Vorabend seines letzten Scheidens von Orange abgelegt hatte: nicht eher etwas andres, als Brot und Wasser zu genießen, als bis er Kiburg befreit hätte. Sein Knappe Rennewart erregt allgemeine Furcht, als er mit seiner gewaltigen Stange leicht wie mit einer Gerte spielt. Er ist von Schweiß und Staub fast unkenntlich, dennoch entgeht der Glanz und die Klarheit seines Auges, die Herrlichkeit seines Antlitzes und die Schönheit seiner Haut (so schön, wie im Walde nur Karnahkarnanz den kleinen Parcival fand [1]) der Aufmerksamkeit Kiburgs nicht, in deren Herzen eine Stimme sich regt, daß dieser süße Knabe sie näher angehe. Seitdem er Munleun verlassen, stand sein Sinn und Begehr nach hohem Preise zum Dienst

1) S. Parcival S. 96.

Alißens, deren Kuß ihm noch Quaal im Herzen verursacht; seitdem wuchs ihm der Bart, wiewohl er noch nicht in den Jahren der Bartreife stand. Wilhelm befiehlt ihm, sich sauber zu machen, und weist ihm (er wurde roth vor Beschämung über so unverhoffte Ehre) einen Platz auf dem Teppich am Ende der Tafel zu Kiburgs Füßen an. Wiewohl er am Boden saß, reichte dennoch sein Haupt bis zu dem der Königin hinauf; wer beide aber nebeneinander sah, dem war es nicht anders, als ob das eine der Siegelabdruck des andren sei, und nur der keimende Bart unterschied das Antlitz des Jünglings von dem der Frau, die ebenso über seine große Kraft und den hohen Muth, als über seinen sanften Sinn und die kindliche Anmuth seines Wesens erstaunt ist. — Während der Tafel hatte er seine Stange an die Wand gelehnt; viele Knappen bemühten sich zugleich, sie zu heben, ließen sie aber ungeschickt mit so ungeheurem Schalle auf den Boden fallen, daß allen Anwesenden ein großer Schreck eingejagt ward. Darüber zornig sprang Rennewart auf, und schlug mit der Stange nach einem der Knappen, der hinter eine Säule sprang, so daß die Funken aus dem Steine bis zum Dache hinauf sprühten. Da packen alle Knappen, ohne ihre Tafeln abzudecken, die Tischtücher bei den Zipfeln, Teller und Flaschen über einander stürzend, und zerstäuben mit eiligster Flucht, zur großen Ergötzniß des Herrentisches.

Nach einem Lustritt mit Rennewart durch Anger, Wald und Wiesen, ging der Markgraf nun auch mit seiner theuren Kiburg zu süßer Ruhestatt.

(L. 279, 7.) Wo er und die Königinne
Pflagen solcher Minne,
Daß vergolten ward zu beider Seit'
Was ihnen auf Alischanz der Streit
An den Verwandten Schaden gethan.
Als Amfortas, der milde Mann,
In Orgueilleusens Dienste war,
Bevor er von Freuden schied,
Und der heilige Gral nahm wahr
Seines Volkes, und es berieth,
Hatte die Königin Sekundille
(Also rieth ihr des Herzens Wille)
Ihn zum Geliebten ernannt,
Und ihm Kundrien dargesandt
Mit dem theuersten Kram,
Den er von ihrer Minne nahm,
Und weiter schenkte, Minne zu lohnen; [1])
All diese Schätze, ja alle Kronen
Und Sekundillens sämmtliche Lande
Waren sicherlich nicht im Stande
So wenig, als was allzumal
Irgend spenden konnte der Gral,
Aufzuwiegen die großen Verluste,
Die der Marquis auf Alischanz leiden mußte.
Jetzt aus süßer Lieb' erblühte
Ein schlankes Reis in seinem Arm.
Kiburg mit keuscher Güte
Schmiegte so nah und warm
Sich an seine Brust,
Daß er der Vergeltung sich ward bewußt.
Sie war's, die er zu Entgelt erkor
Für alles, was er je verlor.
Ihre Minn' ihm solche Hülfe thut,
Daß des Markgrafen trauriger Muth
Mit Freude durchwirkt ward. Er war geborgen;
So fern sind von ihm geritten die Sorgen:
Es könnte sie erreichen kein Speer.
Kiburg war seiner Freuden Wehr.
Nach Trauer soll Freud' einmal wiederkehren;

1) S. Parcival, S. 432.

So sah man auch die Freude bewähren
Einen altbekannten Brauch,
Dem Männer und Frauen folgen auch. —
Beim Ursprung man uns Jammer gab;
Mit Jammer gehn wir in das Grab.
Ich weiß nicht, wie jenes Leben geht;
So dieses Lebens Regel steht.
Die Sorge selten bei Freuden weilt;
Viel feiner Witz mußte mir zugetheilt
Sein, daß ich Freuden drin finden könne;
Wiewohl ich alles Gute gönne
Denen, die mir es nicht gethan,
Und auch jetzt nicht thun. — Ich will's ihnen schenken,
Und der bösen Thaten nicht mehr gedenken. —
Gerathen hat mir ein weiser Mann:
Daß ich in meinem Gemüthe
Mich befleißige solcher Güte,
Die sich fern hält von falscher Weise;
Dadurch könnt' ich kommen zu Preise.
Es muß auch niemand gleich verzagen,
Wenn neben Freud' er auch Angst soll tragen.
Wer in Freuden schwebt zu allen Stunden,
Hat nie behagliches Glück empfunden.
Ja, es muß die mannliche Arbeit
Zu beiden führen, zu Lieb und Leid.
Die beiden sind auch in Geselligkeit
Verbunden mit wahrer Weiblichkeit,
So wie man stets von der Freude sprach:
Sie sei der Trauer Estrich und Dach,
Daneben, dahinter, davor und wandringsum.
Niemand vergeh in Trauer drum!
Denn hat sie so recht ihn mitgenommen,
So ist er der Freude am nächsten gekommen. —

Der Markgraf also hatte gut Gemach, und sein Heer nicht minder, das sich auf verschiedne Art ergötzte. — Rennewart lief und sprang, viel sich mit den Knappen gutmüthig neckend, und nicht so ungeschlacht wie zu Munleun, im Hofe herum, nahm sich endlich Gemach in der Küche, und legte sich seine Stange als Kopfkissen unter das Haupt. Ich wähne, daß sein Schwesterſohn Poidjus, König von Friende, Griffane, Triande und Kaukasas, sich besser zu betten pflegte, als hier sein Oheim. — Wer doch die rechte Kunde hätte, wie er, von hoher Abkunft, von der Brust der Mutter entwendet, und aus dem Reichthum in die Armuth gebracht ward! — Handelsleute kauften das edle Kind in frühster Jugend, erzogen es, bis es zu Verstande kam, und sagten ihm: sein Vater besitze neun Reiche, so daß in Ost, West, Süd und Nord die vornehmsten Sarazenen ihm botmäßig seien; zwei seiner Schwestern trügen Kronen, und nicht minder zehn seiner Brüder. Sie lehrten ihn französisch sprechen, und verkauften ihn dann an den römischen König Ludwig. Schöneres Antlitz, als an dem Kinde, ward nie gesehn, außer an dem Tage, da Amfortas durch die Frage genas. [1] Aber die Kaufleute drohten dem Kinde, bei Verlust seines Lebens niemandem zu sagen, wer, und woher es geraubt sei. Der Knabe wurde Anfangs an Ludwigs Hofe gut gehalten, und als er Alißen zum Gespielen gegeben ward, erwuchs der beiden Liebe, die bis an ihren Tod dauerte. Bei seiner Weigerung aber, sich taufen zu lassen, trennte ihn der König von Alißen, und erniedrigte ihn zum Küchenjungen. Der Knabe haßte seine Eltern und Verwandten sehr, weil sie ihn nicht aus dieser schmachvollen Knechtschaft befreiten; aber freilich wußten sie nicht, wo-

1) S. Parcival S. 548.

hin er ihnen entkommen war. Dennoch mußten sie in Zukunft theuer für ihre Unterlassung büßen.

(L. 285, 11.) Seiner hohen Verwandten viele verloren
Das Leben um die Schmach, zu der er erkoren.
Seine Hand erfocht Siege der Christenheit;
So rächte er das schmähliche Leid,
Das Angesichts Alißens er mußte tragen.
Ihre Liebe hieß ihn nach Preise jagen;
Doch nicht immer soll sein Unglück walten;
Alißens Liebe wird ihn erhalten.
Die Schmach, zu der er sich mußte bequemen,
Die wird in kurzen Zeiten
Im tödtlichen Streiten
Alißens Liebe von ihm nehmen,
d. h. er wird begeistert von Alißens Liebe im Kampf sich hohe Auszeichnung gewinnen.

Kehren wir zu dem Schläfer in der Küche zurück! — Den Köchen war Abends vorher angesagt, für den folgenden Tag ein großes allgemeines Festmahl für alle Fürsten und deren Heerschaaren zu bereiten. Da trat der Küchenmeister in aller Frühe in die Küche, und fand den starken Burschen schlafend; mit unbedachtem Spaß nahm er einen Feuerbrand, und versengte ihm Haar und Bart, wobei er ihm den Mund verbrannte. Rennewart, plötzlich erweckt, empfand den Schmerz übel, band dem Küchenmeister wie einem Schaafe alle Viere zusammen, und warf ihn auf den Rost unter einen Kessel, daß der Mann elend verbrennen mußte.

(L. 286, 19.) Herr Vogelweide von Braten sang;
Dieser Braten war dick und lang.
Es hätte seine Herrin dran genug,
Zu der so holdes Herz er trug. [1])

Alle Köche, Speise und Mahl im Stich lassend und mit Entsetzen fliehend,

---

1) Herrin, sin frouwe. Es ist zweifelhaft, ob Alliße, oder Walthers Gebieterin oder des Küchenmeisters Weib gemeint sei. Letzteres nimmt Lachmann (Walther v. d. Vogelw. S. 139) an. Wolfram scheint auf das Lied Walthers (Ed. Lachmann, S. 17.) anzuspielen:

Wir suln den kochen râten
Sît ez in also höhe stê,
Daz si sich niht versûmen,
Daz si der fürsten brâten
Snîden groezer baz dan ê
Doch dicker eines dûmen.
Ze kriechen wart ein spiz versniten,
Daz tet ein hant mit argen siten,
Sin moht ez nimer han vermiten,
Der braten was ze dünne:
Des muose der hêrre für die tür,
Die fürsten sazen an der kür.
Der nu daz riche also verlür,
Dem stünde baz, daz er nie spiz gewünne.

Koberstein (Wartburgkrieg, S. 32.) bezieht Walthers Anspielung auf die Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner i. J. 1204; folgert aber mit Unrecht aus Wolframs Worten eine Anfeindung Walthers. — Simrock, (Uebers. Walth. v. d. Vogelw. S. 154. B. II) vermuthet eine Beziehung auf eine Novelle, wie man von griechischen Königen deren manche im Mittelalter erzählte (vergl. z. B. Cento novelle antiche, nov. VII. Simrocks Novellenschatz der Italiener, I, 15—17.). Lachmann (l. c. S. 140.) dagegen folgert aus der Anwendung, die Wolfram von diesem Liede macht, daß Walther auf eine bestimmte Geschichte von den Köchen Otto's IV zielt. Friedrich II nämlich traf im J. 1212, als er nach Konstanz kam, daselbst die vorausgesendeten Köche seines Gegners Otto an, der mit seinem Heere in Ueberlingen stand. — Walther dichtete diese Strophe wahrscheinlich um 1215, und so konnte sie, als Wolfram den Wilhelm schrieb (1214—1218) ihm noch in frischem Andenken sein. Den Beweis dafür, daß Wolfram keineswegs eine polemische Richtung gegen Walther verfolgt habe, werde ich unten B. IV zu führen suchen.

verrammeln Thüren und Fenster der Küche, und horchen der lauten Wehklage Rennewarts zu. „Weh — rief dieser — nun wähnt' ich der Banden ledig zu sein, seit der römische König mich diesem trefflichen Ritter, meinem Herrn, geschenkt hat! Wüßte er es, er litte nicht geduldig diese meine Mißhandlung. Mein Haar, das mir angezündet ward, säete Alißens Minne mir um den Mund, das sie mir zur Mitgift bei der Ausfahrt mit ihrem Kusse gab. Denselben Bart hat doch mehr ihre Minne mir aus dem Kinn gezogen, als meine jungen Jahre, oder die schlechte Behandlung ihres Vaters. Denn wenn ich nach Turnei und Ritterspiel strebte, und mich darin und im Dienst der Frauen versuchen wollte, so wurde ich mit Stöcken davon getrieben. Und doch bin ich des mächtigen Terramers Kind, habe zehn gekrönte Brüder, und diesen sind viele große Vasallen unterthan. Wie würden Fabors und Utreiß, Malarß und Malatras, Gloriar und Bahsigweiß, Karriar und Matreiß, Merabiar und Morgoanz diese Unthat rächen, die alle mit mir doch Eine Mutter geboren hat! Der König von Kordes, dem Hap und Suntin, Gorzogane, Lumpin, Poy und Tenabri gehorcht, würde mich seiner Schätze genießen lassen, und die Schändlichkeit bestrafen, die mir hier angethan ist."

Diese Worte hörten Einige, und hinterbrachten sie der Königin Kiburg, die ihn nun näher auszuforschen, und durch milde Herablassung offenherzig zu machen sucht. Sie faßt traulich seine Hand und schlägt halb ihren Mantel um ihn, er aber spricht: „Solche Gunst würde den höchsten Ritter glücklich machen; bei eurem Gott, das laßt, hohe Frau." Sie entgegnete dem jungen Manne: „Welchen Gott kann ich anders haben, als den Einen, den die Jungfrau gebar? Glaubst Du nicht auch an ihn?" Er sprach;

(L. 291, 20.) „Mir sind drei Götter bekannt,
Der heilige Tervigant,
Mahomet und Apoll,
Deren Gebot ich gern erfüllen soll." —
Die Königin seufzt' und sah ihn an
Mit langem treuem Blick, eh sie begann;
Ihr Herz erspähte wohl mit Recht,
Daß er aus ihrem Geschlecht
Ursprünglich wirklich sei geboren,
Und noch für jenseit sei verloren.
Sie that, wie's ihrer Zucht wohl stand,
Nahm seine Hand in ihre Hand,
Und sprach: „Lieber Freund, viel guter,
Hast Du Vater oder Mutter,
Bruder oder Schwester, sprich?
Rede Wahrheit gegen mich.
Laß mich, ohne Dich zu schämen,
Den Nahmen deines Geschlechts vernehmen.

Rennewart sprach also zu ihr:
„Man gab einstmals zur Schwester mir
Eine Magd, geschmückt von Lobes Kranz;
Sie nahm der Sonne ihren Glanz,
Wenn man sie beide Morgens sah,
Und die Sonne durch die Wolken brach.
Die ward gegeben einem Mann,
Der doch an mir hat mißgethan
(Hab' er auch manchen Preis erjagt),
Daß er, wie meine Brüder, gezagt,
Mich zu befrein aus meiner Noth,
Was wahre Milde ihm nicht gebot.
Ich trage großen Haß mit Recht
Gegen ihn und gegen mein Geschlecht,

Da sie mich fremd meinen Göttern ließen,
Und keine Boten bis heute hießen
Mich erforschen, um meine Noth zu enden.
Schwer muß das ihren Nahmen schänden.
Ihr, Frau Markgräfin — sprach er fort —
Erlaubt mir eure Huld das Wort,
So gesteh ich: in der Jugend müßt
Ihr meinen Schwestern geglichen haben.
Säßt Ihr mit also reichen Gaben
Wie jene, wahrlich, Herrin, wißt,
So könnt' ich glauben, Ihr wärt
Desselben Kind, der sich an mir entehrt,
Und dem ich mit gerechter Rache
Um mein Herzeleid den Krieg nun mache.
Nur eurer Zucht vertrauend spricht
Mein Mund dies; haltet doch deßhalb nicht
Mich besser. Ich schweige hiervon stille;
Meine Erniedrigung ist ihr Wille.
Bin ich von hohen Ahnen geboren —
Sie haben ihr Heil an mir verloren!"

Auf Kiburgs Frage versichert der traurige Knappe, seinem Herrn gegen die Heiden mit aller Kraft beizustehn. Er wird deßhalb mit herrlichen Waffen ausgerüstet, und Wilhelm beruft nun alle Fürsten, Grafen und Rottenmeister zusammen; nach gesungener Messe redet er zu den Fürsten und Herrn, und diese wieder sprechen zu ihren Mannen; er ermahnt sie, zur Ehre des Kreuzes und ihm zur Huld gegen die Heiden zu fechten, wie sie geschworen. Der alte Herzog Heimrich verspricht, es nun dem Sohne zu entgelten, wie er früher ihn zurückgesetzt habe; seine Brüder verheißen gleichfalls Sieg. Dann tritt auch Kiburg in die Versammlung der Männer, derenthalb dieser ganze Krieg entflammt ward, und also spricht sie zu dem Fürstenrath:

(L. 306, 12.) „Der Tod, der hier auf beiden Seiten
So manches Leben hingerafft,
Weßhalb der Christen wie der Heiden
Zorn ich trage — Gottes Kraft
Vergelt es meinethalb mit Huld;
Ich trag allein davon die Schuld.
Die römischen Fürsten mahn' ich hier
Zu ihrer Christenehre Zier:
Daß Ihr im Kampf auf Alischanz
Rächet den jungen Vivianz
An meinen Verwandten und ihrem Heer.
Doch stürzt Ihr die Heiden in Schmach und Leid,
So hütet auch wohl eure Seeligkeit.
Hört einfältiges Weibes Rath!"

„Achtet, was Gott gefüget hat!
Ein Heide war der erste Mann,
Den zu erschaffen Gott begann.
Ihr glaubt, daß Elias und Henoch
Für Heiden sind gehalten, doch?
Gleichfalls ein Heide Noa war,
Deß Arch' ihn trug aus der Gefahr;
Fürwahr, ein Heid' auch Hiob hieß,
Den Gott doch deßhalb nicht verstieß;
Nehmt die drei Könige auch wahr,
Melchior, Kaspar und Balthasar:
Wir müssen Heiden sie zwar nennen,
Doch aber auch zugleich bekennen,
Daß sie verdammt nicht sind;
Gott selbst empfing, das Jesuskind,
An Mutterbrust aus ihrer Hand
Die erste Gabe. — Da sei erkannt,
Daß doch nicht alle Heiden blind
Verdammt zur Pein der Hölle sind.
Als Wahrheit müssen wir bekennen:
Alle Kinder, die seit Eva's Zeit
Geboren wurden, sind ohne Streit
Der Heidenschaft angehörig zu nennen,

Außer denen, die die Tauf' erlangen.
Das getaufte Weib selbst trägt den Heiden
Unterm Herzen, bis er die Tauf' empfangen,[1])
Und dann von Heidenthum sich muß scheiden.
Der Juden Tauf' ist eigner Sitte:
Die begehn sie mit einem Schnitte. —
Wir waren also Alle heidnisch eh;
Dem Heil-Theilhaft'gen doch thut es weh,
Wenn von dem Vater die Kind'
Zu den Verdammten gezählet sind.
Es erbarme sich über sie,
Der sein Erbarmen versagt noch nie!" —

„Und ferner glaubt Ihr auch den Satz:
Getreten sei die Menschheit an den Platz
Der Engel, die unser Geschlecht noch bedrohn,
Und einnahmen ehbevor
Ihre Stelle um Gottes Thron
In des Himmels zehntem Chor.
Sie erwiesen sich so tugendhaft,
Daß ihnen seine stäte Kraft
Gott nicht versagte; bis endlich Alle
Durch Sündengedanken kamen zu Falle.
Gott, der die Gedanken auch vernimmt
Unausgesprochen, doch hatte bestimmt,
Daß sie nicht zur Wirklichkeit würden gebracht.
Nun ward der Mensch von ihm erdacht;
Doch beide verloren Gottes Huld,
Mensch und Engel, durch ihre Schuld.
Wie aber kommt's, daß das Menschengeschlecht
Vor den Engeln genießet besseres Recht?
Ich will's Euch sagen: es ging verloren
Die Menschheit durch Verführung; die
Engel erkoren
Sich selbst durch ihren Treubruch
Des Himmels ewigen Fluch;
Und Alle gleiches Verderben fanden.
Sie wohnen noch heut den Menschen bei,
Als ob der Chor ihr Erbe sei,
Der doch als Erbe nur denen gelassen,
Die vermeiden, was Gott muß hassen,
Daß sie nicht seinen Zorn erwerben.
Ihr Heil entgehet dem Verderben."

„Was nun auch die Heiden Euch haben gethan,
So sollt Ihr denken doch daran:
Daß denen auch Gott selbst verzieh,
Die seinen Leib getödtet hie.
Wenn Gott Euch dort den Sieg verleiht,
So übt Erbarmen in dem Streit.
Sein würdereiches Leben bot
Für die Schuldigen dem Tod
Unser Vater Tetragrammaton.[1])
So gab er seinen Kindern Lohn,
Wiewohl sie seiner schwer vergaßen.
Seiner erbarmenden reichen Lieb' entfließen
Alle Wunder sonder Maaßen;
Seine Treue kann es nie verdrießen
Zu helfen mit hülfreicher Hand,
Die beides, Wasser und auch Land,
Zuerst mit weiser Hand entwarf
Deß alle Kreatur bedarf,
Die der Himmel umkreiset.
Dieselbe Hand den Planeten weiset
Die Bahnen an, in Fernen und Nähen
Den vorgeschriebnen Lauf zu gehen.
Wie unaufhaltsam ihren Kreis
Sie vollenden, giebt ihre Kraft
Wärm' und Kälte; sie schaffen das Eis,
Sie gießen in den Baum den Saft,
Und Blumen nach dem Reife spenden,
Wenn die Erde ihr Gefieder schlägt,
Um ihre Mause zu vollenden,
Sie dieser, von dem Mai erregt."

1). Weßhalb denn auch die Sorbonne entschied, in Nothfällen das Kind in der Mutter par le moyen d' une petite canulle zu taufen, wie im Tristram Shandi unter andern ergötzlich nachzulesen.

1) Meister Heinrich von Rüwenstadt im Gedicht: Unserß Herren Zukunft: got, herre tetragrammaton (Docen, Misc. II, S. 143.). Ich erinnere an die Tetras, die Geviertzahl (vollkommenste Zahl) der Pythagoräer.

„Ich diene der Einen, der kunstreichen Hand,
Statt dem Heidengotte Tervigant;
Ihre Kraft hieß durch der Taufe Seegen
Mich ab den Glauben Mahoms legen.
Deßhalb trag' ich den Haß der Meinen.
Doch den Getauften will es scheinen,
Als ob durch menschlicher Minne Begier
Ich diesen Streit entflammet hier.
Wahr ist's, ich ließ auch Minne dort,
Und großes Reichthums manchen Hort,
Und schöne Kinder bei einem Mann,
Dem nimmer ich beweisen kann,
Daß Unthat er an mir beging,
Seit ich von ihm die Kron' empfing.
Tibald von Arabien sei
Von aller Unthat gesprochen frei.
Ich trag' allein die Schuld
Durch des höchsten Gottes Huld,
Und theils auch durch den Marquis gezwungen,
Der so manchen Preis sich hat errungen.
Weh, Wilhelm, rechter bon jour, weh mir,
Da so meine Liebe verderblich Dir!
Wie werthe Männer auserkoren
Haben ihr edles Leben verloren
In deinem Dienst. — Ihr Reich' und Arme,
O glaubt es, daß mit tiefstem Harme
Eurer lieben Verwandten Verlust
Beschweret jammervoll meine Brust.
Fürwahr, meine Freud' ist mit ihnen todt."

Thränen ersticken die Stimme der edlen Frau, und die Verwandten Wilhelms umarmen und küssen sie tief gerührt. — Bald bricht das Heer auf zum Kampf, und die Frauen sehen mit Sorgen ihm aus den Fenstern des Pallastes nach.

Siebenter Gesang.

(Rennewart vergißt seine Stange beim Ausmarsch. Die römischen Hülfsvölker wanken in ihrer Treue. Rennewart bringt sie zum Gehorsam zurück.)

Rennewarten stand es bei seiner Unerfahrenheit wohl an, zu beobachten, wie dieser den Schild zu Halse nahm, jener den Helm auf das Haupt band, wie in einzelnen Abtheilungen die Vorhut ausgesandt ward, das Lager und die Kräfte der Heiden auszuforschen. Erst als das Heer auf dem Marsch war, traf Rennewart, der überall herum strich und sich zu unterrichten suchte, auf den Marquis, der ihn mit Befremden fragt, wo er denn seine Stange gelassen habe? Da schämte sich Rennewart sehr; denn als eben bei seiner Mahlzeit die Posaunen zum Abmarsch riefen, sprang er so eilig auf, und wurde von dem Anblick der mannigfaltigen Waffen und Heerzüge so in Anspruch genommen, daß er die Stange mitzunehmen vergessen hatte. Nur mit Schwerdt und Harnisch gewaffnet hatte er sich aufgemacht. Er will sogleich selbst nach Orange zurück, sie zu holen; jedoch Wilhelm sendet einen berittenen Waffenknecht ab, und Abends kam die Stange auf einem Wagen mit der Nachhut nachgefahren.

Es wird zur Nacht ein Lager aufgeschlagen, am Morgen aber werden vor dem Weiterzuge die Laubhütten und andres überflüssiges Holzwerk verbrannt.

Als das Heer schon den Heiden im Gesicht steht, sieht Wilhelm, daß Rennewart wiederum seine Stange mitzunehmen vergessen hat. Das bekümmert und kränkt diesen sehr, und fast glaubt er, ein besondres Geschick wolle ihn abhalten, gegen seine Glaubensgenossen in den Kampf zu gehen. Er macht sich sogleich auf, die Stange wieder zu holen. Inzwischen ordnen beide Heerführer ihre Reihen, und überdenken die Schlacht. Als aber die Hülfsvölker des römischen Königs Ludwig die zahllosen Heidenschaaren erblicken, entfällt ihnen aller Muth; sie halten plötzlich den Kampf des Markgrafen für eben so thörigt und überflüssig, als den Sieg für unmöglich, und ziehn es vor, daheim in lustigen Turnieren zu glänzen, statt sich hier mit vergifteten Pfeilen der Ungläubigen spicken zu lassen. Wilhelm wehrt den Feigen den Abzug nicht, die treubleibenden Truppen redet er dagegen kräftig an:

(L. 322, 4.) „Den ewigen Preis
Erhalten, die hier treu geblieben:
Diese werden nimmer vertrieben
Von der durchbohrten rechten Hand,
Die für das hölliſche Pfand
Am Kreuz ihr Blut um uns vergoß.
Dieselbe Hand noch nie verdroß,
Dem Lohn zu geben in Ewigkeit,
Der Dienst in Einfalt ihr geweiht.
Die Verbliebenen sind zum Heil erwählt!
Wer von der Frucht die Schaale schält,
Der sieht erst ihren Kern.
Erfahren werden wir noch heut
Wie die Gottes-Rechte Lohn uns beut.
Es ist so licht kein Stern,
Daß er mitunter nicht trübe sei.
Vertraut! Vergeßt! — Was ist dabei,
Daß diese Haarkräusler von dannen geritten?
Sind die Fraun daheim von rechten Sitten,
So spenden sie drob ihnen solches Hassen,
Daß besser die Flucht sie hätten gelassen.
Wir wollen hier die Sünde büßen,
Und behalten werther Frauen Grüßen."

Darauf tritt eine große Schaar der Römer ihren Rückweg an; in den engen Defileen von Petit-Pont begegnet ihr aber Rennewart, der auf der Brandstätte des Lagers seine Stange von Rauch geschwärzt glücklich wieder gefunden hat; diese Waffe war durch die Hitze nur noch zäher und härter geworden. Als er die Absicht der Krieger erfahren, erschlägt er im Zorn sogleich zum Entsetzen der Feiglinge einige vierzig der Vordersten, bringt die Haufen zum Stehn, und verpflichtet sie zur Umkehr zu Wilhelm, und zum Kampf gegen die Heiden. Triumphirend bringt er sie in das Lager des Markgrafen zurück. Dieser redet sie scharf an, und mahnt sie, daß auch Petrus seinen Meister dreimal verleugnet, und dennoch nachher mit dem Schwerdt tapfer vertheidigt habe; so sollen auch sie sich nun bekehren. Ihr Schlachtruf sei Rennewart, und dieser Jüngling ihr Führer.

Als Terramer durch einen Wartmann die bedrohliche Ankunft des Christenheeres erfährt, läßt er sein Heer sich in den glänzendsten Waffenschmuck werfen, theilt es in neun große Haufen, weiset jedem derselben seinen Platz an, ruf zut seinen Göttern um Beistand, spottet des gekreuzigten Zauberers Jesus, der auch

nach dem Tode sogar noch Wunder thun soll, und, indem er seine Soldaten zur Tapferkeit anmahnt, reizt er ihren Haß gegen die Christen.

(L. 360, 29.) Doch nun laßt Terramern reiten.
Höret, wie die Ersten streiten;
Seine Hülfe kommt ihnen doch zu früh.
Vernehmt, wer solche That da thu,
Daß man ihn drum muß preisen.
Wird mir's die Aventüre weisen,
So will ich nennen Euch genug,
Wer ihrer so hohes Herz da trug,
Daß solchen Ruhm er gnug erfocht,
Daß man die Kunde bringen mocht'
Uns her in das getaufte Land.
Es hatten Frauen dargesandt
Auf beiden Seiten solche Wehr,
Wovon nicht blos das Christenheer,
Auch die Fluth der Sarazenen
Hohe Pein empfingen, und die von jenen
Zumeist, die dahin kamen,
Wo der Tod seinen Saamen
Unter sie säete, daß man
Von ihren Thaten mit Ehren nur sprechen kann. —

Achter Gesang.

(Die Schlacht auf Alischanz.)

Nun beschreibt der Dichter auf das Ausführlichste die Führer der verschiedenen Heerhaufen der Christen und Heiden, die Pracht ihrer Waffen und ihres Schmuckes, es häufen sich die Nahmen der Fürsten und der Länder und Völker, die ihnen dienen, und in dem Heere gefolgt sind; es wird aufgezählt, wie die Häupter der beiden Partheien sich anrennen, kunstvoll und tapfer fechten, und manche geistreiche, gemüthliche und witzige Bemerkung wird dabei gemacht; allein die Kämpfe sind theils ohne das individuelle Intresse, welches die Beschreibung der Zwiegefechte im Parcival so anziehend macht, theils fördern sie nicht den Gang der Geschichte, den hervorzuheben nur der Hauptzweck dieses Auszuges sein kann, theils tritt in diesen Kriegsschilderungen der Dichter nicht in so neuer Eigenthümlichkeit hervor, daß, um diese zur Anschauung zu bringen, eine vollständige Uebersetzung nöthig wäre; weßhalb wir dem wißbegierigen Leser überlassen, diesen Abschnitt im Original selbst nachzulesen.

Neunter Gesang.

(Die Schlacht tobt fort. Rennewart befreit die acht gefangenen Christenfürsten. Halzebier wird erschlagen, Terramer todtwund aus der Schlacht getragen. Die Niederlage der Heiden ist vollendet. Sie flüchten sich auf die Schiffe. Aber Rennewart wird vermißt, und ist nirgends zu entdecken. Wilhelm gestattet großmüthig, die todten Heidenfürsten in ihr Vaterland abholen zu lassen.

(L. 403, 1.) Ey, Kiburg, heil'ge Frau,
Mit deinem Segen füge Du,
Daß einst Dich noch mein Auge schau,
Wo meine Seele findet Ruh.
Zu Deinem Preis, dem süßen,
Will ich nun ferner grüßen
Dich selbst, und die ihr Blut versprützt
Für Dich, wodurch sie selbst geschützt
Sich ihre Seele mit tapfrer Hand
Vor des Teufels Fesselband."

Der Kampf tobt fort, und so gewaltig, daß der ganze Plan von Alischanz und das Wasser Larkant mehr erhebt, als Klinschors Zauberschloß, als Gawan auf dem Lit-Merveille lag. [1]) So sehr die Heiden auch ihre Götter verehrten, die sie auf prächtigen Wagen in ihrem Lager mit sich führten, so ließen sie sie doch jetzt verlassen stehn, da sie anderweit mehr zu thun hatten, um ihres Lebens zu wahren. Der Sturm, der den Rhein und die Rhone vierzehn Nächte lang aufschwellte, daß sie ihre Dämme durchbrachen, ergoß so viel Wasser nicht, als Terramer mit Kriegern die Christenhaufen ringsum überschwemmte; diese aber wehrten sich tapfer, und vor Allen zeichnet sich Rennewart mit seiner Stange durch Heldenmuth und unermüdliche Tapferkeit aus. Vier Könige erschlägt er hinter einander zur Vergeltung, daß Terramer den tapfern Milon Grafen von Nevers, niedergerannt, und zwingt dadurch einen Theil der Schaaren Halzebiers, zu den Schiffen zurück zu flüchten. Diese werden von den Truppen aus Nubiant vertheidigt. Rennewart mit wenigen Rittern stürzt sich auf sie, und dringt unter dem Schlachtruf mon joie bis in die Schiffe. Da ertönt derselbe Ruf aus den Schiffen zurück; er kam vom Pfalzgrafen Bertram und seinen sieben Verwandten, die vorher (s. Gesang I.) von den Heiden gefangen und in Fesseln gelegt, hier in die Schiffe gebracht waren. Rennewart springt an Bord, stürzt die widerstehenden Soldaten ins Meer, die wehrlosen Ruderknechte aber zwingt er, die Ketten und Armeisen aufzuschließen, und die Gefangenen los zu geben. Zwar fehlt es ihnen an Waffen, allein Rennewart versorgt sie bald damit, mißfällig aber bemerkt Bertram, daß Rennewart hauptsächlich die Rosse der Feinde erschlage, deren sie doch nothwendig bedürften, um sich bis zum Christenheere glücklich durchzuschlagen. Das sieht Rennewart ein, und in Kurzem hat er seine befreiten Gefangenen, Bertram, Gibelin, Hünas, Gaudin, Samson, Gerard und Witschart mit Rossen versehn. Landgraf Hermann von Thüringen hätte ihnen auch wohl gern ein Roß gegeben. Das konnte er wohl sein Lebe-

---

1) S. Parcival, S. 393.

lang, zumal bei so großem Streite, wenn der Begehrende sich bei Zeiten darum meldete. Nach furchtbarer Gegenwehr muß endlich auch Halzebier erliegen.

Inzwischen waren auf einer andern Seite die Christen von der Uebermacht der Heiden in die Defileen des Larkant hineingedrängt. Rennewart erblickt kaum die Gefahr, und wie schon die Reichsfahne, die Iwan von Rheims aus der Normandie trug, fast von den Ungläubigen erobert ist, als er sogleich zu Hülfe eilt. Diese aber mehren sich so, daß man hätte glauben können, sie schnitten Ritter aus der Luft. Purrel, König von Nubiant, ist hier der gefährlichste Gegner. Er ist wunderbar gewaffnet. Seine Rüstung und sein Schild sind aus der Haut des Wurmes Neitun gemacht, die ist grün, wie das Gras am Wiesenzaun, und härter als Diamant. Sein Helm aber war aus der Haut eines andern Wurmes, Nahmens Muntunzel, gefertigt, die in allen Regenbogenfarben spielt, und fest ist gegen Schuß, Hieb und Stich. Mit sechs Fahnen stürmt Purrel an, und bahnt sich Straßen weit und lang durch die Schaaren der Getauften. Rennewart stellt sich ihm endlich entgegen, und vollführt einen so gewaltigen Schlag gegen den König mit seiner Stange, daß diese an der harten Rüstung desselben zersprang. Mit den Fäusten kämpft er weiter, ganz des Schwerdtes an seiner Seite vergessend. Jener Schlag aber war dem alten König doch zu stark; aus Mund, Ohren und Nase stürzt ihm stromweise das Blut, und besinnungslos wird er von den Seinigen vom Platze getragen. Mit Schmerz bemerkt Terramer den großen Verlust, und führt nun den letzten Rest der Armee in den Kampf. Auf seiner Fahne und seinem Schilde ist der Gott Kahune, auf einem Greifen reitend, gemalt, dasselbe Zeichen, das auch einst Balikan in Ronceval gegen den Kaiser Karl führte. Der Markgraf Wilhelm selbst, mit seinen Brüdern und seinem Vater Heimrich, stellt sich dem zornigen Könige entgegen. Terramer schlägt ihm durch den Helm, trifft ihn jedoch zum Glück nicht tödtlich. Wilhelm ermannt sich wieder, und verwundet den Terramer so schwer, daß er muß aus dem Kampf getragen werden. Nicht minder räumt Rennewart unter den feindlichen Heerführern und seinen heidnischen Anverwandten auf. — Da ist die Schlacht entschieden; die Heiden ziehn sich zu ihren Schiffen zurück, tragen den schwer verwundeten Terramer auf sein Admiralschiff, und werden, zumal von Rennewart, bis an die Kiele so heftig verfolgt, daß die Könige und die Knechte sich in wilder Unordnung an Bord stürzen müssen, und die Fürsten sind genöthigt mit eigner Hand die Anker zu lichten, die Seegel aufzuziehen, und nach Ruder und Steuer zu greifen; denn da ist nicht Zeit mehr, nach Steuerleuten und Ruderknechten zu fragen, und auf sie zu warten.

(L. 446, 1.) Da war gewonnen und verloren.

Viele hatten Freud' erkoren,
Andre Jammers reichen Hort;
Das war herkömmlich hier und dort
Zu denselben Zeiten
Im Heer auf beiden Seiten.
Wen dort auch leben ließ der Tod,
Der fand jedoch nicht mindre Noth.
Jeder suchte seinen Bekannten

Auf dem Wahlplatz oder in der Nähe.
Der Verwandte fand hier den Verwandten,
Der fand den Vater auf mit Wehe,
So fand den Sohn der Vater wieder,
Und dieser einen seiner Brüder,
Und hier der Dienstherr seinen Mann.
Mehr findet, der gut suchen kann,
Als der nicht eben suchen mag,
Und lieber träg' verschläft den Tag.

Triebe gar mich nun mein Sinn,
Noch zu erzählen vom Gewinn,
Wie viele den davon getragen:
Ja, ich weiß nicht ihre Zahl zu sagen.
Da wurden wohl die Armen reich,
Die dorten thaten jenem gleich,
Der nicht sich eben braucht zu schämen,
Was er findet, auch zu nehmen.
Der Reiche, der Arme, dieser und der
Fand noch über sein Begehr.
Nicht ich bin's, der es auf Euch zählt;
Was jede Hand da hat erwählt.
Bernhart von Brabant
Blies ein Horn, daß Olifant
An Rolands Munde
Zu keiner Stunde
Und an keinem Ort so voll
Und also überlaut erscholl. —
Im Christenheer war Freud' und Klage.
Nun war die Sonne nach dem Tage
Schon sehr zu Thal herab gezogen,
Und manche getaufte Seel' empor geflogen.
Es begann zu nahen die Nacht.
Wer ihnen Speise nun hat gebracht
In ihre Lager zum Lohne?
Die von Samargone;
Aus Indien und aus Triant
Man Wunders da von Speisen fand;
Viel Speis' aus Alamansura,
Viel Speis' aus Kanach fand man da,
Aus Suntin kam viel Speis' her ferne
Mehr noch aus Arabien und Tobjerne.
Wenn dort drei römische Kaiser wären,
Und jeder mit besondren Heeren,
Sie hätten Zehrung unbedenklich
Für die ganze Reise überschwenglich.
Mit unbekannten Speisen aus Abramahut
Und aus Orkeise ward vollgeschoben
Mancher verhauene Eisenhut.
Solche Herberg müßt' ich loben,
Wollt' es anders sich begeben,
Solchen Schatz für mich zu heben.

Ich kann nicht all besondre Nahmen
Ihren Speisen geben, den wilden und zahmen,
Und ihren mancherlei Getränken
Von kostbarer Art, die auszuschenken
Sich fanden, als Moraß, Wein und Sinopel.
Cypern und Vinipopel
Liefern so schöne Getränke nicht,
Als hier die Aventüre bespricht.
Nun löschet nach der Hitze den Brand
Gar mancher so, daß sein Verstand
Weit über Salomons wiegen mag.
Da waren ihnen Nacht und Tag
Gar ungleich in der Arbeit.
Mancher trank, daß sogar sein Leid
Mit Liebe nahm ein Ende.
Womit der Heiden Hände
Im Sturm ihn mochten begaben,
Die Klage mußt' ein Ende haben.
Ihm däuchte, daß er sie Alle
Erschlagen mit schmählichem Falle,
Und daß von allen Helden
Nur Zagheit sei zu melden,
Bis auf sein eines Herz;
Ja seiner eignen Wunden Schmerz
Schien sanft ihm, wie ein Thau des Maien.
Er ließ sich keinen Verlust mehr reuen,
Des Vaters nicht, noch des Verwandten;
Er fragte nun nicht weiter nach,
Wer todt da auf Wahlplatz lag,
Und wer von den Bekannten

Noch etwa mit ihm lebte.
In solcher Art nach Preis er strebte.

Die diese Wirthschaft eh besaßen,
Denen war allermeist zur Ader gelassen,
Oder Blut gezapft in andrer Art.
Wenn die Rede Abends queerig ward —
Sie fand sich doch Morgens wieder zurecht.
Es hatte der Herr, so wie der Knecht
Genug, daß es ihm an nichts gebrach,
Was man auf Deutsch heißt gut Gemach;
Französisch nennt man's aise. —
Der höfische und unhöfische Mann,
Jeglicher da genug gewann
Vom Reichthum, der da ward gefunden.
Mancher achtete große Wunden
Nicht mehr, als einen Bremsenstich.
Von ihrem Kaufschatz hatten reichlich
Die Heiden gegeben hohen Zoll.
Ihr werther Gott Apoll,
Mag der, und ihr Admiral in Zorn erglühn:
Es lassen die Christen sich's wenig mühn,
Wenn deren Huld sie entbehren,
Ob sie in ihrem Hasse wären.
Mahomet und Tervigant,
Kahune, wie sie da sind genannt,
Alle Götter der Heidenschaft
Richteten mit ihrer Kraft
Auf dem Wahlplatz in dieser Nacht
Nichts aus; es wird auf ihre Macht
Im Lande der Getauften wenig gegeben.
Auch that der Marquis nichts, sie zu heben.

Die schöne Kiburg und das Land
Im Sturme jenes Tages gab
Jesus mit der höchsten Hand
Dem Marquis, der bis an sein Grab
Den Preis behielt, daß nimmermehr
Besiegt er ward, seit Vivianz
Und alle die aus seinem Herr,
Die mit ihm fielen auf Alischanz,
Mit Gotte nun vereinigt sind.
Myle, sein andres Schwesterkind,
Ward wohl gerochen an dem Tage.
So mancher Zunge Sprache
Fand Ursach da zu klagen,
Und daheim das Leid zu sagen. —
Die der Taufe Kund' empfingen nie,
Ist's Sünde, daß man wie das Vieh
Sie erschlug? — Ich vergebe mehr
Und größre Sünden noch für die That;
Gott war's, der sie erschlagen hat.
Zwei und siebenzig Sprachen und einem Heer
Von mächtigen Königen befahl
Der reiche Terramer; und allzumal
Wollt' er alle diese Sprachen
Versammeln um den Stuhl zu Aachen,
Und dann sie führen hin nach Rom.
Jedoch gebrochen ward ihr Strom
Mit Degenklingen, und die ihn haben
Gehemmt, und Preis ihr Leben gaben,
Die denken jetzt nicht ihrer Noth;
Denn ihre Seelen sind bei Gott.

Allein man überließ sich nicht blos der Freude über den Sieg, über die erbeuteten Schätze und die großen Mundvorräthe, sondern in christlicher Frömmigkeit ward auch der Todten gedacht. Sie wurden begraben, und die gefallenen Fürsten, welche die Ihrigen mit in die Heimath zurück nehmen wollten, wurden köstlich einbalsamirt, und dies geschah so schön — sie könnten tausend Jahre liegen, sie wären doch so wohl erhalten, wie nach der ersten Nacht.

Als das Heer sich zum Rückmarsch anschickt, wird plötzlich Rennewart vermißt. „Weh, rief der Markgraf aus:

(L. 432, 19.) „Weh, noch hab ich nicht vernommen
Wohin meine rechte Hand gekommen!"

Er brach in lange heftige Klagen über den Verluſt ſeines lieben Knappen aus; der wird überall auf dem Schlachtfelde unter den Todten und Lebendigen geſucht; aber vergebens; er iſt nirgends aufzufinden, und es wird die Beſorgniß laut, daß er bei ſeiner Verfolgung der Heiden bis an die Schiffe, gefangen genommen, und mit in ſein Vaterland zurück geführt worden ſei wenn er nicht etwa in den Wellen den Tod gefunden habe. Es waren von den Chriſten etwa fünf und zwanzig vornehme heidniſche Heerführer, Könige und Fürſten, gefangen genommen worden. Dieſe ließ Wilhelm vor ſich führen, nahm ihnen die Feſſeln ab, und übergab ſie dem mitgefangenen König Matribleiß, einem nahen Verwandten Kiburgs. Mit einem Eide muß er ſchwören, die Gefangenen an Terramer zu überbringen, und dagegen Rennewart auszulöſen und nach Frankreich zurück zu ſenden. Auch wird ihm nachgelaſſen, die gefallnen Heiden nach ihrer Religion beſtatten zu laſſen, und diejenigen gebliebenen Häupter, die für ihn und die Seinigen einen beſondren Werth haben, einzubalſamiren, und ebenfalls nach Heidenland mit zu nehmen. Matribleiß, überraſcht von ſo großer Gnade, fällt dem großmüthigen Sieger dankbar zu Füßen, und verſpricht, was er begehrt. Wilhelm ſprach zu ihm:

(L. 466, 1.) „Herr König, wie ich Euch bat,
Reitet denn über die Wahlſtatt,
Und auf das blutgefärbte Feld.
Was Ihr da Könige findet, Held,
Die bringet zu Terramer hin,
Der dieſer Heeresfahrt Beginn
That ohne meine Schuld,
Deſſen Gnad' und deſſen Huld
Ich gern wohl diente, könnt' es gelingen,
Ein andres Opfer drum zu bringen,
Als meinem höchſten Gott zu entſagen,
Mich meiner Taufe zu entſchlagen,
Und los zu geben mein ſüßes Weib.
Fürwahr, ich ſetzte Leben und Leib,
Noch mehr der Tapfren lieber dran,
Als hier Gefallne man ſehen kann!
Erſtattet, König, dort den Bericht,
Daß ich aus Furcht entſende nicht
Die Könige, die hier gefallen;
Denn ehren will damit vor Allen
Ich die Tochter Terramers, mein lieb Gemahl,
Die traut ich halt' in meinem Arm,
Die Freuden mir gab ohne Zahl,
Und mich erlöſt' aus jedem Harm,
Der mich befing ſeit jenem Tag,
Da Tibald wider mich Streites pflag.
Vor dem kann hier ich wohl geneſen,
Wie ſicher zu Bagdad auch wär' geweſen
Bei dem Baruch der Admiral,
Der mich heimgeſucht in des Larkantes Thal.
Ich befehl Euch, König Matribleiß,
Dem, der die Zahl der Sterne weiß,
Und der uns gab den Mondenſchein;
Dem ſollet Ihr befohlen ſein,
Daß er Euch bringe nach Gahevieß.
Nie Tugend Euer Herz verließ."

Es gab dem hochbelobten Mann
Gutes Geleit der Markgraf dann,
Und was man todter Kön'ge fand.
So räumt' er das Provenzer Land. —

IV.

Ueber die Sage von Wilhelm von Orange.

Die älteste Urkunde über die Sage vom heiligen Wilhelm ist die oben mitgetheilte Vita sti Wilhelmi der Act. Sanctorum, von einem gewichtigen, doch nicht näher bekannten Autor des eilften Jahrhunderts, die, so wenig man diesen Heiligen-Geschichten auch unbedingt Glauben und historische Beweiskraft beimessen kann, dennoch die zum Grunde liegenden geschichtlichen Personen und Begebenheiten am reinsten aufgefaßt hat. Allein auch sie enthält schon eine so bedeutende Beimischung von ritterlicher Romantik, daß sie der Aufmerksamkeit der poetischen Chronisten und epischen Dichter der jüngern Zeit, die ein Jahrhundert nachher begannen, die umgehenden heiligen und weltlichen Sagen, vornehmlich, wenn sie, wie hier, Gegenstand des Volksgesanges geworden waren, zu größeren Gedichten zusammen zu arbeiten, nicht entgehn konnte, zumal die in der Legende erzählten Thaten Wilhelms in der engsten Beziehung mit Karl dem Großen standen, der bereits im Anfang des 12ten Jahrhunderts Mittelpunkt eines weit ausgedehnten Sagenkreises geworden war. Bemerkenswerth ist, daß, während die Legende Wilhelms Leben und Thaten allein in die Regierungszeit Karls des Großen versetzt, die sämmtlichen nachfolgenden Dichter sie unter die Regierung Ludwigs des Frommen (814—840.) Sohnes Karls, u. z. ehe er das Reich unter seine Söhne theilte (817.), herabrücken, dessen schlaffer, nicht nach Großthaten ringender, und seine schweren Regentenpflichten zu genügen unvermögender Charakter auch in den Gedichten sich wiederspiegelt. Indeß war Karl in Folge des Zuges gegen die Römer zum Schutz des Pabstes Leo III (800.) zum römischen Kaiser gekrönt worden, in welchem Kriege Wilhelm die Stirnwunde erhielt, die ihm den Nahmen au court nez (ahkurneys in den deutschen Gedichten) zuzog; daher finden wir Ludwig in den Gedichten auch nur durchgängig als römischen König bezeichnet.

Vielfach sind die Thaten des heiligen Wilhelm in Frankreich besungen worden, und es konnte nicht fehlen, daß, nachdem einmal der Anstoß dazu hinsichts des Haupthelden gegeben war, auch sein ganzes Geschlecht mit dem glänzenden, von romantischem Zauber umgebnen Hofe Karls eng verknüpft ward, wodurch sich

ein reich blühender Nebenzweig des karolingiſchen Sagenkreiſes bildete, von dem eben ſo jeder einzelne Sproß wieder Held eines beſondren Romans ward, wie wir daſſelbe ſpäter bei den Helden des Artuskreiſes ſich wiederholen ſehen. Chretien de Troyes (1190.) hat die Thaten Wilhelms von Orange in einen Roman zuſammengefaßt, der von Wolfram von Eſchenbach S. 51. (L. 125, 20.) einmal getadelt wird; es giebt einen Roman Guillaume au court nez, der vorzüglich ſeine Feldzüge gegen die Heiden ſchildert; Bertrand, un gentil clerc, dichtete nach einem zu St. Denys gefundenen Buche die Romane von Viane und Aimeri (Heimrich der deutſchen Dichter), die erſten in der Reihe, zu der auch Wilhelm gehört; ein andrer Dichter behandelte die Thaten der Kinder des Grafen Aimeri, unter denen Wilhelm der Ausgezeichnetſte iſt; und wie ein Romandichter auf die Schultern des andern ſteigend (mehrere unter ihnen waren Mönche), die Sage weiter getragen hatte, wiederholte ſie die Chronik des Ciſterzienſermönches Albericus von Trois Fontaines, der in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ſchrieb, und für die Sagengeſchichte von der äußerſten Wichtigkeit iſt. Er redet ausführlich ad annum 779 über das Geſchlecht des Aimeri von Narbonne (genus Nemerici), und ad a. 806 von der Mönchwerdung Wilhelms. [1])

Der älteſte bis jetzt bekannte Bearbeiter der Geſchichte Wilhelms des Heiligen in Deutſchland iſt Wolfram von Eſchenbach, der im Auftrage des Landgrafen Hermann von Thüringen S. 37. nach einem franzöſiſchen Buche einen Theil der Heerzüge Wilhelms gegen die Heiden in deutſchen Reimen ſchilderte. Da Hermann im Jahre 1215 ſtarb, ſo muß Wolfram das Werk wenigſtens 1214 begonnen haben; ſeine Aeußerung S. 63. läßt indeß keinen Zweifel, daß er das Gedicht erſt nach 1215 beendet hat. Er ſcheidet ausdrücklich Wilhelms Jugendgeſchichte und deſſen Gewinnung der Arabella von ſeiner Behandlung aus ſ. S. 38, beginnt mit der Kriegsfahrt Terramers zur Rache gegen den Entführer ſeiner Tochter, und ſchließt mit dem Abzuge des geſchlagenen Heidenheeres von dem geretteten Orange. Ich muß umſomehr bezweifeln, daß es Wolframs Abſicht geweſen, das ganze Leben Wilhelms zu dichten, als ſein Fortſetzer Ulrich von dem Turlin ſich in epiſcher Einheit ihm eng anſchließt, und beide nur den Theil von Wilhelms Leben behandeln, der Gegenſtand des franzöſiſchen Guillaume au court nez iſt [2]); ob beide deutſche Dichter dieſelbe wälſche Quelle benutzt haben, läßt ſich nicht eher mit Beſtimmtheit behaupten, als bis die vorhandenen franzöſiſchen Handſchriften mehr als jetzt zugänglich gemacht ſind; das aber möchte für gewiß anzunehmen ſein, daß das franzöſiſche Manuſcript des Landgrafen nicht mehr enthielt, als Wolfram wiedergegeben hat, und daß er nicht deßhalb die Vor- und Nachgeſchichte des Helden unberührt läßt, weil andre deutſche Gedichte dieſelben ſchon behandelt hätten, von denen uns auch übrigens nichts bekannt iſt; er ſpielt ſogar

1) Vergl. Lachmann, Wolfram von Eſchenbach, S. XL, XLI. — Wolf, Nationalgedichte der Franzoſen, Wien, 1833, S. 157. — Mone, Anzeiger für Kunde des Mittelalters, 1836, S. 182. — Kaſparſon, Wilhelm v. Oranſe von Ulrich v. d. Turlin. Kaſſel, 1781; S. VI.

2) Revue des deux Mondes, T. VII, p. 572

außer im Eingang S. 38. im Allgemeinen auf die vielen französischen Gedichte, und V. 298, 15 auf die Belagerung von Nismes an, die nur in französischen Gedichten (z. B. auch in dem von Mone (l. c. S. 188.) citirten Mn. v. 1220, Absch. III, Bl 38, das mehrerer älterer Bearbeitungen gedenkt, selbst aber jünger als Wolframs Werk ist) vorkommt, an. [1]) Ebenso, wie der Parcival in Bruchstücken, z. B. von der Eroberung der Zauberburg Klinschors durch Gawan (Lachmann, Wolfr. v. Esch. S. 262, Anm.) und der Tristan Gottfrieds v. Straßburg, z. B. von der Minnehöhle, abschriftlich von Hand zu Hand ging, ebenso mochte der Guillaume au court nez rhapsodisch in Handschriften courstren, so daß Wolfram und Ulrich wohl dieselbe Quelle benutzen konnten, ohne daß ihre französischen Mss. mehr enthielten, als sie deutsch wieder erzählt haben. Ich kann daher auch der Ansicht, Wolframs Gedicht sei ein Fragment, in dem Sinne, daß er es unvollendet gelassen habe, nicht beipflichten; denn bleibt auch das Schicksal Rennewarts (im Französischen Renouard) der nach der Anlage mit Aliße hat in ein engeres Minneverhältniß treten sollen, und nach französischen Gedichten sich ihr vermählte, endlich aber auch Mönch ward, im Dunkel, so rundet sich doch unser Gedicht vollständig in den beiden Hauptbegebenheiten der Schlacht auf Alischanz und der Belagerung von Orange, hinsichts Wilhelms und Arabellens ab; innerhalb dieses Kreises beginnt mit dem fünften Gesange [2]) der zweite Hauptabschnitt des neuntheiligen Gedichts, und es bewährt sich hierin wieder die symmetrische Anordnung, die wir bei unserm Dichter schon im Parcival in so hohem Grade bewundern gelernt haben, und der Eingang des neunten Gesanges deutet entschieden darauf hin, daß es der letzte des Gedichts sein, und es damit schließen soll, wie Wilhelm zum ruhigen Besitz Arabellens gelangt. Auch nicht der mangelhafte Schluß, vielmehr der unvollständige Anfang des Wilhelm ward von den Jüngeren, namentlich im Titurel, Kap. 40, Str. 120 getadelt, und dies allerdings mit größerem Recht, da der Quell der Drangsale Wilhelms und Kiburgs die Entführung der Letzteren war, diese gleichwohl aber nur sehr obenhin erwähnt und unzulässiger Weise als bekannt vorausgesetzt wird.

Diesen Anfang zu ergänzen unternahm Ulrich von dem Turlin, der den Ottokar von Böhmen (1253—1278.) als Gönner preist, weßhalb sein Gedicht auch in diese Zeit zu setzen ist. Gervinus Urtheil [3]) ist nicht zu strenge, wenn er dasselbe ein elendes, kaltes, mit Mühe und Schweiß ausgekochtes Ding nennt; und wir haben oben nur deßhalb einen Auszug daraus in möglichster

---

1) Ein Theil der Romane von Guillaume au court nez ist Charrois de Nismes betitelt, und hat die Belagerung von Nismes durch Wilhelm zum Gegenstand, der die Sarazenen daraus vertrieb. Der Zeit nach folgt hierauf der Abschnitt der Belagerung von Orange.

2) Ich weiß wohl, daß man bei epischen Gedichten, die gesagt wurden, eigentlich nicht von Gesängen reden darf. Allein Abtheiluug, Abschnitt, Kapitel schien mir zu chronikenartig, Abentheuer zu alterthümelnd und auch nicht ganz passend, und Buch wegen Eintheiluug dieses ganzen Bandes in Bücher unpassend. Ohnehin ist die Bezeichnung der Abschnitte, die bei Wolfram auch nicht äußerlich bemerkbar gemacht sind, gleichgültig.

3) Deutsche Nationalliteratur, I, S. 371.

Kürze geliefert, um eines Theils die Sage vollständiger übersehen zu lassen, andren Theils aber ein Beispiel von dem Einfluß zu geben, den Wolfram auf seine, freilich unendlich schwächeren Nachfolger übte, und wie weit sie hinter ihm zurückblieben, wenn sie ihm nachzustreben suchten. Während das Gebet am Anfang bei Wolfram ein reiner Klang aus tiefster Brust ist, finden wir bei Ulrich nur ein tonloses Echo, und sklavische Nachbildung seines Meisters; und so stößt man im Fortgang unaufhörlich auf Reminiscenzen aus Wolframs Gedichten. Dessen Wilhelm wird (Ed. Casparson) S. 14ª, 23ª, 33ª erwähnt, Eisenhart und Belakone S. 36ᵇ, Gamurets Liebe zu derselben S. 37ª, 149ᵇ dessen Thaten zu Bagdad S. 77, Amfortas Wunden und Hippomedons Verrath S. 93; ingleichen erinnert S. 22 ez ging nu über kinderspiel an Parcival S. 61; S. 36. Die Königin Tussangole war den rothen Rosen gar ungleich, an Parc. S. 23; S. 147ᵇ ein jude hete ane vorcht — Darum dreizig tusent mark gegeben, an Parc. S. 15. Wer mehr suchen will, wird noch mehr finden. Auch dieser Dichter bezieht sich wieder auf Vorgeschichten von Wilhelms Vater, die zu wiederholen hier nicht der Ort sei, eine Bemerkung, die er nur aus seiner französischen Quelle entnommen haben kann; und er bestätigt damit das oben über die französischen Dichter und ihre fragmentarische Behandlung der Geschichten von Wilhelm Gesagte. — Weßhalb Lachmann [1]) Ulrichs Werk unvollendet nennt, ist mir nicht deutlich, da der Dichter selbst es ausdrücklich eine Vorrede zu Wolframs Gedicht nennt, und er es bis zur Taufe und Vermählung Kiburgs mit Wilhelm führt, worauf es sich eng an Wolframs Werk anschließt, das mit dem Rachezug Terramers und Tibalds wegen der Entführung Arabellens beginnt. S. 35.

Den dritten und letzten Theil der Heldensage von Wilhelm, gewöhnlich der starke Rennewart genannt, dichtete Ulrich von Türheim um 1250; dieses Werk ist jedoch nur handschriftlich vorhanden [2]), und mir unzugänglich geblieben, weßhalb ich darauf verzichten mußte, es auch nur auszugsweise mitzutheilen; daß es je werde gedruckt werden, ist kaum zu erwarten, da es (nach Lachmanns Ausspruche, l. c. S. XLII) eine höchst langweilige und fast nur wegen mancher guter Sprüchwörter beachtenswerthe Fortsetzung ist. Ulrich beginnt mit einem geblümten frommen Eingange im schwächlich nachgeahmten Style Wolframs, und mit der Bemerkung, daß von Wilhelm nun schon zu lange sei geschwiegen worden, berührt kurz Malser, Rennewart und viele andre schon aus den Vorgeschichten bekannte Helden wieder, und fährt fort wie Malser einen neuen Kriegszug gegen Frankreich anführt, wobei auch die übrigen Söhne Heimrichs von Narbonne wieder vorkommen. Nach vielen Heldenthaten und schwierigen Abentheuern wird Wilhelm endlich Einsiedler und Mönch, und seine Gemahlin Nonne, bis beide ihr gottseeliges Leben beschließen, wodurch das Gedicht sich sowohl der Legende als den übrigen französischen Dichtungen anschließt.

---

1) Wolfram v. Eschenbach, S. XLII.
2) V. d. Hagen, liter. Grundriß, S. 179.

Gegen das Ende sagt der Dichter:

He (Wilhelm) dede, wat dem prise zam.
Von Eschenbach her Wolfram
Und ich von Turheim Ulrich
Hant einen waren loff vil rich
Mit worden gesagt so vil,
Dat he verre mysset vur die zil
Da mancher bi eme leiffte,
Und in hogen prise sweifte.

Und die Schlußverse lauten:

Hie hat daz puech ein ende,
Daz ich ze poten sende
An sie, die ez hösen lesen,
Daz si mir pittende wesen
Der sel hail hin zu gote,
So mir kom dez todez pote.
„Ditz pueches chunde pflegen
„Volkmarus von Podenswegen
„Mit vorchten, darzuo mit sinne,
„Waz ob Heinrich dez huld gewinne,
„Dem ditz wirt gesant,
„Her Markgraf Otto sei gemant."
Und daz euch gotez guet gezem,
Daz er euch und mich zu im nem,
Der gemachet hat Adamen
Der ruech uns geben sin huld. — Amen. —

Die eingerückten sechs Zeilen finden sich nur in der Wolfenbüttler Handschrift, und fehlen in der Kasseler [1]), weßhalb sie nicht auf das Gebicht, sondern nur auf die von Volkmar von Podenswegen für Otto IV. von Brandenburg mit dem Pfeile († 1308) im Auftrage des nachmaligen Kaisers Heinrich VII. aus dem Hause Luxemburg (1308—1313) gefertigte Abschrift zu beziehn sind.

In der Einleitung bemerkt Ulrich:

Darumb wil ich in freuden leven
Unt alles leides mich begeven.
Nu begunt he ever syn fro,
Wand id steit in der werlt so,
Dat des dodes mynne
Je in des mannes sinne
Sich fliesset so degelich.
Ich von Turheym Ulrich

1) Eschenburg, Denkmäler, S. 70.

Han so lieven fründ verloren,
Mocht ich von leide han erkoren
Den dot, ich were lange dot.
Des kuniges dot schuof mir die not,
Daz mir freude kunde entwichen,
Ich meine kunec Heinrichen;
Des han ich immer mere schaden.
Doch verlos ich nu zween kunraden,
Dat ichs niht verwinnen kan.

Der erwähnte König Heinrich ist Heinrich Raspe von Thüringen, der am 10ten Februar 1246 starb. [2]) Der eine Konrad ist der Schenk von Winterstetten, dem zu Liebe Ulrich die Fortsetzung des von Gottfried von Staßburg unvollendet gelaßnen Tristan dichtete, [1]) und der in hohenstaufischen Urkunden v. 1226—1240 öfter. vorkommt. Der zweite Konrad ist vermuthlich Konrad von Nifen, was jedoch unentschieden bleibt. [3]) Als der Dichter schrieb, war Wilhelm von Holland (1247—1256) noch König, aber Kaiser Friedrich II († 1250) lebte noch. [4]) Sein französisches Mn. hat ihm ein Augsburger, Otto der Bogener, verschafft, der in einer Urkunde von 1246 vorkommt, [5]) und er sagt etwas vom Dichter des wälschen Buches;

Diuht ez iuch nicht ein unfuoc,
Ich sagte iu, waz der künege was,
Als mans an dem buoche las,
Daz ein meister getihtet hat
In welsch, als ez hie tiutsche stat:
Er was von sant Dionisen.

Da die von Mone im Anzeiger für Kunde des M. A. 1836, S. 182 beschriebne Handschrift zu Boulogne-sur-mer, den ganzen Wilhelm enthaltend, gleichfalls auf dem Werke eines Mönchs von St. Denys beruht, so wäre es nicht unmöglich, daß dieses Gedicht der Türheimer benutzt haben kann, und wäre hier weiter zu forschen, da das Original zu unserm dritten Theil wir schwerlich in den französischen Bearbeitungen des Guillaume au court nez zu suchen haben.

Neuerlich sind im Archiv der Stadt Kitzingen einige Fragmente einer deutschen Bearbeitung des Guillaume au court nez in niederrheinischer Mundart entdeckt worden, [6]) die gleichfalls ein französisches Vorbild verrathen, welches jedoch von dem,

1) Die Pfalzgrafen zu Sachsen. Erfurt. 1740. S. 148.
2) W. d. Hagen. Gottfr. v. Str. Werke, S. 271, Th. I. und S. IX.
3) Büschings wöchentliche Nachrichten, B. III, S. 126.
4) Lachmann, l. c. S. XLII.
5) Weber, de feudis ludicis, p. 57. — Grimm, Rechtsalterthümer, S. 379.
6) Fragmente eines altdeutschen Gedichts von den Heldenthaten der Kreuzfahrer im heiligen Lande; im Archive der Stadt Kitzingen aufgefunden von Dr. F. A. Reuß. Kitzingen. Köpplinger. 1839. 8. 15. — Vergl. die Erörterung darüber von Sans-Marte, in den Neuen Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, B. IV, Heft III, S. 133.

welches Wolfram hatte, verschieden gewesen ist. Ihr poetischer Werth ist jedoch unbedeutend, dagegen liefern sie den Beweis, daß die Sagen von Wilhelm dennoch wohl eine größere Verbreitung in unserm Vaterlande gehabt haben, als man bisher anzunehmen geneigt sein konnte.

Der Wilhelm von Orange des Wolfram von Eschenbach war eben so beliebt als allgemein verbreitet, und es kommen außerordentlich häufig Bruchstücke von Handschriften davon in allen Gegenden Deutschlands, vorzüglich im Süden, auch in Böhmen vor. [1]) Der ausgezeichnetste und in seiner Art einzige Beweis der hohen Achtung, deren dieses Gedicht genoß, ist der Versuch aus dem dreizehnten Jahrhundert, den Anfang desselben in lateinische Hexameter zu übersetzen, welche Lachmann l. c. S. XLIII. mittheilt. — Auch später erhielt sich das Interesse daran, und im Jahre 1596 wurde die Legende vom heiligen Wilhelm zu Luzern als Osterspiel aufgeführt. Der Versuch Bodmers, 1774 den Wilhelm von Orange in Hexametern den Deutschen wieder lebendig zu machen, mißlang ebenso, wie seine Modernisirung des Parcival und des Nibelungenliedes, und in der That ist nicht leicht ein Metrum dem Geist der alten deutschen Dichter so feindlich, und ihre Eigenthümlichkeit vernichtend, als der Hexameter. — Möchte der von uns gegebene Auszug dazu beitragen, den Leser zur Lectüre des von Lachmann so trefflich herausgegebenen Originals hinzuführen! —

1) Briefe in die Heimath, von v. d. Hagen, S. 188.

Beilage.

Chronicon Alberici Monachi trium Fontium.

(Leibnitzii Accession. histor. Hanov. 1697.)

Anno DCCLXXIX Carolus Rex subjugatis Narbonensibus in Franciam est regressus. Hanc civitatem Narbonam petivit a Carolo Arnaldus de Bellanda pro filio suo Nemerico, et obtinuit. Unde in hoc loco genus Nemerici, quod fuit nominatissimum, et aliqua parte declarandum est. Garrinus de Montglane versus Tolosam quatuor habuit filios exercitio militari nominatissimos: Arnoldum de Bellanda, qui fuit in Lombardia, Gerardum de Vienna, Rnerum Geebennensem, et Milonem de Apulia. Gerardus de Vienna filios habuit Sanericum et Bovonem, quorum frater fuit vel nepos ille Gerardus, qui inscribitur de novo Vico. De Renero Oliverus et Alda nati sunt, de Milone Simon de Apulia et quaedam soror illius. Nemericus vero Arnoldi filius septem filios habuit: Bernardum, patrem Bertrami, Bovonem de Commarcejo (cujus fuerunt tres filii: Guido, Guielmus et Gerardus) Guielmum Aurasicensem, Arnaldum Aurelianensem, et Garinum de Anscona, Annerum captivum (patrem Rogonis Venetiani) et Guibelinum. Horum fuerunt sorores uxor Imperatoris Ludovici Ermengardis, mater Viviani martiris (qui sororem habuit matrem Fulconis) mater Richardi Normanni, Mater Heliba de Provincia. Uxor vero Guielmi Domina Guiburgis fratres habuit, quorum fuit unus Renuardus, vir nominatissimus, de horum omnium cognatione dicitur fuisse Archiepiscopus Remensis Turpinus filius scilicet Gerardi de Frado. De una sorore Guilhelmi Julianus de Provincia genuit Heliam et sororem ejus Olinam, qui Helias multa contra Sarracenos gessit bella tempore Machrabei, et de sorore Ludovici genuit Aiol, de quo canitur a multis, item mater Gandini Brimi fuit soror Guilhelmi.

Anno DCCCVI Sanctus Guilelmus invictus triumphator et dominator Sarracenorum ex duce Aquitano relicto saeculo factus est monachus

in desertis dyocesis Latavenensis; pater ejus Theodericus, mater Algana dicta est. (In erſter Stelle folgt Alberich den poetiſchen Sagen, in dieſer dem Autor in den Act. sanctor.)

A. a. DCCCXXXVII. Hic inserenda est etiam historia de Aymero captico, Nemerici de Narbona penultimo filio, qualiter auxilium Romanis et Papae praestitit contra Sarracenos et captus et vulneratus ibi fuit, et in Venetiam ductus et multa alia, quae sequuntur. — De nomine Papae, qui a cantoribus dicitur Milo, non est curandum, quia ita solent nomina mutare vel per ignorantiam, vel curiose.

Drittes Buch.

Titurel.

I.

Titurel.

Rittergedicht

von

Albrecht von Scharffenberg.

(Im Auszuge nach dem Druck von 1477.)

1.

An anegenge und an letze
Bist du got ewig lebende.
Dein kraft an undersetze
Hymel und erde haltet enbor auff schwebende.
Dein ye, dein ymer ist gar ungephatet;
Sam wirt dein hoehe,
Braite, tieffe nimer mer betrachtet.

2.

Wie doch gedanke gahent
Schnelle vor allen dingen,
Die nymer dar genahent,
Daz sy deinen gewalt mügent erschwingen

1. [1] Willeh. 1, 4. âne urhap dîn staetiu kraft ân ende ouch belîbet. Mſtr. Heinrich v. Niuwenſtat, Unſers Herren Zukunft: an anegenge, an ende ein got Dine gruntlose wisheit, Wie dieff, wie lang, wie hoch, wie breit Si dez firmamenten messe (Docen, Misc. II, 142.) — letze, Verſehrung. — [3] Willeh. 193, 2. Ich bin von Mecca, Dâ Mahmeten heilikeit Sinen lichnamen treit Al swebende ân under setzen. — [5] Münchner H. S. (Docen, Misc. II, 1171.) ungehaftet. Ungephatet: nicht nachzugehen. — [7] Willeh. 1, 29. Diner hoehe und diner breite, Diner tiefen antreite Wart nie gezilt anz ende. — betrachtet: durchforſcht.

2. [1] Parc. 466, 25. Ez ist dechein gedanc sô snel, E er vom herzen für dez vel küm, ern si versuochet. — gahent: gehen.

Noch dein herschafft also übergross!
Kaiser aller künige
Bistu, got, herre, und niemant dein genoss.

3.

Zuo preisen und zuo ruemen
Ist ymer dein gedichte,
Seit du so raine bluemen
Hymel und erde kundest gar von nichte,
Den himel mit der engel schar geheret,
Die erde mit gezierde,
Do von dein lob in himel wirt gemeret.

4.

Der berg, tal und steine,
Holtz, wasser und alles ertreiche
Zermüle und machte klaine,
Dem das in der sunnen vert gleiche
Und wer das alles zuo recht erzelen künde:
Noch maniche tausent meile
Ist von der gotes hoehe an sein abgründe.

5.

Wie möchte sein kraft geheret
An iendert gewaltes erwinden?
Sein Gewalt an braite sich verret
Ye lenger ye weiter all umb, an endes winden.
Als er got ye an anegenge waz lebende,
Er ist weit reich an ende
Und hat dort ewige froede uns ymer gebende.

6.

Volkomen ist ebentrechtig
Sein herschaft, sich nit schleiffet.

3. [3] Seit: weil. — [4] kundest: schufest. nichte: nichts. — [5] geheret: hehr gemacht, erhaben, zu preisen.

4. [3] Zermuele: zermalmte. — [5] München. H. S. Ob (man) daz als ze recht. — [7] sein. M. H. S.: daz.

5. [2] München. H. S. Halt gewaltes nuo. — Irgend einer Gewalt weichen. — [3] M. H. S. lerret. — verret: nimmt zu. — [6] M. H. S. Er ist wirt und reichset immer. — [7] M. H. S. Eweclich an ende ist er leben gebende.

6. [1] Eben trechtig. Wohlgegründet. — [2] M. H. S. die nit. — [4] Willeh 2, 3. Ouch louft in diner hende Der siben sterne gâhen Daz sin himel wider vâhen. Wag: Meer.

Mit seiner macht almechtig
Er himel und erde und wag al umb greiffet;
Das ist in seiner hant ain klainer balle
Und seinen klaren augen durchleuchtig,
Durchsichtig bass, dann kain cristalle.

7.

Das darfstu, menschen künne.
Doch haben nit für wunder.
Bass dann durch glass vil dünne
Sicht er durch aller menschen hertz besunder.
Seit alle ding von seiner kraft geschehende
Seint mit geschefte auss nichte,
Noch sanfter ist er alle ding durch sehende.

8.

Die manig tausent meile
Seint nit umbsust benennet;
Noch mer der iar mit weile
Der mensch lebt in ewiger froed erkennet,
Oder in nöten ewiglich zer helle.
Die weyl der mensch ist lebende,
Got geit im wale zuo nemende welichs er welle.

9.

Under allen creaturen,
Die got ye schaffen ruochte,
Die rainen und die gehuren,
Da bey waz aine die gar aussersuochte;
Wie hohe got mensch und engel hat geedelt,
Noch edeler ist die tugend;
Der adel ob allem adel hohe wedelt.

7. [1] Künne: Kind. — [3] Parc. 466, 19: Gedanc ist vinster âne schin. Diu gotheit kan lûter sin; Si glestet durch der vinster want, Und hât den helenden sprunc gerant, Der endiuzet noch enklinget, Sô er vom herzen springet. — [4] M. H. S. iedoch in al dy werlt. — [6] M. H. S. Mit gescheppfe noch sanfter. — [7] M. H. S. So ist er alliu ding nuo gar. Da alle Dinge mit Erschaffung aus Nichts von seiner Kraft geschehen sind, so durchschaut er um so leichter (sanfter) etc.

8. [2] Umbsust: umsonst. — [4] M. H. S. in ewigen. Der ewigen Freuden für würdig erkannt. — [7] Geit: giebt. Parc. 466, 8. Al der werlde ist geveilet Bêdiu sîn minne und ouch sîn haz. Nu prüevet wederz helfe baz.

9. [2] Ruochte: geruhte. — [3] Gehuren: Geheuren, Guten. — [4] Aussersouchte: Auserwählte. — [7] Wedelt: flattert, weht. Willeh. 1, 9. Hôch edel ob aller edelkeit, LÂ dîner tugende wesen leit etc.

10.

Wie bin ich des nun mugende?
Wa kan ich das beweren?
Got selb ist alliu tugende.
Durch das so mag mich niemant des erferen.
Got der geschuf durch tugende mensch und engel;
Des Lutzifer verstossen
Ward, do er an tugende hette mengel.

11.

Der muoss in abgrunde
Leiden marter quele.
Die aber tugende kunde
Hetten, den ist wol bey Michaele,
Der bey gott mit tugent was gesigende;
Zuo haile maniger sele
Ist er noch tugende für untugende wigende.

12.

Die engel waren alle
Frey, willekür unbeschermet,
E das untugende galle
Mit hochfahrt under yn ward getermet.
Die got sach tugent für untugend kiesen,
Die firmet er mit tugenden,
Das nimmer mer sy tugent moechten verliesen.

13.

Ir tugende sigenünfte
Wart yn hie von zuo miete
Ewiger froeden künfte,
Daz sy untugent nymer mer verschryete.
Nach tode der mensche also wirt gefirmet,
Das wir von allen untugenden
Seint ymmer mer gevestet und beschirmet.

10. [1] Mugende: vermögend, fähig. [4] Erferen: außer Faſſung bringen, mir widerſtreiten. — Des: deßhalb. — Parc. 463, 4: Nu prüevet wie Lucifern gelanc Unt sinen nôtgestallen — Diu lichte himelische schar Wart durch nit nâch helle var.

12. [2] Willek. unb: keinem Geſetz unterworfen. — [3] E das: bevor. — [4] Getermet: feſten Fuß faſſen. — [6] M. H. S. verneute. — [7] M. H. S. Daz si ir tugent halt nimmer kuonden.

13. [1] Sigen: Siegreich. — [2] M. H. S. hi ze (ohne von). — [3] künfte: das Kommen, der Erwerb. — [4] verscr. verunſtaltete, verſehrte. — [5] M. H. S. Noch tad alsam die menscheit. — [6] M. H. S. vor. — [7]. M. H. S. Sin — vervestent.

14.

Wer wil nun mit der tugende
Untugenden wider streiten
Inss alter von der iugende,
Das wir nach tode vor allen hellegeiten
Ewiger not bleiben sunder kriege,
So firment euch mit tugenden,
Das euch unedel untugent nit betriege.

15.

Ob nun der mensch vellet,
Der tugende sich gesundert,
Und sich Lucifer gesellet,
Der kumpt wol wider. Wer ist nun, den des wundert,
Den kan ich dise frage wol gestillen:
Der mensche wart verraten,
Do viel der engel selbs mit argem willen.

16.

Suss vil er mit gedanken,
Der werke sunder ruere.
Der mensch in sünden wanken
Ist wort gedanc und werke nun volfuere,
Und mag sich dannoch engel schar gefründen.
Des hab wir got czuo loben!
Wann engel seint gar die unversünden.

14. [2] M. H. S. untugent uberwinden. — [4] Hellegeiten: Höllenquaalen. — [5] Sunder kr. unangefochten.

15. [1] Ob: wenn nun auch. [2] gesundert: sich lossagt von der Tugend. — [4] der kommt wohl wieder (zu Gnaden). — [6] Willeh. 308, 10: Wie kumt daz nu daz mennisch baz Dan der engel gedinget? Min munt daz maere bringet. Der mennisch wart durch rât verloren. Der engel hât sich selb erkoren Zer ewigen flüste Mit siner âküste.

16. [1] Willeh. 308, 9: die selben nôtgestalten Von gedanken muosen vallen: Got enlie si nicht zen werken koma, Der gedanc weiz wol unvernomn. — [4] M. H. S. Ist mit gedanck und werche nuo vol fuore. — [7] M. H. S. Wand engel valsch sint ewig in den sünden. Der Sinn ist unklar ausgedrückt. Der Engel fiel durch seine Gedanken zu sündige Werke schon. Der Mensch dagegen kann, bei seinem geringeren Erkenntnißvermögen, zur Sünde hinüberwankend, in Worten, Gedanken und Werken sich fehlerhaft benehmen, und dennoch der guten Engel Schaar als Freund beigesellt werden; die falschen, sündigen Engel erleiden ewige Verdammniß, bleiben unentsündigt. Parc. 798, 21. Eweclich sint si verloren: Die vlust si selbe hânt erkoren.

16.

Ob menschen sünden rewe
Ist an dem hertzen klebende
Zuo recht mit gantzer trewe,
Untz an die weil, das er ist friede gebende
Got und der sele nach tode vor allen sünden:
Durch kainer sünden schulden
Darf in genoss der helle nieman künden.

18.

Wirt yeman sünd aufladende,
Der sol den zweifel hassen.
Vor allen dingen schadende
Ist der zweifel allen taufes nassen;
Den zweifel han ich vor ain tail enboret.
Wie er nach helle verwet,
An Partzifalen man daz von erste horet.

19.

Die tregen, da man mercket,
Und der witz die tunkel sehende
Mich zeihent, ich hab vertercket
Ain phat vil weite, das lige der diet unspehende,
Darzuo hab ich in schif und bruck enphueret,
Strass und phat also verirret,
Ymer all ir verte ungerueret.

20.

Die wil ich nit mer saumen
Derselben sache künde,
Gar alle dise strasse raumen.
Ir irregang der war mir leichte sünde.
Ich wil die krump an allen orten slichten,

17. [1] Ob mensch: Wenn dem Menschen der Schmerz über die Sünde mit ganzer Treue so recht im Herzen haftet bis dahin, daß er Frieden vor Gott erlangt, und seine Seele Vergebung der Sünden nach dem Tode, so. — [7] künden: verkünden als — nennen.

18. [2] zweifel: das mangelnde Festhalten am Rechten, und an Gott; die Folge des zwivel ist unstaete diese trägt der Hölle Farben. Parc. 1, 12. — [5] vor: vorher. Enboret: hervorgehoben in Str. 16. — [6] verwet: die Farbe der Hölle trägt.

19. [2] Die von blödem Verstande. — [3] Vertercket: eröffnet. — [4] diet unspeh: dem Volke unsichtbar.

20. [1] M. H. S. Hie. — Saumen; säumen, Kunde zu geben. — [4] M. H. S. des

Wann etliche iehende sint:
Ich künne es selbe nit verrichten.

21.

Wie Partzifal anhebende
Sey, des habent hie mercke,
Mit tugenden lere gebende.
Darczuo geb uns der höchste mit seiner sterke,
Das wir gefolgen aller guoten lere,
Das wir gebenedeiet
Mit got habent zesewenthalb die kere.

22.

Ist tzweifel nachgebur
Dem herzen icht die lenge,
Dass muoss der selen vil sur
Werden ewiglich in iamers strenge.
Hertz, hab die stete an dem gedingen,
Ware mynne und rechten glauben;
So mag der selen an seligkait gelingen.

23.

Geschmehet und gezieret
Ist ubel bey der guete;
Ob sich alsus parrieret
Ain laip mit sünden clain oder über fluete,
Und got in vorchten darumb doch wol bekennet.
In hof seiner erbermde
So wirt die schmehe mit zierde gar zertrennet.

24.

Unverzaget an muote
Sol manlich herze werben;
Durch ubel sol daz guote

het ich vil lythe. — [6] M. H. S. Man sumeliche die sprechent. — Wann etl. ieh. sint. Denn einige sprechen.

21. [6] M. H. S. Daz wir genediclichen. — [7] M. H. S. Mit gotes zeseme haben im. — Zesewenthalb: nach der rechten Seite; zur Rechten Gottes Platz finden.

22. [1] Nachgeb. Nachbar. Parc. 1, 1. Ist zwivel herzen nachgebûr, Daz muoz der sêle werden sûr. — [2] Icht die lenge: irgend auf die Dauer.

23. [1] Parc. 1, 3. Geschmaehet unde gezieret Ist, swâ sich parrieret Unverzaget mannes muot. — [3] Parrieret variirt, durch Gegensatz abstechend macht. [6] Erbermde: Erbarmung.

Manlich hertze nymmer lan verderben,
Das sein aglester varb sich veraine,
Und werd uber all der blanken,
Und ob die blencke sich aber dann entraine.

25.

Dannoch sy der gaile
Vor allem zweifel sunder,
Wie er auf baider taile
Ste, des himels und der helle hinunder.
Unsteter muot dem teufel wirt gesellet;
Dieselben seind geverbet
Gar vinstervar und ewiglich gehellet.

26.

So haben sich an die blancken
Varbe nach der sunnen
Die steten mit gedancken.
Die varbe geit ursprung aller brunnen,
Der menschlich kunne also clarificieret,
Das er von trueben eschen
Der engel schar suess gleichet und conduwieret.

27.

Ain brunne, der so die lenge
Gewaltiglichen springet
Mit stete an angenge,
Des fluss mit weisheit voller selden klinget,
Der suessen miltikait gar uber fluetet,
Stet weit in see geflossen;
Des guot gar alle guot hat uberguetet.

24. [5] Parc. 1, 6. Als agelstern varwe tuot. Elsterfarbe. — [6] M. H. S. uber al bl.

25. [1] Parc. 1, 7. Der mac dennoch wesen geil (froh, glückselig) Wand an im sint beidin teil, Des himels und der helle. Der unstete geselle Hât die swarzen varwe gar, Und wirt ouch nâch der vinster var. — [4] M. H. S. under. — [7] Vinsterv: dunkelfarbig. Gehellet: Gehöllet, zur Hölle erkoren.

26. [1] Parc. 1, 13. Sô habt sich an die blanken Der mit staeten gedanken. — [4] geit: giebt. — [5] kunne: Geschlecht. [6] M. H. S. truwen aschen. — [7] M. H. S. gelich sich cund.

27. [3] Angenge: Anfang. — [4] selde: Heil, Glückseligkeit.

28.

Der brunne, der flüsse gesewet,
Der magen kraft sich pflichtet
An angenge ymer geewet.
Got vater, dein gewalt mach uns verrichtet
Der weysshait so, das wir dich sun erkennen.
Hailiger gaist, dein guete
Muoss uns bewaren vor boeser gaiste brennen.

29.

Ain see, ain fluss, ain brunne,
Der stet alsuss gedreyet;
Wer weisheit mercken kunne,
Der merk, wie sy al drey noch seind gefreyet
Gar aller elementen, wann des einen.
Got vater, sun, hailiger gaist,
Ain Got: du machst noch grösser kraft erscheinen.

30.

Ain brunne hoch der lebende
Ist der, den ich da maine.
Mit wasser ist er gebende
Dise klarheit, edel und also raine,
Daz engel schar ain yeglicher leip genosset,
Wirt gottes namen gedreyet
Zuo recht genannt, so man in ins wasser stosset.

31.

Der tauff die sele blencket
Hoch über snewes varbe,
Wirt mynnen feur gevencket
Darin mit rechtem glauben all begarbe,
Dar czuo gedinge sunder tzweifels wancken;
Hie mit sich dann lucernet
Die sele hoch über all der sunne vancken.

28. [1] gesewet: zum See macht. [2] Verbindet sich mit der Kraft der Verwandten. Nach Wolframs Lehre ist der Mensch mit Gott blutsverwandt (Parc. 465, 3.).

29. [4] M. H. G. vereinet.

30. [5] M. H. G. Dez gleich der engel schar ein irdisch leip. Jeder Geborne wird zum Genossen der Engelschaaren, so der Nahme des dreieinigen Gottes wie es vorgeschrieben ist, genannt wird, wenn der Mensch bei der Taufe ins Wasser getaucht wird.

31. [1] Parc. 817, 23. Ime wazzer er ze toufe gienc Von dem Adâm antlütze enpfienc. Von wazzer boume sint gesaft, Wazzer fruht al die geschaft, Der man für

32.

Ain got, dein nam gedreyet,
Uud doch ain got allaine,
Dein tod tuot sus gefreyet
Den menschen gar vor allen sünden raine;
Durch das die schrift uns leret wol mit vleisse,
Das wir gar ungemailet
Behalten wol dieselbe wat mit weisse.

33.

Die diet, die nit glaubet
Die craft des heren touffes,
Wie sich die selden raubet
Und ewig froeden ymmer werendes kauffes,
Seit das er mit seiner kraft hiess werden
Himmel, stern, laub und grass,
Visch, vogel, wurm und tier und erden.

34.

Noch also creftigliche
Seint seine wort gestercket,
Das er gewaltigliche
Den tauf mit seinen worten suess bestercket.
Ob ain mensch het all der welt sünde,
Lauter sam die sunne
Wirt er ir aller in des tauffes unde.

35.

Got manige wunder spehe
Mit wasser dick erzaiget;
Wer im nit crefte iehe
Ob aller craft, der wirt von im gevaiget.

creature giht. Mit dem wazzer man gesiht etc. — [3] gevencket: Funken hinein thun. [4] begarbe: ganz und gar. [5] gedinge: Zuversicht.

32. [1] Willeh. 1, 1. Ane valsch du reiner, Du dri unt doch einer. — [6] ungemailet: unbefleckt. — [7] wat: Gewand.

33. [1] diet: Volk. — [7] Willeh. 2, 7: Ze dîme gebot ez alles stêt, Dâ wilt und zam mit umbe gêt; Ouch hât diu götlichiu maht Den lichten tac, die trueben naht Gezilt und underscheiden Mit der sunnen louften beiden. Niemer wirt, nie wart din ebenmâz. Al der steine kraft, der würze wâz Hâstu bekannt unz an den ort.

34. [7] unde: Waſſer, Parc. 817, 28: Wazzer git maneger sêle schîn, Daz die engel nicht liechter dorften sîn.

35. [1] spehe: kunſtreich. — [2] dick: oft. — [3] iehen: bekennen, zugeſtehen. — [4] vaigen: dem Tode weihen. — [7] sam die st. wie Steine (als Hagel.).

Es vellet auss den lüften gross und klaine,
Vil sanft in wassers weise,
Und vellet underweilen sam die staine.

36.

Etz wenn in sollicher weisse,
Der clarheit wol gereichet,
So das in seinem gleisse
Nit auf der erden wart, das im gleichet;
Etz wenn so reiselt es in suessem tawe,
Dann eht wasser allaine,
Es wer auf erden nicht in lebender schawe.

37.

Got macht brucke herte
Auss dem wasser vil waichen,
Und strass der wagen verte;
Sein kraft kan fuer alle crefte raichen.
Er machet auss dem wasser liecht cristallen,
Darinn ain feur sich funcket
Und muoss durch ander tugende wol gefallen.

38.

Wie wasser sich cristallet,
Daz tuot got in sollicher weise:
Vil tieffe sich verfallet
In hoher velsen clain last von eise,
Hitze, winde wassers gar verainet,
Und leit alda die lenge;
Sust wirt es licht cristallenklar gestainet.

39.

Der namen crist selden reiche
Mir seliglich gefallet;
Ir cristen alle gleiche,
Schaffent, das ir zuo christ so cristallet,
Das euch kain hitze, wint noch wassers unden
Von cristo nit vertreibe;
So hat euwer, cristen, crist mit stete kunde.

36. [3] gleisse: Glanze.
37. [4] raichen: reich machen.
38. [4] In hoher velse klamme last von eise. [6] leit: liegt.

40.

Hochfart gleicht dem winde;
Von crist vil manigen treibet.
Der hitze ich gleiche vinde
Unkeusch, die nit über ain bleibet.
Des wassers geitikait die kann so wueten:
Mit güssen vil der cristen
Kan sy von crist gegen der helle flueten.

41.

Enidorjum diessen
Sicht man zuo allen stunden,
Und wasser darauss fliessen,
Und wirt an seiner groesse nit mynder funden.
Der stain hat solliche kraft von got besunder:
Von wann das wasser flüsset
In den stain, das ist von got ain wunder.

42.

Und doch ain wunder claine,
Wer es czuo recht mercket;
Seyt got das wasser allaine
Für ander element hat gestercket.
Das wasser feur gemainlich swendet;
Den luft es durckel houwet;
Die erden an ir kraft es dicke pfendet.

43.

Der sacrament das merer tail
Mit wasser wirt gebluemet,
Damit aller cristen hail
Wirt ewiglich von engel schar geruemet.
Doch hat daz wasser hailikait nit mere,
Dann ander creature,
Wie im die haiden gebent götlich ere.

40. [4] Nach Lachmanns Recenſion des Textes: diu niht mit kriste übr ein belibet. [6] geitikait: böſe Begier, Habſucht.

41. [1] Enid.: der Druck lieſt ain donder, was Unſinn iſt. Es iſt der Stein Enhydros (Plin. 37, 11, 73. Isidor. orig. 16, 13, 9.) gemeint, der Parc. 791, 18. unter dem Nahmen enidrus vorkommt.

42. [3] Seyt: da. [4] Für and. elem.: vor andrem Elem. hat Kraft gegeben. — [5] swendet: vernichtet. — [6] durck. houw. durchſchneidet.

44.

Durch das sy niemant iehende
Dem wasser hailikaite,
E das im geschehende
Von dem priester sy, das er das beraite
Mit worten, die darzuo recht gehoerent.
Von worten sacramenta
Gewinnent craft, die uns czuo got enboerent.

45.

Feur und wasser baide
In ainem vasse klaine
Got hat an unterscheide;
Ich main des winters czeit in ainem staine,
Darauss daz wasser underweilen switzet;
Nun slach darin mit eisen
An dem frost, das feür darauss glitzet.

46.

Mit wasser wirt beclaret
Der mensch noch ander weise;
Wie viel er hab gefaret
Sünden mayles, in dem paradeise
Das wasser in da czuo den werden bringet;
Ich main, daz auss den augen
Mit der waren rüwe von hertzen tringet.

47.

Der wasser in die lüfte
Da wider berges keret,
Und es dann mit klarer düfte
Auf erden nider in blanker varbe reret,
Der muoss uns wider berge wasser ziehen
Von herzen auss den augen,
Da mit wir alle finsternisse enpfliehen,

44. [1] Deßhalb spreche niemand zu. — [2] enboerent: emporheben.

45. [3] an: ohne. Will der Dichter in seinem Schwulst hier ein Analogon der Dreieinigkeit malen: aus dem Eise (zu Stein gefrorenem Wasser) entspringt zugleich Wasser und Feuer, wie Sohn und heilger Geist von Gott Vater ausgehe?

46. [1] beclaret: gereinigt. — [2] wie sehr er durch Befleckung der Sünde Gefahr ausgesetzt sei.

47. [2] wider berges: empor, dem natürlichen Lauf entgegen. — [4] reret: tröpfelt.

48.

Und uns gar an die blancken
Mit stetikait wol halten,
Mit wercken und mit gedancken;
Also daz wir der weisen warte walten
An meil, als uns der tauf erglentzet,
Und ander sacramente.
Die machent uns vil selichlich bekrentzet.

49.

Ich sol wider an das mere
Des angenges greiffen;
An witzen wirdebere
Ist er wol, wer im nit lat entsleiffen;
Wie aglester vor sich underweilen machet,
Habt euch gegen der blancken.
Die swartz an wirdikait ye was verswachet.

50.

Die flüge disser beispelle
Vor den tumben leüten
Für oren gar zuo snelle;
Durch das muoss ich hie wortichliche bedeüten:
Es hat sich sanfter den hasen vahen.
Ich main: die seint erschellet.
An suochbracken mag man es ergahen.

51.

Ain glass mit tzin vergossen
Und traum des blinden triegent;
Hat yemant des erdrossen,
So wundert mich nit, ob die gegen mir kriegent.

48. [4] Nach Lachmann: der wizen waete: des weißen Gewandes

49. [1] Zu der Paraphrase der Einleitung zum Parcival. — [3] Würdige Frucht bringend durch seinen verständigen Inhalt. — [4] Entsl.: entschlüpfen.

50. [1] Parc. 1, 15: Diz vliegende bispel Ist tumben liuten gar ze snel, Sine mugens nicht erdenken: Wand ez kan vor in wenken Rehte alsam ein schellec hase. — [2] vor: fuhr (fuor). — [5] Es ist leichter den Hasen zu fangen. — [7] an suochbr.: ohne Spürhund.

51. [1] Eine Zinnplatte unter Glas war die alte Art der Spiegel. — Parc. 1, 20. Zin anderhalp ame glase Geleichet, und des blinden troum. Die gebent antlützes roum, Doch mac mit staete niht gesin Dirre trüebe lihte schin. — [5] Spiegel sehen: Spiegelbilder, u. s. w. entbehren aller Stätigkeit und Dauer.

Spiegelsehen, blindes traum anllitze
Gebent in kranckem scheine,
Und seint an aller stetikait unnütze.

52.

Und ist der blind iht sehende
In troume, das verswindet.
Wen er erwachet und sehende
Ist, das er sein nindert tail emphindet,
So wirt sein froed nit wann in leyt verwandelt.
Wer in den spiegel ist sehende,
Dem wirt sein antlitz balde missehandelt.

53.

Vil krump wirt im das slechte,
Das liecht vil dicke vinster.
Sein auge daz gerechte
Wirt im offenliche gar das winster.
Noch treuget in der welte süsse michels mere;
Ir wunne berende freude
Geit anders nit, dann seüftze berende sere.

54.

Auch mag sein nit stete;
Der welte liecht würt truebe.
Angel, darzuo grete
Wachsent in ir süsse mit starker schuebe,
In ir zucker süsse ein distel dornig.
Nach minniglichem trute
Geit sy dick veinde unmassen zornig.

55.

Die froede lang beweret
Uns allen ist verkauffet.

52. [4] emphindet: nicht findet das geringste Theil deſſen, was er ſah. — [5] nit wann nicht anders als.

53. [1] slechte: gerade. — [3–4] Sein rechtes Auge wird ihm geöffnet zum linken. — [5] michels: weit. — [6] berende: erzeugend. — [7] sere: Leid, Kummer, Schmerz. — geit: giebt.

55. [1] Parc. 1, 24. Er machet kurze fröude alwâr. Wer roufet mich, dâ nie kein hâr Gewuchs inne an miner hant? Der hât vil nâhe griffe erkant. —

Er ist an preis erveret,
Wer mich in der hant enmitten rauffet,
Seit das er nindert har darinne vindet.
Der stete froede suochet
In dieser welt, ich wene: sy sam verschwindet.

56.

Sprich ich gen dissen worten schoch,
Als dann das feüer brennet.
Das gleichet meinen witzen doch,
Und allen den, der es als ich erkennet:
Wer vorchte gen der welte unstete minnet
Mer dann feures brennen,
Des witze ob aller weissheit stet besinnet.

57.

Und wil ich trüwe vinden
In hofe sache untrüwen,
Und mich aldar gesinden:
Das muoss ye doch czuoletz mich gerüwen.
Wer üppikait der welt mit trüwen minnet,
Sunder wider keren,
Fürwar der ganzen weisshait ime zerrinnet.

58.

Sam thaw in heisser sunne
Vert auss der gesichte
Und feür in einen brunne,
Den baiden leit zuo fluste gar die phlichte.
Noch michel mer die welt minner fliesent,
Die an vorcht sy minnent,
Und für die blanke varbe swartz erkiesent.

[3] cerveret: außer Faſſung gebracht, hat den Preis unverſtändig verloren. — [5] Seit nind.: weil nirgends.

56. [1] Parc. 1, 29: Sprich ich gein den vorchten och, Daz glichet miner witze doch. Der Druck von 1477 der Berliner Bibliothek läßt in Zweifel, ob schoch (Schach) so hoch zu leſen iſt. — [4] Wer die Untreue der Welt mehr furchtet, als Feuers Brennen.

57. [1] Parc. 2, 1. Wil ich triwe vinden Aldâ si kan verswinden. — [3] gesinden: Als Hofgeſinde zugeſtellen.

58. [1] Parc. 2, 3. Als viur in dem brunnen Unt daz tou von der sunnen. — [2] Aus dem Geſicht kommt, verſchwindet. — [4] Der beider Natur iſt, daß ſie ſich verflüchtigen. — [5] Noch weit mehr ſind die verloren, die die Welt lieben ohne Furcht.

59.

Oh synnereiche stüre
Disse maere icht walten,
Die tuon ich nieman türe;
Sie nemen auss die iungen mit den alten,
Und mügent auch den tummen nit entweichen;
Alsam ein hase erschellet;
Sy mügent nun mit mercke bas entsleichen.

60.

Und hab doch nit erkennet
Man so rechte weisen,
Würt im zuo kunde genennet
Diese aventür, es muoss in preisen
An witz kraft, es sei vil oder klaine;
Des bin ich ungeruemet,
Wann es höret in die aventüre gemaine.

61.

Die hat den sprung so weiten
Genommen und ir gesinde,
Das sich ain michel streiten
Hebt vil leichte, ee daz ich underwinde
Mich der rede so gar ain übermasse.
Mit bet wil ichs versuchen,
Das man mich solcher arbait erlasse,

62.

Nit dann durch verlust des lebens.
Das ich auch hort der hoechste!
Wer phligt solichs gebens,
Das er mich leibens verlust wider troeste?
Darumb so muost ich guoter bürgen walten;
Der mir die nit entsetzet,
So wil ich leib und leben suss behalten.

59. [1] Parc. 2, 5. Ouch erkante ich nie sô wîsen man, Ern möhte gerne künde hân, Welher stiure disiu maere gernt, Und waz si guoter lêre wernt. — [6] erschellet: mit Geräuſch aufſpringen.

61. [6] Mit bet: auf Erſuchen, Bitten.

62. [2] Ich: ist (?) das iſt der höchſte Schatz ja doch. — [3] Wer ſolche Gabe zu geben hat.

63.

Wann mynner kraft des hertzen,
Daran das leben hanget,
Der wirt geruert yn schmertzen,
Darinn so würt verclammet und vertzwenget:
Occiput und sinciput ersuochet
Wirt al durch die zirk
Untz das ich bin an witzen unberuochet.

64.

Die bett mich nun verfahet
Gegen fürsten dreyen czuo nichte.
Bin ich, der nu da gahet
An ir gebot vil gar in steter pflichte.
Durch sy den leib muost ich auff velde wagen,
In sturm und in streite;
Wer sy seind, darumb darff nieman fragen.

65.

Disser aventüre kere
Sey krumb oder slichte,
Es ist nit wann tugend lere;
Darumb sol ich sy weisen auff die richte.
Hie vor ist sy mit tugenden angefenget,
Ir houbt, ir brust, ir seiten,
Ir fuoss sind mit tugenden gar gemenget.

66.

Nun wünschent reyne frowen,
Ich meyn die tugend hebende
Mit trüwen unverhowen,
Das mir Altissimus die selde gebende,
Seit das ich die aventür geleyte,
Also das edel tugend,
Da von die virre wachse und auch die breite.

63. [1] o. l. in inner.

64. [1] verfahet: hilft mir.

65. [1] Parc. 2, 9. Daran si nimmer des verzagent, Beidiu si vliehent unde jagent, Si entwîchent unde kêrent, Si lasternt unde êrent. — [3] nit wann: nichts als.

66. [1] Parc. 2, 23. Dise manger slahte underbint Jedoch niht gar von manne sint. Füz diu wip stôze ich disiu zil. — [3] unverhowen: unverſehrt. — [5] Seit: damit daß.

67.

Wen endikeit mich flühet
An dirre tat begünste,
Wann es die lenge czühet,
So bedorfft ich werder hilffe günste.
Als David Goliam was gesigende,
Dieselbe hant so reiche
Sy mir an disen noeten helffe wigende.

68.

Almechtig got der creffte,
Die nie wart überstercket,
Künstloss an meisterscheffte
Bin ich der schrift; ydoch mein synn wol mercket:
Dein crafft für aller creffte wunder czeichet,
Die nie wart überhöchet,
Noch mit tieffe nyemer underreichet.

69.

Dein breit und auch dein lenge
Stant ymmer ungemessen,
Du ye an angenge
Bist gewesen; noch nimmer wirt vergessen
Deiner goetlich ewikeit an ende.
Den las mich, herre, genissen,
Das ich geste bey deiner zeswen hende.

70.

Gewalt und craft die grossen
Mag nyemant volle preissen,

67. endik.: Beendigung. Lachmann: genendikeit. — [1] Sy wigende: sei zuwägend, verleihe mir.

68. [1] creffte: Kraft. — [2] überstercket: an Stärke übertroffen. — [4] Willeh. 2, 16. Der rechten schrift dôn unde wort Din geist hât gesterket. Min sin dich kreftec merket. Swaz an den buochen stêt geschriben, Des bin ich künstelos beliben. Niht anders ich gelêret bin: Wan hân ich künst, die gêt mir sin.

69. [1] Die Tochter v. Syon, v. Lamprecht v. Regensburg aus dem 13. Jahrh. beginnt: Der ane breite und ane lenge An end ist und an anevenge, Der veur, luft, wazzer, erden Unde den himel hiez werden, Den manen und die sterne darinne, Ler und beweise meine sinne Mit deiner weisheite, Daz ich min leben so leite, So mir ze sterben hie geschehe, Daz ich dich dann da sehe, got etc. (Hoffmann Fundgruben, I, S. 308.) — [2] zeswen: rechten.

Mit czal, mit phat nit lossen;
Iedoch sol manns eyńo recht ein teyl beweisen,
Bescheidenlich durch winde got vil iehende,
Der disse aventüre
Wil thuon bekant geschehende und noch geschehende.

71.

Hie vor in mangen iaren
Ist lätzel yemant erstorben,
E sy betaget waren
Nünhundert iar; suss hett mit yn geworben,
Der alle ding mag und kan vollenden.
Er tuot, er sol noch warben;
Was er will; das mag yn nyeman erwenden.

72.

Dein wille gnadenreiche
An uns erfüllet werde.
Wir sprechen tegleiche:
„Gott, herre yn himel und yn erde!“
Alda wir dich in pater noster nennen;
Allmechtig got aller stercke,
So machstu wol uns czuo kind erkennen.

73.

Was deinen kinden wirret,
Das machstu wol erwenden,
Ob uns nit andres irret;
So kan uns nyemant an deiner hülff gepfenden,
Dan ob wir dich mit bloedikeit vertreiben.
Dein hülffe die hilffreiche
Las uns bey vetterliche suone bleiben.

74.

Du hast durch menschen kunne
Der wunder vil erzeiget

70. [3] lossen: erlauschen; mit Zahlen nicht ausdrücken und berechnen, und durch Reisen, durch Gehn nicht aufspüren. — [5] Indem man Gottes Würde wegen viel Bescheischeidung giebt über ihn.

72. Willeh. 1, 19. Din menischeit mir sippe gît Diner gotheit mich Ane strît Der pâter noster nennet Zeinem kinde erkennet.

73. [1] wirret: Ungemach zufügt. — [2] dan ob: außer wenn. blödikeit: Unverstand.

Zuo frewden und zuo wunne;
Die sich zuo kinden dir hettent genaiget,
Die hastu vetterlich hoch gesetzet,
Und die dich, vatter, schmachten,
Die seind von dir geschmahet und geletzet.

75.

Der nun an dir bekennet,
Got vatter, disse wunder,
Die hye do werden benennet,
Und tuot sich noch zuo künde von dir sunder,
So das er dich mit argen sünden schmahet;
Es wird von dir gerochen,
Ob er sich mit der suene gen dir nit nahet.

76.

Du hast den elementen
Gebrochen ir nature,
Zuo seldenreich presenten (den guoten),
Und anderhalp zuo grossem sure
Den argen, als du tet dem künig Pharaone,
Den du in das mer versancktest,
Un dein kind darüber fuortest schone.

77.

Dein krafft dem wasser werte
All sein natürlich linden.
Geleich dem steyn herte,
Ward es zuo reichen selden deinen kinden.
Wer ist dich vetterlichen dez nu lobende
Von allen seinen krefften?
Die witz der meisten menig ist leider tobende.

74. durch mensch. k. des Menschengeschlechts wegen. — [6] schmachten: schmäheten.

75. [4] Und sagt sich dennoch los von deiner Erkenntniß. — [7] Wenn er sich dir zur Sühne bereit nicht nahet.

76. [1] Willeh. 2, 5. Luft, wazzer, flur und erde Wont gar in dinem werde. — [3] Zu freudenreichen Geschenken. — [4] Und andrer Seits zu großer Beschwerung. — [5] tet: thatest.

77. [1] werte: gewährte, verlieh. — [2] linden: Weichheit. — [7] menig. Menge. tobend: ohne Einsehn.

78.

Drü kind in starckem feure
Mit hoher kraft du nertest,
Und den[1] hie auss unteure
Ward daz feür; zuo rache du behertest
Vil, die ausserhalben waren;
Wie gar durch sehende gluete
Des offen, doch die kind darynne genaren.

79.

Ananie und Azarie,
Misahel der dritte.
Got, herre, ob ich nit seye
Dein kind, so tuo herre, daz ich dich bitte:
Hilff mir, das ich die sünde also gefliehe
Mit rew, beicht und buosse,
Daz ich mich wol erbers underziehe;

80.

Und das mich gar vermeiden
Muosse feür das grosse,
Das ewiglich kann schneiden
Lucifern und sein haussgenosse,
Und alle die vetterlichen erbe verliesen,
Und varbe der sunne
Werffend hin, und vinsternusse erkiesen.

81.

Die erd ist auch entrennet
An ir natur funden;
Do sy vil gantz erkennet
Was, do sy hat starke manne verschlunden,
Als sy Dathan und Abiron verschlinden
Zuo rache dir, herre, künde.
Suss kan dein kraft wol stricken und entbinden.

78. [1] drü: drei. — [6–7] Ungeachtet der Ofen durchsichtig glühte, genasen die Kinder dennoch darin.

79. [1] Gesang der 3 Männer im Feuer V. 88. — [6] rew: Reue. — [7] erbers: Nach Lachmann: erbes.

81. [1] entr. getrennt. — [4] verschlunden: verschlungen. — [5] cf. 4 B. Mose Kap. 16, V. 32 folg.

82.

Auch was dir wider gebende
Die erde gar den toten
Gesundt und schon lebende
Lazarum; dein krafft ist unverschroten
Ye gewert. das was auch Jonas iehende,
Und manig tausent ander,
An den dein krafft was und ist hüte geschehende.

83.

Die gottes krafft besonder
Ist ye gewesen stete,
Do bey so merklich wunder.
Es was auch sein wille und sein gerete,
Das Enoch und Elyas der weise,
Aller diet durch wunder,
Leiphaft behalten seynd im paradeise.

84.

[4] All sollicher wunder sterke
Hat sein gotheit ere.
Do bey ich daz wol mercke,
Das sein gewalte wol tausendtvalt mere
Der welt sunder sterben hette behalten:
Wann es stet in seiner hende
Leben und tod; des lassen wir in walten.

85.

Wie wir nun hie sterben,
Doch leben wir dort ymer,
Darnach und wir hie werben;
Dise maere künde ich vollenden ymmer.
Ein ander werk han ich hie under handen;
Ob ich selb vierd were,
Ich voercht, es wird uns allen ser enplanden.

82. [4] unverschr.: unverletzt. Parc. 796, 2: unt der Lazarum bât ûf stân. — [5] iehende: bekennend, sagend.

83. [4] gerete: Rath. — [5] Willeh. 218, 16: darumb die helleclichen vart Adams geslähte fuor iedoch, Wan Helias und Enoch. Die andern mussen alle queln. II. B. d. Könige 2, V. 11. I. B. Mosis 5, V. 21—24. — [6] Allem Volk zum Wunder.

85. [3] und: richtiger wohl icht. — [4] ymmer: besser yemer enkünde, könnte ich niemals. — [6] Parc. 4, 2: Nu lât min eines wesen drî, Der ieslicher sunder phlege, Daz miner künste widerwege: Darzuo gehôrte wilder funt, Op si iu gerne taeten kunt Daz ich iu eine künden wil. Si heten arbeite vil. — [7] enplanden: mühevolle Arbeit auflegen.

Erſtes Kapitel.

Wie Titurel, der rechte Herr des Grales, geboren ward.

1.

Der von proventzale,
Flagetanis perlüre
Heidensch von dem grale,
Und frantzoys tuot euch kunt vil aventüre.
Daz will ich tütschen, wil es mir got nun kinden
Was Parcifal da birget,
Das wirt zuo licht bracht on vackelzinden.

2.

Ich bin so vil gefraget
Von edler diet der maere,
Das michs durch not betraget:
Wer der edle keüsche reine waere,
Der sollicher selden frucht do was der werende
Der edelen werden diet,
Die hie und dort mit stete warendt eren gerende?

3.

Und irdensch paradeise
Hetten sy czuo dem grale
Vil keüsch in reiner weise,
So das sy auf weltlicher eren vale
Nie spil verluren, und doch gerende hoher minne
Czuo horde menschen selden.
Ir erb lag an richen teiles gewinne!

1. [1] Parc. 453, 23—455, 24. — Ueberſ. S. 313, 314. — [2] perlüre: Erzähler. — [3] kinden: verkünden. Was Kiot aus Provenze franzöſiſch, und Flegetanis heidniſch erzählten.

2. [3] betraget: leid thut. — [5] werende: gewährend Frucht ſolcher Freuden. — [6] d. ed. w. diet: dem Stamm der Templeiſen. — [7] er. ger.: nach Ehre rangen.

3. [1] Parc. 470, 11: dA von der stein emphaehet Swaz guots ûf erden draehet Von trinken unt von spise, Als den wunsch von pardise. — [4] vale: Wahlplatz weltlicher Ehre. — [6] rangen nach hoher Minne, um den Schatz menſchlicher Seligkeit zu gewinnen.

4.

Der werden frucht zuo werde
Wan aller werden früchte
Ir bet und ir begerde
Gegen mir mit fleisse gar in schoener züchte:
Ich solt mich nun auff arbeit binden,
Wie Titurel, der werde,
Ward geborn von edeln künigs kinden.

In Kappadocien lebte ein hohes edles Geschlecht mit königlichen Ehren, das Flegetanis der sterne warte, mit dem höchsten Preise nennt, da es die heiligsten und ehrwürdigsten Männer in sich schloß. Sennabor hieß der Stammvater, noch ein Heide, doch viele seiner werthen Kinder und Kindeskinder wurden reine Christen, und sein Stamm breitete sich aus über viele Lande mit den schönsten Aesten und Zweigen. Er selbst blieb ein Heide, wiewohl er zu der Zeit lebte, als Jesus von Judas verkauft ward, und die Welt durch die Taufe von Adams Falle erlöst ward.

Str. 14. Ein sein sun, Parille
Hiesze er nach dem steine,
Durch das der augen wille
Do mit erzaiget: er machet gross das klaine;
Auss klainen tugenden machet er die grossen; —
Küniglicher wirden
Kund im do zil geleich niemant stossen.

4. [1] Zur Ehre der werthen Frucht (Titurels) war nun die Bitte und das Begehren aller Werthen an mich mit Fleiß in großer Höflichkeit gerichtet: ich solle die Arbeit über mich nehmen, zu erzählen, wie —

Str. 14. [1] Parille: Beryll. — [4] Von Beryll sagt ein altdeutsches Gedicht: Er macht, das mannes leib Lieb hat sein elich weib. Welchen gebens bewilt (der geizig ist) Den macht der stein milt. Er ist dem auge gut, Welches treheren (thränen) thut. Wer trinkt dar ab zu stund, Dem wird das milz gesund. Treckt in bey im ein man, Dess red wird lobesan. Und da der stein ist, Da mag zu keiner frist Der arge teuffel syn; Der stein vertreibet yn. — Albertus Magnus, Opera, Lugduni, 1651, Tom. II. p. 227. Tract. I. in libr. II, De lapidibus nominatis et eorum virtutibus, sagt vom Beryll: Fertur operari contra pericula hostium et contra lites, et reddere invictum. Mitem etiam in moribus dicitur efficere et ingenium bonum dare. Medicorum etiam quidam dicunt, quod valet contra pigritiam et hepatis dolores et contra suspiria et eructationes, et quod valet oculis humidis. Expertum est enim, quod, quando rotundarum est, et oculo solis opponitur, adurit, et ignem accendit. Dicunt etiam aurifices, quod conjugium conciliat inter maritum et uxorem.

Ueber die Wunderkräfte der Edelsteine s. Parcival, S. 544 und 657.

[7] kund im do zil etc. In königlicher Würdigkeit konnte sich niemand ein ihm gleich hohes Ziel setzen.

Dieſer ſein Sohn Parille ließ ſich dagegen mit vier ſeiner Brüder und einigen Schweſtern taufen. Zur ſelbigen Zeit belagerte der römiſche Kaiſer Veſpaſianus die Juden in der Stadt Jeruſalem mit Heereskraft. Parille trat auf ſeine Seite und von dreimal dreißigtauſend Juden zu Jeruſalem ward ein Drittheil durch den Tod, und ein Drittheil durch das Schwerdt des Siegers hingerafft und ein Drittheil von ihnen ward in die Sklaverei verkauft,

So das sy sunder ere
Sollten leben der wirdikait bestrouffet.

Veſpaſian überhäufte Parillen mit Ehren und Reichthümern, und lud ihn mit ſeinen Brüdern Sabbilor und Azubar ein, ihm nach Rom zu folgen. Den Parille vermählte er mit ſeiner ſchönen Tochter Arguſille, ſeine Brüder mit andern Königstöchtern. Jener erhielt das Königreich Frankreich zum Lohn für ſeine Thaten, wo er das Chriſtenthum ausbreitete, das er und ſein Geſchlecht zu allen Zeiten mehrte, wie er konnte. Die Brüder erhielten die Reiche Anjou (Antschowe) und Kornwallis (Kurnavale). Dies geſchah fünfhundert Jahre früher, als Gandin, der Vater Gamurets, und Markis, der Gemahl der ſchönen Iſolde, daſelbſt lebten.

Arguſille gebar ein Kind, das der Freuden und Ehren viel bei ſeinen Zeiten erlangen ſollte, den Tituriſone, der die eigentliche Wurzel des Stammes ward, der in der Folge dem Lande mächtige Herrſcher gab. Schon Parille bekehrte die Heiden zu Gallizien und Saragoſſa, aber er wußte ſich nicht vor ihrer Trüglichkeit zu bewahren und ſie feſt in dem neuen Glauben zu erhalten. Er ſtarb durch ſie vergiftet, und ward königlich beigeſetzt. Arguſille wäre vor Leid geſtorben, wenn der Gedanke an ihren Sohn, dieſe Krone aller Kinder, ſie nicht aufrecht erhalten hätte. — Kräftiger, wie ſein Vater, verfuhr Tituriſone gegen die wankelmüthigen Heiden; er ward ihnen ein Wetterſchauer und böſer Nachbar. Montschoye [1]) war ſein Kampfgeſchrei, und vergeblich riefen ſie dagegen den Nahmen ihres Gottes: Tervigant! Mit dem Schwerdte machte er die Heiden ſich unterthänig, und dann ſandte er ihnen Pfaffen, die ſie im rechten Glauben unterweiſen mußten. So gewann er viele Völker dem Chriſtenthume, und befeſtigte ſie darin, und die Taufe erhob ſich immer herrlicher über die Hölle.

Tituriſone vermählte ſich mit Eligabel, der Tochter des Königs Tibery von Arragon, und der Bonifante. Sie war von Geburt, durch Jugend, Schönheit, Sittſamkeit, kurz in jeder Tugend ausgezeichnet. Beide lebten in der größten Eintracht und Glückſeligkeit mit einander. Wenn ſie ihn nennen, und um ſeine ritterlichen Thaten preiſen hörte, ſo dünkte ſie dieß ein Grüßen der Engel; wenn ſie aber den Werthen anſah, ſo ſchwelgte ſie im Genuß der Freuden des Paradieſes. Nur einen Kummer hatten ſie, die Furcht, ohne Erben zu

1) Mon oder moult joie war eigentlich der Schlachtruf Karls des Großen, ſ. Wilh. v. Orange, S. 40. und es ſcheint ein Zuſatz Albrechts, den er dem Karolingiſchen Sagenkreiſe entnommen hat, daß dieſen Schlachtruf er den Templeiſen beilegt.

bleiben. Da gingen sie zu Rathe, und man rieth ihnen, über Meer zum heiligen Grabe zu wallfahrten, und demselben ein kostbares Bild von Golde zu weihen. Es geschieht; nach sturmvoller Fahrt gelangen sie wieder heim von der Reise, und Gott erhörte ihr Gebet, da es aus reinem Herzen gekommen. Ein Sohn ward ihnen geschenkt, der bei der Geburt schon von der Hand des Höchsten zu dem Außerordentlichsten erlesen ward. Ein lichter Engel verkündete nämlich den glücklichen Eltern: „Keusch und rein soll man das Kind erziehen, denn es soll bewahrt bleiben vor dem Falsch und der Sünde der Hölle. Es soll auf Erden ritterliches Leben führen, und im Himmel den Schaaren der Engel zugesellt werden. Eines langen, ruhmreichen Lebens soll es sich erfreuen, doch auch strenge Arbeit erdulden, die Christenheit gegen das Heidenthum mit Ueberkraft vertheidigen, und zum Lohne soll sein Leib sich in den Glanz der Sonne kleiden.“ Dies verkündend verschwand der Engel, und Titurisone und Elizabel waren der Kunde gar froh, daß ihr Kind vor der Hölle solle Frieden haben. Weise Meister wurden, bevor der Bischof das Kind taufte, um den Nahmen desselben befragt, da es zugleich nach Mutter und Vater sollte genannt werden. Und die meister von nature nannten es Titurel, also daß es fünf Buchstaben von des Vaters, und zwei von der Mutter Nahmen hatte, denn sie versicherten bei ihren Eiden, daß das Kind zu zwei Drittheilen dem Vater, und ein Drittheil der Mutter eigen sei. Mit Golde war das Kind von Gott erkauft, und es vergalt das Opfer wieder mit Golde, das von allem Kupfer geläutert war; denn das Kind war rein von allen Schlacken des Bösen, und gedieh trefflich an Geist und Körper.

Man ermangelte nicht, dem Knaben viel hoher Tugenden Lehren zu geben, und er nahm sie willig auf, doch weniger willig die grammatica und die Kunst der Bücher, die er lieber sparen mochte; denn sein Wille stand nach Ritterschaft, und nur davon las er gern in den Büchern. Auch las und hörte er viel von der Minne, die zwar unsichtbar, aber doch siegreich und gewaltig über die Erde fährt. Seine Mutter bat ihn, sich ja vor ihr strenge zu hüten; und so kam es, daß er vor ihrem Nahmen sich kreuzte und seegnete, weshalb die Leute ihn aber auslachten. Da bat er seinen Erzieher, ihn zu belehren, und sprach zu ihm: solchen Abscheu gegen die Minne habe die Warnung der Mutter und die Lectüre des Ovidius in ihm hervorgebracht; nach dem, was er gelesen, scheine die Minne ihm ein Geist der Hölle; doch merke er, daß sie vielen Leuten gar Freund und guter Geselle sei. Der Meister aber belehrte ihn: die Minne wohl zu unterscheiden; denn Minne müsse man zu allen Dingen haben. Vor allem müsse er Gott minnen, und durch diese Minne sich von allen Sünden rein halten. Eine aber heiße man Minne, die besser Unminne zu nennen sei, die verpfände die Glückseeligkeit und hasse Gott, und wer ihr nachgehe, der müsse sein Gericht leiden. So lehrte er ihn die göttliche und weltliche Minne unterscheiden.

Als Titurel schon in das Jünglingsalter getreten, empörte sich wiederum ein Theil der Heiden in Avarne und auch in Navarra. Unter den Augen seines Vaters macht er seine erste Heerfahrt; dieser rief die Provenzalen, die Kärlinger

(d. h. aus Nordfrankreich mit der Hauptstadt Paris), die von Arles, den Herzog Karl von Lothringen zu Hülfe, und besiegte und unterwarf sich die aufsässigen Ungläubigen, die die Taufe wieder annehmen mußten. Wer dessen sich aber weigerte, mußte zum Lobe und zur Ehre Christi über die Klinge springen. — Titurel kämpfte seines Vaters würdig, und erwarb sich die allgemeinste Liebe. Wohin er kam, verbreitete er Freude, die schon sein bloßer Anblick gewährte. Er erfreute, wie ein kühle Schatten spendender Baum, wie ein erfrischender Brunnen und linde süße Luft, und die Sorge schwand in seiner Gegenwart; er erfreute, wie ein Königsgrüßen die Verurtheilten erfreut; er zündete Freude an, wie der Blinde sie fühlt, dem das Gesicht wiedergeschenkt, wie der Durstende, dem ein frischer Trunk gereicht, wie der Verschmachtende in der Wüste, dem sanfte Herberge gegeben wird. So hoch war er in der Liebe Aller gestiegen, daß die Eltern fürchteten, er möchte der Demuth vergessen, und dadurch die Liebe Gottes verlieren. Allein Titurel gehörte nicht zu denen, die, je mehr Gaben sie von Gott empfahen, ihn deste mehr schmähen, und die verkehrter sind, als die Thoren, die auf Händen gehn, und doch Füße haben, die Stroh, dem Rind gleich, statt Semmel essen, und sich lieber in heiße Glut als auf Blumen betten. Denn rein und edel blieb Titurel im Herzen und im Wandel.

Zweites Kapitel.

Wie Titurel durch den Engel zum Grale berufen, und auch dahin geführt ward.

Da Titurel in so hohen Tugenden lebte, und Frauen und Ritterschaft gar ehrenwerth hielt, ward ihm ein Engel vom Gral gesandt, daß er ihm diene. Nur die Tugendhaftesten und Vortrefflichsten wurden hierzu auserwählt, und dieser Dienst war der höchste Wunsch und auf Erden das höchste Heil; denn man ward dadurch schon hienieden der himmlischen Freuden theilhaftig. — Allein

Str. 5. Wie viel nun tugende waere
An dem gral und wirde,
Das seit ein ander maere;
Und wie von manigen landen da mit girde
Des engels reine diet do ward gesinde,
Des hat man viel gefreischet.
Ich sag nun von Elizabelen kinde.

In Freude, aber auch in Leid wurden die Eltern gesetzt, als Titurel zu so hohem Berufe beschieden ward. Dennoch überwog die Freude den Kummer, und

Str. 5. [3] seit: sagt. — [4] girde: Begier. — [5] diet: Volk gesinde: Dienerschaft. — [6] gefreischet: nachgefragt.

sie unterwarfen sich mit Demuth und Dank der Weisung Gottes, wenn aber nach ihrem Tode das Reich verwaisen sollte, so beschlossen sie, daß es auf die Kinder Parilles, die Anjou und Kornwallis erhalten hätten, vererbt, und unter sie getheilt werden sollte.

Drittes Kapitel.

Wie Titurel das Schloß für den Gral, genannt Montsalvatsch, und eine köstliche Kapelle darin bauta.

In einem Walde (Sechtzig meil der walt was zuo allen seiten. Ein berg lag da mitten, Von dem allumb waz dreissig auss zuo reiten) Kloster-Salvatsch genannt, liegt inmitten ein Berg; so beschirmt, daß Niemand durch die unwegsame Waldgegend zu ihm durchfinden kann, wenn ihn die Engel nicht führen. Unter süßen Gesängen, wie er noch nie gehört, führt der Engel den Titurel durch das Geklüft und die Wildniß, verwachsen mit Farren, Skopolender, Zwarwe, Artemisia, Agrimonia, Cypressen, Cassemandel, Zedern, Mirrhen, Lerchen, Presili, Triazandel und Ebanus, woraus die Arche Noä gebaut ward. In hundert Jahren könnte ich nicht die Hölzer, Kräuter und Steine alle nennen, die Gott diesem Walde zu haben vergönnte. Desgleichen singen merkwürdige Vögel, und sind Thiere reiner Art darin. Der Berg heißt Montsalvatsch: (Montsalvage in Wolframs Titurel, und Munsalväsche im Parcival, in der Uebersetzung Montsalvas), d. h. ein behalten berg, denn er war behalten (bewahrt, beschirmt, unzugänglich) vor Juden, Christen und Heiden, und der Berg und was darum war, lag in Frieden gebannt vor allen argen Dingen. Das Land, worin der Wald mit dem Berge liegt, heißt Salvaterra [1]) und ist reich an Gold und edlen Erzen. Auf dem Berge baute Titurel eine Burg mit vielen Palästen und Thürmen, und umgab ihn mit Mauern, wozu der Gral alles lieferte, was dazu gebraucht ward. Ein großes Ingesinde fand er vor, in Gezelten auf dem Berge lagernd, das ihm dienen sollte.

Str. 15. Solt ich nun sunder nennen,
Wer ihm do ward gesindet:
So müst ich wol erkennen
Der lande, wen al da die seld erfindet.
Daz kan uns ain ander maer wol melden.
Ich wil czuo bauwe hye greiffen;
Sy lagen hie auff dem berg mit vil gezelden.

Str. 15. [1] sunder: besonders. — [2] gesindet: als Gesinde beigestellt. — [4] seld erfindet: wen das Glück aufgefunden und auserwählt.

1) In Spanien giebt es zwei Orte, Nahmens Salvaterra. Der eine ist eine kleine Stadt in Gallizien am Minho, zwischen Tuy und Ribadavia; der andere (wohl hier gemeinte) in Arragonien, an der Grenze von Navarra, nicht weit von Sanguessa, ehedem zum Kloster St. Jean de la Panna gehörig.

Bisher schwebte das heilige Gefäß in den Lüften, denn es war noch Niemand geboren, der es hätte berühren dürfen. Unsichtbare Engel hielten es schwebend in den Lüften.[1]) Die Burg war so wohl gebaut, daß Parcival, als er sie sah, gestehen mußte, daß, wenn alle Heere der Erde sie belagerten, sie doch in dreißig Jahren noch nicht ein halbes Brot herabgeben würde.[2]) Als die Veste nach manchem Jahr vollendet war, und Titurel mit Waffengewalt Floreiß-Salvage von den Heiden so gesäubert hatte, daß sie sich nicht mehr hineinwagten, gedachte er, da dies Land nach dem höchsten Nahmen genannt sei (got ist salvator genennet, und das land salva terre, das spricht zuo deutsch: daz er uns mag behalten; wer ye nach Gallizien gereiset ist, der kennt san salvador und salvaterre) auch Gott und dem Grale einen Tempel zu bauen, der alle Kirchen der Erde an Pracht übertreffen sollte. Die Kunst des Pythagoras und die Wissenschaft des Hercules[3]) wurden in Anspruch genommen, die wunderwürdigen Edelsteine, das Gold und lignum aloe herbeizuschaffen, woraus der Bau entstehn sollte. Eines Morgens fand er von Gottes Hand den Grundriß des Gebäudes auf dem Gipfel des Berges aufgezeichnet.[4])

Str. 1. bei Boisserée, Str. 338. des Drucks, Str. 42. des 3ten Kapitels.

Der Berg über all so michel
Ein Felse war, von Grunde
Nicht anders denn Onichel;
Mit Wunsche man die Reichheit dess wohl gunde;
Verwachsen doch mit Grase und auch mit kraute;
Titurel der süsse
Mit Fleisse war des Baues also traute.

Str. 1. [1]michel: groß. — [2]Onichel: Onyx. — 4—7: Verwachsen doch mit grase, kraut darunder; Montsalvaz da enmitten was enboeret, Bass dann alner klaftern hoch, Daz es zuo wunsch den tempel angehoeret. D. — [7]traute: zugethan.

1) S. Parc. V, 57, S. 314, 59, S. 326.
2) S. Parc. III, 31, S. 163.
3) Entweder ist Hermes Trismegist oder Heraclit von Sicyon gemeint.
4) S. Boisserée hat den oben folgenden Text unter Vergleichung der ältern (H. I.) und der jüngern Heidelberger (H. II.) der Wiener (w.) der Berliner (B.) der Regensburger (R.) und der Karlsruher (C.) Handschrift und des Drucks von 1477 (D.) in den Abhandlungen der Münchner Akademie (1835, B. I.) abdrucken lassen, dabei aber die neuere Rechtschreibung angenommen, und die alte nur bei ganz außer Gebrauch gekommenen Worten beibehalten. Da mir jene Mittel nicht zu Gebote, standen, mußte ich ihm hierin folgen, indem ich mir nicht getraute, den alten Text ohne Einsicht jener herzustellen. Die von Boisserés hinzugefügten und von mir aufgenommenen Anmerkungen sind mit B. bezeichnet. Ihm, wie mir, lag mehr daran, diese dunkle Parthie des Gedichts den Freunden unserer Literatur und Kunst als den wenigen gelehrten Sprachkennern, zugänglich zu machen, wie in diesem Punkte auch wohl von Ersteren eher Belehrung zu hoffen ist, als von Letzteren, deren Bereiche er ferner liegt. Eben diese Rücksicht und der Umstand, daß Boisserés oft wesentliche Abweichungen des Drucks nicht mit angeführt hat, möge auch die Aufnahme dieser Strophen überhaupt entschuldigen, zumal das Werk, worin jene Abhandlung niedergelegt ist, zu theuer ist, um in Aller Hände sein zu können, die für diesen Gegenstand Interesse haben. H. I. dient zur Grundlage. Die Interpunction habe ich nach eigenem Verständniß hinzugefügt indem in den Manuscripten und im Druck sich gar keine findet.

2. (339.)

Mit Kraft war er wiegend
Das Tempelwerk, wacht er oder schlaft er.
Ein Lewer all mitten liegend
War, höher denn ein klafter;
Kraut und gras dess ward der Lewer ane.
Er hiess ihn schöne schleiffen
So eben, dass er gleiss, alsam der Mane.

3. (337.)

Ie so nun zu Male,
Da er ihm so gedachte,
Ein Steuer von dem Grale
Ward ihm, dass er mit Willen da vollbrachte
Des Tempels Maasgestalt; er ward gemessen
Gleich dem Pallast hehre,
Des Priester Johann konnte nicht vergessen.

4. (340.)

Die Tempels Grundfeste
Kam auf den Stein gerissen,
Dass Titurel nun wüsste,
Wie das Werk werden sollte und erflissen.

2. 1—7. Ain lewer sam ain scheibe Ain valt onichels do lieget. Was Titurel nun treibet, Nit anders wann des Tempels werk er wieget. Grass und Kraut des wart der lewer ane. Er liess in eben fliessen Mit Kunst, daz er do gleiss, alsam der mane. D. [1]wiegend: erwägend. — [3]V. 3 u. 4 ist in H. I. der erste und zweite, und V. 1 u. 2 der dritte und vierte. — Lewer das englische level, d. h. gleiche Höhe. V. [5]ane: ohne. — [7]Mane: Mond. — gleiss: glänzte. — 6—7. Und hiess ihn eben schleiffen Als ein Glas, und schien alsam der Mane. H. II.

3. 1—7. Zuo hant all da zuom grale, Als er sust bedachte, Ain steuer czuo dem male In ward, das erss mit willen vollbrachte. Mit wunschhilf wol halben teil im wegende Was der gral die koste; Do was er erste reichait dar an legende. D. [3]Steuer: die Gabe, den Entwurf des Tempels auszuführen. V. Wohl richtiger: Beisteuer an Materialien. — 6—7. In H. II., W. B. u. R. fehlt die Beziehung auf den Pallast Johanns; dafür: Bekreisset ward da funden Des tempels stat auff dem onichel. W. Von dem Pallaste Johanns s. Kap. 41. unten. — In C. fehlt die ganze Strophe.

4. 1—7. Ains morgens die grunt veste Vant er dar auf gerissen, Das er czuo rechte weste, Es solt das werk nach wunsche sein erflissen. Der lewer mer dann hundert klaftern braite Die volle hat all umbe, Und gaben grete staffeln dar auf gelaite. D. 1—2. Die liegende gruntfeste Die fand er schone berissen. W. H. II., R. B. Dagegen C. wie D. — [4]erflissen: sich entwickeln. — [5]Der stein war klafter hoch und mit breite: alle Man. außer D. und C. — [7]Gräde: Stufen. Aufgeleite:

Der Stein war klafter hundert und mehr breite;
All umher von der Mauere
Klafter fünf bis an der Gräde Aufgeleite.

5. (341.)

Sinwel als ein Rotunde,
Nach Aventür Gehöre,
Des Tempels man begunde
Mit werck, darinne zwen und siebenzig Chöre;
Aussenher dann achtecke und vorgeschossen
War jeglich Chor besonder;
So reicher Kost ein Armen hätt verdrossen.

6. (342.)

Auf eherne Saeulen gewölbet
Das werk war so spaehe
An Freuden ungeselbet
Waer mein Herze, ob ich es noch gesaehe;
Innerhalb gezieret überall begarbe,
Da schein aus rothem Golde
Jeglich Edelstein nach seiner Farbe.

7. (343.)

Da sich die Gewölbe reiffen
Nach der Schwibbogen krumme,
Und von den Saeulen aufschweiffen,
Viel manche spaehe List daran al umme

Aufleitung; d. h. bis zum obern Anfang der Stufen, wo man von den Stufen auf den obern Boden tritt. W. Ich verstehe es dahin: Die Oberfläche des Steins war über 100 Klafter breit. Das Gebäude selbst stand auf einer noch erhöhten Fläche, und zwar waren die Grundmauern ringsherum 5 Klafter weit entfernt vom äußern Rande dieses erhöhten Umgangs, zu dem man vom übrigen Berge aus auf Stufen hinaufstieg.

5. [1] sinvel: rund. — [2] der Sage nach. — [4] Chöre: Kapellen. W. — 3—4. die welt, die hoehe wol kunde Er prüfen, so dass zwen u. sieb. Chor. H. I. u. II. und R. — [7] Kost: Pracht. — 1—7. Sinwel rotunde Als ein gehöre Welt und hoch, er kunde Geprüfen wohl zwen und zwanzig chöre, Aussen her dan und vorgeschossen Jeglich chor besunder, Einen armen hätte sein verdrossen. W. u. B.

6. 1—5. Auf ir mensur gewelbet Waz das werk so spaehe, An fröden ungesellet Wer ich, ob ich ain semeliches saehe, Innerhalb und ausserhalb über all begarbe. D. — [1] Märmel saeulen, R. u. C. — [2] spaehe: kunstvoll. — [3] ungeselbet: unverwelklich, von geselbe, welken. W. (?) Besser ungesellet und V. 1. für gewölbet: gestellet zu lesen des Reimes wegen. — [5] begarbe: ganz und gar. — [6] gleist. D.

7. [3] pheilern, D. — [5] gewieret: geordnet, gefaßt. — 5—7. nach D. und C.

War von Geschmelzwerk erhaben darauf gewieret;
Korallen und reiche Perlen
Die stunden köstlich darinne gezieret.

8. (344.)

An Säuln und an Pfeilern
Ergraben und ergossen
Viel Bild waren, kostbaere,
Sam Engel dar vom Himmel wärn geschossen
In Freudenfluge und also lachebaeren,
Dass ein törscher Bayer
Geschwöre wohl, dass sie bei Leben waeren.

9. (345.)

Viel Bild in hohem Werthe
Ergossen, ergraben, erhauen
Als es der König begehrte,
Crucifixus und unser Frauen
Ward da mit Kunst und reicher Kost gerainet:
Dass es die Herzen ermahnte
In Freuden; Jammer wunder ward geweinet.

10. (346.)

Der Reichheit ist da mehre;
Die Altar waren reiche
Viel wohl nach Gottes Ehre
Gezieret schön und also meisterliche
Darnach, als der Reichheit war begunnen.

In den übrigen Man. war ergraben mit waeher Kunst (reicher Kost, H. I.) gewieret Von berlin und von golde (Korallen, H. II. W. B. u. R.) Mit grosser reichait überkraft gezieret.

8. 1. Man sach an den pfeilären. D. — 3—4. Engel sam sy wären Licht sunnen var vor hymel dar geschossen. D. — [4] Sam: als wenn. — [5] lachebaeren: lächelnd. — [6] ain waleys tumbe, die übrigen 6 Urkunden. S. Pare. ed Lach. 121, 5, Ueberf. S. 94.

9. [5] gerainet: fertig gemacht. — 5—7. nach D. u. C. — Von hoher Kunst mit reicher Kost gerainet, Dass ich da pruefens muss gedagen (muß mich der Beschreibung enthalten) mein sin ist an der Kunst noch unverainet (fremd) H. I., II., W. u. R. — 6—7. Dess muss ich viel geschweigen, Ich han mich solcher Kunst nicht verainet. B. — [7] Das Leiden und die Wunder Christi wurden beweint. Boiss. setzt V. 6. einen Punkt: in Freuden wurden ꝛc. beweinet. wunder h. indeß wohl hier: außerordentlich (der braht der kunech wunder dar, eine große Menge, Wigal. V. 9079).

10. 1—2. Zuo preisen uber here Waren die altare reiche. D. — 4. und auch

Sollt ichs besonders prüfen,
So waere das Noth, und wär ich bass vernunnen.

11. (347.)

Saphirus hat die Edele,
Dass er des Menschen Sünde
Tilget von der zedele,
Und hilfet ihm zu Gott mit Wassers Unde,
Das über sich zu Berge da kann fliessen;
Des Steines Kraft die Tugend
Giebt, dass man die Sünde mit Reue kann beriessen

12. (348.)

Ob man den rechten weste,
Wan sie sind dreier Hande,
Derselbe war der beste,
Und völliglich werth wohl dreissig Lande.
Man sieht auch manchen seine Kraft verliesen,
So dass man seiner Würde
Behaltung kann zu rechte nicht erkiesen.

13. (349.)

Gott selbst in einem Saphire
Moisi mit Schrift war gebende
Aller Sünden Vire,
Swer nach derselben Lehre wär' nach lebende.
Als der Gebot da fünfe sind gezweiet,

so D. — 5. dannoch vil richheit was alda bey. D. — 6. ich ir Koste preisen. D. — [7]mir: Ich hätte Noth, und wär' ich noch klüger.

11. [1]Edele: edle Eigenschaft Alb. Magn. vom Saphyr: Dicunt etiam, quod corpus invegetat, et paces conciliat, pium et devotum ad deum efficit, et animam firmat in bonis. — [3]Zedele: Zettel, Schuldzettel. B. — [5]die Thränen. — [7]beriessen: mit Tropfen benetzen, beweinen. — Das man reven sünde mag büssen. D.

12. [1]Ob der die — D. weste: wüßte. — [2]Von der Kraft der Edelst: Saphir auch der fünfthe was. Vor war von dem sage ich das, Der ist wol dreyer hande. Czu Orient in dem lande dorinne sull in dy bestin sein. Altd. Muſ. II, S. 63. [3]ist wol, D. nämlich, die in der vorigen Strophe beschriebene Gattung der Saphire. — 4. dreier, D. 7. mit rechte nit behalten kan erkiesen. D. Albert. Magn. weiß es besser. Quod autem dicunt, quod amittit virtutem et colorem, postquam semel fugavit antracem, est falsum: quia vidi unum, qui successive interjecto spatio fere annorum quatuor fugavit antraces duos.

13. 1—2. Geschrieben in saphyre Moysi gott selb was gebende. — [3]vire: Trost, Erholung. — [5]gezweiet: die 10 Gebote waren je 5 auf 2 Tafeln geschrieben. —

So viel der hohen Tugende
Sich an dem Saphir mancher leiet.

14.

Durch dass die Altarsteine
Uebezall Saphire waren,
Seit er von Sünden reine
Den Menschen thut; so kunt' ihn nicht beschwaren:
Er kehrt je zum besten aller Dinge,
Und ob er's theuer gelten
An der Kost sollt, das deucht ihm ringe.

15. (350.)

Aller Zierde Wunder
Trugen die Altare;
Auf jeglichem besunder
Waren Kefse, Tafeln,, Bilder kostbare;
Ueber jeglichem stand ein Ziborie
Gesimset über Haubet,
Viel manchem Himmelkind zu reicher Glorie.

16. (351.)

Sammet der grüne gewebete
Geschnitten über Ringe
Ob jedem Altar schwebete
Für den Staub. Und swenne der Priester singe,
So ward ein seiden Schnürlein da gezucket;
Ein Taub' einen Engel brachte,
Der kam von dem Gewölb herabgeflucket.

[1] mancherl. diversivicare. So viel als Gebote sind, so mancherlei Tugend ergiebt sich aus den Gesetztafeln. B.

14. Diese Str. fehlt in C. u. D. — [1] durch dass: deßhalb. — [3] seit: sintemal. — [4] es konnte ihm, dem König Titurel, nicht schwer werden. — [6] gelten an der Kost: zu hohen Preise bezahlen. — [7] ringe: gering.

15. [4] Kefse: Reliquienkästchen, tafeln: Gemälde, bilder: Bildwerke, Statuen. — [5] Ziborie, Ciborium, Laube, wie man die gewöhnlich auf 4 Säulen über den Hochaltar erbaute Laube vom frühen Mittelalter her nannte, auch Tabernakel. B. — [6] gesimset: überragend gebaut, befestigt.

16. 1. Manig grüner samit swebete. D. als Vorhang. — 3. Daz er die zierde hebete Vol vor Staube. D. Es war alte Sitte, an den Seiten der Altäre in einer gewissen Höhe Vorhänge anzubringen, welche in Ringen an Stangen hingen. B. — [5] gezucket: gezogen. — 6. ain tzewhel bracht ein Engel. D. Twahel, H. I. — Twehel, C. Ein Handtuch brachte ein Engel, twehel wohl mißverstanden statt Taeubel, Täubchen. B. [7] herabgefl. geflogen.

17. (352.)

Ein Rad ihn wieder führte
Inmitten an der Schnur,
Mit Fluge gen ihm rührte
Ein Taub', und nahm den Engel sam sie fuhr
Aus Paradiese, gleich dem hehren Geiste,
Der Messe zu hohem Werthe,
Daran Christen Sälde liegt die meiste.

18. (353.)

Die Glase-Fenster waehe
Von fremden Lichten reiche
Ich waehn', je man gesaehe
Oder gehörte dem geleiche,
Sie waren nicht mit Aschenglas verspannen;
Es waren licht Berillen.
Schwache Kost war verjagt von dannen.

19. (354.)

Berillen und Cristallen
Waren da für Glas gesetzet;
Dadurch begunde fallen
Des Tags so viel, das leicht da wär' geletzet
Ein Aug', ob es die Länge frevelichen
Darin sehende wäre.
Das ward erwent mit Listen meisterlichen.

20. (355.)

Entworfen waehe Bilde
Sah man auf die Berillen

17. 1—5. Ein rad in wider fuorte Inmitten an der schnuore; Ain taube gen im da ruorte, Und nam den engel recht als sy fuore Her vom hymel gleich. D. — [3] rührte: bewegte. — [7] sälde: Seegen. Diese Anstalt mit dem Engel ist offenbar eine Versinnlichung des Gebetes, welches in der Messe bald nach den Einsetzungsworten gesprochen wird, worin es heißt: „Laß dieses Opfer durch die Hände deines heiligen Engels auf zu deinem erhabenen Altare tragen," u. s. w. B.

18. [1] waehe: zierlich, schön. — [2] fremden Lichten: ungewöhnlichen Künsten. — [5] Aschenglas: gemeines Glas aus Potasche, Kieselerde ꝛc. verspannen: ausgefüllt. — [7] schwache Kost: geringer Aufwand.

19. [4] geletzet: verletzt. — [5] frevel: freventlich. — 6. des endes wollten schawen, D. — 7. das wart erwent mit hoher kost richen. H. I. erwent: abgewendet durch eine meisterhafte Erfindung.

20. 1—3. Verwierens nicht entwalen Wollt man auf die parillen Entwerfen

Durch zweierhande Milde,
Dass man den brehenden Glast da möcht gestillen.
Das andere, dass die Reichheit wär gezieret
Gott und dem Gral zu Ehren;
Wan es dem Tempel schöne conduwieret.

21. (356.)

Swas Meister all begarbe
Auf das Glas entwurffen,
Und swelcherlei Farbe
Sie mit dem Pinsel dar bedurffen,
Das ward erlegt mit edelm licht Gesteine,
Der je dieselbe Farbe
Hatt' nach der Art viel lauter reine.

22. (357.)

Saphir fur Lazure
Wurden da gemessen,
Smaragd für Grün unture;
Des ward niender Halmes breit vergessen.
Dasselbe thät man gelb, roth, braun und weisse;
Jeglichem sein geleiches
Verwiert ward mit Fleisse.

23. (359.)

Der Ametist sich dreiet
Mit Farbe und mit Arte;
Der ward da nicht gefreiet.
Durch diese Farbe lauter, klar und zarte

unde malen. H. II., W. B. u. R. d. h. um mit dem Ausschmücken nicht zu verweilen, wollte man ꝛc. — [3] milde: bilde, D. Eigenmächtige Verbesserung von B. — [4] breh. Glast: blendenden Glanz. — 6—7. mit kost würdigliche, Dass es dem tempel. — H. I. — Conduw. begleitet, ihm entspricht.

21. 1—4. und was sy meisterlichen Auf diese glas entwurffen, Darnach mit bensel streichen Walten als sy maniger wehe bedurffen D. — 1. swas sie da. H. I. — man dahin durch zierde wollte bedurffen. H. I. bedurffen: bedurften. — [5] erlegt: ausgelegt. — Das wart da verwiert mit gesteine H. I. u. B. — 7. seiner art mit klarheit truog so reine. D. — Diese Strophe fehlt in H. II. u. W.

22. [1] Lazure: Lazurblau. — [3] unture: nicht selten, gewöhnlich. und türe, H. II. grüne türe, W. — 4. nit seiden breit, D. niender: nirgend. — 7. mit steinen ward erfüllt gar zuo fleisse. D. — verwiert: geordnet. — In D. u. C. folgt auf diese Strophe unsre 28ste. In R. ist von dieser Str. bis zu unsrer 56sten eine Lücke.

23. [1] gedr: ist dreierlei. — [3] gefreiet. übersehn, ausgelassen. — 5. ander tug.

Und auch durch seine Tugend er ward gehandelt;
Purpurfarbe die sine,
Violfarb die Siechheit wandelt.

24. (360.)

Die dritte als junge Rosen
Gab lichte Farbe klare.
Topasium, den losen,
Hält man da werth; swer darein sieht, fürwahre,
Dem stet das kinn zu Berg, die Augen niedere.
Durchlauchtig zweier Farbe,
Gelb und Gold, da stund er besser widere.

25. (361.)

Der Jochant roth gefeuert,
Für weiss der Sardonixe
So wirdiglich getheuert
Hier widerleget ward der Penselpixe.
Zehen und sieben Farben Jaspis tragende
Ist der edel theuere;
Viel Würdigkeit ist man von ihm da sagende.

26. (362.)

Aller Farbe Tugende
An Klarheit wär' vernichtet
Ob da die Schwärze mugende
Darunter wär' nicht völliglich gephlichtet;

D. gehandelt: behandelt. — 6. der D. — 7. den ander violvar der sünden schwachheit wandelt. D. u. C. Schwachheit, H. l. — wandelt. verwandelt. — Alb. M. es gebe viele Arten der Ameth. Operatur autem contra ebrietatem, ut dicit Aaron, et facit vigilem et malas reprimit cogitationes, et bonum in scibilibus confert intellectum. — Altd. Ged. seine farbe ist alsam ein feyol; Wer yn bes Morgens ansicht, Der mac den tac ertringken nicht. Glucksełig thut her auch den man. Wy digke her den stein syet an, So wirt er frohes mutes. — Welch weip yn tregt in golde, Dy helt der man gar holde. (Alt. Muſ. II, 71).

24. 1. blick so klare. D. — [3] losen: ſchalkhaften, weil er das Geſicht verkehrt abſpiegelt. — 6—7. Der Sinn ſcheint zu ſein: durchleuchtend in 2 Farben, gelb und gold, widerſtand er deſto beſſer den andern Edelſteinen; oder: durchleuchtend, wie er war, ſtand er wieder beſſer als Gelb und Goldfarben. B.

25. 1—3. Der granat rot geferwet, Weiss den sardonix, Sust wirdiglich getwirret. D. — [4] widerleget: entgegengeſtellt. — penselpixe: Pinſelbüchſe. Der Jochant (Hyacinth) ſtatt roth, und der Sardonix ſtatt weißer Farbe der Pinſelbüchſe (Malerkaſten) wurde gebraucht.

26. 2. an wirdigkait ist. D. an Kräften. H: II. — 3. ob sich D. — 4. nit völlig-

Die was der Jaspis gebende hie mit Vollen;
Und andere Farben klare,
Die nahm man von ihm und von Krisollen.

27. (363.)

Kalkofane und Rubine,
Karniol und Krisopasion,
Die Parasme licht mit Schine,
Mit sechzig Farben zeiget man Exakontasion,
Ophthalamus, Turkisian, Sardisen
Und ander edel Gimme
Kann ich nicht an aller Tugend voll prisen.

28. (358.)

Perlen und Korallen
Verwieret waren darunder,
Manich Rubin aus Kristallen
Gab brehenden Glast alsam ein Zunder.
Je nach den Steinen färbet sich die Sonne,
Swenne sie durch Fenster
Glänzte; das war eine sonderliche Augenwonne.

29. (364.)

Swer an das Dach gedenket,
Das war von rothem Golde
Mit Blaumal überblenket,
Darum, dass es nicht verschneiden solde

lichen hat aldar gepf. D. Alle Farben hätten an Klarheit verloren, wenn nicht auch die schwarze wäre mit angewendet worden um sie zu heben. — 5. do vil holde. D. mit voll. in Fülle. — 6. teure. D. und aller. H. II. Der Jaspis hatte noch 16 andre Farben. — 7. man da nam. D. Krysolde. D. u. H. II. Chrysolith und Jaspis dienten dazu, die Klarheit aller andern Farben zu heben.

27. 1. und turxeine. D. — Liporasius liecht mit scheine. D. u. C. (Lippares). parasme: Prasme. — 4—7. edler farben gicht man parwidasen; Die parillen was man uberlegende Mit edelkeit so teure, Vil me dann ich mit worten bin hie wegende. D. u. C. — Exakorasion. H. II., W. u. B. — Ekorasion. H. I., Exacontolitus des Alb. M. — 5. Octalamus, H. II., W. u. B. bertalamus, I. — turkisian, Türkis. Sardisen: Sardinus: Ardisen, H. I. u. II., W. u. B. — 6 gimme: Edelstein.

28. 1—4. Korallen, berlin teure Ward do gestrowet wunder, Robin gleich dem feure, Und lochante glosende sam der zunder. D. — 3—4. und lauter licht rubin, der nicht anders brunn, denne eine zunder. H. I. — 6—7. mit schein all durch die fenster. Das ward do gar ain sunder augenwunder. D. — In H. II. fehlt die ganze Strophe.

29. 1. dach fehlt in D. — 3. mit blamale verbl. D. blaue Verzierung, Schmelz-

Die Augen klar gen lichter Sonnen Glitzen.
Also ward es besorget
Von meisterlicher Kraft mit gutem witzen.

30. (365.)

Gott reiner Gier je gebende
War mehr, denn sie wär' gerende;
Da dieser König so lebende
Nach Würde war, Gott ward ihm Steure währende,
Die widerwog der Gabe Salomonis
Da er so würdiglichen
Stifte Templum Domini des Thrones.

31. (366.)

Mit Wunsch allda zerschniden
Gab ihm Gott die Steine
So dass man Schall vermiden
Konnt' in Jerusalem; gross noch kleine
Ward Meissel, Hammer noch ander Waffen erklenget
Nie zu halbem Nagele;
So ward sein Werk mit Gotteskraft gemenget.

32. (367.)

Dieselbe Kraft ihm wesende
Ist noch mit Hülfe staete.
In der Schrift man lesende
Ist, dass er viel grösser Wunder thaete,
Denn dass er dem Grale hier war gebende,
Zur Steure werthen Leuten,
Die gern in seinen Hulden waren lebende.

werk überblinket. — [6] verschneiden, blenden, wehe thun. — 5. klar fehlt in D. — 6—7. sus ordenlich besorget Ward es alles mit meisterlichem witze. D.

30. [1] gier: Begierde, Wunsch. — 2. waren. D. ger.: begehrten. — 4. was im wirde. D. steuré: Geschenk gewährend. — 5. widerwog die D. wog auf, überwog. — 6. do der vil. D. — [7] den Tempel für den Thron des Herrn.

31. [1] Mit übernatürlicher Kraft zerschnitten. — Mit wunsche vil nach schneiden. D. W. I. der Könige, c. 5, v. 17 u. 18 steht: daß Salomon die Steine brechen und behauen ließ. Daß man aber bei Erbauung des Tempels in Jerusalem keinen Hammer, noch Beil, noch irgend ein Eisenzeug hatte, weil alles zuvor ganz zugerichtet war, das liest man dort. c. 6, v. 7. W. — 2. statt ihm hat Salomon H. I. — 3. wol vermeiden. D. — 4. gross und kleine: H. I. u. W. — [5] waffen: Werkzeug erklangen nicht, um auch nur einen halben Nagel einzuschlagen. — 7. Gottes gabe. D. u. C. — mit gabe, H. I.

32. 1. got wes. D. — Gott bewohnend. — im ist wes. W. — 2. noch ist. D. — staete: beständig, fortdauernd. — An im noch mit hilfe stäte, W. — 3. in fron geschr. D. in heiliger Schrift. — 5. dann ob er den gral hier wäre, D. — 7. waeren. D.

33. (368.)

Er hat mit Himmels Pfründe
Der Welte viel gespeiset,
Der sein Gebot noch thuende
Ist, der wird von ihm geparadeiset
Bei dem Throne; ob er ihm hier nicht pflegende
Ist des Leibes Pfründe,
Die wird er ihm dort reich widerlegende.

34. (369.)

Nun war das Werk so theure,
Dass es nimmer wär' vollendet;
Da ward ihm zur Steure
Von dem Grale mit der Schrift gesendet,
Was man je darzu bedürfen sollte;
Das fand man vor dem Grale
Darnach, als es der Meister haben wollte.

35. (370.)

Da ward aber mehre
Von aller Diet zum Grale
Lobes und hoher Ehre
Gott erboten, dass er sonder Twale
Gen ihm kehrt so viel Gnaden reiche.
Es war ohne Wunder,
Ob nun da ward gebauen lobeleiche.

33. [1]pfründe: Nahrung, Pfründe. — 2. nun D. — [4]geparad.: dem Paradiese zugeführt. — 5. wegende. D. — 5—7. Ob er ihm hier der sele ist rein pflegende Vor des fleisches gierde, Das wird got dort reichlich widerlegende. H. H., W. u. B. wider wegende. H. H. — 6—7: ist mit irdenschen lone, den ist im Got dort reiche widerlegende. D. — Wenn er hier nicht dem Leibe dient, wird es ihm dort reich vergolten.

34. 4. von edelkeit des grales dargesendet. D. Eine am Gral erscheinende Schrift befahl, was zu verbrauchen sei. S. Parc. S. 334. — 5. je zum werke. D. — 7. berait, wer es der maister legen wolde. D.

35. 1. im aber. D. — 2. von allem dem Grale. D. — 3. lobes wirde und ehre. D. — [4]sonder tw. ungesdumt. — 5. so sein. D. — Auf diese Str. folgen in H. I. unsre 36, 173, 37, 39, 40, 38, 44, 42, 41, 46, 47, 48, 64, 65, 66 und 69, in allem 16 Str.; sie nehmen das 23ste Blatt der Handsch. ein, welches, wie sich aus der Vergleichung mit H. H., W. B. D. u. C. ergiebt, von dem Buchbinder versetzt worden, u. vor dem 22sten stehn sollte. In H. H. folgt auf diese Str. unsre 73sten, die 36ste fehlt dort gänzlich. In W. B. D. u. C. folgt wie hier die 36ste. B.

36. (371.)

Der Glasefenster Gleste
War da gar unnöthe:
Wan Lichtes Ueberläste
Gab so mannich Stein mit Röthe:
Der Setsine Brennen das lichte Golde entzundte,
Dass sein Glast gab Widerstoss.
All solcher Reichheit ich mir selber gunnte.

37. (374.)

Ueberall das Gewölbe
Obene mit Saphir war geblaeuet,
Der Heiligkeit zu Lobene,
Mit keinem andern Stein understreuet,
Wan lauter licht gestirnet mit Karfunkel,
Die sam die Sonne luchten,
Es war die Nacht licht oder dunkel.

38. (373.)

Mit Saphir sus bedecket
Das Gewölbe slecht getennet,
Karfunkel drein gestecket,
Gleicher weis' den Sternen klar bekennet,
Gab ihr Schein den lichten Glast so brehende;
Es was viel freudenbaere,
Swer es sonder Herzeleid was sehende.

39. (375.)

Der Reichheit Ueberwonne
War man da nun nicht ane.

36. 4. gab do vil manich edelst. D. — [6] widerstoss: Widerschein. — 7. dess ich mir selber gunte, H. I. Die koste reich, der augen vil verwundte, W. u. B. — Die letzte Zeile ist Nachahmung Wolframs, der im Parcival häufig auf seine Armuth anspielt. — In H. I., W., B., D. u. C. folgt nach dieser Str. unsre 73ste. Ich habe des Zusammenhanges wegen geglaubt, sie an die weiterhin für sie ausgewählte Stelle versetzen zu müssen. B.

37. [5] Mit Sternen von Karfunkel besetzt. — 6. glestet. D. luchten: leuchteten. — 7. es wär die n. ioch trübe, D.

38. 1. innebald. D. — 2. sl. oben. D. getennet: glatt wie eine Tenne gemacht. — [4] klar bek.: die man klar sieht. — Recht in der mas. D. — Gleicher Maas. H. I. W. B. C. — 7. sunder leid al da. D. — Diese Str. folgt in H. I., auf die 40ste, in H. H., W. u. B. ist die Folge wie hier, in D. u. C. geht sie unserer 37sten voran. B.

39. [1] Ueberwonne. übergroße Wonne. — 2. da hie. D. —

Die goldfarbe Sonne,
Und darzu der silberweisse Mane,
Den beiden waren ihr Bilde dar gereichet
Von Edelkeit der Steine,
Der Art und Farbe, die beiden wohl gleichet.

40. (376.)

Die zogen Abend und Morgen
Orloye, von kunst der reichen
Mit Listen so verborgen,
Dass Auge nie mocht erkiesen ihr Umbeschleichen;
Und gingen doch ihr Zirkelzeichen schone.
Die sieben Tageszeiten
Zimbel aus Golde ihn' kündten wol mit süssem Tone.

41. (378.)

Hiermit dass sie gedachten
Hin zu dem werthen Throne,
Und alle Ding verschmachten,
Die zu tragene rauben Himmelskrone,
Die den Armen zu den Königen setzet.
Zwen das übersahen;
Die wurden an dem Leibe da geletzet.

5. ward hie. D. — deren Bilder waren reich ausgestattet. — 7. als beiden D. die beiden entsprachen.

40. 1. zugent D. — führten H. I. — gingen. B. — Abends und Morgens, d. h. Tag und Nacht. — [2] Orlo.: franz.: horloge, Uhrwerke zogen die Bilder der Sonne und des Mondes. — 5. ir Zirkel alle Zeichen, C. u. D. — gingen doch, bewegten sich. — 6. den H. I. C. u. D. — Die 7 Tageszeiten der Kirche, an welchen man sich zum Gebet und Gottesdienst versammelt, nämlich: Mettine, Prime, Terze, Sexte, None, Vesper und Komplete. — 7. kunden sy ir sang wol underreichen. H. I. — ihn': ihnen, den Templeisen, verkündigten. „Ich denke mir dieses Werk in dem großen Gewölbe angebracht, welches durch den später vorkommenden Mittelthurm bedingt ist. Aus der ganzen Beschreibung des Tempels geht hervor, daß man sich alle Gewölbe und also auch das mittlere spitzbogig vorstellen muß. Diese Gestalt hindert aber keineswegs, daß in einem solchen Gewölbe ein Kreis von Metall befestigt sein könnte, worin sich die Bilder der Sonne und des Mondes bewegten. Ein Kuppelgewölbe würde zu diesem Zweck dieselbe Vorrichtung erfordern, denn das Mauerwerk selbst könnte auch bei einem rundbogigen Gewölbe nicht zum Kreislauf für dergleichen durch ein Uhrwerk getriebene Zeichen dienen." B. — Zwischen dieser Str. und der 41sten sind in H. I. die 38, 42, und 43ste eingeschoben. In H. H., W., B., D. u. C. folgt die 43ste, wegen des engen Zusammenhanges folgt hier die 41ste B.

41. 1. Alsus das sy bedachtent. D. — 2. hohen. D. damit sie ihre Gedanken zu Gott richteten. — [3] verschm: verschmäheten. — 4. sollicher Krone. D. — 6. ir zwen D. nämlich: Frimutel und Amfortas. — 7. d. w. grales krone darumb gel. D.

42. (377.)

Viel wenig sie vermissten
Vier edler Bilde starke,
Nach den Evangelisten
Ergossen aus Golde mancher Marke
Ihr Flügel hoch, lang, weit ausgebreitet;
Welch Aug' es war sehende,
Dess Herze ward zu Gott in grosse Freud' geleitet.

43. (416.)

So mancherhand Gewiere
Möcht ich mit sunderer Maere
Geprüfen nit wol schiere.
So merket selb: da war et niender leere
Spannenbreit überall der Tempel innen,
Ergossen, underhauen, ergraben.
Gemalt war er mit kunstreichen Sinnen.

44. (417.)

Sprech ich nun von gemaele,
Dess wollten sie gerathen;
Dess hätten sie wohl Vaele:
Seit sie so mancher Farbe Steine hatten,
Wan durch Bilde Antlitz wohl gestellet.
Das geschach von solcher Kunste,
Die nach ihrer Art die Steine wol gesellet.

42. 2. vier bild geedelt starke. D. bild gerichtet starke. H. I. — 3. u. d. vier ev. D. — 5. die lenge weit gebreitet. D. — 6. wes augen die D. — 7. in iammers tal gel. D. H. I, II. B. C. — Auf dieſe Str. folgt in H. II., W., B., D. u. C. die 41ſte.

43. [1] Gew.: Schmuck. — 2. von sunder. D. mit beſonderer Erzählung. — [2] et niend.: auch nirgend. — 6—7. es wer ergossen und ergraben und verwirret mit kostreichen dingen. D. — reichen. H. I. — „Dieſe Str. folgt in H. I., II., W. u. B. auf unſre 88ſte, in D. u. C. auf die 89ſte. Mir ſcheint ſie hier, wo noch von dem Tempel im Ganzen die Rede iſt, eingeſchoben werden zu müſſen, und um ſo mehr, als ſie mit der folgenden Str. in Verbindung ſteht, welche in H. I., II., W, u. B. ſich an dieſer Stelle findet." B.

44. 3. die kunste het do vele. D. Wollte ich von Malerei ſprechen, der konnten ſie entrathen. Dieſe Kunſt war ihnen überflüſſig. — 6. das war auch von der kunste. H. I. — das muost auch sein der koste. D. — 7. die sich von art den Steinen wol gesellet. H. I., II.. W. B. D. C. Sie beſaßen die Kunſt, welche die Steine nach ihrer Art zu vereinigen weiß, nämlich die Moſaik. — Dieſe Str. folgt in H. I. auf unſre 38ſte, in H. II., W. u. B. auf unſre 41ſt, in D. u. C. wie hier auf unſre 43ſte B.

45. (418.)

Swie sie's vergebene hätten,
Es stand ihn' doch zu Preise;
In sorglichen Räthen
Giengen sie darum in mancher Weise,
Was Gott und dem Gral wär zu Danke;
Sie wurden von dem Grale
Entbunden aber von den Sorgen kranke.

46. (379.)

Swar die Choere waren
Aus nach krumme gewendte,
Jedoch war der Altare,
Dass der Priester recht gen Oriente
Darob sein Antlitz musste kehren,
Wenn er der Christen Selde
Und Gottes Ehr' zur Messe wollte mehren.

47. (380.)

Die Richte gen Oriente
Der Chöre war auch der meiste
Ihr' zweier Ausgelehnte
Hätt' er einer, denn er dem heren Geiste

45. 1. vergelten D. Obgleich sie es als Geschenk hatten, gereichte es ihnen doch zum Ruhme. Sorgsam nahmen sie in Ueberlegung von verschiedenen Seiten her. — 7. ausser zweifels wanke. D. u. C. Der Gral überhob sie der Sorgen, des Zweifels. — Diese Str. folgt in H. I., H., W. u. B. auf unsre 43ste, in D. und C. wie hier, auf unsere 44ste. B.

46. 1—2. wie was de kore ye ware Sich nach der buge auss lente. C. u. D. — Swar: wohin immer — nach der runden Gestalt die Chöre (Kapellen) gewendet, gerichtet waren, so stand der Altar doch nicht immer an der mittleren Seite des achteckigen Chores, sondern an jener, die sich am meisten gegen Osten wandte. So sieht man auch noch die Altäre in den altdeutschen Kirchen gestellt, wo achteckige Kapellen in der Rundung vorkommen. B. — Diese Strophe folgt in H. I., D. u. C. auf unsre 41ste; in H. II., W. und B auf unsre 44ste.

47. [1] Die Richtung der meisten Chöre war gegen Orient. Der Halbkreis gegen Osten war nämlich durch nichts unterbrochen; hier reihte sich Chor an Chor, gegen Süden, Westen und Norden aber unterbrachen die 3 Pforten des Tempels den Kreis der Chöre, wie sich weiterhin zeigen wird. B. — 2. war da. D. — 3—4. ir zweier grosser lente Het der ain, wann er — D. Ein Chor hatte die Ausdehnung, Ausbiegung (ausgelente) von ihrer zweien. Dieser größere Chor kann nicht in die Str. 5. angegebene Zahl der 72 Chöre eingerechnet werden, weil sonst eine, allem Begriff von Ebenmaas widersprechende Anordnung entstände. Man muß sich diesen Chor des heil. Geistes als eine Fortsetzung des höchsten Chors der Frone denken, welcher Str. 81 erwähnt wird. Beiden ist die Str. 91 vorkommende westliche Pforte entgegengesetzt; und da der Chor des heil. Geistes die Aus-

Geordnet war mit aller Zierde schone,
Mit edel reicher Koste;
Seit er über all' den Tempel war Patrone.

48. (381.)

Der nächste dabei der Maide,
Die Mutter war des Kindes,
Das Himmels und Erden, beider,
Gewaltiglichen pfleget und des Gesindes,
Johannes hiess des dritten Chores Herre.
Selb zwölfte seiner Genossen
Gehuset hätten beidenthalb nicht verre.

49. (425.)

Aussen war von Fraise
Ergraben und ergossen.
Wie die Templeise
Täglich verwapent unverdrossen
Ritterlich stritten in grosser Herte
Zu Dienst dem heren Grale,
Damit man ihn vor arger Diet ernerte.

50. (382.)

Der Chöre Ecken aussen
Waren sinwel gedrät zu Berge.

dehnung von zweien der übrigen Chöre oder Kapellen hat, so scheint der Dichter nach dem Vorbild unsrer alten Kirchengebäude eine mittlere Halle angenommen zu haben, welche doppelt so breit, und verhältnißmäßig auch viel höher, als die Kapellen und Nebenhallen, von dem heil. Geist-Chor bis zur Westpforte, und kreuzweis von der Süd- zur Nordpforte sich erstreckte, und so auf eine angemessene Weise die verschiedenen Theile des Tempels verband. B. — von sunder edeler Koste. D. — 7. seit: denn.

48. [1] Maide: d. h. Jungfrau. darnach H. I. — 4. pfleget wol mit gewalt und des ges. D. — des windes. W. — [6] die 12 Apostel. — [7] gehuset: Gehäuse, Wohnung, der ihnen geweihte Altar. — beidenthalb: zu beiden Seiten. — verre: fern. Auf diese Strophen folgen in H. I., II., W. u. B. die 64ste u. s. w. In D. und C. aber die 50ste u. s. w., wie es dem Zusammenhange gemäßer ist. B.

49. [1] Freise: Gefahr. Gefährliche Kriegsscenen. — 3. was H. I. tempelere. H. II. temperel. W. — [5] herte: Anstrengung. — [7] erwerte. B. valscher. D., ihn vor argem Volk zu beschützen. — Diese und die folgenden auf die Chöre bezognen Strophen stehn in H. I., II., W. u. B. nach unsrer 68sten. In D. u. C. steht diese Str. allein nach unsrer 68sten, und folgt dann unsre 91ste.

50. 1. die ecke alle. H. I. die ecke an den kören. H. II. die ecke der köre. — W. u. B. Die Strebepfeiler außen. — [2] sinwel: nach B. nackt, glatt, im Gegensatz der vielen Verzierungen an der Mauer. Sinwel soll in dieser Bedeutung schon in den Glossen von Tegernsee und Mondsee aus dem 9ten und 10ten Jahrh. vorkommen,

Die Meister nicht verbaren:
Reben, Lauber, mancherlei Gezwerge
Ward von ihnen zum Preise alle da gemachet,
Und Meerwunder waehe.
Dess ward von aller Diet da viel gelachet.

51. (383.)

All was dazwischen an der Muren
Ergraben war und erhauen —
Ich hab ein Nachgeburen,
Ich hab's dafür, wollt' er's eben schauen
Von End zu End das Werk so wonnebaere,
Er stünd' allda viel leichte,
Bis dass sein Hausgenoss inbissen waere.

52. (384.)

Als ausgeschossen waren
Die Chöre mit den Ecken,
Den König nicht beschwaren
Die Kost wollt'; er hiess auf zwen je legken
Ein Glockhaus, hoch sechs Gadem, überall geleiche;
Der das nicht geglaubet,
Der sag' von Armuth; ich sag' et nun von Reiche.

bei Ezech. c. 24. v. 7 u. 8: sinawellista, limpidissimam petram. — Die gewöhnliche Bedeutung ist aber: rund, walzenförmig, dem entspricht auch gedrät, gedrechselt. Von der Regel freilich abweichend ist es, daß die äußeren Widerhalter abgerundet sind. — 3 verbaren: unterließen. — 4. gewerge D. Reben, Laubwerk, Gezweige. — 5—7. ward vil spehe und reich daran gemachet, Die waren wunder fründe Und wunderhaft an Koste nit verschwachet. D. — 6. sinnreiche Wundergeschöpfe. Man kennt die unerschöpfliche Phantasie der Baumeister in Erfindung von Fratzen und Spottbildern, die als Gossensteine, oder in Friesen angebracht wurden.

51. 1. Allum an der muren. H. I. Dazwischen an. — C. und D. Muren: Mauern. 2. was ergr. u. erh. D. — 3. so das vil meiner nachg. D. nachgeb.: Nachbaren. — 4. wollten sies sich. D. Ich habs daf: ich halte dafür. — 5. von ort anss end. D. — 6. er verstünd viel leichte nit eben. D. — 7. ain wissen. D. — inbissen: gespeiset hätten. Es scheint der Dichter sagen zu wollen: wenn es sein Nachbar sähe, so vergäße er Essen und Trinken darüber.

52. Auf den vorgeschossenen Pfeilern der Kapellen 6 Stockwerke hohe einander gleiche Glockenthürme, je über 2 Kapellen einen Thurm, zu setzen, sparte der König die Kosten nicht; es waren ihrer also 36. — 5. wol sechs gadem hoch gel. D. — 7. so sage ich. D. Der erzähle von Armuth; ich erzähle von Reichthum.

53. (385.)

Sie waren der Kustanze
Alsam der Tempel here;
Allum zu einem Kranze
Standen die Glochhaus nach Grales Ehre
Zehen König möchten's nicht erkosten!
Aller Reichheit Ueberkraft
War da nicht einer Perlen gross gebrosten.

54. (386.)

Der Wände waren ächte,
Und je als manch' Ecke,
All nach der Chören Ebenträchte.
Ohne Kunst und Kost Niderlegke
Ward das Werk nach Wunsche gar vollführet.
Heisset mich das jemand lügen,
Ich wähn': den selten Kunst und Koste rühret.

55. (387.)

An jeglichem Gademe
Drei Fenster zu allen Wänden;
Die Spindel, ausser Brademe,
Darinne gedreht; das werk wohl Auge pfänden

53. 1. substanze. D. — Constanze, W. und B. — Kunstanze, C. custancia, custus, costus: du Cange, gloss. Koſtbarkeit. Sie waren eben ſo koſtbar erbaut wie der Tempel ſelbſt. 2. — die chöre. H. I. — [5] erkosten: die Koſten erſchwingen. — 7. waz do nyergent seyden gross gebrosten. D. Dem Reichthum fehlte da nichts, und wär' es auch nur ſo groß wie eine Perle, oder ein ſeidner Faden.

54. [1] ächte: acht, sc. die Wände der Glockenthürme. — 3—4. ye nach den kor gepfehte, An Kunst und auch an Koste nyergen lecke. D. — eben trähte. H. I. d. h. Ebenmaas, ſymmetriſch mit den Chören. — Niederlegke: Erſparung. Abbruch. — „Die Chöre waren nach Str. 5. achteckig gebaut. Achteckige Chöre, welche mit einem größeren Gebäude zuſammenhängen, kann man ſich aber nicht anders denken, als wie ſie an altdeutſchen Kirchen angebracht ſind, d. h. daß ſie 5 Seiten eines Achtecks haben, und daß an die Stelle der 3 übrigen Seiten ein Gewölbe des größeren Gebäudes eintritt. Wird nun auf einen ſolchen Chor ein Thurm geſetzt, deſſen Wände mit den Seiten deſſelben gleich laufen, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß der Thurm ein vollkommnes Achteck bildet; die drei nach dem größern Gebäude gerichteten Wände ruhen dann auf dem anſchließenden Gewölbe." B. — 5. mit fleisse. D.

55. 1. zuo iegl. D. — gadem: Stockwerk. — [3] Boiſſ. meint: die Schneckenſtiegen (spindel) waren außerhalb angebracht, ſetzt deßhalb hinter ausser ein Komma, und nimmt brademe (Luft, Duft, Brodem) dar. gedr. zuſammen; alſo: es war Luft darein gedreht, d. h. ſie waren durchſichtig gebaut, wie man ſo viele Stiegen der Art an altdeutſchen Gebäuden, beſonders am Straßburger Münſter ſieht. — Daß die Stiegen außerhalb der Thürme angebracht geweſen ſein ſollten, iſt mir indeß nicht wahrſcheinlich, und verſtehe ich:

Konnt' auf seiner Weide gen die Sonnen.
Ihr Dach gelich des Tempels Dach;
Ihr Knöpfe Rubin gross, die vaste brunnen.

56. (388.)

Auf den Knöpfen Kreuze
Hoch, schneefarb, licht kristallen,
Dem Teufel zu einer Scheutze;
Wann ihm da war gesagt Schach mit allen
Und matt all seinen Räthen und Schünden.
Das werthe Hofgesinde
Versiegelt war vor allen Haubetsünden.

57. (389.)

Aus Gold ein Aar gerüthet,
Gefeurt und gefunket,
Auf jeglich Kreuz gelöthet,
Von ferne sehend niemand dess bedunket:
Wan dass er fluglinge da schwebete;
Das Kreuz von der Lutere
Gesicht verlor, darauf er sich enthebete.

58. (390.)

Ein Thurm inmitten
Stand bei diesen allen;
Aus mancher Goldschmitten
War von Werk Wunders dran gefallen,
Und manch tausend licht, klar, luter Steine.
Zweier andern Weite,
Höh und Zierde an diesem lag alleine.

ausser bradame als überaus luftig, analog wie ûzer mâze: übermäßig, eine Analogie, die sich aus der unbeholfenen Sprache Albrechts wohl rechtfertigen läßt. — [7] vaste br. stark brannten, glänzten.

56. [2] licht fehlt in D. — [3] scheutze: Scheuche. — [4] mit allen: gänzlich. — [5] schünden: Antreiber, Helfershelfer. — [6] d. w. Hofg. die Tempeleisen. — [7] versigelt: versichert bewahrt. — hellebären sünden. W. u. B. — [7] Haubts.: die 7 Tod- oder Hauptsünden sind nach Petrus Lombardus (Magist. Sentent. II, 41, 6.) folgende: Superbia (Hochmuth), Avaritia (Geiz), Luxuria (Wollust), Ira (Zorn), Gula (Völlerei), Juridia (Neid), Acedia (Trägheit des Herzens), welche nach 1. Joh. 5, 16. 17. den geistigen Tod, d. h. den Verlust des Gnadenstandes, nach sich ziehn. Augustinus bestimmte als solche nur: Gottesverachtung, Unkeuschheit und Menschenmord.

57. [1-2] In Feuer vergoldet und funkelnd gemacht. — [4] bedunket: scheint nicht anders, als ob. — 5. selb wer swebende. D. — fluglinge: flüglings, gleichsam fliegend. — [6-7] Das Kreuz, auf dem er sich erhob, verlor vor seinem Schimmer (lutere) allen Glanz, Sichtbarkeit. — 7. sich doch hebte. R. — Sich enthabte, H. I., II. u. W.

58. 1. all inm. D. — 4. was da wunder werkes an. D. — 6—7. zweler turne zierde, Hoch und gross an diesem lag alleine. D. und ander z. H. I. diesem eine H. I.

59. (391.)

Der Knopf, ein Karfunkel,
War michel hoch zu lobene,
Swenn die Nacht gab Dunkel,
Dass man gesäh beide nieden und obene:
Ob in dem Walde Templeise sich verspäten,
Dass si von seinem Glaste
Weisung zur rechten Herberg hätten.

60. (392.)

Darzu vil manig ander
Edelstein gab Steuere,
Des Farbe sam ein Zander
Glaste, der da glühet in dem Feuere;
Der aller Brennen gab dem Karfunkel Helfe.
Siebengestirn sei geschwiegen;
Da schien wol tausendvalt Gestirn mit Gelfe;

61. (393.)

Hie roth, da gelb, dort grüne,
Nun dunkelfarb, so weisse,
Bleich- und braun-blau. Kühne
Ward ihr Herz von der Freuden Gleisse,
Von der Steine Kraft und von dem Grale.
Ward ihr' einer sigelos
Der must' es haben verdient mit Sünden-Male.

62. (421.)

Aller Stimme Krone
Ist Harfensaiten Ziere;
In süssem hellen Tone
Klinget dennoch fürbas der Kalkofon Aerzubiere.

59. 3. ob, C. u. D. — wer dunk. D. — 4. beide fehlt in D. — 6—7. daz si da von weisunge Und licht zuo der reichen herberge heten. C. D. u. H. I.

60. [3] Zander: glühende Kohle. — [4] glaste: glänzte, glosende leyt im D. — 5. der lichtes brehend gab karf. hilffe. D. — 7. da sch. manig tausendvaltig Stern in gelfe. D. — gelfe Strahl, Glanz.

61. 2. so- da. D. — 3. bleich, braunvar, blau. D. hell- und dunkelblau. — 4. diser. D. gleisse: Glanz. — 5. und der st. D. — 6. etlicher. D. — ihr ieglich. C. — ihr chainer. H. I. u. B. — deheiner, R. — [7] male: Flecken, Befleckung. — haben mit einer male. H. I. — Auf diese Str. folgen in H. I. unsre 91ste u. s. w. In D. u. C. unsre 64ste u. s. w. In H. II. W. B. u. R. hingegen folgen die Str. wie hier. B.

62. 4. so klinget noch viel bas der ardobiere. D. — Fürbas Azzubiere, H. II.

Zwo Glocken waren daraus gedräht mit Kunste
Die Klöckel drin von Golde
Der Reichheit zu einer vollkommnen Gunste.

63. (422.)

Die eine zum Tempel sollte,
Die ander zum Convente,
So man zu Tische wollte,
Oder an Streites Soldamente;
Glockenklanges wollten sie nicht mehre,
Nach klösterlichem Orden,
Und durch des Grales Schaue, dar kehren.

64. (394.)

Der Tempel inmitten inne
Ein Werk hätt' über reiche,
Gott und dem Gral zur Minne
Erbauet schön, dem Tempel überall geleiche;

und R. — Arzibiere, W. — ardopiere, C. — In H. I. fehlt die ganze Strophe. Der Kalkofon auss so süssere aerzubiere. B. Die Abweichungen zeigen wie das Wort schon den Abschreibern unverständlich gewesen. In den meisten Mn. fehlt kalkofon. Gleichwohl paßt hierauf, was Alb. M. von ihm sagt: Calcophanus lapis est nigri coloris cujus virtus vocem clarificare dicitur et raucedini mederi; das Gedicht von den Kräften der Edelst. (Altd. M. II, 94.) bemerkt gleichfalls: calcofan, der ist swartz alz ein kol, Und wer ihn recht erkennen sol, Der schlach darauf gar leise, So dont er in der weise Also hoch und helle, Als wer es eine schelle. — Die Uebersetzung aerzubiere mit Erzzober, Zober, Gefäß von Erz (Glocke,) wie Kap. 5. Str. 37. infr. auch der Rauchaltar im Tempel Salomons ein Zuber reich von Golde genannt wird, scheint eben so weit hergeholt, als die Ableitung des Wortes Ardobiere von artabis, ἀρταβή, dem persischen Fruchtmaaße (spanisch arroba), das Glockengestalt gehabt haben mag. Gleichwohl sehe ich mich außer Stande, die Zweifel zu entscheiden. — 5. Zwo gl. drete man daraus mit Kunste. D. Aus dieser Zeile sieht man wenigstens, daß der Dichter den aerzubiere für einen Edelstein gehalten hat, vielleicht gleichbedeutend mit kalkofon, der in jenem Gedicht von den Kräften der Edelsteine auch dakasam genannt wird.

63. [4] soldam: Stärkung im Streit, Kriegsübung. B. Wohl richtiger Sold, Belohnung des Streits, also: die andre Glocke sollte zur Erholung nach dem Streit rufen, wie die Verbindung mit dem zu tische bestätigt. — [5] Es war nicht allgemeine Regel für alle Orden, so wenig Glocken zu haben; die Benedictiner namentlich hatten deren mehrere. Indessen herrschte bei den meisten Orden in dieser Hinsicht eine gewisse Mäßigung, und bei den Cisterciensern oder Bernhardinern, deren Regel die Tempelherrn befolgten, war es Vorschrift. Hierauf mag der Dichter haben anspielen wollen. — 6. brüderlichem. C. D. u. R. christenlichem, B. — 7. nach H. H. durch des grales recht und durch sein ere, W. — durch des werthen Grales schar darkehre. B. — durch des Grales sucher darzu kehre, R. dd. gr. sucher darkehre, C. u. D. — In H. H., W., B. u. R. folgt auf diese Strophe unsre 101te, in, in D. u. C. unsre 67ste. B.

64. 5. sunder alt. D. — 6—7. anders wart do nit vermitten. Das werk ward

Wann dass die Chöre gar ohne Altär waren.
Das ander war da vollen.
Dies alles ward vollbracht in dreissig Jahren.

65. (395.)

Nicht wan ein Altare
War darin geheret,
Die Chor allum leere
Waren, Reichheit so ward dran gemehret;
Für die Glockhaus standen reich Ziborie,
Darinne der Heiligen Bilde;
Jegliches Brief da sagte sein Historie

66. (396.)

Derselbe Tempel kleine
Besondert ward dem Grale,
Dass man ihn mit Würde reine
Darinnen sollt behalten zu allem Male.
Er war erhaben empor in solcher Masse
Dass ein Sacristeine
Weit und klar darunter war verlassen.

67. (423.)

Die kleinen und die grossen
Gewölb' all' unverdrossen
Mit Schwibbogen understossen,

als vollbr. D. u. C. ohn solch gezierde waren, Die sonderlich an dem Tempel lagen. Das werk wart alles vollenbr. — W. — 6. das vodere was da garwe. H. II. — das ander war begarwe, B. — Diese, und die 65ste u. 66ste Str. folgen in H. I., II., W. u. B. auf unsre 61ste.

65. [1] nicht wan: nur. — 3. darumb. D. — 4. stunden, sus ward reichet daran gekeret. D. — 9. voll bilde der sanctorum- H. I. — von edeln bilde reiche; Ains — D. — [1] brief: Zettel, Inschrift.

66. 1. dasselbe werk so reiche. H. I. — tempel reiche. H. II., W. u. B. — [2] besondert: besonders bestimmt zur Aufbewahrung des Grals. — 3. ihm stätigleiche. H. I. — tägliche, W. B. u. H. II. — 4. wol in der m. D. — der kor war auf empöret. H. I. — „Dieses kann nur auf das Innere des kleinen Tempels bezogen werden, und so wäre denn darin ein hoch über dem Boden angebrachter Chor und unter demselben eine Sacristei gewesen; im Anfang des Kap. 4. aber lesen wir, daß die Sacristei der Ort war, wo der Gral aufgestellt wurde, und somit kann denn von keinem Chor über demselben die Rede sein." B. — 7. schön und reich dar. D. — Auf diese Str. folgt in H. I. D. u. C. unsre 69ste. In H. II., W. u. B. unsre 91ste B..

67. [2] gewölb: Die Gewölbe im Innern des kleinen Tempels. — 3. mit pfeilern. D. underst.: unterstützt, die sich vom Gewölbe selbst unterscheiden, wie dieß besonders

Uud je von vier Ecken aufgeschlossen.
Allda die Ecken nieder waren gesetzet,
Evangelisten viere
Waren je da, mit Reichheit nicht geletzet.

68. (424.)

Ein Smaragd zu einer Scheiben
In Mitten drein gefälzet;
Man liess das nicht beleiben,
Darauf ein Lamm mit reiner Kunst geschmelzet;
Das trug in seiner Klau die Fahn' geröthet.
Das Zeichen hat uns Heil erstritten,
Und Luzifern an seiner Gewalt ertödtet.

69. (397.)

Zwei Thür viel kostbare
In den Chor da gingen;

in der altdeutschen Baukunst der Fall ist, wo die Schwibbogen aus stark vorspringenden Rippen bestehn. B. — 4. von vier ecken über sich geschlossen. H. II, W. u. B. „Dies kann nicht von allen Gewölben, sondern nur von dem mittlern verstanden werden, worauf nach dem Vorbild des großen Tempels der Mittelthurm ruht. Das geht aus dem Umstand hervor, daß an den Ecken die 4 Evangelisten als Wiederholung der früher (Str 42.) erwähnten Bilder angebracht sind. Dem Buchstaben nach müßte die Stelle freilich auf alle Gewölbe bezogen werden; dieß kann aber nicht statt finden, weil die Gewölbe der Chörlein nach außen hin achteckig und geschlossen sind. Von vier Ecken, d. h. Seiten, aufgeschlossen kann man nur ein Gewölbe nennen, welches auf 4 freistehenden Säulen ruht. Nach der Leseart von H. II., W. u. B. würden Ecken die Diagonalrippen bedeuten, welche aus den 4 Winkeln des Gewölbes aufsteigend sich oben im Schlußstein vereinigen, und so das Gewölbe schließen. Denselben Sinn würde die Stelle in unserm Text erhalten, wenn man lesen wollte: von vier ecken aufgeschlossen; immerhin aber muß sie auf das mittlere Gewölbe bezogen werden. Hieran ändert auch die abweichende Leseart des letzten Verses in H. II., W. u. B. nichts: archangel und evangelien wurden da mit reicheit nicht geletzet. Denn man zählt bekanntlich 4 Erzengel, so wie 4 Evangelisten, und 8 Bilder können eben so gut in einem Kreuzgewölbe an den 8 Zwickeln, als 4 an den 4 Rippen desselben angebracht werden; nicht aber ist anzunehmen, daß der mit der Kirchenbaukunst so genau bekannte Dichter sich an allen Gewölben die Evangelisten, oder auch die Erzengel und die Evangelisten gedacht habe." B. — 7. ir flüg da reicheit waren ungeletzet. D.

68. [1] Ein Smaragd war zu einem Schlußstein in die Mitte des Gewölbes gefalzt. — 2. darauf H. H., W. — 4. mit reiner Kost darin. H. I. — Kost geschm. H. II., u. W. — von reiner k. B. — 5. das kreutz in seiner kleider von geroetet. D. — 7. mit sein gewalt. D. — Auf diese Str. folgt in H. I., II., W., B., D., und C. unsre 49ste. B.

69. 2. Zuo allen Chöen. D. u. C. — in ieden kor, H. I. u. II. Beide Leseарten können nicht richtig sein, weil früher (Str. 46.) gesagt ward, daß die Altäre in den Chören und Kapellen immer nach Osten standen, welches bei der Stellung zwischen den Thüren nicht möglich gewesen wäre. — Hier ist vielmehr der Hauptchor, der höchste Chor

Dazwischen ein Altare.
Ausserhalp darüber Kanzel hiengen,
Gewölbet auf zwei Spindelsäul' gestollet,
Die spannen breit gereifet,
Dazwischen je mit sondrer Kunst ervollet.

70. (419.)

Gesimset und gespinnelt
Waren die Kanzel allumme,
Viel Schönheit drauf gezinnelt.
Man sah in all der Lauben Bogel Krumme
Zwölfboten, Beichter, Maide, Patriarchen,
Martyrer, Propheten;
Ihr' Briefe sagten viel der Materie starken.

71. (420.)

Darzu die Hülfe biethen.
Von Heiligkeit der grossen,
Und sich der also nieten
Von Milde, von Erbarmde, des Genossen,
Der in England war Krone tragende.
Da standen Maide klare;
Von den Kränzen wär' man Wunder sagende.

der Frone (Str. 81.) gemeint, wie sich aus den folgenden Versen ergiebt, worin der Dichter den Abschluß des Chors, den sogenannten Lettner, ganz so beschreibt, wie er gewöhnlich in altdeutschen Kirchen bestellt war, jetzt aber nur noch in wenigen derselben angetroffen wird. B. — [4] Balkone, Geländer erhoben sich. Die Balkone waren nämlich über den Thüren und dem Altar oben auf dem Lettner angebracht. Eigentlich war es nur ein einziger Balkon, eine Bühne mit Geländern, von unten auf gewölbt und auf Säulen gestützt. B. — [5] gestollet: gestützt. — 7. mit wunder wehe. D. — ervollet: ausgefüllt. — Diese Str. ist in H. I. die letzte auf dem 23sten Blatte welches vor das 22ste gehört. Dieses letztere fängt mit unsrer 27sten Str. an, die auch in H. II., W., B., D. u. C. hier folgt.

70. 1—4. Gesumpzet und gespinnelt Die hailigen waren allumbe. Man sach darauf gezinnelt Bilde reich vil in den lewen krumbe. D. — gespinelt: auf dünne Säulchen oder Tragsteine gesetzt. — [3] gezinnelt: auf die Zinne, den Rand der Geländer gestellt. — [4] In den krummen kleinen Bogen der Lauben oder Tabernakel. — [5] zwölfb. Apostel, beicht. Confessores, Bekenner, die den Tod um ihren Glauben erlitten, maide: heil. Jungfrauen. — 7. martery. D. — Die dabei angebrachten Inschriften (briefe) gewöhnlich auf Bändern, die aus dem Mund gingen, oder ihnen umgehangen waren, enthielten viel gewichtige Sprüche, oder (martery) ihre großen Märtyrerleiden. — Auf diese Str. folgt in H. I. unsere 67ste; in den übrigen Mn. unsre 71ste.

71. 3—4. daz sy sich milte nyetent, Da mit sy sich den werden mögent nossen. D. — nieten: befleißigen. — 5. der noch in England ist. B. — B. bezieht den in England Krone Tragenden, auf Joseph von Arimathia. Ich würde ihn auf den auch K. 25. Str. 174. erwähnten heiligen Oswald, König von England beziehn, von dem es schon ein deutsches Gedicht aus dem 12ten Jahrhundert gab, das neuerlich Ettmüller heraus-

(398.)

Begattert goldes reiche
Zwei Thür' vor allen Chören,
Dass man allumme geleiche
Mocht bas gesehen und gehören.
Die Wände bei den Thüren waren auch verspänget,
Vergättert wohl zu lobene,
Mit Stein wol unter menget.

73. (372.)

Die Chöre hatten innen
All unten Sitz mit Mäure;
Dem höchsten Gott zu Minnen
Nahm sie aller Kost gar untheure,
Da ihn' sein Hülfe Steure gab so grosse.
Durch das ward hier gebauen
Ein Werk, dem alle Welt nicht hat Genosse.

74. (399.)

Auf den Mauern Zierde
Die Chöre da unterfiengen
Mit fremder Conduwierde
Spindel stark, darüber Bogen giengen.
Darauf von Golde Bäume hoch begrünet,
Mit Vögeln übersessen;
Die waren alles Krieges wohl versühnet.

gegeben hat. — 6—7. und ander heiligen bilde. Von der reichait wer ich — D. — In H. I. fehlt diese Str. In W., B. u. H. II. folgt auf diese Str. unsre 67ste. In D. u. C. unsre 62ste B.

72. die thüren D. und die Mn. — Hier ist nun von den kleinen Chören die Rede. B. — [5] der übrige Theil des Abschlusses, der ganze Abschluß der Chöre war nämlich ein Gitter. versp. mit Spangen beschlagen, daraus bestehend. — 6—7. ain gatter nit so der ander Frömder Kunst mit steinen undermenget. D. u. C. — Auf diese Str. folgt in H. I., II., W., B., D. u. C. unsere 74ste B.

73. 2. all undersetzet. D. — 4. nun aller reichait gar. D. dem höchsten Gott zu Liebe, sahen sie die Kosten nicht an. — 6. des ward do werk erzeuget. D. — davon si wolten bauen. H. I. — 7. dem al die welt nye nit gewan genosse. D. — Diese Str. folgt in H. I., W., B., D. und C. auf unsre 36ste. In H. II., auf unsere 35ste. B.

74. 1. auf allen den. D. — [3] Die Chöre waren an den Mauern nach einer seltenen Anordnung mit starken Säulchen unterfangen. — 6. übesetzet. D. — [7] mußten nichts von Streit untereinander, saßen friedlich beisammen.

75. (400.)

Wann sie's vollbringen mochten,
Das ward da viel erfunden.
Mit Reben gar durchflochten
Ueber all' die Bogen je zwo sich oben wunden,
Die über sich nach Buge von einander gingen,
Und über die Gestühle
Beidenthalb Klafter lang wohl hingen.

76. (401.)

Darunter waren geschosset
Wunderwaehe Florien,
Hier Rosen breit gesprosset,
Weiss und roth, an Bäumen und an Zweigen,
Mit Stengel grün geblättert Lilien weisse;
All' werther Blumen Farbe
Gleiches Bild sah man da mit Fleisse.

77. (402.)

Jeglicher Wurze, Blume,
Gar all der hohen edeln,
In wonniglichem Ruhme
Sah man all' ihr geleichen da schöne wedeln,
Mit Far und mit Forme als sie da sollten,
Stengel, Kraut und Blüthe,
Gelenke und all ihr Gelauber golden.

78. (403.)

Die Reben stark von Golde,
Und waren jedoch begrünet,
Da sie Reben gleichen sollten,
Und auch darum, dass es die Augen kühnet
Und gab auch Schatten vor manchem sundern Glaste;
Durch dass in allen Chören
Mit Smaragd waren die Mauern gemenget vaste.

75. 1. darbringen. D. — [5] nach buge: nach der Biegung.

76. 1. da ward all understosset. B. — 1—2. darunter ein wald geschosset mit wunderhafter florie. W. — 2. maniger hande florien. D. mancherhand, wunderkünstliche Blumen. — 3. vol osset. D. wohl sprosset. C. In H. II. fehlt diese u. die folgende Str. B.

77. 3. vil wirdiglichen zuo ruomen. D. — 4. wedeln: hin und her schwanken. — 7. geleicht und auch glaubet alles von golde. D. — und auch gelöber ausser golde. H. I. — und all ihr lauber ausser golde. — gelauber: Laubwerk.

78. 1—3. die reben waren auss golde Vil stark und dik begrünet, Wand's reben — 4. herzen künet. D. — kühnet: kräftiget. — [5] sundern: absonderlichem Glanze. — [6] durch dass: deßhalb waren auch. — [7] gemenget vaste: stark ausgelegt.

79. (404.)

Die Lauber hingen dicke,
Wenn sich ein Luft enbörte,
Dass man sie ohne Schricke
In einem süssen Tone klingen hörte,
Recht als ob sich tausend Falken schwüngen.
In einer Schaar geleiche,
Und Schellen klein von Gold an ihn' erklüngen.

80. (405.)

Die Reben überflucket
Mit mancher Schaar der Engel,
Als ob sie wären gezucket
Aus Paradies; und swen der Reben Kengel
Den Lauber-Klang begunnte wegende führen:
Die Engel so gebahrten,
Sam sie sich lebelichen könnten rühren.

81. (406.)

Der höchste Chor der Frone
Ward je gar ausgesondert
Mit aller Zierde schone.
Diese Zierde ist theurer, denn ander hundert.
Reb' und Engel darzu waren bereitet,
Dass Wind darin verholen
Von Balgen gross mit Listen war geleitet.

82. (407.)

Per Musik und per Use
Beide hoch und leise,
Als je von dem Windhuse
Der Meister gab Geleit und Weise,

79. 1. die lauber waren H. H., u. D. dicke: dicht. — 2 enbörte: erhob.

80. 4—5. derselben reben stengel Der louber do begunden wegenden füren. D. — wegende: bewegend. — 7. löbelichen. D. u. H. I.

81. 1 Chor des Herrendienstes, Hochaltar. — 2 ausgesa. ausgezeichnet. — 5. waren aus der. D. — 6 verholen: verborgen. — 6—7. so dass ein Wind was verholen Aus balgen drein mit listen ward geleitet. D.

82. 1. usye. D. durch Usus; so nannte man im Gegensatz mit der eigentlichen musikalischen Kunst eine Art Kirchenmusik, welche nicht sowohl auf Regeln, als auf Gebrauch und Herkommen beruhte. Ducange Glossar. — 2. der buche schrift vil leise, H. H. Diese Lesearт scheint sich darauf zu beziehn, daß nach dem Usus die Noten wie Betonungszeichen oben über den einzelnen Sylben der Schrift angebracht, nicht aber zwischen Linien gestellt, und mit Schlüsseln versehen waren. B. — 3 windhuse: Windhaus,

Mit der Pfaffheit gaben süss Getöne,
Der Engelschaar geleiche,
Gar ohne Wort, ja war es dennoch schöne.

83. (408.)

Als ihn' die Zierde reiche
So viel gab Freudenluste,
So sprachen's all' geleiche:
„Viel lieber Gott!“ und schlugen zu der Bruste,
„Seit du uns Herre verliehen hast sollich Ehre,
Was hast du denn zu Himmele?
Da es sich hunderttausendfalter mehre.“

84. (409.)

„Ob da wär' iht Gruffte,
Nein, Herre, Gott, enwelle,
Dass unter Erden Schlufte
Reine Diet sich jemer falsch geselle,
Als etswenn in Grüften sich gesammet;
Man soll an lichter Weite
Christen-Glauben künden und Christus-Ammet.“

Bälgebehälter an diesem Orgelwerk. — 4. der geleite gab mit weise, D. — 6—7. die engel da gelichen Ton gar one wort. H. I. dan sunder wort. D.

83. [1] ihnen: den Templeisen. — 4. Got lieber her. D. — 6. was hast du dann zu gebene. D. — 7. faltet. D. da du uns schon hier so viel Ehre verliehen, was kannst Du im Himmel noch geben? Wo es dennoch aber hunderttausendmal mehr derselben giebt.

84. 1. guffte. D. guft: Gier, prahlerisches Geschrei. — grufte: Wenn irgend wo Grüfte, unterirdische Gemächer sind. — [2] enwelle: wolle nicht. — nicht herre D., C. u. H. I. — 4. immer. D., H. II., W. u. C. — 6. ja sol man an der weite. D. an dem lichte, H. II., W. u. B. — 7. sein amt. D. Gott verhüte, daß sein reines Volk sich jemals in Schlüften der Erde mit Falschheit, Verrath sich geselle, (oder nach B. so ungeziemend, schmählich sich versammle) wie es ehemals in Grüften sich versammelte. In hellen weiten Räumen soll man Christi Glauben verkündigen. — Diese Stelle ist merkwürdig, weil in den ältern Kirchen bis zum 13ten Jahrh. gewöhnlich eine Gruft angebracht war, worin zu gewissen Zeiten Gottesdienst gehalten wurde zum Andenken an die ersten Christen, welche sich in den Zeiten der Verfolgung besonders in Rom in den Grüften bei den Gräbern der Märtyrer zum Gottesdienst versammelten. Dieser Gebrauch, Grüfte unter den Kirchen anzubringen, kam bei der Einführung der altdeutschen Baukunst ab. Man findet nur sehr wenige Kirchen von dieser Art mit einer Gruft. B. Doch nicht so gar selten, z. B. Memleben, Jerichow, Meissen, Marienburg, und in den Domen zu Naumburg, Brandenburg, u. s. w. Aus dem Prozeß gegen die Tempelherrn erhellt: daß die Aufnahme in der Regel im Dunkel der Krypta zu geschehen pflegte, freilich auch mehr in der Zeit, da der Orden schon schärfer gegen Außen sich abzuschließen begann. — Fand Albrecht dieses Gebet schon bei Kyot, so deutet dies auf eine Abfassung, die noch in die Jugendzeit des Ordens fällt.

85. (410.)

Kleiner und grosser
Kristallen, geleich den Hüten,
Gelber und roser
Balsam Vass, die brannten sam sie glühten.
Auf in den Chor war' drei stund zwei gehangen,
Und aussen vor dem Chor
Ihr' zwei und zwei an reichen Goldstrangen.

86. (411.)

Darob Engel schwebten,
Wohl Klafter hoch gemessen,
Als sie die Licht' da hebten.
Oberhalp ward mit Gesicht vergessen
Der Stränge, wie sie die Engel mussten halten
Untz an das Gewölbe.
So war da mancher reicher Kost gewalten.

87. (412.)

Viel Engel Kerzen habten
Auf Kanzel und auf Maeure,
Hie gewunden dort gestabten.
Swie sie doch solcher Kost nahm untheure,
Der' sie von Balsam grosse Reichheit hatten:
Doch wollten sie von Kerzen
Durch gut Gewohnheit Licht nicht gerathen.

85. [2] in Gestalt von Hüthen. — [3] roser: rosenfarbig. — 5. auf jedem chor wart. D. — drei stund: dreimal. — 6—7. ausser halp die kanzel heten Do hingen ye zway an golde mit strangen. D. C. — 6. vor den Chören. H. I., H. II. und B. — „Mir scheint hier blos der Hauptchor gemeint zu sein, worauf V. 6. u. 7. in D. und C. hindeutet. Hier ist zwar auch in der Mehrzahl gesprochen, aber Kanzeln oder Balkone hatte nach meiner bei der Str. 69. gegebenen Erklärung nur der Hauptchor, und um die Stelle hiermit in Einklang zu bringen, braucht man nur zu lesen: ausserhalp, da er kanzel hatte." B.

86. 2. zwo kl. H. II. ye kl. zwo. D. — [3] hebten: hielten sc. die Balsamgefäße. als den hie. D. — Nach der Lesart im Text waren die Engel 1 Klafter hoch, also in Lebensgröße. Nach D. u. H. II. schwebten sie 2 Klaftern hoch über den Lampen. — 4. und oberh. D. — 5. wie sich die engel mussten do enthalten. D. — Swie sie doch leicht engel mussten aufhalten. Die sträng vom gewölbe H. I. — Man sah die goldnen Seile nicht, an denen die Engel die Lampen hielten. — 7. hohen kunst. D.

87. habten: hielten. — [3] hier gewundene, dort stabförmige platte Kerzen. — So wie sie solchen Aufwand nicht hochachteten, da sie großen Reichthum an Balsam hatten, dennoch —. 6. sie ane valsch. D. — von wachse. C. — 7. gerathen: entrathen, entbehren.

88. (413.)

Manch weite Kron von Golde,
Darauf vil Kerzen lauchte,
Gehangen als sie sollte;
Ein Engel je darob Speeres hoch. Mich dauchte,
Er wollt' die Kron gen den Lüften führen.
Man konnt' nicht erkiesen,
Dass sie da habte Gold mit reichen Schnüren.

89. (414.)

Die Altar zwir gevieret
Mit Lichter waren gemeine,
Swenn da ward gezieret
Gottes Ehre und unser Heil mit Amt reine.
Des Balsam Viern brannten zu allen Zeiten;
Das Wachs mit seiner Viere
Musst je da leuchten bis an das Amt erbeiten.

90. (415.)

Swelcherleie Stimme
Im Tempel ward erklenget
Von Edelkeit der Gimme,
Von der Weit und Höhe ward gelänget
Der Widergalm in hellem Tone süsse,
Geleicher Weis' dem Walde,
Der wiedergiebt im Mayen Vöglein grüsse.

88. 1. reiche. D. — krone: Kronenleuchter. — 6—7. nyemant kund es erkiesen. Die Engel habte golt mit reichen schnueren. D. — Auf dieſe Str. folgen in H. I., II., W. u. B. unſre 90, 89 und 43ſte. In D. u. C. aber wie hier die 89, 90, u. dann die 43ſte.

89. [1] zwir gevieret: zweifach geſchmückt (d. h. mit 2 Kerzen.) 2. mit lichten allgem. D. — 5. das balsam feur do brannten. D. — des balsam vier. W. — viere. C. — vier glas. H. II. die balsam vas brennen vier. B. — 6. das wag mit seiner virre, kund ie leucht. D. — mit seinem werthe. H. II. — 7. must ie da luthe bis an das Amt erbiten. H. I. — ie der luchte — biten. W. — erpaiten. B. enbeiten. H. II. viere: Docht, Fackel. — erbeiten: Schluß, bis zu Ende des Hochamts, der Meſſe.

90. [2] erkl.: erklang. — [4] gelänget: verlängert. — [5] widergalm: Widerhall. — in hellem süssen done. D. — 3—7. von edler reicheit gimme So ward der widergalm ie so gemenget Ueberall mit süssen don geleicher weise, Alsam der wald zu Mayen Thut dem vogelsang zu vollem preise. H. I. — 7. ob darin ain orgelsang wer schone. D.

91. (426.)

Drei waren der Pforte,
Nicht mehr sonder Wahne,
Die eine gen dem Orte
Der Welt, das man da heisset Meridiane;
Die ander, die hatt' Ausfahrt gen Occidente,
Die dritt' gen Aquilone;
Von dannen giebt der Wind nicht gut Praesente.

92. (427.)

Ihr Pallast und ihr Dormeter
War gen Meridiane;
Ein Kreuzgang wohl geformeter
Dazwischen lag; des waren sie nicht ane,
Als es zu Brüderschafte wohl gehorte.
Zwo Vorlauben reiche
Zierten wohl vor andern zwei der Pforte.

93. (428.)

Die Pforten waren reich
Von lauter rothem Golde,
Gesteine meisterlich
Viel darauf gewiert; ich enweiss, wie man sie sollte
Engelten lassen. Sie waren et auch gereichet
Mit Schlössern aussen und innen,
Dass ihn' an Kost nie nicht ward geleichet.

91. [2] sonder wahne: ohne Täuschung, wahrlich. — 5. Oriente D. falsch, da nach Osten stets der hohe Chor ist. — 7. kompt uns selten guot presente. D. und C.

92. [1] pallast: nicht unser Pallast; jede Burg hatte ihren palas, eine große Halle, die zur Versammlung, zum Speisesaal diente, und oft im Gegensatz von sâl, Saal, den Wohn- und Prachtgemächern gebraucht wird. dormeter: Dormitorium, Schlafhaus. — [5] Dormitorium und Kreuzgang gehörten zur wohlgeordneten Einrichtung einer Klosterbrüderschaft oder eines Ordenshauses. — 6—7. gräden, lauben reiche Zierten gar nach wunsche wol die porten. H. II. — gräden lobeliche Zierten gar fürstelich all diese porten. W. — vorlauben reiche Die z. w. vor jeglicher porte D. u. C. — Zwei Vorlauben, d. h. an der westlichen und nördlichen Thür; an die nach Mittag schloß sich der Kreuzgang an. — „In den Hdsch. die gräden lesen, scheint dies willkürlich statt zwo gesetzt, denn der Dichter dürfte bei den Thüren wohl nicht an Stufen gedacht haben, da an dem Lewer, der Terrasse, worauf der Tempel stand, schon Stufen angebracht waren." Str. 4. B. — Warum sollten aber zur Pforte nicht auch noch einige Stufen hinaufgeführt haben?

93. 2. geleuttert auss von. D. — 4. darin verwirket. D. — enweiss: weiß nicht. — wess man. C. D. B. u. H. II. — [5] engelten: schätzen, bezahlen, kaufen. — gereichet: reich ausgestattet. 5—7. an aussgenommener Zierde lan engelten. — Ward ye geschriben auf erde Der Koste gleich, das hoer ich lesen selten. D.

94. (429.)

Mit Listen man da trachte
Vor jeglicher Pforten
Aller Steine Schlachte,
Die zu dem reichen grossen Werk gehorten;
Die lagen neben einander da bekennet.
Bei jeglichem stand geschrieben
Sein Tugend und wie er war benennet.

95. (430.)

So waren die Pforten geheret
Mit sundrer Kost beruchet,
Viel Wunders dran gekehret,
Und hoher Kunste Funde viel versuchet;
Wie mancherhand die Steine waren gebildet,
Fünf Zeilen weit von einander,
Allum gelaubet; ich wähn' es jemand schildet.

96. (431.)

Hoch innen ob der Pforte
Gen Occidente schone,
Das man viel gerne horte,
War ein Werk mit manchem süssen Tone:
Ein Orgelsang, da man zu Hochgezeiten
Das Amt mit florieret,
Als man noch pfleget in Christenheit vil weiten.

97. (432.)

Ein Baum aus rothem Golde
Mit Lauber, Zweig und Aesten,

94. 1. phechte. D. — trahte, H. I. u. II. man stellte, schaffte hin. — phachte. C. man maas, ordnete. — 3. geschlechte. D. Arten (slahte) — 7. sein tug. sein kraft D. — wie sein nam war benennet. H. I.

95. [2] mit besondrer Kunst besorgt. — 3. gross reicheit — H. I. D. — gemeret. H. I. — 4. hoher fund kunst vil versuchet. H. I. — Hoher Kunst Erfindung (funde). waeher künste sunder viel vers. W. u. B. — 5. mancher hande do wer geb. D. — 6. ziel. D. — zirkel B. — 7. allum gebogt. D. H. II., W. u. R. niemand. D. — gelaubet: zu einer Laube gestaltet. — „Man denke sich hierbei die prächtigen Eingänge an altdeutschen Domkirchen, wo der Bogen seiner ganzen Tiefe nach reihenweise hintereinander in mehrere Rippen, und reich mit Bildwerk verzierte Hohlkehlen abgetheilt ist, und so über der eigentlichen Thüre eine Laube bildet." B. — schildet: schildert, malt, beschreibt.

96. 1, innerhalb. D. — [5] hochgez.: hohen Festen. — [6] florieret: die Messe damit ziert, verherrlicht. — 7. in den landen weiten H. I. — in manigen landen C. u. D.

97. 1. gar ausser. D. — 2. mit laub und auch mit aesten. H. I. D. — „In

Der sass, als man da wollte,
Voller Voegel überall die besten,
Die man an süsser Stimme lobt zu Preise.
Von Bälgen ging darin ein Wind,
Dass jeglicher sang nach seiner Weise;

98. (433.)

Einer hoch, der ander nieder,
Je nach der Schlüssel[2] Leite.
Der Wind war her und wieder
In den Baum geweiset mit Arbeite;
Swelcherleie Vogel er wollte stungen,
Der Meister wohl erkannte
Den Schlüssel, je darnach die Vögel sungen.

99. (434.)

Vier Engel auf den Aesten,
Aussen an dem Ende,
Die standen ohn' Gebresten;
Von Golde ein Horn jeglicher in einer Hände
Hatt', und bliesen die mit grossen Schalle,
Und winkten mit der andern Hand,
Recht in der Weise: „wohl auf ihr Todten alle."

100. (435.)

Da stand das jüngst Gerichte
Ergossen, nicht gemalet;
Durch Sünder Reu-Gesichte
Ward hier der Mahnunge nicht entwalet,
Dass je nach der Süsse geht des Sauren.
Durch das soll man in Freuden
Je gedenken an dasselbe Trauern.

H. I. folgt hier unsre 101ste; die 98, 99 und 100ste fehlen, ich lege daher bei diesen den Text von H. II. zum Grunde." B.

98. [2] leite: Leitung. — hoch und auch do nieder. D. — 3. für und. D. — In H. II. W. u. B. ist die Stelle mehr oder weniger verdorben. B. — 5. stungen, stupfen, incitare, in Bewegung setzen.

99. [3] gebresten: Gebrechen. — 5. und bliesen da mit sch. D.

100. 3. durch dieselbe slichte. W. B. und H. II. — [4] entwalet: versäumet, unterlassen. — derselben mandung. D. — 7. desselben. D. Das Trauern der Sünder beim jüngsten Gericht. Auf diese Strophe folgt in H. II., W. u. B. unsre 69ste, in D. und C. aber unsre 101st. — S. Wolfram, Tit. St. 17. sus nimt die werlt ein ende: unser aller süez eam orte ie muoz süren.

101. (436.)

Ein Kost an Zierde michel
Da sonders war zu schauen
Unten an dem Onichel.
Darin so war ergraben und erhauen
Fisch und aller Meerwunder Bilde,
Jegliches in seiner Forme;
Die fuhren recht als ob sie wären wilde.

102. (437.)

Wan Rohr allumme giengen
Von aussen drein mit Lufte,
Den Estrich überfiengen
Kristalle klar, darunter wohl mit Gufte
Sie wegten sich; sam's in dem Wage lebten.
Windmühl von aussen ferne
Mit Bälgen da den Brádem gebten.

103. (438.)

So des Estrichs Kunde
Gab lichten Augen Weise,
Als ob ein See mit Unde
Sich wegte, und doch bedecket mit Eise
Wär', dass man gar durchlauchtig saehe,
Was von Fischen, Thieren,
Meerwunder Streit und Sturmes viel geschaehe.

104. (439.)

Der Bischof Bonifánze —
Der Brüder Art von Parillen,
An Preise viel der Kränze
Trug die Frucht mit der Franzoiser Willen,

101. 3. under dem. Alle außer B. — 4. ergossen. D. — 5. und auch gar viel. D. — 6. Farbe. H. I. u. R. Diese und die folgenden Str. finden sich auch in R. B.

102. 1. von rohr. D. — 3. estering umbf. D. — 4. sy mit gufte. D. guft: Geräusch. — 5. wegten: bewegten. — wage: Woge. — sach man recht als sy in D. und C. — 7. mit dunst aldar denselben bladen gebten. D. — bradem: Luft, Wind, Odem. In H. II. fehlt diese, und die folgende Str.

103. 1. des esterriches. D. C. H. I., W. und B. — [2] gab Weisung, zeigte den Augen. — [3] unde: Wasser. — 5. vil günne dass. D. — 7. und auch meerwunder sturmes do geschäehe. D.

104. 1. penitentze. D. C. u. H. I. Der Bischof des Tempels wird im Tit. bald bonifacie (K. 38. Str. 50.) bald bonifante (K. 40, Str. 265.) genannt. Daß statt penitenze ein Nahme stehn muß, folgt aus dem Zusammenhang. — [2] Er stammte vom

Und von mancher Diet in fremden Reichen; —
Der weihte nun den Tempel
Und die Altäre alle säligleichen.

Mit welcher übergroßen Pracht der Tempel auch gebaut war, dünkt er den Dichter dennoch nicht prächtig genug, und wenn er der heil. Jungfrau zu Ehren ein Gotteshaus bauen sollte, sagt er:

Str. 151: Ich wollt' ir einen machen
Vollen weit gen einer Meile,
Mit reicheit sus besachen,
Dass diser tempel allumb darin mit zeile
Nit wan zuo kören stuonden wol fünfhundert
Mit Koste reiche,
Sam er mit worten ist zuo lobe besundert.

Bruder des Parille her. (K. 1. Str. 29, 32. — K. 2, Str. 9). Er, der Bischof (frucht) war berühmt bei den Franzosen. — 7. **williglеichen.** D. C. und H. I.

Str. 151. [3] **besachen:** versehn. Die Beschreibung dieses Tempels, worin sich nun der Dichter ergeht, schweift ins Ungeheuerliche über, und das eingewebte Lob Marias ist ganz in dem übertriebenen geblümten Style, wie der Dichter Gottfried von Straßburg in seinem Lobgesang auf die heil. Jungfrau ein nach unserm Geschmack wenig preiswürdiges Vorbild gegeben hatte.

Viertes Kapitel.

Wie Titurel eines Königs Tochter von Hispanien, genannt Richoude, zur Ehe nahm.

Nach der Vollendung des Tempels diente Titurel noch 400 Jahre unter Schilde Gott und werthen Frauen, und hatte dennoch nur das Ansehn eines vierzigjährigen Mannes. Keinem menschlichen Wesen war damals die Berührung des heiligen Grales erlaubt, denn kein Mensch war so reines heiligen Sinnes, daß er dieser höchsten Ehre würdig gewesen wäre. Ein Engel führte, dem König Titurel zu Huld und Freude, den Gral in die ihm bestimmte Sakristei in dem kleinen Tempel, der, dem großen nachgebildet, in der Mitte desselben sich befand. Nun gab ihm der Gral die Schrift an seinem Rande zu lesen: es sei ihm erlaubt, sich zu vermählen, und in Hispanien wohne die reine keusche Braut. Richoude hieß diese von Gott auserwählte Jungfrau; ihr Vater hieß Frimutel, der bereits verstorben, und ihre Mutter war ebenfalls dem Gatten bereits aus Gram in das Grab nachgefolgt. Sterbend ward sie von ihren Eltern gebeten, daß, wenn sie sich vermähle und Kinder gewinne, sie zwei davon nach ihnen benenne. Mit Boten warb Titurel um sie, und mit großem Gefolge kam sie nach Montsalvage, aber ihre Begleiter kehrten alle zurück, bis auf die Junghern (Pagen) und 480

Jungfrauen, die mit ihr gekommen waren, und denen der Grâl zu bleiben befahl. Von den übrigen Rittern wählte Titurel 200 aus, die da zu Dienste des Grales blieben, nachdem er sie in einem Turnier und Buhurt am See Brumbane geprüft hatte. Der Bischof, der den Titurel zum Schwerdte eingeseegnet hatte, seegnete ihn nun auch zur Ehe ein. In der ersten Nacht saß das Paar da, sich mit Armen umfangend und küssend ohne Sorgen.

Str. 18. Die ander nacht sy lagen
In kleiden reich gesellet,
Daz sy aber nichtes pflagen;
Es was do bey den zeiten so gestellet,
Daz solliche ding mit rede vil bass verborgen
Von allen zungen waren,
Dann nun die werk den abent und den morgen.

Str. 19. Do von sogar unkunde
Was es all hie in bayden.
Wie es hernach erfunden
Sein junger muot, des wart mir nit beschaiden.

Sie pflagen großer Liebe gegen 20 Jahre in unwandelbarer Jugend fort; dann starb Richoude, und ward mit Pracht zur Erde bestattet, viel beklagt und beweint von Titurel, der ihren Leib köstlich einbalsamiren ließ. Der Wille der Eltern Richoudens aber ward erfüllt, da eine Tochter Titurels Richoude, und der eine Sohn Frimutel genannt wurde.

Gaylet (im Parc. Kailet) Sohn des Königs Leo von Kastelrotte, warb um die junge Richoude, um einen Zweig des heiligen nie verdorrenden Stammes in seine Familie hinüberzuziehen, und erhielt sie zur Gemahlin. Dadurch ward ihm Hispanien unterworfen, das Erbtheil der Mutter seiner Gattin; fünf Könige standen unter ihm, (Str. 28.) derselben ist Hispanien noch nicht ainig. — Der König von Granat, (Granada), bezwungen durch Titurel, gab seine Tochter Klarisse an Frimutel zur Gemahlin. Mit derselben erzeugte er fünf Kinder, Amfortas, Trevrezent, Joisiane, Herzeleide, und Urepanse de Joie, die jüngste, welche letzte beim Tode der Klarisse, die ebenso reich und kostbar beigesetzt ward, wie Richoude, noch so jung war, daß sie noch nicht den Psalter lesen konnte, und noch mit Puppen spielte. Die letzte Str. dieses Kapitels lautet:

Str. 61. Mit reimen schon zwigenge
Seint diese lieder worden

Str. 18. Vergl. die Vermählung Parcivals mit Konduiramur im Parc. S. 147.
Str. 19. [2] in: ihnen.
Str. 61. [1] zwigenge: mit 2 Reimpaaren. Diese Str. gehört als Vorwort zum

Gemessen recht die lenge,
Gar in ir don nach maistersanges orden.
Zuo vil zuo klain, das tuot ain lied verschwachet.
Ich Wolfram bin unschuldig,
Ob schreiber dicke recht unrichtig machet.

folgenden Kapitel, wo Albrecht Wolframs erstes Fragment paraphrasirend aufnimmt; dasselbe ist vierzeilig, und meistens ohne Mittelreime. Etwas modificirt wiederholt sich diese Str. am Schluß des ganzen Tit. J. Grimm, Meistergesang, S. 83. erklärt, aber wohl mit Unrecht, zwigenge durch: „schon 2 mal." — 4 maister sanges orden. Zu Wolframs Zeit hatten die sogenannten Meistersänger sich noch nicht in Schulen geordnet und zunftmäßig konstituirt, wodurch hier deutlich wird, wie Albrecht in Wolframs Nahmen spricht, und die zu seiner Zeit bestehenden Meistersängerschulen, denen alles auf die Form, Reim und Sylbenzahl, nichts auf den Geist, ankam, in die Zeit Wolframs zurückversetzte.

Fünftes Kapitel.

Wie Titurel seine Kinder in der Tugend unterrichtet, und ihnen die geistliche Bedeutung des Grales mittheilt.

(Wir lassen hier die Strophen des ersten Fragments Wolframs im Versmaas des Originals an der Stelle folgen, wo Albrecht sie in seinem Gedicht in umgearbeiteter Form eingewebt hat, und bezeichnen sie mit W. 1. u. s. w. Bei Wolfram bilden die 131 ersten Strophen ein Ganzes, und es wird dem Leser, um einen durch die Zerstückelung ungestörten Eindruck zu empfangen, überlassen, dieselben unter Weglassung der Zwischenstücke Albrechts hintereinander zu lesen. Wolfram dichtete sie vierzeilig; aus Rücksichten des Drucks und des so mehr hervortretenden Rhythmus sind sie siebenzeilig gesetzt, so daß die eingerückten Zeilen 2, 4 und 7. mit Zeile 1, 3 und 6. bei Wolfram nur eine Zeile bilden. Der ungemeine Unterschied zwischen dem Wohllaut und der Zierlichkeit der Sprache und Trefflichkeit der Gedanken bei Wolfram in Vergleich mit Albrecht wird, hoffe ich, auch in der Uebersetzung noch erkennbar sein, wiewohl sie den Rhythmus und die Gediegenheit des Originals bei weitem nicht erreicht.)

W. 1.

Als sich der starke Titurel
Konnte noch rühren,
Da durft' er selbst voran wohl
Zum Sturme die Seinigen führen.
Nun sprach er im Alter: „Ich lerne,
Daß ich vom Speer muß lassen,
Den ich sonst geschwungen so schön und gerne!"

W. 2.

„Könnt' ich — so seufzt der Edle —
Waffen noch tragen;

Von meiner Hand wie sollte
Da Speeres Krachen die Lüfte schlagen!
Vor Splittern wär' die Sonne nicht zu schauen.
Viel schönen Schmuck von Helmen
Hat meines Degens Schärfe gehauen."

W. 3.

„Wenn jemals hoher Liebe
Trost mich beglückte,
Der Liebe süßes Walten
Zu seeligen Freuden entzückte,
Ein liebes Weib mich grüßt' in trauter Weise:
Das ist nun all' entfremdet
Dem hinschmachtenden klagenden Greise."

W. 4.

„Mein Seegen, meine Reinheit,
Mein stätiger Wille,
Mein hoher Ruhm, errungen
Im Sturm, wie in friedlicher Stille:
Sie sollen nicht in meinen Enkeln sterben.
Ja, echte Lieb und Treue
Werden fort von Geschlecht zu Geschlecht sie vererben."

W. 5.

„Wohl weiß ich, daß, wen Weibes
Lächeln empfahet,
Immer stäte Treue
Und Keuschheit diesem sich nahet;
Die beiden können nimmer daraus weichen,
Als einzig nur im Tode.
Niemand kann anders es je erreichen."

Als Titurel (fährt Albrecht fort) die Abnahme seiner Kräfte bei den ritterlichen Werken fühlte, berief er alle seine Kinder um sich, um sie von der geistlichen Bedeutung des Grales und seinen wunderbaren Kräften zu unterrichten. Seine Lehren sind kurz folgende.

„Der Tugendengel war der Bote, der den heiligen Gral mir überbrachte, und gebenedeyet sei die Botschaft; denn der Tugend Lehre und Regel war daran geschrieben; und so ward mir wahre Tugend gegeben und Demuth, deren ich selbst im tiefsten Leiden über den Tod Richoudens und Klarissens nicht vergaß, und die mich vor Verzweiflung bewahrte. — Der Gral speiset uns alle auf wunderbare

Weise, und ist Allen unsichtbar, außer den Erwählten, die zu seinem Ingesinde gehören. Die so mit ganzer Tugend sich ihm geweihet haben, die müssen zu allen Zeiten diejenigen von ihm abwehren, die kein heiliges Leben führen. Des Grales Bezeichnung mag Niemand, weder Mund, noch Zunge, deuten. Den Tempel habe ich allen Christenleuten zum Merkzeichen rechter Lehre erbaut, ob sie Gott mit Treuen an des Tempels Zeichnung wollen schauen. Er ist nach dem Beispiel des heiligen Tempels zu Jerusalem erbaut, und doch verhält sich jener zu diesem, wie ein glimmender Halm zu der Welterleuchtenden Sonne. Alle Hüter des Grals, deren Nahmen bei ihrer Wahl an dem Rande des Gefäßes geschrieben erscheinen, und wenn sie gelesen sind, wieder verschwinden, sind so erhabene Muster der Tugend, der Sittenreinheit und Heiligkeit, daß keiner je zur Hölle kann verdammt werden. Ihre Seelen steigen sogleich zu den ewigen Freuden des Himmels auf. So ist Titurels Geschlecht süß gereinet, und mit allen Tugenden wohl gesteinet. Das männliche Streiten der Templeisen lehrt uns muthig und kühn die Sünde, und das Drängen und Reizen des sündlichen Treibens zur Hölle im Menschen bekämpfen und unterdrücken. Wie die Burg des Grales Montsalvage, d. h. der bewahrte (behalten) Berg, genannt wird, so sind auch die Seelen derjenigen wohl behalten und bewahrt, welche der Gral sich zu seinen Hütern erkürt. Laß dich zu einem Chor in diesem Tempel ordiniren, der wird von 10 Balsamlichtern erleuchtet; die 10 Lichter sind die 10 Gebote; laß sie Dir anzünden, und in ihrem klaren Scheine Dir den rechten Glauben verkündigen. (Hier folgt eine Paraphrase der 10 Gebote). Zwei Thüren führen zu dem hohen Chore, so wie zwei Straßen zu Gottes Thron, von denen die eine schön geblümt und herrlich geschmückt, die andre hart und rauh ist. Die erste heißt Unschuld und reines Leben, die andere Reue und aufrichtige Buße für begangenen Fehl. Der große Tempel, worin dieser Chor ist, hat drei Pforten; die sind: rechter Glaube, Liebe, und Thaten der Liebe. Mit allen diesen Tugenden muß aber die Stätigkeit verbunden sein. Denn wer von dieser weicht, der ist geschmäht an der Ehre, der muß von jenen beiden Straßen weichen, und zur Hölle kehren. Als Gottes Huld Israel aus Aegypten gnädig geführt hatte, verloren die Juden die Stätigkeit, und fingen an, auf ihrem Zuge von Gott zu wanken; und es verdarb darum all ihr Gut. Wenn Ihr, Gott zu ehren, in den Tempel kommt, so dienen gewisse Steine dazu, in Euch den Tugend Kraft zu mehren, und den Wandel (lasterhaften Sinn) von Euch zu stoßen. Wenn Aaron, der Priester, zum Tempel ging, trug er diese 12 Edelsteine, der Tugenden Exempel, die Gottes Sohn nachmals den Zwölfen lehrte, damit sie den Glauben der Christenheit heilbringend mehrten. Die Steine waren: Saphir, Chrysolith, Topas, Chalcedon, Smaragd, Jaspis, Ethites, Selenit, Koralle. [1]) In dem Tempel sind die Gestirne abgebildet, zum Zeichen, daß Ihr

1) Die übrigen 3 nennt Albrecht nicht. Das Gedicht von den kresten der edelst. nennt außer obigen noch den almendein (Alamandina des Alb. M.) Karfunkel, Jachant, (Hyacinth), Kristall, Achat, Amethist, Onyx, und läßt Chalcedon, Ethites, Selenit und Koralle fort. S. Altd. Mus. II, S. 55—77. Ferner: 2 B. Mose, 28, V. 17—21. Offenb. Johannis, 21, V. 18—21.

nach oben, zu dem höchsten Gott schauen sollt. Außen am Tempel sind die weltlichen Tugenden in Bildern dargestellt, davon die tumben Lehre nehmen mögen. Innen aber wird gelehret, wie man das Paradies gewinnt. — Niemand diene dem Gral, der nicht das Verständniß der Steine hat, die den Tempel zieren. Die Bilder außen sind erläutert durch Sprüche und Inschriften überall, wie auch der Gral Schrift und Lehre zu lesen giebt. Tagtäglich sind die Templeisen mit Kämpfen im Dienste Gottes beschäftigt, und nur an vier Tagen ruhen sie aus, u. z. an den vier höchsten Festtagen: an Christi Geburts-, Christi Todestage, seiner Auferstehung, und der Ausgießung des heiligen Geistes."

Endlich klagt Titurel noch, daß sein Sohn Frimutel noch nicht durch den Gral selbst zu dessen König sei eingesetzt worden, und daß er zwölf seiner Kinder durch den Tod verloren habe.

Darauf schreitet im nächsten Kapitel die Geschichte wieder fort.

Sechstes Kapitel.

Wie Frimutel König im Gral ward, und seine beiden Töchter, Joisiane und Herzeleide hinaus in die Ehe giebt.

Aller seiner Klagen wollte Gott nun Titurellen überheben, denn plötzlich erschien am Gral die Inschrift: Frimutel solle nun die Krone des Grales tragen. — Der bisher frei schwebende Gral solle sich von der reinen Magd Joisiane tragen lassen. Noch wurde gelehrt, daß der Anblick des Grales vor dem Tode behüte; wer ihn an einem Tage siehet, dem kann eine Woche darnach der Tod nichts anhaben.

Str. 4. Frau Aventeur, ir kriegent
Für hohe meister brechen.
Ich enweis, ob ir uns triegent?
Ich main, daz mein her Walther künde sprechen,
„Hulde gotes und guot und weltlich ere
Mit sampt war nyemant habende."
Die gebt ir alle grales diet und mere:

Str. 4. [1–2] Ihr kämpft den Kampf für hohe Meister; oder: veranlaßt hohe Meister zum Kampf unter einander. — [3] en weis: weiß nicht. — trieg: täuscht, betrügt. — 4. ja leider desn mac niht gesîn, Daz guot und weltlich êre Und gotes hulde mêre zesamene in ein herze komen. Walther v. d. Vogelw. ed. Lachmann, S. 8. und Simrock, Uebersetzung Walthers, S. 4 und 124. — Albrecht scheint auch Wolfram in der Bezugnahme Walthers (Parc. S. 206.) nachgeahmt zu haben. Walther klagt in jenem Gedicht über die Verderbniß der Welt, daß Gottes Huld, und weltlich Gut und Ehre nicht bei einem und demselben Herzen sich beisammen finden. Alles dreies gewähre aber der Gral. Darum schilt der Dichter die Aventüre: diese Sage und ihr Dichter spreche: Der Gral gewähre alles Dreies; Walther aber spreche das Gegentheil; so gerathen durch sie, die Aventüre, Muse, beide hohe Meister in Streit, denn Einer kann doch nur Recht haben.

Str. 5. So daz sy wunsch mit lebene
Hie habent sunder sterben,
Und in der gral zuo gebene
Das hab; so wolt ich ymmer gerne werben,
Zuo dem grale knecht, für herre über alle reiche.
Ain frünt von Bleyenfelden,
Da sprichst gen mir allzu dicke verleiche.

Str. 6. Du wenst mich haben bekrenket,
Und deinen preiss gemeret;
Ob dir nun witz nit wencket,
So wird dein seld wol tausentvalt geheret.
Dann ob du trügest bei dem Gral die Krone,
So tuo nit wan das guote,
Das arge la; so wirstu lebende schone.

Zugleich aber sieht Titurel auch am Grale geschrieben: daß Frimutel und Amfortas werden an ihrem Leibe Schaden leiden, wegen Minne zu den Frauen. Nichtsdestoweniger wird Frimutel gekrönt, und an dem Tage von den weißen Händen der Joiſiane der Gral auf den Tisch vor den König gesetzt. Hundert Feuer von duftender Aloe brennen in dem Saale; Reichthum ist überall und Fülle der Speisen, von denen einige als Kuriosität und zur Erläuterung für sachverständige Gastronomen genannt sein mögen: (Str. 32.) prodiscular von Gente, pleumaschier (blanc manger?) mente, zwisuram, dymargariton (Austern?) zintober cum alexandri, und libri (Str. 33.) pardreis (perdrix?), lainpriden (Lampreten), goltvar sorbis (Sorbet), intestine auf ainem kol erkramet (geröstete Kaldaunen) zwatsch mit allsur (saure Pflaumen) u. s. w.

Nach der Mahlzeit unterrichtete Titurel den Frimutel und dessen Sohn Amfortas in den Gesetzen und den Regeln des Ordens, dem ersteren befehlend: wöchentlich einmal sie den Templeisen zu verkündigen. Er spricht: „Von Gott zu Königen geworben sind alle Priester, sobald sie die Krone tragen, und diese Krone ist die Platte, die Tonsur. Ihre Gewalt ist groß, und größer als die der Könige, denn sie bringen mit ihrem Gebet bis in den Himmel. — Den Königen des Grales ist es erlaubt, ein Weib zu nehmen, nicht aber den übrigen Templeisen. Denn der Priester gehört der Kirche allein. Sie ist unsre Mutter, und gebiert uns zum Himmel. — Vierhundert Jahre, wiederholt Titurel,

Str. 5. [1] wunsch: alles zu Wünschende. — [3] in: ihnen. — das hab: die Habe. [5] lieber Knecht beim Gral, als König aller Länder sein. — [6] Die Aventüre antwortet: min frünt, nach der richtigeren Lesart. — v. Bleyenfelden, d. i. Wolfram, Herr von Eschenbach und Pleienfelden. — [7] verleiche: vorwürflich; machst mir allzu großen Vorwurf.

Str. 6. [1] Du glaubst mich getadelt zu haben. — [3] wenn du klug bist. — [7] la: laß.

habe er nun dem Gral gedient, nun aber habe das Alter ihn träge gemacht; nur einen Mann, der Treue und Milde besitze, wolle der Gral zum Herrn, und einen solchen, der dabei zugleich mannlich unter dem Schilde nach Preis werbe. — Wer den Gral mit keuschem reinem Gemüth betrachtet, der ist den ganzen Tag über vor jeglicher Verwundung bewahrt, und andres Unglück muß ihn meiden. Sieht man den Gral an, indeß das Herz sich zum Genuß ehelicher Freuden neigt, so wird man an dem Tage, wenn man kämpft, verwundet, und erst nach acht Tagen übt der Gral wieder seinen Schutz aus. Treibt jemanden das Gemüth, seine Freuden außer der Ehe zu suchen, so wird er an dem Tage im Streit bis auf den Tod verwundet. Bis in den fünften Grad sind diejenigen, die von den Hütern des Grales abstammen, vor Zauberei bewahrt. Er, Titurel, sei bisher der Hauptmann der Templeisen gewesen, aber sein Schwerdt sei nun in eine Krücke verwandelt. Er sprach fort: (Es folgen hier bei Albrecht mehr oder minder umschrieben die Strophen Wolframs)

W. 6.

„Als ich, den Gral empfangend,
Die Botschaft vernommen,
Die mir der Engel brachte,
Vom höchsten Himmel gekommen:
Ward mein Gesetz in Schrift am Gral geschauet.
(Noch war die hehre Gabe
Nie vorher Menschenhänden vertrauet)."

W. 7.

„Es muß des Grales König
Keusch sein und reine. —
Von allen meinen Kindern,
Weh', Frimutel, Dich nur alleine,
Mein Sohn, hab' ich zum Gral zurückbehalten.
Nimm denn des Grales Krone
Jetzt hin, das heilige Amt zu verwalten."

W. 8.

„Du hast zu Deiner Zeit, Sohn,
Herrliche Thaten
In Schildes-Amt vollführet;
Doch warst Du irrig berathen;
Der Ritterschaft mußt Du fortan entsagen.
Nun stelle fest, mein Sohn, Dich!
Meine Kraft kann fürder Dich nicht mehr tragen."

W. 9.

„Fünf werthe Kinder ſchenkte
Gott Dir hienieden,
Denen der ſeelige Dienſt
Beim Gral hier wurde beſchieden:
Amfortas, Trevrezent den thatenfertigen;
Daß hell ihr Preis vor Andern
Aufglänze, bei meinem Leben noch darf ich gewärtigen.“

W. 10.

„Joiſiane, deine Tochter,
Im Herzen verſchließet
So viele Tugenden,
Deren Seegen die Welt genießet;
Ihr nach iſt Herzeleidens Sinn gemuthet.
Und Urepanſe de Joies Lob
Wird von keinem andern Lob überfluthet.“

W. 11.

Gehört ward dieſe Rede
Von Frauen und Rittern;
Und der Templeiſen Herzen
Mußten in Jammer erzittern,
Den ſolches Wort auf ſie herniederblitzte:
Da ſeine Hand mit ihnen
Nun ritterlich nicht mehr den Gral beſchützte.

W. 12.

So war der ſtarke Titurel
Worden der Schwache
Von beidem, hohem Alter,
Und der Siechheit Ungemache.
Frimutel ſaß ob mit hohen Ehren
Dem Gral auf Montſalvage,
Dem höchſten Wunſch, den auf Erden Gott kann gewähren.

W. 13.

Es waren ſeiner Töchter
Zwei in den Jahren,
Daß ſie zu hoher Minne
An Freundes Arm wohl gereifet waren.

Aus vielen Landen Könige bewarben
Sich um Joiſianens Liebe;
Bis auf Einen doch mußten Alle der Gewährung darben.

W. 14.

Kird von Katalonien
Erwarb Joiſianen;
Nicht Sonn' oder Mond beſchienen
Je ſchönere Magd auf ihren Bahnen.
Tugenden viel hatt' er auch zu Genoſſen;
Es rang nach höchſtem Preiſe
Mit Opfern und Thaten ſein Herz ſtets unverdroſſen.

W. 15.

Schön ward ſie zugeführt ihm
Und herrlich empfangen.
Zahlloſe Fürſten eilten,
Zum hohen Feſt zu gelangen,
Nach Katalon; auch König Tempetiere,
Sein Bruder kam. Selbſt Greiſe
Sahen wohl ſelten bei Feſten ſo Pracht und Ehre.

W. 16.

Kiot, der Herr des Landes,
Hatte Preis erworben
Durch Tapferkeit wie Milde;
Sein Thun war unverdorben,
Wo man im Ernſt nur mochte ſtreiten,
Oder um den Dank der Frauen
Geſchmückt zur Tjoſt in die Schranken reiten.

W. 17.

Hat lieberes Weib je
Ein Fürſt errungen,
Daß mit herzlicher Wonne
Die Liebe ſo Beide durchdrungen?
Weh drob; — nun naht ihm ſeine Trauer!
Das iſt der Lauf der Erde:
All unſre Süße wird endlich ſauer.

W. 18.

Zu rechter Zeit beſchenkte
Sein Weib ihn mit einem Kinde.

Ach, aber Gott erlasse
Meinem Haus solch Ingesinde,
Wenn ich so theu'r es muß bezahlen!
So lang' mein Geist bei Kräften,
Herbei will wünschen gewiß ich es niemalen.

W. 19.

Die süße Joisiane,
Die schöne, die treue,
Sterbend gebar sie
Eine Tochter, des Glückes Weihe.
Was Jungfraun ehrt, das war in ihr erstanden.
Sie pflag so großer Treue,
Von der man noch saget in vielen Landen.

W. 20.

So ward des Fürsten Liebe
Mit Leide verwebet.
Das war sein Loos: die Mutter
Ist todt, die junge Tochter doch lebet.
Versiegen ganz den Born der Freuden
Ließ ihn der Tod Joisianens,
Der immer tiefer ihn senkt' in Leiden.

W. 21.

Da befahl man die Herrin
Mit Jammer der Erden;
Einbalsamiret schön doch
Mußte zuvor sie werden,
Daß man noch lange könnte bei ihr weilen.
Viel Könige und Fürsten
Von allen Seiten sah man zu ihrer Bestattung eilen.

W. 22.

Der Fürst besaß seine Lande
Von Tempetiere,
Von seinem Bruder, dem König,
Den man nannte von Perlapiere.
Er bat, die Lehen daran zu übertragen
Auf seine kleine Tochter;
Denn Schwerdt und Helm und Schild wollt er auf immer entsagen.

W. 19. [3] S. Parcival S. 330. — W. 22. [4] Im Parc.: pelrapeir, Betripar.

W. 22.

Der Herzog Manfilot ſah
Das Leid mit Leide
An ſeinem edlen Bruder;
Das war eine herbe Augenweide.
Auch er im Jammer entſagte nun dem Schwerdte,
So daß von beiden keiner
Nach hoher Minne nun mehr und Kampfſpiel begehrte.

W. 24.

Sigune ward das Kind
Genannt in der Taufe,
Die ihr Vater Kiot
Erworben mit theuerſtem Kaufe,
Da ihre Mutter er durch ſie verloren.
Joiſiane war die erſte,
Die der Gral zur Trägerin ſich erkoren.

W. 25.

Die kleine Sigune führte
Tempetiere von hinnen
Zu ſeiner Tochter; ſcheidend küßte
Sie Kiot. Viel Thränen ſah man da rinnen. —
Konduiramur ward damals noch geſäuget.
Die zwei Geſpielen erwuchſen,
Daß nimmer ward ihr hoher Preis geneiget.

W. 26.

Zu denſelbigen Zeiten
War Kaſtis geſtorben,
Der die Hand Herzeleidens
Der holden, zu Montſalvage erworben.
Der Gemahlin gab er Kanvoleis zum Lohne,
Und Kingrivals, die Städte.
Stolz trug in beiden ſein Haupt vor Fürſten die Krone.

W. 27.

Doch Kaſtis gewann nie
Herzeleiden zum Weibe,

W. 22. Kiot und Manfilot, beide Oheime der Konduiramur, fanden wir ſchon als Einſiedler bei ihrer belagerten Nichte zu Belripar. S. Parc. S. 137, 140 auch S. 551. Albrecht nennt den Manfilot Herzog von Arguzey.
W. 25. [1] Parcival S. 330. — W. 26. S. Parcival, S. 48.

Die an Gamuretes Arme
Ruhte mit jungfräulichem Leibe;
Doch ward sie dort die Herrin zweier Lande,
Die Tochter des süßen Frimutel,
Die man dahin von Montsalvage sandte.

W. 28.

Als Tempetiere starb,
Und Kardeiß der klare
In Brobars trug die Krone:
Da war es im fünften Jahre,
Daß dort Sigun' in Pflege war genommen.
Nun aber mußt's zum Scheiden
Zwischen den beiden jungen Gespielinnen kommen.

W. 29.

Die Königin Herzeleide
Sigunens gedachte;
Sie strebte mit allem Eifer,
Daß man von Brobars ihr sie brachte.
Konduiramur entflossen heiße Zähren,
Daß ihre treue Liebe
Und Gesellschaft sie fürder sollt' entbehren.

W. 30.

Das Kind sprach: „Liebes Väterchen,
Nun laß mich gewinnen
Meinen Schrank voll Puppen,
Fahr' ich zu meiner Muhme von hinnen;
Dann bin zu meiner Reis' ich wohl versehen.
Es lebet mancher Ritter,
Der gern zu meinem Dienste sich wird verstehen."

W. 31.

„„Wohl mir, mein liebes Kind
So zu sehn bei Verstande!
Gott gönne Dich lange
Als hehre Herrin Katalon dem Lande.

W. 27. [3] S. Parcival, S. 75. — [5] zweier Lande, d. i. Waleis und Norgals.
W. 28. [3] Brobars das Reich des Tempetiere. S. Parcival, S. 134.
W. 29. [1] S. Parcival S. 330.

Mein Sorgen ſchläft, wenn nur Dein Glück iſt munter.
Wär' hier zu Land' der Schwarzwald,
Man ſchlüg' ihn deinethalb zu Lanzenſchäften herunter.""

W. 32.

Sigune, Kiots Tochter,
Erwuchs bei ihrer Muhmen,
Daß, wer ſie ſah, ſie vorzog
Dem Maiglanz thaunaſſer Blumen.
Aus ihrem Herzen blühte Wonn und Ehre;
Laßt zu des Lobes Jahren
Sie erwachſen — gewiß, daß ihr Lob ich noch mehre.

W. 33.

Was man bei reinem Weibe ſoll
Als rechte Tugend ermeſſen,
Davon war bei der ſüßen
Auch Hagares breit nichts vergeſſen,
Sie reine Frucht, gar lautre, tadelsfreie,
Das werthe Kind Joiſianens,
Ihr gleich geartet, die keuſche, junge, treue.

W. 34.

Nun müſſen wir auch gedenken
Herzeleidens, der hehren;
Die konnt' ihr Lob nicht ſchwächen.
Aufrichtig will ich die Liebe verehren.
Sie, Bronnen aller Frauenehre,
Sie hat es wohl verdienet,
Daß man ihr Lob in allen Landen mehre.

W. 35.

Die jungfräuliche Wittib,
Frimutels Geborne —
Wer in ihrer Jugend
Je Fraun Lob gab, ſie war des höchſten Erkorne.
Ihr Ruf erſcholl weitum in vielen Reichen,
Bis ihre Minne verdient ward
Vor Kanvoleis mit Speeren und Degenſtreichen.

W. 36.

Nun von der Magd Sigunen
Hört Wunder verkünden:

Als ihr lichtblondes Haar sich bräunte,
Ihr Brüstchen begann sich zu ründen,
Da ward sie hochgemuth in ihrem Herzen,
Und — doch mit Weibes Gutheit —
Begann sie zu stolzen und in Losheit zu scherzen.

Siebentes Kapitel.

Hier folgt die Aventüre von Tschionatulander und Sigunen.

W. 37.

Wie Gamuret, der Ehrenreiche,
Von Belakanen geschieden,
Wie er Joisianens Schwester
Gewußt mit Preis zu verdienen,
Und der Französin klug sich zu entwinden:
Das will ich hier verschweigen,
Und von jungfräulicher Lieb' Euch verkünden.

W. 38.

Der Französin Amflise
War ein Kind übergeben
Geboren aus Fürstenstamme,
Und geartet, daß alles im Leben
Je fern ihm blieb, was irgend Preis vernichtet.
Da ist kein Fürst geboren,
Der besser, wie das, auf Ehre sein Streben gerichtet.

W. 39.

Da Gamuret den Schild
Empfing von Amflisen,
Da gab die werthe Königin
Das Kind ihm mit. Drob sei sie gepriesen! —
In seiner Hut schön wuchs des Kindes Süße.
Held wird es dieser Sage!
Recht hab' ich, daß um Gamuret ich es grüße.

W. 37. [2] In der Uebersetzung des Parcival Belakone genannt. Diese Trennung s. Parc. S. 44. — [3] Französin, d. i. Amflise. Ihre Werbung vor Kanvoleis s. Parc. S. 59, 68, 76.

W. 38. [1] Amflise: bei Albrecht Amfoleise.

W. 39. [1] „Durch sie bin ich zum Ritter worden." S. Parc. S. 76. Gamurets früheres Verhältniß zu Amflisen s. Parc. S. 74.

W. 40.

Zum Baruch Ahkarin
Auch begleitete
Das Kind den Anjou auf dem Zug
In die Heidenschaft. Dieser geleitete
Es nach Waleis dann wiederum zurücke.
Stets fördern muß zur Trefflichkeit,
Wenn Treffliches nur gewahren des Kindes Blicke.

W. 41.

Kurz will ich von des Kindes
Geschlecht Euch bescheiden:
Sein Großvater — er hieß Gurnemanz
Von Grahars — konnte Eisen zerschneiden;
Das hat im Speerkampf oft sein Feind empfunden;
Und Gorgegris hieß sein Vater,
Der bei Joie de la Cour erlag mit Todeswunden.

W. 42.

Seine Mutter war Mahaute,
Ehkunats Schwester,
Des reichen Pfalzgrafen,
Genannt nach dem mächtigen Verbesser.
Das Kind doch selber hieß Tschionatulander.
So hohen Preis, wie der, erwarb
Bei seiner Zeit nicht einer noch der ander.

W. 43.

Daß ich die Magd Sigunen
Vor Gorgegris Gebornen
Euch nannte, das schuldet:
Daß ihre Mutter zu den Erkornen
Gehöret, die in des Grales Pflege leben;
Denn ihre hohe Abkunft,
Ihr erlauchtes Geschlecht muß sie glänzend vor Allen erheben.

W. 40. [1] Bei der ersten Ausfahrt Gamurets zum Baruch von Bagdad. Parc. S. 16. Bei Albrecht: Ackerin.

W. 41. [3] Gurnemanz: Parcivals Lehrer. Parc. S. 124. — [4] Gurzgris bei Wolfram. —

W. 42. [1–3] S. Parc. S. 132. die weitere Familiengeschichte von Gurnemanz, wobei des Tschionatulander jedoch nicht Erwähnung geschieht.

W. 44.

Denn die Schaar des Grals,
Das ſind die Erwählten,
Immer ſeelig hier und dort,
Zu ſtätem Preis die Gezählten.
Es iſt Sigun' auch von demſelben Saamen,
Der aus von Montſalvage
In die Welt ward geſtreut, den auf die Heilhaften nahmen.

W. 45.

Wo dieſer Saame hin ward
Geſäet in die Lande,
Da wurden ſie fruchtbar,
Ein rechtes Wetter gegen die Schande.
Auch Kanvoleis hat dieſen Ruf errungen;
Der Treue Hauptſtadt wird es
Stets genannt in mancherlei Zungen.

W. 46.

O wohl Dir, Kanvoleis,
Wie preiſt als erleſen
Man die Stätigkeit herzlicher Liebe,
Deren Zeugen Deine Mauern geweſen!
Zwei Kinder dort hat Liebe früh verbunden;
Die war ſo rein und lauter,
Daß alle Welt nichts Trübes daran gefunden.

W. 47.

Der ſtolze Gamuret
Erzog mit einander
In ſeinen Zimmern
Dieſe Kinder. War Tſchionatulander
Zwar noch zu ſeinen Tagen nicht gekommen,
In ſtrenge Haft doch hatte
Bald die Liebe Sigunens ſein Herz genommen.

W. 48.

Weh, noch zu unerfahren
Sind ſie zu ſolchen Aengſten!

W. 45. [5] Kanvoleis, die Hauptſtadt von Waleis, Reſidenz Herzeleidens und Gamurets, Aufenthaltsort Sigunens und des Tſchionatulander.

Wird Lieb' in der Jugend ergriffen,
Dann währt sie am allerlängsten.
Wenn auch das Alter noch zu lieben glaubet,
Doch wohnt nur in der Jugend
Der Minne Band; da ist ihrer Kraft sie unberaubet.

W. 49.

Weh', Minne, was willst Du
Kinder verführen?
Ach, einer, der nicht Augen hat,
Wär' er blinder noch, er könnte Dich spüren.
Zu vielgestaltig, Minne, ist dein Treiben;
Gar alle Schreiber könnten
Dein Wesen und Dein Geschlecht nie zu Ende beschreiben.

W. 50.

Befällt den rechten Mönch doch
Sogar die Minne,
Und auch den Klausner, so daß —
Sind gehorsam selbst ihre Sinne —
Oft dennoch ihre Pflicht kommt ins Gedränge.
Die Minne zwingt die Ritter
Unterm Helme. Immer ist ihr der Raum zu enge.

W. 51.

Die Minne hält umschlungen
Das Nah' und das Weite;
Minn' hat ihr Haus auf Erden,
Und zum Himmel ist Reinheit vor Gott ihr Geleite.
Ueberall ist Minne, nur nicht in der Hölle.
Die Kraft der stärksten Minne
Doch erlahmt, ist Zweifel mit Wank ihr Geselle.

W. 52.

Doch ohne Wank und Zweifel
Waren die beide,
Die Magd Sigune,
Und Tschionatulander — mit Leide;
Jedoch mit Leid ging große Lieb' im Bunde.
Von ihrer kindlichen Liebe
Hört Ihr noch lange viel Wunders aus meinem Munde.

W. 52.

Ihre verschämte Zucht,
Die Art ihres Geschlechtes
(Sie waren in lautrer Minne
Geboren) zwang pflegen sie des Rechtes:
Daß äußerlich sie heimlich still verhehlten
Ihre Lieb' in allen Gebehrden,
Während innen im Herzen der Liebe Sorgen sie quälten.

W. 54.

Tschionatulander
War wohl unterwiesen
Durch manche süße Botschaft,
Die von Frankreichs Kön'gin Amflisen
Er heimlich mußt dem Anjou hinterbringen.
Treu warb er sie, und wandte
Ihnen damit ihre Noth. Nun mög' er Gleiches erringen.

W. 55.

Tschionatulander
Ward oft deß inne
Von seinem Oheim Gamuret,
Wie wohl er zu sprechen verstand mit Sinne,
Und wie von Harm er wußte sich zu scheiden.
Das sagen nach ihm viele
Hier des getauften Volks, so wie dort die edlen Heiden.

W. 56.

Alle, die Minne pflagen,
Und der Minne sich schmiegten,
Hört nun: wie jungfräuliche Sorge
Und Mannheit die Liebe bekriegten!
Davon will jetzt ich Thaten offenbaren
Den Rechten, Euch, die jemals
Durch Herzeliebe kümmernde Noth erfahren.

W. 57.

Tschionatulander den süßen
Die Liebe entbrannte,

W. 55. [3] Oheim. Nur uneigentlich; denn nur Gamurets Gemahlin Herzeleide war die Tante der Sigune, des Tschionatulander Geliebte.

Daß die Furcht getrost er bezwang,
Und muthesmich sich ermannte:
„Sigune — sprach er — hülfereiche Du,
O süße Magd, nun hilf mir
Aus der Sorge; als Helferin also thu.“

W. 58.

„Duchesse von Katalonien,
Laß deß mich genießen:
Entsprossen seist Du, so hört' ich,
Einem Stamm, den nimmer verdrießen
Es mochte, daß er hülfereich versöhne
Mit Lohne den, der Kummers Noch
Durch ihn empfing; Deinen Seegen an mir verschöne.“

W. 59.

„„Bel ami, sprich aus denn,
Schöner Freund, was Dich mühet?
Laß hören mich, ob mit Zuchten
So einzig Vertrauen zu mir in Dir glühet,
Daß Dein klagend Bitten irgend kann verfangen.
Doch bist Du des Erfolges
Nicht ganz gewiß, so sollst Du lieber nichts verlangen.““

W. 60.

„Wo Gnade wohnet, dahin
Soll man sich kehren.
Frau, Gnade fleh ich;
Magst gnädig Du sie gewähren!
Werthe Geselligkeit steht wohl den Kinden.
Wo nie dem Recht gelungen
Nach Gnade zu thun, weh, Frau — wer kann sie da finden?“

W. 61.

Sie sprach: „„Du mußt Dein Trauern
Trosteshalb da verkündigen,
Wo man Dir besser helfen kann,
Als ich: willst Du Dich nicht versündigen,
Wenn Du begehrst, daß ich den Harm Dir heile.
Bin ich nicht ganz verwaiset,
Da fern von meinen Verwandten, von Land und Leuten ich weile?““

W. 62.

„Ich weiß wohl, Du bist Landes
Und Leute mächtig, Fraue;
All das begehr' ich nicht;
Nur: daß Dein Herz aus Deinen Augen schaue,
So daß es meinen Kummer sieht und richtet.
O, hilf mir schnell, bevor noch
Deine Minne mein Herz und alle Freuden vernichtet."

W. 63.

„„Wer so Minne hat,
Daß also gefährlich
Daheim sie so liebem Freund wird,
Wie Du mir bist — das Wort ungehehrlich,
Werd' ich doch nie mit Nahmen heißen Minne.
Gott weiß, daß ich noch nimmer
Von Minneverlust erfuhr, noch von ihrem Gewinne.""

W. 64.

„„Minne, ist das ein Er?
Kannst Du deß mich belehren?
Ist das ein Sie? Kommt sie
Zu mir, wie muß ich ihr Trautschaft gewähren?
Darf ich sie mir behalten bei den Docken?
Oder fliegt nicht leicht die Minne
Von der Hand durch die Wildniß? Da weiß ich Minne zu locken.""

W. 65.

„Frau, vernommen hab' ich
Von Weib und von Manne:
Daß Minne die Alten
Wie Junge so schußlich spanne,
Daß mit Gedanken sie nach Schmerzen zielet.
Ohne je zu fehlen, trifft sie
Was da läuft, oder kriecht, oder fliegt, und in Fluthen spielet."

W. 66.

„Ich kannte, süße Magd, wohl
Schon die Minne vom Erzählen.

W. 64. [a]Darf ich noch mit Puppen spielen, wenn Minne zu mir kommt? — [a–a]Mit andern Worten: hat Minne Falkenart, daß sie leicht wie der Falke von der Faust bei der Jagd auffliegt, oder nicht? Den Falken weiß ich zurück zu locken; da werd ich die Minne wohl ebenso zu mir wieder locken können.

Minne lebt in Gedanken;
Nun erfahr' an mir selbst ich ihr Quälen;
Und dazu zwinget sie die stäte Liebe.
Die Minne stiehlt mir Freude
Aus dem Herzen, gleich dem geschicktesten Diebe."

W. 67.

„„Tschionatulander,
Mich quälet der Gedanke:
So Du mir aus den Augen kommst,
Daß all meine Freud' erkranke,
Bis heimlich wieder Dich mein Aug' gesehen.
So traur' ich in der Woche
Nicht einmal — zu oft, ach, muß das mir geschehen.""

W. 68.

„So brauchst Du, süße Magd, mich
Nicht zu fragen über Minne;
Dir wird wohl ohne Fragen
Kunde von ihrem Verlust und ihrem Gewinne.
Nun sieh, wie Minn' aus Freuden Kummer werbe;
Drum thu ihr Recht der Minne,
Bevor im Herzen uns beiden die Minne ersterbe."

W. 69.

Sie sprach: „„Kann die Minne
In die Herzen so schleichen,
Daß nicht Mann, noch Weib, noch Jungfrau
Ihrer Schnelligkeit können entweichen:
Weiß aber Niemand denn, was sie empöret
Zu Rach' an Leuten, die doch nimmer
Ihren Schaden wollen, daß sie deren Freuden zerstöret?""

W. 70.

„Ja, sie ist übermächtig
Den Einfältigen und den Greisen;
Niemand ist so kunstbegabt,
Daß ihre Zauber zu End' er könne preisen.

W. 66. [5] Ueber die spitzfindigen Untersuchungen über Liebe und Minne siehe schon Parc. S. 201 u. 595.

W. 67. [2] Sigune faßt die Bemerkung des Tschionatulander auf: die Minne lebe in Gedanken; und bemerkt mit Schrecken, daß diese quälenden Gedanken Minne sein mögen.

Mit unverholner Freundschaft sollen kriegen
Wir nun um ihre Hülfe.
Minne kann mit Wankelmuth niemand betrügen."

W. 71.

„„Weh, Deine Minne sollte
Anders Kraft bezeigen,
Als daß ich Deinem Gebote
Mein freies Leben hingebe zu eigen!
Deine Jugend hat mich noch nicht ganz umgarnet.
Du mußt zuerst vor allem
Unterm Schild mir dienen. — Da sei zuvor Du gewarnet.""

W. 72.

„Frau, wie mit Kraft ich
Die Waffen kann schwingen,
Sollst Du sogleich und stets mich sehen
Zu der süßen sauren Arbeit dringen,
Daß ich mit Dienst nach Deiner Hülfe ringe,
Denn dazu fühl' ich mich geboren.
Nun hilf auch Du so, daß es an Dir mir gelinge."

W. 73.

Mit diesem Gespräche
Begann ihre Trautschaft,
Zu denselbigen Zeiten,
Als sammelnd der Heere Kraft
Gegen Bagdad Krieg Pompejus ausgesprochen,
Und Hippomedon der werthe.
Von ihren Heeren ward mancher neue Speer zerbrochen.

W. 74.

Gamuret zum Kampfe —
Nicht wußt er sein Ende —
Brach auf drum jetzo.
Große Macht hatten seine Hände,
Denn er besaß wohl dreier Lande Krone.
Da jagte ihn die Minne
In den Tod; den empfing er von Hippomedone.

W. 73. [1] Der zweite Heerzug der Babylonier gegen den Baruch. Vgl. S. 79.

W. 75.

Tschionatulandern
War die Reise zu Leide,
Da ihm Sigunens Minne
Hohen Muth verwehrte und Freude.
Doch schied, Sigunen wie ihm selbst zur Trauer,
Er mit dem Ohm von hinnen.
Den zweien ritt die Minne nach auf die Lauer.

W. 76.

Der junge Fürst nahm Abschied
Von der Magd im Stillen.
Er sprach: „Weh, wie muß ich leben,
Daß mich die Freuden der Minn' erfüllen,
Und daß sie nicht den Tod mich läßt erleiden?
Nun wünsche Heiles mir,
Süße Magd; ich muß von Dir zu den Helden."

W. 77.

„„Ich bin Dir hold, getreuer Freund!
Nun sprich: ist das Minne?
O, so will ich immer
Wunsch hegen nach dem Gewinne,
Der hohe Freud uns beiden kann erwerben.
Eh brennen alle Wasser,
Als daß die Lieb' in mir darf verderben.""

W. 78.

Viel Liebes blieb da,
Viel Liebes schied von dannen.
Ihr hörtet nimmer sprechen
Von Jungfraun, Weiben und mannlichen Mannen,
Die herzlicher vermöchten sich zu minnen.
Deß wurde nach der Zeit auch
Bei der Lied' an Sigunen Parcival wohl inne.

W. 79.

Von Kingrivals der König
Gamuret schied verstohlen

W. 78. [1] Das zweite Begegnen Parcivals mit Sigunen, als er von Montsalvas kam. S. Parc. S. 175—180.

W. 79. [2] Im Parc. macht Gamuret die Freiheit auf Ritterschaft auszuziehen zur Bedingung der Ehe mit Herzeleiden.

Von Magen und Mannen sich,
Daß seine Fahrt ihnen gänzlich blieb verhelen.
Nur zwanzig Kinder, höfisch, hoch entsprossen,
Und achtzig Knappen in Eisen,
Doch schildlos, wählt' er zu seinen Reisegenossen.

W. 80.

Fünf schöne Rosse und Goldes viel
Und von Assaguk Edelgesteine
Folgten ihm auf der Fahrt,
Und sein Schild, und andere keine:
Daß der allein die Prob' im Kampf bestehe,
Damit ein Andrer Heil ihm
Wünsche, wenn diesen Schild bewährt er sähe.

W. 81.

Seiner herzlichen Liebe
Und ihrer Minne war fremde
Bis dahin Trennung geblieben.
Die Königin gab ihm ihr Hemde,
Von Seide, weiß, wie's ihre Weiße berührte,
Und ihre Hüft' umschmiegte.
Im Kampf vor Bagdad er's führte.

W. 82.

Von Norgals gegen Spanien
Und hin nach Sevilla sich wandte
Des tapfern Gandines Sohn,
Der Thränen zahllos den Augen sandte,
Als man das Ende seiner Fahrt vernommen.
Sein hoher Preis wird nimmer
Getauften und Heiden aus dem Gedächtniß kommen.

W. 83.

Das rede ich wohl mit Wahrheit,
Und nicht nach Wahne. —
Nun müssen wir auch gedenken
Des jungen Fürsten von Graswaldane,
Wie um die keusche Trautin er litt Schmerzen.
Wie Honig aus der Blume
Die Biene, so sog Sigune die Freud' aus seinem Herzen.

W. 81. [1] S. Parcival S. 85—86.
W. 83. [1] Von Graswald. (Graisivaudan bei Grenoble) d. i. Aschionatulander.

W. 84.

Sein Liebesſiechthum,
Das er trug von der Minne,
(Seinem hohen Muth bedrohlich,
Und reicher Quell zu Sorgengewinne)
Gab dem von Graharß große Pein zu tragen.
Es thät ihm ſanfter, wär' er
Wie Gorgegris von Mabonagrin erſchlagen.

W. 85.

Mag immer den Tjoſt auch
Unter Speerbrechens Gekrache
Seine Hand durch Schilde
Jagen: — ſein Leib iſt zu dem Ungemache
Jedoch zu ſchwach. Ihn ſchwächt die ſtarke Minne,
Und weil nach lieblicher Liebe
Der Gedank' unvergeßlich ihm liegt im Sinne.

W. 86.

Wenn andere Junker
In Feld und auf Straßen
Stachen und rangen —
Sein Herzweh hieß ihn das laſſen;
Die Minne ließ an ſtäter Freud' ihn ſiechen.
Wenn aufſtehn lernt an Stühlen
Ein Kind, ſo muß es zuerſt dahin doch kriechen.

W. 87.

Drum laßt ſo hoch ihn minnen!
Wohl wird er noch lernen,
Wie er ſich aufrichte zur Höhe,
Wie jeden Fehl wird entfernen
Sein hoher Preis in Jugend und in Alter.
Ich kenn' den Fürſten! — Bliebe
Er leer daran, ſo lehrte man eher dem Bären den Pſalter.

W. 88.

Lange trug Tſchionatulander
Die große Noth verborgen,
Eh Gamuret der werthe
Erſpähte die heimlichen Sorgen;

W. 84. [5] von Grah.: d. i. Tſchionatulander als Enkel des Gurnemanz von Graharß.
W. 85. [1] Tjoſt: hier der Stoß des Speeres. — [2] dem, d. h. Liebesleiden.

Daß ſo ſein liebſter Neffe rang mit Kummer.
Durch alle Monde trug er
Die Quaal, wie die Zeit hinſchwoll, durch Winter und Sommer.

W. 89.

Sein angebornes
Wunſchwürdiges Weſen,
Seine Haut, das klare Auge,
Sein Antlitz, vom Blicke ſo gern erleſen,
Verlor die Anmuth, legte ab ſein Glänzen;
Nicht Wankelmuth der morſche,
Die ſtarke Liebe trieb ihn zu dieſen Grenzen.

W. 90.

Gamuretes Herz auch
War heftig bedränget
Von dem Feuer der Minne;
Ihr Gluthhauch hatt' ihm verſenget
Öfters den Hautglanz, daß er's ſchwer empfunden.
Doch theils auch Liebeshülfe
Hatt' er empfangen, und kannte ihre bezwingliche Stunde.

W. 91.

Wie liſtig ſei die Liebe,
Sie muß ſich entdecken.
Wer gewaffnet mit der Liebe ſchlau ſpähendem Auge,
Dem kann ihre Kraft ſich nicht verſtecken.
Ein Winkelmaas auch ſei ſie, hört ich ſagen:
Sie bauet und verknüpfet
Gar kunſtreich, und beſſer, als ſie kann löſen und zerſchlagen.

W. 92.

Gamuret ward innen
Der heimlichen Leiden,
Daß der junge Dauphin
Von Graswaldane ſo leer war an Freuden.
Auf's Feld nahm er, abſeiten von der Straß', ihn:
„Wie fährt mir ſo der Knabe
Amfliſens? Sein Trauern geht mir über das Maas hin.“

W. 93.

„Ich bin in der wahren Lage
Wie Du, mich kümmernd zu ſehnen.

Der römiſche Kaiſer,
Und der Heerfürſt aller Sarazenen,
Mit allen Schätzen könnten's ab nicht wenden,
Daß darum, was zum Seufzen
Dich zwingt, ich müßt' all meine Freuden verpfänden."

W. 94.

Vom Anjou, dem werthen,
Nun könnt' Ihr wohl glauben,
Wie gern er hülfe und thäte:
Dem jungen Dauphin den Harm zu rauben.
Er ſprach: „Wie ſchattend — weh — hat ſich umlaubet
Der klare Blick von deinem
Antlitz? Die Minne ſich ſelbſt an Dir beraubet!"

W. 95.

„Ich ſpür an Dir die Minne,
Die zu ſehr ſchon entbrannte.
Nicht hehle mir dein Geheimniß;
Denn wir ſind ja ſo nahe Verwandte,
Und beid' ein Leib aus ordentlicher Sippe:
Näher, als von der Mutter
Verwandt, die da wuchs aus der heimlich entnommenen Rippe."

W. 96.

„Du Born der Minne, Du treibender
Saft der Minneblüthe!
Nun muß mich erbarmen Amfliſe,
Die Dich in ihrer weiblichen Güte
Mir gab. Sie hielt, als ob ſie Dich geboren,
Stets wie ihr eigen Kind Dich;
Und ſo lieb biſt Du ihr noch, und bleibſt ihr immer erkoren."

W. 97.

„Hehlſt Du mir dein Geheimniß,
So iſt damit verſehret
Mein Herz, das ſtets dein Herz war,
Und deine Treue hat ſich entehret,

95. [6] Der M. d. h. näher als von Eva her verwandt.

96. [1–2] Aehnlich ſagt Herr Wachsmuth von Mühlnhauſen von der Geliebten: ein bernde saf der minnen blüte, Ein ursprinc aller seligkeit, Din zuht, din güte ob aller güte, din munt, der minnen waffen treit. Man. S. I., 178.

Wenn Du so große Nöthe mir verschweigest.
Nicht kann ich deiner Stäte
Es zutraun, daß Du Dich so mißtrauisch zeigest."

W. 98.

Das Kind sprach mit Sorgen:
„So will ich denn dingen
Um deine Huld, deinen Frieden,
Durch Schweigen Dich mehr nicht aufzubringen.
Ich barg verschämt Dir alle meine Schmerzen;
Nun muß ich Dir Sigunen
Nennen; sie ist's, die angesiegt meinem Herzen."

W. 99.

„Du kannst — willst Du — verringern
Die Last ungefüge.
Sei an die Französin gemahnet;
Ja, wenn Sorgen, wie Du, ich ertrüge! —
So aber Stärke gieb dem trostlos Kranken.
Ein schlafender Leu war nimmer
So bedrohlich, als meine wachenden Gedanken.

W. 100.

„Auch sei gemahnt, wie viel Meere,
Wie viel Land' ich durchstrichen,
Dir zu Lieb', nicht der Armuth wegen;
Verwandten und Leuten bin ich entwichen,
Und auch Amfliſen, meiner werthen Frauen.
Das soll ich alles deinethalben
Entgelten; nun laß, o, deine Hülfe mich schauen."

W. 101.

„Du kannst mich wohl entwinden
Der fesselnden Banden.
Wenn je den Schild ich erringe
Unterm Helm in den fremden Landen —
Soll helfend meine Hand da Preis gewinnen:
So sei mein Voigt inzwischen.
Es schütze dein Schirm mich vor Sigunens Minnen."

W. 102.

„„Ey, schwacher Knabe, wie viel Wälder
Müssen erst verschwinden,

Im Speerkampf von Dir verſtochen,
Sollſt Du der Dücheſſe Minne finden!
Die werthe Minn' iſt theilhaft werthem Stande.
Eher, als der feige Reiche,
Erringt der Heldenhafte ihre ſeeligen Bande.""

W. 103.

"„Doch ich freu mich der Kunde,
Daß dein Herz ſo hoch ſteiget.
Wo war je eines Baumes Stamm
An den Aeſten ſo löblich gezweiget?
Sie, leuchtende Blum' in Wald und Au und Haide,
Hat Dich mein Mühmchen bezwungen
Heil Dir zu ſo lieber Botſchaft der Freude.""

W. 104.

"„Joiſſane, ihre Mutter,
War dafür berufen:
Daß Gott ſelbſt und ſeine Kunſt
Mit gutem Willen ihre Schönheit erſchufen.
Joiſſanens Blick, den ſonnenklaren,
Den hat Sigune, Kiots Kind,
Auch an ſich; ſo hört man alle Sagen es offenbaren.""

W. 105.

"„Kiots, des Preis Erjagenden
Im Kampfſturm hienieden,
Des Fürſten von Katalonien,
Eh Joiſſanens Tod ihn von Freuden geſchieden —
Ihr beider Kind ich ſo mit Wahrheit grüße:
Sigune, die ſieghafte
Auf dem Wahlplatz, da man wägt der Jungfraun
Keuſchheit nnd Süße,""

W. 106.

"„Die Dir hat angeſieget,
Sieg ſollſt Du erringen
Auch gegen ſie mit dienſtlicher Treue.
Nicht ſäum' ich, Dir Hülfe zu bringen
Nun länger wider meine werthe Muhme.
Sigunens Glanz ſoll deine
Farb erblühen laſſen gleich glänzender Blume.""

W. 107.

Schionatulander
Begann also zu sprechen:
„Nun will mir deine Treue
Aller Sorgen Banden ganz zerbrechen,
Da ich mit deiner Huld Sigunen minne,
Die mich schon hat so lange
Beraubet an Freuden und an fröhlichem Sinne.“

W. 108.

Wohl konnte, wenn er wollte
Sich Hülfe vermessen
Tschionatulander. — Nun sollen
Der großen Noth wir auch nicht vergessen,
Die Kios und Joisianens Kind muß tragen.
Eh daß sie Trost der Minne
Empfing, da mußt' auch sie aller Freud' entsagen.

W. 109.

Als die Fürstin
Aus Katalonien bezwungen
War von der strengen Minne
(Schwer hatten ihre Gedanken zu lange gerungen,
Vor ihrer Muhme ganz es zu verhehlen)
Da ward die Königin inne,
Erschreckt im Herzen, welche Sorgen Sigunen quälen.

W. 110.

Recht wie eine thauige Rose
Gefeuchtet von Röthe,
So wurden ihre Augen;
Ihr Mund, ihr ganz Antlitz empfand die Nöthe.
Da konnte ihre Verschämtheit nicht verstecken
Die tiefe Lieb' im Herzen,
Die also überquoll nach dem kindlichen Recken.

W. 111.

Da sprach die Königin
Mit liebem treuem Herzen:

W. 109. [1] Die Fürstin: d. h. Sigune. — [6] Die Königin: d. h. Herzeleide, die Sigunen zu sich genommen.

„O weh, Frucht Joiſiaxens,
Schon litt ich all zu viel andre Schmerzen,
Die um den Anjouin ich mußt' empfinden.
Nun wächſt in meinen Kummer
Ein neuer Dorn, ſeit ich auch Dich in Pein muß finden.“

W. 112.

„Sprich, was fehlt Dir
An Land und Leuten?
Oder kann Dir mein Troſt
Und andrer Verwandten ſo wenig bedeuten,
Daß Du dadurch nicht Hülfe kannſt erlangen?
Dein ſonniger Anblick, wohin doch
Entſchwand er? Weh, wer hat den geraubt deinen Wangen?“

W. 113.

„Verlaßnes Mädchen, nun muß mich
Deine Verlaſſenheit erbarmen.
Man ſoll bei dreier Lande
Krone mich immer zählen zu den Armen,
Erleb ich nicht, daß hin dein Kummer ſchwinde,
Und ich die rechte Kunde
All deiner Sorgen in ganzer Wahrheit ergründe.“

W. 114.

„„So muß ich denn mit Beben
Wohl all meine Angſt Dir verkünd'gen.
Hältſt Du mich deſto unwerther irgend,
So wird deine Zucht ſich ſchwer an mir verſünd'gen;
Denn ach, ich kann mich ja davon nicht ſcheiden.
Laß mich in deiner Huld,
Süße Minne! Das ſtehet wohl an uns beiden.““

W. 115.

„„Gott ſoll Dir's lohnen!
Was je eine Mutter ihrem Kinde
Mit minniglicher Zärtlichkeit
Geboten, dieſelbe Treue ja finde
Unwandelbar in Dir ich Freudenkranke.
Haſt Du mich nicht enthoben
Der Verlaſſenheit? Deiner Weibesgutheit ich's danke.““

W. 111. [5] Anjouin, d. h. Gamuret.

W. 116.

„„Deines Rathes und Troſtes
So wie deiner Huldt
Bedarf ich mit einander,
Da nach dem Freund in Sehnſucht ich Jammer dulde.
Ich kann mich, ach, aus dieſer Qual nicht retten!
In ſeine Feſſeln ſchlingt er
Meine irren Gedanken; all mein Streben iſt geſchlagen
in ſeine Ketten.““

W. 117.

„„Viele Abende hab' ich
Mit ſehnendem Schauen
Aus den Fenſtern über die Haide,
Auf die Straße, und nach den lichten Auen
Verloren gar; — er kommt mir, kommt zu helfen.
Es müſſen meine Augen
Die Liebe zum Freund mit Weinen theuer entgelten.““

W. 118.

„„So geh ich mit Unruh
Vom Fenſter zur Zinne,
Späh nach Oſten und Weſten,
Ob ich deſſen nicht werd' inne,
Der lange ſchon mein ganzes Herz bezwungen.
Man kann mich zu den alten
Leidträgerinnen wohl zählen, nicht zu den jungen.““

W. 119.

„„Auf wilden Wogen fahr' ich
Hin lange zuweilen,
Da horch' ich ferne,
Weiter als dreißig Meilen:
Ob ich erkunden kann nicht ſolche Märe,
Die Freiheit von der Sorge
Um meinen jungen klaren Freund mir gewähre.““

W. 120. a.

„„Weh; wenn ich in Schlummer lag,
Oft kam er dann zu mir ſchon,
Und es erweckte mich
Der ſüße Schreck. — Wenn dann er entflohn,

So ward erneuet nur mein altes Trauern.
O läßt für meine Sorgen
Zum Schutz, und gegen dies Stürmen keine Burg sich mauern?““

W. 120. b.

„„Wohin kam meine gaukelnde Freude?
Wie konnte so scheiden
Aus meinem Herzen der hohe Muth?
Ein Oweh nun folget uns beiden
Darum, daß ich allein um ihn wollt' leiden.
Wohl weiß ich zwar, daß ihn auch
Sehnsucht nach mir verfolgt: — und dennoch kann er
mich meiden!““

W. 121.

„„Weh mir, es ist sein Kommen
Mir allzu theuer,
Nach dem ich in Frost oft zittre;
Und darnach, als läg' ich in prasselndem Feuer,
Also durchglühet mich Tschionatulander.
Seine Liebe giebt mir Hitze,
Wie Agremontin dem Wurme Salamander.““

W. 122.

„O weh — sprach die Königin —
Du sprichst, wie die Weisen!
Wer gab, gegen mich Dir Verrath ein?
Ich fürchte von der Französin Amflise,
Es habe sich ihr Zorn an mir gerochen.
All deine weisen Worte
Sind wie aus ihrem Munde gesprochen.“

W. 123.

„Tschionatulander
Ist Fürst, reich, von hohem Stamme;
Seine Edelkeit, seine Reinheit
Doch gebe nie Raum so weit der kühnen Flamme

W. 121. [7] Agremontin S. Parc. S. 511, u. 649.

W. 122. [5] Veranlassung zur Rache wäre gewesen, daß Gamuret Herzeleiden der Französin vorzog, die schadenfroh nun Liebesleid über die beiden Jungen, die Herzeleide so lieb hatte, brachte, und ihr Gemüth zur Minne entflammte.

W. 123. [4] Diese Warnung der Königin korrespondirt der Warnung Gamurets in der Str. 102.

Daß Dich der Jüngling an um Minne ſpreche;
Damit der Haß Amfliſens
Von Frankreich nicht an mir ſich mit Haſſe räche."

W. 124.

„Sie zog auf daſſelbe Kind,
Seit es der Bruſt ward entführet. —
Doch gab ſie nicht mit Truge
Den Rath, der ſo unſanft Dich berühret,
So ſollſt Du ihm, er Dir viel Freud' erwerben.
Biſt Du ihm hold, ſo laſſe
Deinen wunſchwürdigen Leib nicht alſo verderben."

W. 125.

„Thu das ihm zur Ehre:
Klar, wie ſie waren
Werd' Aug' wieder, Kinn und Wange.
Steht das wohl an ſo jungen Jahren,
Daß ſich ſo lichte Haut glanzlos verzehret?
Du haſt die flücht'gen Freuden
Zu ſehr mit Sorgen gemiſcht, und ſie verſehret."

W. 126.

„Hat Dir der junge Dauphin
Deine Freuden verderbet,
Doch kann er Dich reich an Freuden machen.
Viel Glück und Liebe hat vererbet
Auf ihn ſein Vater, und die Dauphinette,
Mahaute, ſeine Mutter,
Und die Königin, ſeine Muhme Jouette."

W. 127.

„Ich klage nur, daß Du
Seine Freundin wardſt allzufrüh.
Du willſt den Kummer erben,
Den Mahaute litt um den Dauphin Gorgegris.
Oft mußten ihre Augen ſchwer es büßen,
Daß weit und breit die Lande
Den Preis des Helden ausriefen mit Siegesgrüßen."

W. 126. [1] Jouette, die Mutter Gamurets, ſ. Parc. S. 72. Muhme iſt hier eben ſo uneigentlich gebraucht, als vorher Oheim von Gamuret.

W. 128.

„Tschionatulander
Muß auf im Preise steigen.
Er ist von Leuten geboren,
Die ihren Preis nicht lassen niederbeugen.
Der wächst gedehnt in Breite und in Länge.
Tröstliche Freude drum nun
Bewahre Du ihm, wie er nicht Sorg' über Dich verhänge."

W. 129.

„Wie sehr das Herz Dir
Im Busen lache,
Das halt ich für kein Wunder.
Wie weiß er sich zu gehaben unter Schildes Dache! —
Hin auf ihn tröpfeln viele, viele Zähren,
Funken, die aus Helmen und Schwerdten
Blitzend sprühen, und zum Feuerregen sich mehren."

W. 130.

„Zur Tjost ist er geschaffen!
Wer darf sich mit ihm messen?
Bei keiner Mutter Frucht
Ward an Mannes Antlitz weniger vergessen,
Was guten Fraun es werth macht — wie ich's erkenne.
Sein Blick soll deinen Augen
Süß thun. Deine Gegenlieb' ich ihm nenne."

W. 131.

Da ward, erlaubt mit Liebe,
Der Minnekampf innen geendet.
Die Herzen beider waren
Unwandelbar gegen die Liebe gewendet.
„O wohl mir, Muhme — sprach die Herzoginne —
Daß ich den jungen Graharß
Vor aller Welt nun mit Erlaubniß so minne!"

(Also endet Wolframs erstes Fragment, und Albrecht fügt am Schluß des Kapitels hinzu:)

Gepreiset aller Orten
Sei Land und Luft und Erde,
Da Graharß, fern zwar dorten,

[3] Graharß d. i. Tschionatulander.

Hier inne wohnt mit Kindes Huldgebehrde.
Ha, wenn sein Muth gewinnt erst Ritters Kräfte,
Das müssen Speer entgelten,
Und manchen lehren Fallen seine Schäfte.

Achtes Kapitel.

Wie Gamuret zu Bagdad streit, und sein Ende nahm.

Mit großen Freuden wird Gamuret vom Baruch zu Bagdad empfangen (Vergl. Parc. S. 79.) dem die Babylonischen Brüder die Stadt Ninive (die liegt in Syrien dem Lande, und ist drei volle Tagereisen lang) entrissen hatten. — Die Brüder waren so in Hochmuth gestiegen, daß sie göttliche Ehre verlangten. Jerusalem bedeutet in der Schrift den Himmel, und Babylon die Hölle; die Töchter von Zion sind Gott die Nächsten, und die von Babylon die Unwürdigsten und Verschmähtesten. [1]) Allein sie waren auch vom Baruch auf das Härteste gedrückt und bezinset worden, bis sie sich endlich gegen ihn, der zugleich Kaiser und Pabst über alle heidnische Reiche war (s. Parc. S. 16.) empörten. In diesem Lande gab es jedoch verschiedene Glaubenssecten, z. B. die Aegypter beten ein Meerwunder an, [2]) die wilden Griechen, die stets zu den Feinden des Baruchs gehörten, Vieh und Menschen, und allerlei zahmes und wildes Gethier, die Babylonier aber die Sonne, obwohl sie, gleich andern Heiden, auch die Götter Jupiter, Kahune, Mahomet, Apollo und Tervigant verehren. Der Baruch gebietet der größten dieser Secten, den Babyloniern. Die Brüder bieten 72 Könige auf, deren Heere sich drei Jahre lang zur Sammlung vorbereiten, die auf dem Feld zu Ragow geschehen soll. Berg und Thal werden von ihren Gezelten bedeckt, so weit das Auge reicht. Ein armer Wirth müßte erschrecken, wenn er so viel Gäste ihn heimsuchen sähe. Mit vielen Kameelen, Dromedaren, Mauleseln, Wagen, Geschützen und Sturmfahnen, zogen sie, fest wie eine Mauer, gegen das 200 Tagereisen entfernte Bagdad. Als ob die Sonne in Millionen Scherben zersplittert wäre, und diese von der Erde wiederglänzten, so schimmerten die Waffen des ungeheuren Heeres. Der Baruch, Namens Ackerin, rüstet sich gleichfalls mit aller Kraft dagegen. Eine mörderische Schlacht beginnt, die fünf Tage lang wüthet. [3]) Gamuret mäht ganze Schaaren nieder. Endlich, um von der Blut-

1) Dieser Vergleich mit Jerusalem zeigt den Irrthum Albrechts, daß er das in Chaldäa liegende Babylon hier mit Babylon Aegypti (Kairo) verwechselt. S. Parc. S. 16 und 379.

2) Vermuthlich ist das Krokodil gemeint.

3) Doch ist die weitläuftige Beschreibung der Schlacht nichts weniger als anziehend, da es ihr an Spezialität, und an einzelnen Stenen fehlt, die Wolfram mit so bewundernswürdiger Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit zu schildern weiß.

arbeit auszuruhen, bindet der Held bei der Hitze des Tages einmal den Helm ab, der aus dem härtesten Diamant gebrechselt ist. Ein alter kluger Heide war von den Heiden aber gewonnen, Gamurets Verderben zu bereiten; er sah den Helm liegen, und begoß ihn mit Bocksblut (von ainem kitze), wovon der Diamant erweicht, und so durchdringlich, wie andrer Stahl, ward. Gamuret, dessen unwissend, bindet ihn darauf wieder auf, und reitet in die Schlacht. Er wird verwundet, doch rennt er noch den Anstifter des Verrathes, Hyppomedon, nieder, und spaltet dem alten Heiden Kopf und Zunge. — Gamuret, von Schwäche übermannt, zieht sich auf einen grünen Plan zurück, beichtet hier, und empfiehlt dem Dauphin Tschionatulander: heimzukehren, von ihm Nachricht zu bringen, und Herzeleiden zu trösten, daß sie in ihren Schmerzen nicht untergehe, und das Kind verderbe, das sie von ihm empfangen. Er dürfe um Sigunens Hand bitten, und solle den fünf verwaiseten Reichen vorstehn, und sie vertheidigen helfen. Wenn er Beistand bedürfe, solle er sich an den König Artus und Kailet wenden, die ihm Hülfe nicht versagen würden. Das Speer, das ihn so tödtlich verwundet, und das Hemde, das ihm Herzeleide beim Abschied gegeben, und er stets im Kampfe getragen habe, solle er der Königin bringen, damit sie seiner dabei gedenke. Endlich bat er die Seinigen, ihn nach christlicher Weise zu bestatten. Tschionatulander schließt den Sterbenden weinend in seine Arme, und bricht in laute Klagen aus. Das tiefste Beileid ergreift den Baruch Ackerin, und alle Heiden desselben. Mit der größten Pracht und Feierlichkeit wird der Held in einem marmornen Grabgewölbe beigesetzt, eine Messe bei seiner Bestattung gesungen, und seiner Seele Heil nachgewünscht. Die anwesenden Heiden werden von dieser heiligen Handlung so ergriffen, daß sie der Taufe weit geneigter werden. — Gamurets Meisterknappe Tampaneis, räth dem jungen Tschionatulander, möglichst schnell heimwärts zu seegeln, ehe dort sich die Nachricht von Gamurets Tode verbreite, und die feindseligen Nachbarn die Gelegenheit ergreifen, ihm seine fünf Königreiche, denen er vorstehen soll, zu verkümmern. Vor seiner Abreise begiebt sich der junge Tschionatulander, zu Graswald geboren, und daher auch der Graswaldaner genannt, noch einmal mit allen Dienstleuten zum Sarge des Helden, um ihn zu beweinen, in welchem so große Herrlichkeit und Macht, und so große Minne untergegangen ist, und den Amflise, die Mohrenkönigin Belakane und Herzeleide, Heiden und Christen in gleicher Weise beweinen. Mit Thränen küßt er das gebalsamte Haupt, und begiebt sich endlich mit den Pagen und Junkern, vom Baruch reich beschenkt, auf die Heimfahrt.

Er landet in Sevilla (Sibilie), entläßt reich belohnt den Schiffer, und fährt nach Toledo zum König Kailet, dessen rechtes Muhmenkind er ist, und von hier aus schickt er den Marschalk Tampaneis nach Kanvoleis voraus. Kailet und seine Gemahlin Richoude vernehmen die Trauernachricht mit tiefster Betrübniß. Nach drei Tagen Rast macht er sich selbst auf den Weg. — Herzeleide schwebte zur selbigen Zeit in höchster Freude, denn das halbe Jahr war verlaufen, innerhalb welches Gamuret zurückzukehren versprochen hatte und sie unterhält sich

mit Signunen von ihrem sehnenden Hoffen, und von Tschionatulander. Die letztere rief froh bewegt:

Str. 243. Nun frewt euch, herz und augen,
Der zeite in dem iare,
Tags, und wil sunder laugen
Daz Tschyonatulander, der vil klare,
Mir von der verre kommt also nahen,
Daz ich in da zuor krencke
Mit meinen blanken armen sol umbfahen.

Str. 244. Recht wie die wolken wilde
Fliehent vor dem winde,
Lauter und trübe gebilde:
Also sach man hie dem edeln kinde
Treiben auss dem hertzen die gedancken;
Manig farwe da erschein
Durch ir vel, roth, blaich, grün, dunckel, blancken.

Str. 245. Doch gesigte hoch gemuete
Mit fröden sunder layde;
Recht in des maien bluete
Wie towig rosen leuchtent ab der hayde,
Also entzündet sich ir mündel und ir wange.
Ir hertz schwang sich in die höhe
Auff, als ein valk gen dem lieben entfange.

Str. 246. Hertzelaud, die raine
Umb ainen mitten morgen,
Die liebe valsches aine,
Entschlaffen was. Ain traum ir gab vil sorgen,
So daz ir hertz ward fröden lere.
Ir zeswer arm gezucket ward;
Wan Tampaneiss hie bracht die rechten mere.

Str. 243. [3] sund. laugen: unleugbar. — [5] verre: Ferne. — [6] zuor krencke: bei seiner Schwächlichkeit.

Str. 244. [7] vel: Haut.

Str. 245. [1] gesigte: siegte. — [7] Parc. 64, 7: ûf richte sich der degen wert als ein vederspiel, daz gert. — Entfange: Empfang. Wohl richtiger: Fang.

Str. 246. [2] mitten morgen: Vormittag. — [6] zeswer: rechter. Der Traum (s. Parc. S. 80) selbst wird hier nicht erzählt. In der Geschichte von Gamurets Tod sind alle Andeutungen, die der Parcival giebt, hier ausführlich, meist unter Einflechtung der Verse Wolframs, ausgesponnen.

Der ganze Hof geräth über die Nachricht in Bestürzung und Betrübniß. Tampaneis berichtet das unglückliche Ende des Königs. Darauf wird das Hemde und der Speer, was beides der Marschalk mitgebracht, feierlich zur Erde bestattet. Die Frau lud alle Fürsten ihrer fünf Reiche nach Kanvoleis zusammen, und ließ sie dem Dauphin Tschionatulander Hulde schwören. Acht Tage darauf genas die Fürstin eines Kindes, das in der Taufe den Nahmen Parcival erhielt. Um ihn vor Ritterschaft, und einem Gamurets ähnlichen Ende zu bewahren, zog sie in eine Wüste, worüber die zurückbleibende Sigune herzlich klagte.

Str. 288. Do fuor sy iemerliche
Zuor wüsten Solitane.
Manig hertze treweriche
Ward iamers vol. Was blumen auf dem plane
Klerlichen stuonden, daran kerst sy sich klaine,
Und an der vogel singen.
Ir wunn', ir frôd was cht ir sun allaine.

Str. 288. [1] Parc. 117, 10: Niht durch bluomen ûf die plâne. Ir herzen jâmer was sô ganz, Sine kêrte sich an keinen kranz, Er waere rôt oder val.

Neuntes Kapitel.

Von Tschionatulander und Sigunen.

Als Tschionatulander solcher Weise Krone trug, gedachte er des Versprechens unterm Schilde seine Sigune, zu der seine Liebe sich immer lebhafter entwickelte, zu verdienen, und er schrieb daher durch das ganze Reich ein großes Fest aus, an dem er Ritter werden wollte. Mit Freuden strömten die Fürsten aus allen seinen Reichen zusammen, außerdem auch Artus, der Tadelfreie, Kailet von Spanien, der courtois, der reiche Ekkunat von Berbester, sein Oheim, denn dessen Schwester war Tschionatulanders Mutter; ferner der würdereiche Gurnemanz, mit seinem Sohne Lenteflur, den später der König Klamide erschlug (s. Parcival, S. 132). Viele Banner wurden aufgesteckt und Gezelte auf dem Plane aufgeschlagen. Nachdem Alle versammelt waren, machte der Fürst ihnen seinen Entschluß bekannt.

Str. 19. Nun het der erenreiche
Gen seiner swertlaite
Sich geklait kösteleiche,

Str. 19. [2] swertlaite: s. Parc. Einleit., S. XXXIII.

Und seine schildgeverten all beraite.
In gebrast do nit, das sy haben solten.
Ir warent hundert an der zal,
Die mit dem fürsten ritter werden wolten.

Tanz, Buhurt und Ritterspiel ward freudig geübt, und manchen Rath empfing der junge Ritter von den erfahrnen Freunden. Nachdem der Schwarm der Gäste sich verloren hatte, empfanden Sigune und Tschionatulander das Bedürfniß, Herzeleiden, von der sie lange nichts gehört hatten, in ihrer Einsamkeit zu besuchen. Das Zusammentreffen erweckt jedoch nur trübe Erinnerungen, die selbst der herrlich aufblühende Knabe Parcival eher vermehrt, als vermindert. Nach wenigen Tagen begeben sich beide wieder auf den Rückweg nach Kanvoleis; allein die Nacht ereilt sie, und sie schlagen ihre Herberge auf einer lichten Stelle in einem Gehölze unter einem Zelte auf. Aber sie ahnten nicht, als sie so harmlos schlummerten, welche Trauer der nächste Morgen ihnen bringen wird.

Str. 19. [5] gebrast: gebrach.

Zehntes Kapitel.

Wie Tschionatulander den Bracken Gardivias mit dem köstlichen Seile fing, das ihm nachmals viel Kummer brachte.

Str. 1. Nun pruefent wilde maere!
Es kam von unhaile.
Sy waren an alle swere
Des morgens fruo; do ward yn zuo taile
Vil kumbers, den sy brachten an ir ende.
Von wunderlich geschichte
Wurden sy in aller fröden gar ellende.

Str. 2. Riemen, die zwiefalten,
Den brackenseil hie waren
Vil verre dann gespalten.
Darnach die lenge wol von fünfzig iaren
Zwiefalt rede was dise maere gesumet.
Ain meister ist auf nemende,
Wenn es mit tod ain ander hie gerumet.

Str. 1. [1] pruef.: habt Acht auf-. — [3] ane swere: ohne Sorgen. — [5] wunder gesch.: wunderbarem Ereigniß. — [7] ellende: fremd heimathlos.
Str. 2. [1] zwiefalten: zweifältige, in zwei Reimpaaren gedichtet. — [5] gesumet: war versäumet, unbeachtet gelassen. — [7] gerumet: räumt, liegen läßt.

Str. 3. Hiemit so seint versuochet
Die weisen und die tumben!
Vil maniger schlecht unruochet,
Und hebt sich gar mit alle czuo dem krumben.
Ist yemen sollich gedicht als ungemessen
Zuo rechter kunste lobende,
Der ist an spehender mercke der versessen.

Str. 4. Der edel reiche borten
Mit baste wil furrieren,
Der wil czuo allen orten
Muotwilliglich durch gespotte partzieren.
Was solten mir die rosen gense blomen;
Für zisoren und fisolen,
Nem ich gebebel und edel cardamomen.

Str. 5. Kund ich die schlichte rühen,
Das würd allhie bezaiget,
Und die bösen dühen,
Daz ir unrecht hochfart wurd genaiget.
Unrecht gewalt die muost auch sein verdrucket,
Sam ich an diesem sange
Die krümb gar an die schlichte han gerucket.

Str. 6. Nit wan durch die losen,
Die sich der mercke rüment,
Und dabei recht verbosen
Kunnen, und daz schwache vil hohe blümont:
Das wirt an den gehofeten dick erfunden.
Her Neithart was das klagende,
Und hetten sich's die bawren underwunden.

Str. 3. [1-2] Selbstlob in Wolframs Art, Parc. 4, 2—8. — [3] schlecht: gerade. Mancher beabsichtigt das Gerade, nnd geräth doch in das Krumme. — [7] Der weiß nicht mit Achtsamkeit Fehler zu rügen. Diese und die folgenden Strophen reden in meistersängerischen Kunstausdrücken. In ihren Schulen hatten sie Censoren (Merker), dieser achtete auf die Reime, jener, daß die Zeilen und Silben recht gemessen und gezählt waren, ein Dritter auf das Musikalische, ein vierter auf den Ausdruck des Gedankens u. s. w.

Str. 4. [3] furrieren: füttern. der Text der Str. scheint verderbt, und vermag ich über die Bedeutung einzelner Worte nicht Erläuterung zu geben. Der Sinn ist: daß schlechte Dichter durch falschen Schmuck, und pikante Satyre ihre Gedichte interessant machen wollen, und goldne Borten mit Bast füttern.

Str. 5. [1] ruhen: das Glatte rauh machen. —

Str. 6. [6] Nithart, Willeh. 312, 11: het ez hêr Nithart gesehen Ueber sinen geubühel tragn, Er begundez sinen friunden klagn.

Str. 7. Nun keren von den maeren
Und sagen, wie die kluogen
Hye gefarende waeren u. ſ. w.

(Albrecht kehrt zur Geſchichte zurück und webt, wie vorher paraphraſirend Wolframs zweites Fragment ein, das wir nunmehr in treuer Ueberſetzung folgen laſſen).

W. 132.

So lagen ſie nicht lange,
Da hörten ſie ſchiere
Mit heller ſüßer Stimme
Auf blutfarbner Fährte nach wundem Thiere
Einen Hund laut bellen; er kam heran mit Jagen.
Weh, daß er aufgehalten
Ward kurze Friſt! Ich muß die Freunde ewig beklagen.

W. 133.

Da ſein Gebell ſie hörten
Mächtig den Wald durchſchallen,
Da dachte Tſchionatulander —
(Als Kind galt er von Allen
Für den ſchnellſten, bis auf Trevrecent den reinen;
Der lief und ſprang noch allen
Denen vor, die deß pflagen auf Rittersbeinen.) —

W. 134.

Er dachte: „Ob den Hund wohl
Jemand könnt' erlaufen,
Den ritterliche Beine tragen?“ —
Seine Freude drum wird er verkaufen,
Und ſtätes Trauern ſich dafür erlangen! —
Auf ſprang er nach der Stimme
Um mit Laufe den Bracken einzufangen.

W. 135.

Daß nach dem weiten Walde
Nicht wollte ſich kehren
Das flüchtige Wild, ſondern her
Nach dem Dauphin: das wird das Leid ihm mehren,

W. 132. [1] des bin ich durch friunde noch die klagende. Dieſe Strophen erzählt alſo eine nicht näher von Wolfram bezeichnete Frau. Nur eine Handſchr. lieſt not der klagende.

W. 134. [5] Bemerkung des Dichters. Denn das Brackenſeil wird Urſach von des Helden Tode. — [7] Bracke: Jagdhund.

Und künft'ge Trauer ihm dadurch zu Theile.
Er barg ſich in dem dicken
Gebüſch. Da kam jagend mit dem Seile

W. 136.

Der Jagdhund des Fürſten,
Dem entfahren aus ſeinen Händen
Deſſen blendend ſtrahlendes Leitſeil.
O möge ſie nie einen Hund mehr ſenden,
Die dieſen jüngſt dem Hochgemuthen ſandte,
Der mit ihm jagte, bis nun
Der von Graharß ihn fand, und damit ſich große
Freud' entwandte.

W. 137.

Er brach durch das Dickigt
Verfolgend die Wildſpur.
Um ſeinen Hals war gewunden
Eine dreiſtrehnig geflochtne arabiſche Leitſchnur;
Man ſah darauf viel theure lichte Steine,
Die glänzten wie die Sonne. —
So fand der Held doch allda den Hund nicht alleine.

W. 138.

Was er zugleich mit dem Bracken
Ergriff, laßt's Euch nennen:
Kummer, durchwirkt mit Arbeit,
Mußt' unverzagt er erkennen,
Und ſtäten Zwang zu immer neuem Streiten.
Das Brackenſeil war wahrlich
So recht ein Anfang zu Freude vertilgenden Zeiten.

W. 139.

Er trug den Hund im Arme
Zu Sigunen der klaren.
Zwölf Klafter lang war das Seil wohl,
Und ſeiden die Borten. Vier Farben waren
Daran: Gelb, Grün und Roth, und Braun daran die vierte,
Und ſtets in Spannenlänge
Wechſelnd an einander gewirkt mit Gezierde.

W. 140.

Darum lagen Ringe
Von Perlen, den reinen,

Und immer zwischen den Ringen
Wohl Spannen lang, nicht unterbrochen von Steinen,
Vier Blatt, vierfarbig, je in Fingers Breite.
Wenn je an solchem Seile
Einen Hund ich fange, den laß ich nie mehr in's Weite.

W. 141.

Zog man auseinander
Die Strehnen zwischen den Ringen,
Fand man innen und außen
Schrift wohl mit kostbaren Dingen. —
Hört an das Abentheuer, wenn Ihr gebietet! —
Mit goldnen Nägeln waren
Die Steine fest an die Stränge genietet.

W. 142.

Smaragde waren die Buchstaben,
Mit Rubinen verbündet,
Diamanten, Chrysolithe, Granaten. —
Nie war ein Seil besser gehündet,
Und nie ein Hund so trefflich auch gefeilet.
Ihr könnt wohl rathen, was ich
Da nähme, stünde mir Hund und Seil zur Wahl getheilet.

W. 143.

Auf einen Sammet, grün
Wie im Mai der Wald,
War am Halsband genäht
Eine Borte, viel Gestein mannigfalt
Darauf gesetzt. Frauenhand die Schrift da lehrte.
Gardevias hieß der Hund;
Das heißt auf deutsch: Hüthe der Fährte.

W. 144.

Die Herzogin Sigune
Las den Anfang des Seiles:
„Dieses Hundes Nahme
Ist den Edlen ein fruchtbar Wort des Heiles;
Denn Mann und Weib, die schön der Fährte hüthen,
Die leben hier in Gunst der Welt,
Und Seeligkeit wird ihnen dort ihren Wandel vergüten."

W. 145.

Sie las mehr an dem Halsband,
Noch nicht an dem Seil:
„Wer wohl der Fährte hüthet,
Dessen Preis wird nimmer geboten feil;
Der wohnt in lautrem Herzen so erstarkt,
Daß nie ein Aug' ihn sieht
Auf dem umstäten wankenden Markt."

W. 146.

Einem Fürsten war gesendet
Der Liebe zum Lohne
Hund und Seil. Das that
Eine Königin jung, geboren unter Krone.
Sigüne las auch deutlich an den Schnüren,
Welche Nahmen beide,
Der Fürst und auch die Königin, führen.

W. 147.

Ihre Schwester war Florie,
Von Kanedich geboren,
Die Ilinot, dem Bretonen,
Ihr Herz und Leib und Seele hatt' erkoren,
Ja alles, was sie hatt', außer leiblicher Minne.
Sie zog ihn auf von Kindheit
Bis zur Ausfahrt unterm Schild, und erwählt' ihn
vor allem Gewinne.

W. 148.

Der holt' um ihre Minne
Unterm Helm sein Ende. —
Bräch' ich nicht die Schranken der Sitte,
Noch möcht' ich verwünschen die Hände,
Die gegen ihn den Stoß so tödtlich führten.
Florie starb an demselben Stoße,
Wenn ihren Leib auch nimmer Lanzenspitzen berührten.

W. 149.

Eine Schwester verließ sie,
Die erbt' ihre Krone.

W. 147. [3] Ilinot, ist ein Sohn des Artus. Ueber Floriens Liebe zu ihm s. Parc. S. 412.
W. 148. [3] Ilinot starb im Kampf bei der Montaner-Klause, s. Parc. S. 265 u. 398.

Klaudite hieß die Jungfrau.
Reinheit und Gutheit gab ihr zu Lohne
Der Fremden Lob, und Aller, die sie kannten.
Hell klang in allen Landen
Wieder ihr Preis; den machte da Niemand zu Schanden.

W. 150.

Die Herzogin las
Von dem Mägdlein am Seile:
Des Reiches Fürsten begehrten,
Daß einen Herrn sie ihnen ertheile;
Sie setzte Hoftag an zu Beauframunde.
Da kamen Arm' und Reiche
Unzählbar; man gab ihr das Wahlrecht zur Stunde.

W. 151.

Duc Ehkunat, fleur de Salvage,
In Ritterschaft den Geübten,
Den trug sie schon längst im Herzen,
Und hatt' ihn fast schon erwählt zum Geliebten.
Drob höher stand sein Herz als nach Krone.
Ehkunat rang nach Fürstenziel,
Denn er hüthete seiner Fährte gar schöne.

W. 152.

Das Recht ihres Reiches
Und seine Jugend lud auf ihr süße Bürde.
Da ihr das Wahlrecht ertheilt war,
So wählt' auch die Jungfrau nach rechter Würde.
Soll deutsch ich ihres Freundes Namen nennen:
Herzog Ehkunat,
Die Blume der Wildniß, so hört' ich ihn nennen.

W. 153.

Weil er hieß von der Wildniß,
Sandte sie diesen wilden
Brief ihm in die Wildniß,
Den Hund, der in Wald und Gefilden
Der Fährte hüthete, so wie er sollte
Nach seiner Art. Auch sagte
Des Seiles Schrift: daß sie selbst der weiblichen Fährte
wohl hüthen wollte.

W. 154.

Tschionatulander
Mit einer Federangel
Fing Aeschen und Forellen,
Während sie las, — und zugleich der Freuden Mangel,
So daß seitdem er schied von frohem Heile.
Die Herzogin löste den Strick,
Um auszulesen die Schrift am Brackenseile.

W. 155.

Der Hund war an der Zeltstange
Fest gebunden.
Leid thut mir ihr Losbinden;
O hätte sie dessen sich nie unterwunden!
Gardevias stämmte sich mit Widerstreben
Dagegen, ehe noch nach Speise
Sie für ihn rief; ihr Wille war, ihm Fressen zu geben.

W. 156.

Hin sprangen zwei Mägde,
Es zu holen dem Hunde. —
Ich klage um die weiße Hand
Der Herzogin; — ob das Seil die verwunde,
Kann ich dafür? Rauh war's von Steingezierde. —
Gardevias zuckte,
Und plötzlich sprang er davon mit Jagdbegierde.

W. 157.

So war auch Ekkunaten
Er des Tags entkommen.
Sie rief zu den Jungfraun,
Die schon des Hundes Speise genommen,
Und eilig in das Zelt zurücke springen.
Doch entschlüpft schon durch die Windseile
War er. Man hörte sein Jagdgebell den Wald durchdringen.

W. 158.

Einen Theil der Windseile
Riß er ab von den Pfählen.
Als er wieder kam auf die neue
Blutfährte, mocht' er's nicht hehlen:
Er jagte offenbar und nicht verborgen. —
Des werthen Gorgegris Sohne
Erwuchsen davon seitdem unnennbare Sorgen.

W. 159.

Tschionatulander fing Fische,
Die großen und kleinen
Mit seiner Angel,
Und stand dabei mit bloßen blanken Beinen
Der Kühlung halb im klaren schnellen Bache.
Da höret er die Stimme
Von Gardevias. — Die erscholl ihm zum Ungemache.

W. 160.

Er warf aus der Hand die Angel,
Und sprang sonder Weilen
Fort über Wurzeln, durch Dornen,
Doch ohne den Bracken damit zu ereilen.
Vom unwegsamen Pfade ganz verwirret
Verlor von Hund und Wilde
Die Spur er bald, und vom Wind auch ward sein Gehör geirret.

W. 161.

Ihm wurden die bloßen Füße
Zerkratzt von Gezweigen,
Und seine weißen Schenkel konnten
Auch tiefe Wunden von Dornen zeigen.
Besser als geschoßnes Wild war er zu spüren.
Er wusch sich seine Wunden
Eh er zum Zelt zurück kam. — Da mußt' ihn Sigunens
Anblick rühren.

W. 162.

Ihre Hände waren innen
Mit Striemen gereifet,
Wie des Speerfechters Hände,
Dem der Schaft vom Gegenstoß geschleiffet
Ist durch die Faust, daß auf die Haut geschunden.
Recht also war das Seil auch
Durch ihre Hand gerissen, und hat sie bedeckt mit Wunden.

W. 163.

An Schenkeln und Füßen
Entdeckt sie seine Wunden mit Zittern.
Sie beklagt ihn; er auch sie. —
Nun will sich diese Sage verbittern,

Als drauf die Herzogin begann zu sprechen
Zu ihm von jener Schrift
Am Seile. — Deren Verlust wird noch viel Speere zersplittern!

W. 164.

Er sprach: „Ich frage wenig
Darnach, was am Seil geschrieben.
Ein französisches Briefbuch, ich weiß wohl; —
Solche Kunst ist mir nicht geblieben,
Zu enträthseln, was am Seil da stand zu lesen.
Sigune, süßes Mädchen,
Nicht laß Dich's kümmern, was da geschrieben gewesen."

W. 165.

Sie sprach: „Da standen Geschichten
Geschrieben an dem Gebände —
Verhaßt ist Katalonien,
Mein Land mir, les' ich die nicht zu Ende.
Der größten Schätze will ich mich entschlagen,
Die jemand bieten möchte,
Lieber, als jene Schrift zu lesen entsagen."

W. 166.

„Nicht gereiche, lieber Freund, Dir,
Noch sonst jemand mein Wort zu Gefahren:
Doch sollen wir, jung wie wir sind,
Zusammen altern in künftigen Jahren,
So daß dein Dienst noch hofft auf meine Minne,
So schaff das Seil mir wieder,
An dem Gardevias stand gebunden hier inne."

W. 167.

Er sprach: „So will ich gerne
Denn um das Seil also werben:
Ist es durch Kampf zu gewinnen,
So will an Leib und Ehr' ich verderben,
Oder ich bring' es wieder Dir zu Handen.
Sei gnädig, süßes Mädchen,
Und halte mein Herz nicht in so strengen Banden."

W. 164. [3] Ein franz. Briefbuch: Ein Liebesbrief. So nennt Ulrich von Lichtenstein stets die an seine Geliebte gerichteten poetischen Episteln und Gedichte: Büchlein, vermuthlich, weil die Blätter zusammengeheftet waren.

W. 168.

„„Gnade, und alles, was immer
Als Ziel kann ein Mädchen gewähren
Ihrem theuren ſchönen Freunde,
Das leiſt' ich, und ſoll mich Niemand davon kehren,
Wenn Du mit Ernſt nach jenem Seile trachteſt,
Das nach ſich auf der Fährte
Der Bracke zog, den Du mir gefangen brachteſt.““

W. 169.

„Darnach ſoll mein Dienſt immer
Mit Stätigkeit ringen!
Du bieteſt reichen Sold. — Wie erleb' ich
Die Zeit, daß meine Hand es wird bringen
Dahin, daß deine Gnade ich erhalte?
Das wird verſuchet jetzo
In der Näh' und Ferne. — Deine Minne über mich walte!“ —

W. 170.

So hatten ſie mit Worten
Einander ergötzet,
Und auch mit gutem Vorſatz. —
Anfang großes Kummers, welch Ziel iſt Dir geſetzet?
Nun forſcht mit Recht der Pinſel wie der Greiſe
Wohl nach dem unverzagten
Wortgeber, ob er ſteigen oder ſinken wird an Preiſe.

Tſchionatulander giebt Sigunens heißem Gelüſt nach dem ſchönen Brackenſeil nach, und ſchickt ſich zur Ausfahrt an; vor dem Abſchied jedoch bittet er die Geliebte noch um eine beſondre Gunſt:

Str. 116. „Getorst ich süsse wol gefar,
Ich wolt dich bitten gerne,
Fröde meines hertzens gar,
Und darzu mein aufgender morgenlichter sterne,
Du bluom, du ros': das mich dein mündel ruorte
Mit williglichem Kusse;
Hey, waz ich starker troppel dann zerfuorte!“

Str. 116. [1] getorst: dürfte. wol gef.: ſchönfarbige. — [4] aufgend.: aufgehender. — [5] ruorte: berührte. — [6] will.: williglich. — [7] troppel: Haufen ꝛc. der Feinde. zerfuorte: auseinanderſprengte.

Str. 117. „Ob meiner vert ain seld und ain hail,
Vil süss amey, geschehe,
So das ich under lachen ain tail
Deines blancken süssen leibes noch gesehe,
Die Oepfel ungefelscht auf blüendem reise:
Des bin ich süsse gerende
Für alle wünschelruot auss paradeise.“

Str. 118. Sein hand ungefalliret
Durch schilde liecht gezillet,
Hertz und muot gezieret
Wirt darauff, und lauterlich gewillet,
„Beruort dein blenk meyns innneren hertzen waffen,
Vil bass dann zuo dem grale
Wer ich an selden wunschelarm entschlaffen.“

Str. 119. „„Ich frew mich diser maere,
Ob ich suss kann gesteuren
Zuo deiner vert sorgenbaere
Deinen leib den süssen, den geheuren.““
Irn leib gedret mit schnüren schon betwungen,
Den liess sy anegreiffen
Den vil klaren süssen und den jungen.

Str. 120. Von blyatseiden wolgefar
Liess sy den mantel schleiffen
Von Lunders ain borte klar;
Yn möcht ain lant mit reicheit nit begreiffen.
Den kund sy nun von ir gurten schone;
Irm freund, den hertzelieben,
Gab sy diesen werden dienst zuo lone.

Str. 117. [1] Wenn meiner Fahrt Glück und Heil geſchehen ſoll. — [3] lachen: Leilachen, Laken. — [5] oepf.: Aepfel. — [6] So begehr ich ſtatt aller Wünſchelruthe des Paradieſes, daß ich—.

Str. 118. [1–4] Wirkung dieſer Gunſt: ſeine Hand wird nie fehlen, wenn ſie auf lichte Schilde zielt, Herz und Muth erhebt ſich froher, und wird mit reiner Geſinnung erfüllt. — [5] blenk: glänzende Weiße. — [7] selden: Wunſcharm des Glückes.

Str. 119. [2] suss: ſo. gest.: ausſteuern. — [3] vert: Fahrt. — [5] Ihren Leib, ſchlank wie gedrechſelt (gedret), ſchön von einem Mieder mit Schnüren, oder Schnürleibe umſchloſſen. — [6] anegr.: betaſten.

Str. 120. [1] blyats.: eine beſondere Art Seidenſtoff. — [2] schleiffen ain borte. Der Mantel war unten mit einer Borte von London beſetzt. — [4] begreiffen: umfaſſen aufweiſen. — [5] den legte ſie ab.

Str. 121. Baide, hertz und augen,
Möcht keusche nie verbiten.
Er muoste sunder laugen
Vil lieplicher blicke sich do genieten,
Do im das sehen bracht so reich gemuete.
Wer im icht worden mere,
Sein hertze wer geschwebt in reicher fluete.

Str. 122. Ain umbefang mit trewen zart,
Ain Kuss von rotem munde,
Damit urlaub genommen wart
Mit wasserreichen augen an der stunde.
„Got sei mir, als ich dir — so sprach der werde —
So wer ich frei vor noeten
Duch alle landt.“ Das was auch ir begerde.

Mit dem herrlichsten weitläuftig beschriebenen Waffenschmuck ausgerüstet, das Haupt mit einem Helme bedeckt, den Sigune selbst verziert hat, umgürtet mit dem Schwerdte Valtzone, in der Hand seinen Speer Durantze, besteigt er sein Streitroß Drakune, und reitet dem Walde zu, wo er den unheilvollen Bracken zuerst gesehn hat. Wehe, daß er ihm nicht, als er mit bloßen Füßen damals ihm nachsprang, noch nur einen Rosselauf weit folgte! Denn da verwickelte sein langes Seil sich in Dorngestrüpp, so daß der Hund festgehalten ward. Hier fand ihn also Teangelis, König von Teseag und Tamilone, der auf die Jagd geritten war, wand ihn aus den Gebüschen los, und nahm ihn mit sich. Bald ließ er ihn indeß auf ein Thier los, das der Hund in der Nähe des Gezeltes des Herzogs Orilus von Lalander einholte und fällte. Der Herzog, der hier auf einem Abentheuerzuge verweilte, bemächtigte sich sogleich des schönen Bracken, geräth mit dem nachkommenden und über den Raub heftig erzürnten Teangelis in Kampf, gewinnt indeß mit dem Siege über den König auch Hund und Seil.

Tschionatulander ritt im Walde in der Irre umher, ruhte die finstre Nacht im Freien, und mit dem Morgengrauen macht er sich wieder auf. Am Rande des Waldes stößt er auf einen Waidmann, der ihm berichtet, daß der König von Teseag mit dem Bracken am goldnen Seile hier vorüber und nach jener Gegend hin geritten sei, die er ihm andeutete. Tschionatulander folgt eilig der Weisung, und begegnet bald dem Teangelis. — Sie reiten sich an; jener wird vom Roß gestochen, muß Sicherheit bieten, und Tschionatulander befiehlt ihm: dem König Artus und seiner Massenie zu sagen, daß hier ein Ritter unter Schilde halte,

Str. 121. [2] verbiten: um etwas kommen. — [3] sund. laug.: unzweifelhaft. — [4] genieten eines dings: sich der vollen Einwirkung eines Dinges hingeben.

Str. 122. [1] umbef.: Umarmung mit Armen.

den seine Freundin auf Abentheuer ausgesandt habe. Alsbald berichtet der Ueberwundene solches an Artus Hof, der in der Nähe lagert. — Sogleich rüstet sich Iblet, Brudersohn des Teangelis, der um liebes Weibes Grüßen den ersten Preis sich an dem Fremden wollte verdienen. Darab klagte aber Laudine, denn Tschionatulander stach ihn vom Rosse, das ledig zum Lager zurückläuft. Nun macht sich der Schwesterssohn der Herzöge Orilus und Lähelin, der junge König von Thesariol auf, der gar schön von der Königin Arbidole geschmückt war, den unbekannten Helden zu bestehen. Allein er sinkt todt vor Tschionatulanders Lanze in das Gras. Allgemeine Klage verbreitet dieser Unfall bei der Tafelrunde. Doch der Seneschall Keye erhebt sich nun, und reitet zu dem Abentheurer hinaus. Während er sich in großen und übermüthigen Worten gegen den Fremden, von dem man nach seinen Thaten vermuthet, daß er aus der Familie des heiligen Grales sei, ergeht, wendet dieser sich plötzlich von seinem prahlerischen Gegner ab, und stürzt in hastiger Eile einem vorüberlaufenden Jagdhunde nach, indem er ihn für Gardevias hielt, der es aber nicht war. Keye hält dies für furchtsame Flucht, und kehrt triumphirend an den Hof zu dessen großem Staunen zurück. Tschionatulander verfolgt bis in die Nacht, doch vergebens, jenen Hund, und reitet endlich matt und müde in Artus Lager, wo er mit großen Ehren empfangen wird. Jedoch wurmt es ihn, daß ihm sein Davoneilen als feige Flucht ist ausgelegt worden. In der Frühe des nächsten Morgens bricht er daher heimlich auf und gestellt sich wieder auf dem Plane, um von neuem die Ritter der Tafelrunde zum Kampf heraus zu fordern.

Eilftes Kapitel.

Wie Tschionatulander die Besten von der Tafelrunde im Lanzenrennen fällte, und großen Preis erjagte.

Tschionatulander hielt in smaragdgrünem Wappenkleide und gleichgefärbten Waffen auf dem Platze. Als Artus ihn erblickt, hält er den verwappneten Ritter für seinen Vetter Ither von Gahevieß, den von seiner rothen Rüstung sogenannten rothen Ritter, der um seinen Erbanspruch auf das Land zu verfolgen [1]) hier in die Schranken geritten sei, wenn gleich verkleidet mit grünem Wappenrock. Der Tafelrunde beste Helden rennen den grünen Jüngling an, als Keye, der Seneschall des Königs, der immer mit Spott vom Kampfplatz heimkehren muß, der alle Zeit streitfertige Segramors, [2]) der tapfere Wigamur, Herzog Ospinel, Morold von Irland, der so stark ist, wie fünf Männer, und der vor Kanvoleis gewappnete Ritter wie Docken und Kinderspiel mit der Faust von ihren Pferden riß und auf sein Roß setzte, [3]) und noch viele Andre.

1) S. Parcival, S. 112, 113 u. 589. — 2) S. Parcival, S. 106. — 3) S. Parcival, S. 56.

Den jungen Königssohn von Norwegen (Gawan) konnte Artus nur mit Gewalt vom Kampfe zurück halten. Alle aber besiegt der junge Held von Graßwald, Tschionatulander. Endlich reitet ihm auch Ehkunat von Werbester entgegen; als jener aber dessen Wappen erblickt, wendet er sich um, und giebt sich als seinen Schwestersohn zu erkennen. Er erzählt ihm sein heißes Ringen nach dem Brackenseile, nach welchem Sigune so unbezwingliches Begehr trage. Ehkunat reitet deßhalb an das Hoflager zurück, und sucht unter Artus Beistand die gütliche Herausgabe des Bracken und des Seiles von Orilus, der beides aber schon wieder an seine Gemahlin Jeschute verehrt hatte, zu vermitteln. Dieser weist solchen Antrag jedoch mit Unwillen zurück. Es wird daher verabredet, daß Orilus, sobald er von einem Armbruche geheilt ist, den er im letzten Kampfe mit Teangelis erlitten hat, in etwa drei bis sechs Wochen mit Tschionatulander auf dem Plane vor Nantes um den Besitz des Bracken und des Seiles kämpfen solle. Tschionatulander versteht sich hierzu, und Artus mit seinem ganzen Hofe holt hierauf feierlich den Helden ein, der von Allen um seine Tapferkeit und Schönheit bewundert wird. — Der Hund aber war wohl so großes Aufhebens werth, als um ihn gemacht ward, denn auf einer Seite war er zinnoberroth, und auf der andern wie Hermelin gezeichnet, nämlich kohlschwarz das Haupt, der Rücken, Schwanz und Beine, dagegen waren Schenkel, Maul und Stirne schneeweiß; die Augen aber groß, und die Ohren lang und breit, ein schöner Behang.

Zwölftes Kapitel.

Wie der Baruch an Tschionatulander Gaben schickt, und wie Kallet von Spanien eine Jungfrau rettete mit seiner Ritterschaft und in Noth kam.

Am andern Morgen ward Tschionatulander mit prächtigen Kleidern von dienenden Junkern angethan.

Str. 3. Darin man in do nete
Die arme wol zuo preise;
Mit leinener wete
Ward sein do nit vergessen also leise,

Str. 3. [1] nete: nähete. Die Kleider des Mittelalters waren so gemacht, daß die Hülfe einer andern Person nöthig war, um sie anzuziehen und zuzuschnüren. — Ein juncfrouwen in do naete In einen rock pfellin. Wigal. v. 699. Im Nibel. Liede, V. 2322 werden die Jungfraun in furgespenge genät; die Recken naeen sich in ihr Gewand, V. 7445, und werden uz den ringen (dem Panzer) entnaet, Klage, V. 1794. Knöpfe und Knopflöcher scheinen eine jüngere Erfindung zu sein. Wigal. v. Beneke S. 440. — [2] Die Lob verdienenden Arme. — [3] wete: Gewand. — [4] leise: wenig. —

So dass sy romisch kaiser wol gemesse,
Wenn er auf dem Guntzele
Im brautstuol zuo der höchsten wirde sesse.

Er hört die Meſſe, und erregt die allgemeinſte Aufmerkſamkeit, ſelbſt die der Königin Ginevra (in Titurel ſtets Tschinover, anderwärts auch Ginover), die ihn zu einem Beſuche zu ſich einzuladen beabſichtigt. — Da begab ſich aber folgendes:

Als Tſchionatulander Ritter ward, befanden ſich bei ſeiner Schwerdtleite (Kapitel 9.) auch mehrere Fürſten und Dienſtmannen des Baruch Ackerin gegenwärtig, die nachher von Kailet mit reichen Geſchenken entlaſſen wurden. Sie hinterbrachten dem Baruch, wie herrlich Tſchionatulander, der Zögling Gamurets, des treuen Helfers gegen die Babylonier, die Proben beſtanden habe, und dieſer, hoch erfreut darüber, hat Boten mit koſtbaren Präſenten an Kailet und den Graßwaldaner abgeſandt. Zu Toledo erfahren ſie von Erſterem, daß dieſer jetzt an Artus Hofe ſei, ſie machen ſich daher in Begleitung Kailets dahin auf den Weg. — Am dritten Morgen, als ſie durch das Land Kornewal zogen, geriethen ſie zwiſchen die feindlichen Heere des Schottenkönigs Fridebant, und des Hernant, den jener um die ſchöne Herlinde zu gewinnen im Kampf erſchlagen hatte. [1]) Mit Mühe entziehen ſie ſich dem Kriegsgetümmel, ſtoßen aber bald darauf auf einige Fürſten, die traurig von Kanvoleis heimkehrten, wo ſie die Nachricht vom Tode Gamurets erfahren hatten. Da ihr geliebter Herr im Dienſt des Baruchs gefallen iſt, ſo wollen ſie nun ihren Zorn darüber des Baruchs Boten entgelten laſſen. In dem ſich dadurch entſpinnenden Kampfe wird faſt die Hälfte der Knechte erſchlagen; die Uebrigen retten ſich durch eiligen Rückzug, und faſt Alle erhalten Wunden. Allein Haydenschaft hat der artzeney vil kunste, So bin ich sunder sorge; Sy pflegent auch ir selber wol mit gunste. — Nach anderen drei Tagereiſen hört Kailet plötzlich abſeits vom Wege den Hülferuf einer Jungfrau; der natürliche Bruder des Fürſten Uriens von Punturteis hatte durch betrügeriſche Liſt ſie hieher gelockt, und wollte ſie entführen. Sie iſt eine von den 80 Dienerinnen der Königin Ginevra. Sie erkannte Kailet, und rief ihn laut um Beiſtand an; ihr Entführer war in Acht und Bann, beſaß jedoch eine ſo ſichre feſte Felſenburg, daß ſie mit wenigen Leuten gegen ein großes Heer vertheidigt werden konnte. Kailet ſtürzt ſich zornig auf den Verräther, der ſich bald flüchtig nach ſeinem Schloſſe wendet; Kailet mit den Seinigen ihm nach. Schon ſauſt ſein Schwerdt dem Fürſten um das Haupt, ſchon reitet er zugleich

[5] gemesse: wohl gemäß ſei, wäre. — [6] Guntzele: Auf dem Günzenleh bei Augsburg hielt 1197 der Herzog Philipp, Bruder Kaiſers Heinrich VI. mit Irene ſein prächtiges Beilager.

1) S. Parcival, S. 25.

mit dem Fliehenden in das Burgthor ein, da stürzt das Fallgatter hinter beiden nieder, die Besatzung bricht hervor, und der Held muß sich dem Schändlichen gefangen geben. Dieser hatte schon seinen Tod beschlossen, als er erfährt, zwei seiner Brüder seien gefangen worden. Die wechselt er nun gegen die geraubte Magd und Kailet, aus, der dieselbe Artus Hofe zuführt, und damit die größte Freude, vorzüglich unter ihren Mitdienerinnen der Königin, verbreitete. Auch die Boten des Baruchs werden mit großer Aufmerksamkeit und von Tschionatulander mit freudigster Ueberraschung empfangen. Sogleich wird ein großes Turnier ausgeschrieben, und Ginevra ladet, um die Freude des Festes zu erhöhen, auch Sigunen dazu ein, zum Theil freilich zu großem Leidwesen der 80 Mägde der Königin, indem sie meinten: wenn Sigune gegenwärtig sei, und Tschionatulander Sieger bleibe, werde er nicht sie, wie Artus es angeordnet hatte, sondern seine Geliebte küssen.

Dreizehntes Kapitel.

Wie König Artus eine große Hochzeit und groß Turnier hielt auf dem Felde zu Florischanze, und das Brackenseil gelesen ward.

Die Boten Ackerines breiteten vor Tschionatulander die merkwürdigsten und und wunderbarsten Geschenke aus, einen kostbaren Harnisch, und eine vollständige mit Gold und Edelsteinen blitzende Rüstung, mit Thieren des Paradieses und schönen Sprüchen verziert, herrliche Kleiderstoffe, einen mit Gold gearbeiteten Schild, 12 schöne Rosse von Thabronit, u. s. w. Tschionatulander ist tief gerührt durch das liebevolle Andenken des Baruchs. — Drauf begann das Fest, bei welchem Artus viele edle Knappen zu Rittern machen wollte.

Str. 46. Die ritterschaft sich hebte
Des morgens mangen degen.
Ain ertzbischof do gebte
Den helden schwert mit seldenreichen segen,
Und auch der künig, als er von rechte solte.
Mit reichen panyren
Man starken buhurt do nit lassen wolte

Florischanze erbebte wie bei einem Erdbeben; die Luft erdröhnte von Posaunen und Trommelschall. Unzählbare Ritterschaft nimmt an dem Feste Theil; es wird Mann gegen Mann, und in Schaaren gegen einander geritten. Dreißig

Str. 46. [1]hebte: erhob sich. — [2]gebte: gab. — [3]buhurt: Ritterspiel, das ohne Harnische gehalten wird. Wurden diese angelegt, so ging der buhurt in einen turnei über. Wenn Rotten gegen Rotten buhurdierten, so hatte jede ihr besondres Panier.

Tage soll das Fest dauern, und an jedem Tage hat einer der dreißig anwesenden Könige den Vorritt in die Schranken. Es ist ein Kampf, wie der, als die Amelungen mit den Hunnen zum Streit kamen. [1])

Im Zelte Tschionatulanders befand sich Amfortas, der jetzt noch zur heiligen Waffenbrüderschaft des Grales gehörte und welchen die Verwandschaft Siguenens und ihres Geliebten hergezogen, so wie der Glanz des Festes festgehalten hatte. Hier sah er zuerst die schöne Orgueilleuse (Orgeluse) von Logreis, und verliebt sich in sie.

Str. 97. O we der hertzeleide,
Die im nu wellent nahen!
E das er dannen scheide,
So beginnet in die minne so vahen,
Sàm sy ving Sampsonen und Daviten,
Und Salomon den weisen,
Die do nit möchten Minne angestriten.

Orgueilleuse war so schön, daß sie nur von Parcivals Weibe, Konduiramur, und der Gralträgerin Urepanse de Joie übertroffen ward. Zur Königin des Grals wollte er sie machen, aber zu seinem Leidwesen warb schon der König Cidegast um ihre Hand. — Nachdem die Turniere beendigt, begann der zweite Theil der Feierlichkeiten, nämlich die Vermählung von dreißig hochgebornen Jungfrauen mit den Helden des Turniers. Orgueilleuse, la duchesse de Logreis wird mit Cidegast, Klaudite von Kannedich mit Ehkunat von Berbester, die schöne Laudilie mit Astolone von Precilie vermählt, der den Kalokreiant so schön hinter das Roß setzte; [2]) Margatine aus Patrigalt mit Herzog Hütiger, der vor Patelamunt so viele Mohren fällte. [3]) Es würde zu weit führen (sagt der Dichter) die übrigen Alle bei Nahmen zu nennen.

Der Dauphin von Graßwald fühlt sich gegen Artus verpflichtet, ihm zwölf köstliche Gewande aus des Baruchs Gaben zu verehren, über deren Pracht und kunstreiche Verfertigung der ganze Hof staunt, und Artus die Bemerkung nicht unterdrücken kann:

Str. 130. „Der meister Ipocrate,
Noch all die von nature

Str. 97. [2] wellent: wollen. — [3] sam: so wie. — Ueber Amfortas erste Liebe zur Orgueilleuse s. Parcival, S. 327, 331, 429 und 431.

1) Lied der Nibelungen, Abenth. 36.
2) Anspielung auf Hartmanns von Aue Iwein.
3) S. Parcival, S. 31. Ueberhaupt kommen, wie bei Wolfram, häufig Anspielungen auf Hartmanns Gedichte: Iwein u. Erek und Enide vor, ferner auf Wirnts Wigalois, und auf die deutsche Heldensage, so wie Albrecht sich gefällt, in Eschenbachschen Ausdrücken und Wendungen zu reden.

Ye lasent fruo und spate,
Die wurdent nie der künste nachgebure,
Galienus, noch der Avicenne;
Künste aller Kriethen
Möchten daran nit vinden ain bekenne."

Es will ihm scheinen, es hätten die Engel des Grals sie gewirkt, und Tschionatulandern beſcheert. Es wird überlegt, wem die Gewande zu Theil werden ſollen, und die Wahl fällt auf Ginevra, Sigune, Urepanſe de Joie, Klaudite, Jeſchute von Karnant (Orilus Gemahlin) Orgueilleuſe, Laudine, Florone, Margatine u. ſ. w. Man begiebt ſich zum Mahl an die runde Tafel; dann folgt Tanz, und mit der Fiedler ſüßem Getöne wird jede Braut dann zur Herberge geleitet. Noch vier Tage dauern die Feſtlichkeiten. Da bittet endlich Sigune, daß das Brackenſeil, deſſen Beſitz ſie noch immer heiß begehrt, geleſen werde. Artus genehmigt es, und es ward die Jungfrau ſehr froh darüber.

Str. 205. Tschionatulander
Hie wundert dise maere,
Und auch vil manig ander:
Welcherlay schrift do ditze waere?
Kay sprach: „Es ist von loyca der lere,
Die kunst die sich verfluochet,
Domitte man das recht zuo unrecht kere."

Str. 130. [4] Haben es in der Kunſt nie weit gebracht, wurden nie ihr Nachbar. Wunderlich genug, gerade der Mediciner hier zu gedenken!
Str. 205. [4] ditze: dieſe. — [5] loyca: von der Wiſſenſchaft der Logis.

Vierzehntes Kapitel.

Das iſt das Brackenſeil.

Es ward nun eine Stille geboten, und ein Schreiber las die Schrift an dem kunſtreichen Seile, welche ſo lautete:[1] „Der man zu Kannedich den Nahmen Klaudite giebt, die ſendet Ehkunaten von Berbeſter dieſen Brief, ihm minniglicheſ Grüßen zu ſagen. Der wilde Bote dieſes Briefes heißt Gardevias, d. h. hüte der Fährte. — An ihm ſollſt Du merken: vor Allem hüte der Fährte zur Gottes-Minne! Das iſt ein Gebot über alle Gebote. Darum hüte der Fährte,

1) Wir beſchränken uns darauf, aus dem bombaſtiſchen Vortrage des Dichters nur kurz den Inhalt zu geben.

daß Dir die himmlische Krone zu Theil werde. — Hüte des Leibes Begier vor schmählicher Fährte, daß deine Lebensbahn mit Glück ende. — Sprich den Geistlichen wohl, biete ihnen Ehre und Würde, halte festen Glauben, wie ihn Dir ecclesia zeiget. Hüte wohl der Fährte, daß Du mit Buße und Beichte Dir die Seeligkeit erringest. — Hüte Dich im Gericht über Wittwen und Waisen; hab' Erbarmen und Demuth bei der Gewalt. Hüte wohl der Fährte, daß die Schaaren der Engel Dich nicht von sich ausschließen. Sei gerecht, daß Dich Gottes Gericht nicht von ihm weise. — Hüte wohl des Ritterordens, daß er Dir zum Heile gereiche. Suchst Du den Preis der Welt durch Ritterthaten, so hüte der Fährte, daß deine Schaam es nicht entgelte. — Ehre die Frauen mit reiner Liebe. Wer Pfaffen und Frauen nicht ehrt, dessen Ehrenanker sinkt in den Schandengrund, und kommt nimmer empor. Die Frauen bringen uns zur Welt, und die Pfaffen zu Gott; nun hüte wohl der Fährte, so bist Du hier und dort in Glück und Freude. — Die Augen sollen dem Strauße gleichen, der mit dem Glanze derselben seine Eier ausbrütet; allumsichtig sei, daß dein Gesicht sich vor Schaden hüte; wie der Luchs trage die Aufmerksamkeit im Herzen, wenn Dich jemand bethören will. Kehle und Hals sei wie des Kranichs, beweglich nach allen Seiten, auf der Lauer gegen Trug und Falschheit; das Haupt gleich der Taube an züchtigen Gebehrden. Doppelnaturig ist der Aar; seine Milde übe deine Linke, seine Gerechtigkeit deine Rechte; das Herz sei gleich dem Löwen, stark und erhaben. Stehe auf Bärenfüßen breit und groß, daß Du stark und fest dastehest im Sauren wie im Süßen.[1]) — Zwölf Blumen winde Dir zum Kranze, wenn Du zum Ehrentage gehst. Die erste Blume ist reine Zucht, die zweite Keuschheit, die dritte Milde, die vierte Treue, die fünfte Maas in allen Dingen. Zweierlei Unmaas stürzen in Gefahr des Lasters, Gier in Essen und Trinken und in der Minne. Beides ist Tod der Seele und des Leibes. Die sechste Blume ist Achtsamkeit und Vorsorge, die siebente Schaam, die achte Bescheidenheit, die neunte Beharrlichkeit, die zehnte Demuth. Die vergaß Lucifer; nun hüte wohl der Fährte, so wirst Du nicht zu ihm zur Hölle verdammt. Geduld ist die eilfte Blume, und die zwölfte ist Minne. Nun hüte wohl der Fährte. Die letzte Blume weiset Dich zu der Engel Sange."

Mit großer Freude wird dies auf Florischanz angehört. Die Ritter gingen darauf an ihr Tagewerk, Tschionatulander aber trug den Spruch Sigunens: daß er sie nur durch ritterliche Thaten unterm Schilde verdienen könne, tief im Herzen, und er kann nicht ruhen, bis daß er ihr das Brackenseil werde gewonnen haben, auf das Orilus und Jeschute ebenso beharrlich, wie Ekunat und Klaudite Anspruch machen.

1) Ganz ähnlich schildert Ulrich von Hutten den Mann, wie er sein soll.

Fünfzehntes Kapitel.

Das ist das Turnier auf Florischanze.

Die dreißig Fürsten, die vorher turnierten, theilt Artus nun in zwei gleiche Theile. — (Ein bogenlanges Nahmenverzeichniß aller derer, die zum Turnier einritten, ließe sich hier aus der eben so weitschweifigen als langweiligen und unpoetischen Beschreibung der Helden und ihrer Thaten aufstellen, wenn wir unsrer Leser Geduld damit auf die Probe stellen dürften. Es ist keine Spur von der hohen Kunst Wolframs, mit welcher er seinen Einzelnkämpfen Interesse und Mannigfaltigkeit zu verleihen weiß. Auch ein Fürst von Saxonie erscheint unter Andern.)

Sechszehntes Kapitel.

Hier werden Etliche genannt, von denen Einer den Andern absticht.

(Unter häufigen Anspielungen auf das Turnier zu Kanvoleis im Parcival, werden noch eine Menge Kämpen aufgeführt, unter Andern Fürsten aus Thüringen und Hessen, aus Lausitz und der Mark, Parabol, ein Fürst aus Braunschweig, Fürsten von Saxonitterre, daneben Iwein, Tristan, Wigamur; fast kein in den Romanen des Artuskreises vorkommender Heldennahme ist übergangen, und die dürftige Nachäffung in Schilderung der Gefechte läßt fast keinen Zweifel, daß Albrecht hier bedeutend seiner Quelle hinzugedichtet habe, um seiner geblähten Gelehrsamkeit durch Aufzählung der stereotyp gewordnen Nahmen und Phrasen Raum zu geben. Immer seufzt der Dichter: er könne sie nicht Alle nennen, und ihre Thaten schön beschreiben, und immer rafft er sich wieder auf, um von neuem zu erlahmen. Endlich wendet er sich in dem folgenden Kapitel zu der Geschichte zurück).

Siebenzehntes Kapitel.

Wie der mächtige heidnische König von Marroch mit großer Herrschaft und Hofzucht zu König Artus kam.

Artus hatte (wie Kap. 15 gedacht) die Streiter in zwei Haufen getheilt, deren einen er selbst anführte; dieser hatte gesiegt, und mit ihm Tschionatulander, der die 80 Mägde der Königin zu deren großer Freude zum Danke küßt; mit Recht aber empfing doch Sigune von ihm den allerersten Kuß, denn sie war vom Geschlecht des Grales, und die trefflichste an Edelkeit.

Str. 10. Nempt wunnelicher rosen war
Getoldet in dem tawe,
Nach mayscher bluender bluomen var,
Und gen der sunne geit ir liechte schawe,
Und sy der bletter gen ir schein zermachet:
Dem brehen was ir roter munt
Geleich, wenn er von süssigkait erlachet.

Auch die andern anwesenden Frauen und Jungfrauen möchte der Dichter schildern, allein im Gefühl seiner Schwäche ruft er seine Muse an.

Str. 13. Frouw Aventeur, so tuont, das ich euch bitte:
Benennet nit gar sunder all die meide.
Ich vorcht, daz mir etliche
Gefall also, daz ich nach ir verscheide.

Str. 21. Die hochzeit verendet
Was do mit grossen eren.
Wye nun hin haym gesendet
Die frauwen wurdent, das wil sy do leren,
Den trewe nie gewaich bey guoten sinnen.
Es was nun zeit zuo varende.
Des morgens woltentz urlaubes beginnen.

Da begab sich ein neues wunderbares Abentheuer. Die Siebra heißt ein Wasser, das an Florischanze vorüberfließt. Als die Sonne emporstieg am andern Morgen, siehe, da hatte in großer Länge und Breite sich ein glänzendes Heer an dem Gewässer gelagert, man wußte nicht, ob es vom Himmel herabgeflogen, oder aus der Erde plötzlich hervorgewachsen sei.

Str. 24. Nun lag, als ob er schlieffe
Der künig Artus gesellet.
Ob man im laute riefe, —
Neyn, es ward mit züchten nit entwellet.

Str. 10. [2] getoldet: in Dolden, Büscheln. — tawe: Thau. — [3] var: Farbe. [4] geit: geht. Der Blumenkelch gegen die Sonne gewendet. — [6] brehen: brennender, blendender Glanz.

Str. 13. [7] ir: wohl richtiger in, ihnen, in Bezug auf etliche.

Str. 21. [5] den trewe nie gewaich: von dem nie Treue wich. — [6] varende: zur Abreise.

Str. 24. [4] entwellet: beliebet. Es wäre unschicklich, den König durch Geschrei zu wecken.

Ain kammer beschaiden und auch kluoge
Sprach: „Herre, nit erschreckent!
Hye leit ain fröndes her gar ungefuoge.“

Artus wirft sich schleunig in die Kleider, und entsendet Keye, dem Abentheuer näher nachzuforschen. Dieser, erfüllt von der Kunde, sieht im Geiste zahllose Zelte, deren bunte Wimpel in den Lüften wehen, mit unbekannten, nie gesehenen Wappen, allein als er dem Wasser näher kommt, da ist alles plötzlich verschwunden. Er reitet spähen hierhin, dorthin, kehrt endlich um, und schaut nach einer Weile wieder zu der Gegend hin, wo er das Lager vorher zu gewahren glaubte. Und wirklich steht es wieder, schimmernd im Sonnenglanze, da. Eilig reitet er wieder darauf zu, aber alsbald verschwindet es unbegreiflich seinen Blicken. Weit reißt der Seneschall die Augen auf; er glaubt zu träumen. Nach vergeblichem Suchen wendet er sich zum Rückwege, doch wiederum erscheint ihm die wunderbare Schau. Zum dritten Male reitet er darauf zu. Umsonst. Da meint er nicht anders, als der Teufel führe ihn irre und dennoch fürchtet er sich vor dem Spotte des Hofes, der ihn der Furcht zeihen werde, daß er sich zu dem fremden Heere nicht hinzugetrauet. In der That wird er auch, als er das Wunder ernsthaft erzählt, über die Maaßen von Allen ausgelacht. Doch kümmert ihn das nicht allzusehr.

Str. 44. Ydoch er sich nit sente
Nach übergrossen eren.
Von jugent der gewente
Was er also, daz man in kunde meren
Vil grossen spot; der wolt in selten fliehen.
Ain laip der schame sunder
Kan spott an sich, als magnet das eysen, ziehen.

Der König ist sehr verwundert über Keyes sonderbaren Bericht, und befiehlt, dem Dinge weiter nachzuspüren. Bei der Gelegenheit erwähnt der Dichter der Gewohnheit des Artus in folgenden Strophen, zu deren Erläuterung der Parcival S. 214 u. 606 nachzusehen ist.

Str. 51. Ob Artus pflag, der geheure,
Das er den tag nit esse,
E das er aventeure
Hörte sagen: ich wen er sich vergesse,

Str. 24. [5] kammer: Kämmerer. — [7] leit: liegt.
Str. 44. [3] gewente: der Gewöhnte. — [6] Wer der Schaam sich abgethan hat. Diese und die vorhergehenden und nachfolgenden Strophen enthalten eine Wiederholung dessen, was Wolfram im Parcival, S. 205 über Keye sagt. S. auch das. S. 596.

Wer es von ym seit. Gund er in icht eren,
So greift ers an der saiten,
Wann er wil sein lob hie nit verkeren,

Str. 52. Ob es dann so geschehe,
Das man wol tage echte
Weder hörte noch sehe,
Da von man aventeure sagen mechte:
Solt er und all die sein darumbe verderben?
Der tumbe noch der sparende
Waz er do nit; er kund nach wirde werben.

Str. 53. Hye ward nun essens zeyte
Von aventeur gefallen.
Ueberall das her so weyte
Moechten sy mit wirtschaft nun wohl schallen.
Ain bischof moecht in vasten nit gebieten,
Ob sy durch aventeure,
Und anders nit essens wolden nyeten.

Fisidol Jofreyt wird nunmehr abgesendet und bald führt dieser den König von Marokko (Morroch) Klarissidun, in das Hoflager der Tafelrunde.

Str. 51. [5-7] Gönnt er ihm irgend Ehre, so greift er es falsch an, ist es anders seine Absicht nicht, sein Lob zu vermindern.
Str. 52. [2] echte: acht. — [6] er war weder so einfältig noch so geizig.
Str. 53. [6] ob: wenn. — durch: wegen. — [7] nyeten: Neigung haben.

Achtzehntes Kapitel.

Von der Wunderbrücke.

Auf einer kunstreich und höchst zierlich erbauten Brücke, welche die Heiden in kürzester Frist anzufertigen wissen, ziehen sie über die Siebra in das königliche Lager. Ihr prächtiger Aufzug erregt allgemeines Staunen und Bewunderung. Der lange Zug von Fürsten, Rittern, Junkern und Frauen nimmt in einem großen Kreise Platz, um zu sehen und gesehen zu werden. Auf den andern Tag ladet der Fürst von Marroch Artus und seinen Hof ein, die Brücke über den Fluß zu beschauen, die so wunderbar sei, daß sie niemanden über sich hinweggehen lasse, der nicht völlig rein im Wandel sei; jeden andern werfe sie ins Wasser. Auf ihrer Mitte befindet sich ein Vertheidigungsthurm mit einem Thore, unter welchem

kunſtvoll der geheime Zauber angebracht und verborgen iſt. Alle reiten darauf hin, und Keye, vorſchnell, wie er ſich immer zeigt, ſprengt voran, indem er ſpricht: „Soll jemand Treue genießen, ſo reite ich wohl hinüber wohlbehalten.“ Allein kaum iſt er unter den Thurm gelangt, ſo ſtürzt er mit Roß und Kleidern in's Waſſer. Ihm folgt Dodines, dann Segramors, Fiſidol Jofreit; es ergeht dieſen nicht beſſer, u. z. dem letzteren darum, weil er jüngſt eine Frau wider ihren Willen geküßt hat. Auch Erek von Karnant iſt nicht zu retten; daran war ſeine Gebieterin Enide Schuld.

Str. 55. Herr und frünt von Owe,
Herr Hartmann der weise,
Euwer fuog ich des getrawe,
Das ir mirs nit zelent gen unpreise.
Ob ich ewer herschaft hie nun ruege
Durch recht und nit ze vare,
So haissent ir sy fürbar sein gefuege.

Auch dem Kalokretant, ſo wie dem Könige von Fryene geſchieht alſo nebſt vielen Anderen. Dagegen kommen Tſchionatulander, Ehkunat, Gurnemanz u. a. m. unverſehrt hinüber. Auch die Frauen verſuchen den verfänglichen Brückengang, allein ihre Pferde ſtraucheln, und ſie fallen (gegen ſie iſt der Zauber galanter als gegen die Ritter) zwar nicht in's Waſſer, aber doch auf die Brücke. Nur Sigune, Urepanſe und Kondüiramur können ungefährdet paſſiren. Nun folgen viertägige Feſtlichkeiten, und dann beurlaubten ſich die reich beſchenkten Heiden, welche die Ueberzeugung mit ſich nehmen, daß der König Artus alle Fürſten an Reichthum und Freigebigkeit weit überſtrahle.

Str. 55. [1] Hartmann v. Aue, älterer Zeitgenoſſe Wolframs v. Eſchenbach, Dichter des Epos: Erek und Enide, das Wolfram ſo oft rühmend anführt, der es deutſch nach dem franz. Gedicht des Chretien de Troyes bearbeitete. Erek iſt einer der Artushelden. — [2] fuog: Artigkeit, guter Tact und Lebensart. — [6] nit ze vare: ohne daß es Gefahr bringt.

Neunzehntes Kapitel.

Wie dreihundert der höchſten Frauen und Jungfrauen an König Artus Hofe geſtohlen wurden mit Zauber.

(Vergl. über dieſen im Parcival nur kurz angedeuteten Raub S. 51, 52; 220, 230; 390—402; 458—462). Einige Zeit darnach fand ſich plötzlich eines Morgens daß auf unbegreifliche Weiſe die Schweſter des Artus und Gemahlin des Königs Lot von Norwegen, Sangive, mit ihren beiden Töchtern Kundrie und Itonie, ſo wie Arnive, Gemahlin des Vaters von Artus, Uterpan-

dragon, mit noch dreihundert Jungfrauen entschwunden waren. Der Hof geräth in Schrecken, Entsetzen, und tiefe Trauer.

[1] Do ward ir seldenklinge in dem hefte
Entzwai gebrochen, als ich hie beschaide.

In alle Länder, auch zu dem König von Morroch, werden Boten nach ihnen ausgesandt. Tschionatulander, und mancher Ritter der Tafelrunde erbietet sich, die Verschollenen aufzusuchen. Endlich berichtet Klarissîdun an Artus über den Unfall zurück, und wer der Räuber sei:

Str. 27. Clinzor ist er genennet,
Von Napels der geburte,
Der zaubers vil bekennet.
Der künig von Marroch gab im die antwurte
Mit schrift. Die seit Artus all sollicher mere:
Wie von ygromaticos
Er allda in sein landt betwungen were,

Str. 28. „Zwölf tausent meiner frauwen
Het er sich underwunden,
An mannes lid verhauwen,
So das er von der minne ward enbunden;
Durch weibe spot und auch durch manne schelten
Das dolt er von in baiden;
Des wolt auch er sy hie nit lan entgelten."

Str. 29. „Er varet nit wann der liebe;
Die waiss er wol von Künste.
Do wirt er zuo ainem diebe;
Er verstilt die frauwen do von ungünste;
Wann er truog der mynne grossen willen.
Von seiner mynne mangel
Kann er doch anders nit an ym gestillen."

Str. 30. „Die grossen an der eren
Wil er also besunder

[1] Parc. 103, 18: Do brast ir freuden klinge Mitten ime hefte enzwei.

Str. 27. [2] der geburte: gebürtig aus. — [6] von ygromaticos: durch Negromanzie.

Str. 28. [3] Im Parcival: gekapaunt. — [6] dolt: erduldete. — [7] statt nit wohl mit zu lesen.

Str. 29. [1] varet: gefährdet, verfolgt nur die Liebe. — [5] wann: denn.

Von hoher wirde keren
Mit seiner zaubereye gauckels wunder;
Wann er der hohen eren ist ein waise.
So wolt er gerne werben,
Das wir an fröden lebten auch ir frayse."

Als Artus solches las, erhob er neue Klage. Doch sucht ihn Accedille, Schwester seines Vaters, der art von Macedone (lies richtiger Mazadane: von Mazadan abstammend; s. die Stammtafel im Parcival, S. 620), die mehr als Thetis und Sibille geheimnißreicher Künste pflag, zu trösten. Sie spricht: wenn sie dem Klinßor nicht entgegen gearbeitet hätte, so würde er ihn, den Artus, aller Ehren beraubt, und selbst von seinem Lande geschieden haben. Da er aber nur seine Mutter und Schwester gefangen habe, so möge er darin ein Pfand erkennen, daß jener ihm nicht mehr Leides zufügen werde; und sie habe darüber die Versicherung von ihm. Sie belehrt ihn ferner: er sei in seiner Freigebigkeit zu weit gegangen, sei zu verschwenderisch gewesen, habe zu viel und mit zu großem Aufwande turnieren lassen, und sich dadurch den Neid und Haß Klinßors zugezogen. Der König Melianz erhebt sich jedoch mit Zorne gegen solchen Rath, denn Milde ziere den König, und sei seine beste Krone; darin könne er nie zu viel thun. Artus nimmt beider Lehren sich zu Herzen.

Str. 69. Die ler von Accedillen
Und die von Meliantze
Begunden an im stillen,
Das er nun spilte rechter masse schantze,
Bayd mit gabe und auch mit hochgezeiten. —
Diese aventeure
Ist nun getailt in mange stücke weiten!

Str. 30. [7] Daß wir auch ihre (der Zauberei) bedrohliche Gefahr erführen, und darum ohne Freuden in Angst und Noth lebten.

Str. 69. [1] ler: Lehre. — [3] stillen: beruhigen. — [4] daß er rechtes Maas und Ziel hielt. — [6-7] Der Dichter, der sich nun wieder zu Tschionatulander und Sigunens Geschichte zurück wendet, scheint hier selbst das Zusammenhanglose und die willkührliche Zusammenwürfelung der vorschiedenartigsten Abentheuer gefühlt zu haben, ohne sie von einem höhern Standpunkt aus, wie es im Parcival von Wolfram geschieht, vereinigen zu können. Daher seine klagende und klägliche Bemerkung: Die Geschichte sei in so viel, weit von einander getrennte Stücke zertheilt. — Da er augenscheinlich Wolframs große Dichtung nicht begriff, so ist um so sicherer anzunehmen daß er sich treu an dem französischen Gedicht Kyots hält.

Um sich jedoch vor sich selbst zu rechtfertigen, erzwingt er den Uebergang durch die Betrachtungen in den folgenden Strophen.

Str. 70. Wie nympt der kampf ain ende?
Das sagt die aventeure,
Als Orilus zuor hende
Sy wol gesunt. Wem wird das sail geheure?
Das hat die aventüre gar beschlossen.
Streiten umb die strangen,
Jeschut, Sigun, bleibent des ungenossen.

Str. 71. Wie lebt auch die getreuwe
Mit irer klaren iugende
In kleglicher reuwe,
Die sy het nach Gamuretes tugende?
Wie vert es dann umb dise werden frauwen,
Die Clinzor het gefangen?
Wenn sol man die mit fröden ledig schauen?

Str. 72. Wie sol auch hie geraten
Die uberfart des klaren?
Ir brüstel die gedraten
Betwungen in gen veintlichen varen
Michel mer, dann Gamurettes sterben.
Doch taten irss wol bayde.
Er wolt yr minne bass dann wol erwerben.

Str. 73. Wie hat er segelwinde?
Wie schicket sich sein reise
Auf wasser also schwinde?
Wie vert er über landt gen manger freise?
Wie empfacht in der barugk? Welcher weise —
Wie recht er Gamureten?
Schwebet er oder sinkt er an dem preise?

Str. 74. Solt uns die aventeure
Nun höflichen myeten

Str. 70. [3] Wenn der gebrochne Arm des Orilus wieder geheilt ist. Kap. 11. — [1] Beide, Jeschute (im Druck Jestute) und Sigune werden beide kein Glück davon haben.

Str. 71. [1] die getr.: d. i. Herzeleide. — [2] iugende: d. i. der junge Parcival. — [3] reuwe: Schmerz. Die ganze Parthie erscheint als Nachahmung des Parc. S. 299.

Str. 72. [2] klaren: d. h. Aschionatulander. — [3] gedrate: für gedrete? gebrechselt. — [4] warfen ihn feindlichen Begegnissen entgegen. — [5] michel: weit. — [6] irss: das Ihrige?

Str. 73. [4] freise: Schrecknis. — [6] recht: rächt. — [7] schwebet: steiget.

Str. 74. [2] myeten: belohnen. —

Mit sollicher fröden steure,
Das wir uns wirdikeit do möchten nyeten:
So muost ich hertze muot und sein arbeiten,
Wie es darumb gestande.
Es muoss doch sein; ich wils zuo lichte braiten.

Str. 75. Ob mich Gott bei leibe
Lat und ouch bei krefte,
So das man fürbas schreibe
Die hohen aventeur mit meisterscheffte:
Der mich sein nun mit künste kan beweisen —
Ich achte nit der witzen,
Ob es die hochgemuoten wöllent preisen.

Str. 76. Der ritterlichen lebende
In kauffmannes girde,
So das er dienst gebende
Was umb ere und umb vil hohe wirde:
Sein preis der ging do hoch an dem gewinne.
Segen der achtzig meyde,
Und werde weip im truogen holde sinne.

Str. 77. Seit nyeman sunder wandel
Auf erden mag beleiben,
So het ouch ain missehandel
Den Grahordis. Den solt aber ich nit schreiben!
Neyn, ich wil es doch von im hie ruegen
Durch spehen seiner fründe,
Ob sy es wellen fügen oder unfügen.

Str. 78. Man sollte mich straffen
Ob ich hie nun lester.
Offenlichen beschlaffen
Hette der Grahordis sein aigen swester!

Str. 74. [4] nyeten: erringen. — [5] sein: beſſer sin zu leſen; ſo müßt ich — anſtrengen, zu ſchildern, wie. —

Str. 75. Der Sinn iſt dunkel. Wenn mir Gott Kraft läßt, weiter zu ſchreiben, und mich jemand in dieſer Kunſt recht unterweiſet, ſo ſoll es mir nicht darauf ankommen ob die — d. h. ich finde meinen Lohn in der Arbeit.

Str. 76. [2] mit der Gewinnluſt eines Kaufmanns.

Str. 77. [1] seit: da. wandel: Fehl. — [3] het: hielt, verwickelte. — [6] damit ſeine Freunde ihn ganz kennen lernen. — [7] fügen: für fug, Zucht, ſchicklich halten.

Str. 78. [2] lester: läſtere. — [3–7] Eine ſehr traurige Nachahmung der Rede Tre-

Got der was sein vatter sunder laugen;
Dem gab et sich zuo kinde,
Wann er den pater noster nam für augen.

Str. 79. Die werden gottes tochter
Der talphin het geminnet.
Nymmer hoeher möcht er
Sich gemainen. Wer das recht besinnet:
Die gottes tochter ist gehaissen tugende;
Wann sy von gotte fleusset
Die het er ye geminnt von seiner iugende.

Tschionatulander hatte nach den Festlichkeiten der Tafelrunde sich mit Siguneu nach Norgals zurück begeben, und schickt sich nun an, sich zu seinem freundlichen Gönner, dem Baruch von Bagdad zu begeben, um Ritterschaft zu üben, jedoch zum größten Leidwesen Sigunens, die deshalb in laute Klagen ausbricht. Bei dem Abschiede spricht er:

Str. 103. „Als ich dirs immer danke
Mit dienst vil wirdigleiche,
Ich sehe gern das blanke
An deinem süssen leib, daz minnereiche.
So wirt mein tiost mangen hayden schwinde,
Wenn ich an deine brustel
Gedenk, an seyten schneevar und linde."

Str. 104. Nun liess sy aber vallen
Die klaider von dem leibe,
Die keusche sunder gallen.
Zuo wirdikait ir und vil mangem weibe
Ain venlin von Teseag der seyden,
Daz huob sy für die brune.
Die weibhayt wolt er gerne von ir leyden.

vrecents im Parcival, S. 320 über der Erde Entehrung durch Kain. — [7] Willeh. 1, 20. mich âne strit Den pâter noster nennet Zeinem kinde erkennet. 1. Joh. 5, 1: „Wer da glaubet, daß Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren."

Str. 79. [4] gemainen: gemein machen, annähern. — [6] fleusset: strömt aus, stammt her.

Str. 103. [5] schwinde: gefährlich, gewaltsam, bewältigend. — [7] schneevar: schneefarbig.

Str. 104. [3] sunder gallen: gleich wie die Engel und Turteltauben keine Galle haben, und daher von böser Leidenschaftlichkeit rein sind. — [5] Ein seiden Läppchen von Teseag. — [7] weiphayt: weibliche Verschämtheit.

Str. 105. Sy wer es ym unwerende,
Wann das sy hette glauben:
Do er sein was begerende,
Es solt in gar vor ungelück berauben;
Es were anders ymmer unergangen.
Sy klaidt sich gahens widere;
Mit armen ward sy aber umbefangen.

Er sprach: „Mein Scheiden ist nun unabwendlich. Gott sende Dir den Engel, der da Elisabethen, Christi Muhme, vor Leid behütete, damit er dein Leben und den Ruhm deiner Jungfräulichkeit in seinen Schutz nehme.“ Dem getreuen Turkentals (dessen auch der Parcival S. 99 gedenkt) befahl er Geliebte und Reich, und schied über See.

Str. 105. [1] Sei wehrte es ihm nicht, dieweil. — [4] berauben: behüten. — [6] gahens: schnell.

Zwanzigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander mit seinem Volke zu dem Baruch wollte, und nach Zassamank in das Königreich kam.

Nicht zu Sibilie (Sevilla) sondern zu Marsilie (Marseille) sticht er mit einer wohlbemannten und schön ausgerüsteten Flotte in See. An Schild und Banner führt er den Anker, das Wappen des Baruchs, wie einst Gamuret (s. Parc. S. 16). Noch ist er nicht weit gefahren, als sich ein furchtbarer Sturm erhebt. Es folget Blitz auf Blitz, als wäre Luft und Fluth eine einzige Feuergluth.

Str. 12. Darnach mit donders krache
Die schleg vil ungeheure;
Als do ain wilder trache
Aus dem halse die flamme lat mit feure,
Und lie sich auf dem wag mit braiten funcken,
Und klebte so die lenge
Auf dem wage, untz er begunde suncken.

Bergehoch thürmen sich die Wogen. Tag und Nacht wüthet das Unwetter, und verschlägt die Flotte an die Küsten des heidnischen Königreichs Zassamank. Als der Himmel sich aufklärt, erblicken sie die Hauptstadt des Landes Patelamunt.

Str. 12. [4] lat: laßt. — [5] lie: ließ nieder. — wag: Fluth. — [7] untz: bis. — suncken: sinken.

Nachdem Gamuret Belakanen so schnöde verlassen, erwarb Razalik (s. Parc. S. 34, 37), der Mohrenkönig, ihre Hand, ungeachtet ihres von Gamuret erzeugten Kindes (Feirefiß), und erhielt so die Herrschaft über Zassamank und Assagug, nachdem er den Kylikrates, König von Centrium, siegreich zurück geschlagen hatte.

Als die Mohren Gamurets Wappen, den Anker, erblicken, gedachten sie sogleich, seinen an Belakanen begangenen Verrath zu rächen; ihr Kind, ein geborner Anjou, muß seinen Nahmen zum Feldgeschrei herleihen. So hart es auch die durch den Seesturm höchst Ermatteten angeht, müssen sie sich doch auf einen Kampf einlassen; doch nimmt es beide Theile nicht wenig Wunder, daß jeder mit dem Schlachtruf Anjou in das Gefecht stürzt. Tschionatulander mit zwölf auserwählten Mitstreitern, nämlich Ither von Gahevieß, Kailet von Spanien, Morolt von Irland, Ehkunat, den Königen von Navarra und Frankreich, Fridebrand, Lähelin, Hütiger, Hardieß und Kingrimursel von Tschampfenzun, — durchbricht wie ein reißender Löwe die Mohrenschaaren. — Als die Sarazenen der Todten, Wunden und Beulen anfingen überdrüßig zu werden, nahmen sie die Flucht, unterwerfen sich, und Tschionatulander zieht siegreich in die Stadt ein. Er sucht ihnen den Irrthum, daß er der längst verstorbene Gamuret sei, zu benehmen, allein sie glauben seiner Versicherung nicht, und fallen ihm reuig zu Füßen, und er läßt sie endlich zur großen Belustigung der Christen in ihrem Wahne. Nun fragt er nach Belakanens Kinde, läßt diesem von den unterworfnen Heidenfürsten Huld schwören, setzt es auf den ihm angeerbten Thron, und begiebt sich weiter auf die Fahrt zum Attinerat (Dey) von Marroch. Allein bald überfällt ihn ein neuer heftiger Seesturm.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander mit den Galloten stritt und sie bezwang.

Der Sturm wüthet drei volle Tage lang, und bringt die Schiffsmannschaft dergestalt zur Verzweiflung, daß sie beschließen, zu ihrer Rettung Tschionatulandern umzubringen, den sie für die Ursache der Gefahr halten. Den ihm deßhalb nahenden elenden Schächer schlägt der Held aber mit gewaltiger Kraft in die Flucht, und bringt das Volk wieder zum Gehorsam. Endlich wird gelandet, aber man erkennt mit Entsetzen das Land Maladicalaterre (d. h. das verwünschte Land), wo die wilden grimmigen Galiotten wohnen, ein Seeräubervolk, das auf des Meeres Grunde gleich bösen Geistern hinfährt, die Schiffe heimlich durchbohrt, bis sie sinken, und dann raubt und mordet, — die argen Wuthhunde! — Tschionatulander läßt sich allein an das Land setzen, angethan mit den Waffen Fridebrands, die dieser einem Helden neulich zu Kornewal abgestritten, der die Kraft

von sechs Männern hatte. Tschionatulander war dabei mit Fridebrand verbündet, und sie brachten dem Schottenheere des Feindes Herwant eine ganz unerhörte Niederlage bei.

Str. 42. Die hohen nit beliben
Do liessen durch das wunder:
Sie liessent alle schriben
Den streit, yeglicher in sein lant besunder,
An sein gehügde buoch; wann sy des iahen:
Dass es unglaublich were,
Wie wol si es do hörten unde sahen.

Str. 43. Wie das schwert Hernande
Ward von den ellensrichen,
Und wie der von Fridebrande
Darumb verlos den leip so gar mannlichen,
Noch mer dann durch Herlind sein weip die werden:
Daz würd ain langes märe. —
Man halff dem Grahordis hin zuo der erden.

Kaum hat Tschionatulander das Land betreten, so stürmen ihn Hunderte und Tausende von allen Seiten zugleich mit Keulen, Bogen und Stangen an. Den ganzen Tag hält er ihnen Stand, gleich einem von Hunden angefallenen Eber. Mit einem großen Streitwagen fahren sie gegen ihn, allein mit größerem Sprunge als den er bei der Verfolgung des Gardevias that, springt er ihm aus dem Wege, und erschlägt die darauf sind. Mit 2000 Rossen, die ganz in Panzer gehüllt sind, sprengen sie auf ihn zu; aber die Thiere stolpern über die um ihn hergehoch hergehäuften Leichen; er bemächtigt sich eines Rosses, und schlägt die andern damit in die Flucht. An 2000 Leichen sind um ihn her gethürmt, doch auch Tschionatulander ist am ganzen Leibe wund von Quetschungen, schwarz, roth und gelb unterlaufen. Er wurde aber bald geheilt auf wunderbare Weise.

Str. 98. Von welcher hande kunder
Die meisterschaft erginge?
Es ist ein merwunder.
Der des schaum in tagen dreien gefinge,

Str. 42. [1-2] ließen es bei den Wunden nicht bewenden. — [3] gehügde buch: hügen d. h. denken, sinnen; also Gedenkbücher, Chroniken. — iahen: sprachen.

Str. 43. [2] ellensr.: reich an Kraft und Muth. — Ueber den Streit Fridebrands mit Hernant um Herlinden s. Parc. S. 25.

Str. 98. [1] kunder: Geschöpf. — [4] gefinge: auffängt. —

Dar nach fürbas so ist sein kraft verfallen.
Den fundenz auf den wagen.
Do mit bestreichent si den werden allen.

Str. 99. Bestia de funde
So sprichet man dem kunder;
Ain tier al von dem grunde
So haisset es in teutsche allbesunder.
Vornen hat es gestalt, nach lewen bilde,
Ain bock ist es in mitten,
Das hinderthail recht als ain trache wilde.

Str. 100. Wie es den hunger büsse,
Das solt ir gerne hören.
Sein atem ist so süsse,
Das er die vische also kann betören,
Wann es ergynt, die visch kan des nit verdriessen;
All die sein atem rüret,
Die müssen im selb zuo mund ein fliessen.

Str. 101. Das dir die welte süsse
Mit zaichenung gleichet,
Die mit irem falschen grüsse
Vil manig tausend mensch also beschweichet:
Das sy do nach der süss des lewen munde
Sich selber gent zuo speise,
Und auch dem trachen an der helle grunde.

Str. 102. Als nun der atem reuchet
Dem tier aus dem gyele
Der schaum do mit kreuchet;
Wenn er den an einem stein gefiele,
Drei tag so het es schnewes farbe,
Und yesa an dem vierden
Sicht man in schwertzer, dann ain kol begarbe.

Str. 99. [6] wagen: Meere. — [7] allen: überall, ganz.

Str. 100. [1] büsse: stille. — [5] ergynt: gähnt, den Rachen aufsperrt.

Str. 101. [4] beschweichet: in Betäubung versetzt.

Str. 102. [1] reuchet: hervorströmt, riecht. — [2] giele: Kehle, Rachen. — [6] yesa: plötzlich. — [7] begarbe: ganz und gar.

Str. 103. Der nit in hauptsünde
Durch welte süsse vellet,
Des ist die weis urkünde,
Das er den lichten engeln sich gesellet;
Und wer die blenke mit sünden verlüset
Der ferwet sich nach helle,
Ob es im Got durch reuwe nit verküset.

Str. 104. Von der bezaichenunge
So hat der schum die haile,
Das der klare iunge,
Der Grahordis, an fröden ward der gaile.
Wann die witzereichen vil wol bekanden
Den schaum, und waren in flisse
Das sy all seinen kumber gerne wanten.

Demüthig bitten an 200 der vornehmsten Galiotten um Frieden, und versprechen Unterwerfung. Tschionatulander sendet nun nach so glänzendem Siege Boten an den Baruch voraus und begiebt sich nach Persidenie.

Durch die Nennung von Persidenie, wie es scheint, veranlaßt, wo der erste Zauber erdacht ward (s. Parcival, S. 460.) verliert sich der Dichter noch in gelehrte Betrachtungen:

Str. 112. Von astronomie
Die weisen meister iahen:
Der stern ist vier und dreie,
Die das firmamente wider vahen
Das an dem lantzen trendelt gleich dem staine
Auff muel; und es zerfuore
Sunder ir kraft alsum der staub so klaine.

Str. 113. Habten siss nit widere,
Luna, mars und sole:
Es müste sincken niedere

Str. 103. [2] Verfällt durch Verlockung der Welt. — [4] Parc. 1, 10. unstaete geselle Hât die swarzen varwe gar — Sô habt sich an die blanken Der mit staeten gedanken. — [5] verlüset: verliert. — [6] ferwet: färbt. — [7] verküset: vergiebt.

Str. 4. [4] gaile: froh, beglückt. — [5] bekanden: erkannten. — [6] in flisse: beflissen.

Str. 112. [2] iahen: sprechen. — [3] Die 7 Planeten, s. Parcival, S. 538, 539. — [4] widervahen: durch Umfassung halten. — [5] lantze: Axe. — trendelt: umläuft. — [6] zerfuore: zerstäubte.

Str. 113. [1] habt siss: hielten sie es. —

Wann echt des lantzen ort, die kraft von pole,
Nimpt und geit uns den planeten allen,
Daz sy uns schwebende haltent;
Es müste sincken grundlos immer vallen.

Str. 114. Mercurius mittellere,
Jovis der helffeleiche,
Und venus der mynnebere,
So ist saturnus gantzer stäte reiche.
Die sieben sterne sieben tugent haltent; [1])
Die müssent alle menschen
All sieben han die zeit der tage waltent.

Str. 115. Den cristenglauben leret
Uns sol, die liechte sunne.
Zuo demuot luna keret;
Mars: das man wider sunde streiten kunne.
Mercurius: das wir fried und suone machen.
Jovis milte war, mynne venus;
Saturnus stet an allen guoten sachen.

Auch hat Gott alle Kreaturen so geordnet, daß sie in den vier Elementen nach ihrer Natur leben: der Vogel Gamaniol in der höchsten Luft, wo weder Wind noch Donner mehr hinkommt, der Fisch im Wasser, in der Erde der Maulwurf, und der Salamander im Feuer; u. s. w.

Str. 113. [4] Ort: äußerstes Ende der Axe. — [5] geit: giebt.
Str. 114. [1] mittellere: Vermittler. — [2] helf.: behülfliche. — [3] mynneb.: Liebe erzeugend. — [4] stäte: Beharrlichkeit. — [7] die zeit etc.: Zeit ihres Lebens.

1) Wie es 7 Todsünden giebt, so kennt die katholische Kirche auch sieben Cardinaltugenden; es sind die drei geistlichen: Glaube, Liebe und Hoffnung; und die vier weltlichen: Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigkeit. — In gleicher Art setzt Dante (Purgator. I. und VIII.) die 7 Tugenden mit den Planeten in Verbindung, welche eben im Menschen bei seiner Geburt auf diese Tugenden wirken.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander zu dem Baruch kam, und von ihm und allen Seinigen mit Ehren empfangen ward.

Als Tschionatulanders Boten, die er aus den besiegten Galeotten gewählt hatte, vor den Baruch treten, legen sie die gezognen Schwerdter auf ihre Kehlen, und werfen sich mit der Stirn auf den Boden. Kaum kann Ackerin ihren

Erzählungen von den Wunderthaten des ſiegreichen Helden Glauben beimeſſen; mit vielen Fürſten und großem Gefolge geht er nebſt ſeiner Gemahlin Klariſſilia drei Tagereiſen weit bis Perſidenia ihm entgegen; 100 fürſtliche Mägde, gewandte Reiterinnen, folgen zu Pferde der Königin. Bald trifft Tſchionatulander ein, und er wird von der Herrſcherin (Attineratin) mit dem Kuſſe und vom Baruch mit der ausgezeichnetſten Höflichkeit empfangen. Groß iſt die Pracht ihrer Kleider.

Str. 45. Ich Wolfram wol klagen solde.
Mein schad ist dem geleiche,
Als der würkt ausser golde
Und edel seiden klaid vil kostenreiche,
Und ims ain ele nimmer wird zuo teile.
Möcht ich ein kleid erwerben,
So worckt ich erst alsam der fröden geile.

Der Baruch ſtammt von dem mächtigen und reichen Könige Aswerus her; ſein Vater hieß Karfiddim, ſein Großvater Latentze. Ackerins Sohn hieß Pardigun der Weiſe; deſſen Sohn Jermidol. Der hatte zwei Söhne, Balbigan und Kanabeus, und des letztern Sohn war Terramer, der auf Aliſchanz ſo herrlich ſtritt (ſ. Wilhelm von Orange) wohl drittehalb Jahrhunderte nach Ackerin; die sint noch ungeborne bei diesen maeren (ſo Parcival 4, 24: er ist maereshalp noch ungeborn). Dabei ſagt der Dichter:

Str. 68. Die lant echt nit ersterbent
Biss aller tage leste;
Wie ioch die leüte werbent,
Sy müssen ye der lande werden geste,
Als in der tod des lebens kan verzeyhen.
Er gerne oder ungerne,
Muoss der tode das landt dem lebenden leyhen.

Str. 69. Der landt hie viel benennet
Do wirt, und nit der leüte,
Die man mit nam erkennet
Bei Terramer, als ich euch hie bedeüte.
Vor hundert iaren ist leicht in Düringer lande
Ain fürste lang' erstorben
Den man do Herman als nun disen nande.

Str. 45. [1] Nachahmung Wolframs in Parc. 735, 9 u. 242, 28. Ueberſ. S. 511 und 171. — [5] ele. Elle. — [7] worckt: würd' ich erſt arbeiten. — alsam: ſo wie der von Freuden beglückte.

Str. 68. [3] Dem letzten der Tage. — [5] verzeihen: verſagen, zum Verzicht nöthigen.

Str. 69. [1] der landt: nämlich die nachmals dem Terramer unterthänig wurden. — [7] Siehe die Erläuterung dieſer Anſpielung auf den Landgrafen Hermann von Thüringen in den Bemerkungen zu dieſem Buche.

Str. 70. Wie Terramer mit streite
Gewarb und all die seine
Das geschach nach dieser zeite,
Wol drittehalb hundert iare nach Ackereine.
Bei diesen streiten was Artus der lebende;
Do was des Terrameres
Her nach Karls zeiten iamer gebende.

Der Baruch befahl den unterworfnen babyloniſchen Brüdern Pompejus und Hippomedon, vor Bagdad den jungen Gamuret II. (ſo wird nun Tſchionatulander bei den Heiden allgemein genannt) mit anſehnlichem Gefolge und reichen Geſchenken zu empfangen, wodurch jedoch ebenſo, wie durch die Erinnerung an Gamuret, der ihnen einſt ſo furchtbar ward, ihr Zorn ſich entflammte. Dennoch, wiewohl nicht in beſter Abſicht, bieten ſie große Heere auf, und ſtoßen zum Baruch und zu Tſchionatulander. Die Galiotten bitten um Urlaub, aber der Baruch bewegt ſie durch Verſprechungen, bei ſeinem Heere zu bleiben, und ſuchte ſie durch Geſchenke an ſich zu feſſeln, indem ihm die großen Zurüſtungen der Babylonier hinreichenden Grund geben, ſie böſer Abſichten verdächtig zu halten; ſie bleiben alſo bei ihm, um ihm im ſchlimmſten Falle beizuſtehen.

Str. 70. [1] Terramer iſt der Hauptheld der Heiden in Wolframs Wilhelm v. Orange. Richtig iſt, daß in den franz. Gedichten von Wilhelm dem Heiligen von Orange auch Acherin vorkommt, und dieſen nach ſeiner Anſicht obwaltenden Anachronismus ſcheint der gelehrte Albrecht hier rügen zu wollen.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Wie der Baruch und die von Babylon mit großen Heeren zuſammen kommen, und die Ritterſchaft von beiden Theilen vor dem Streite eine Vesperei hielten.

Es kamen ſich die beiderſeitigen Heere ſo nahe, daß von den hohen Alpen man deutlich ihr blendendes Waffenblitzen in der Sonne ſehen konnte. Dem Baruch ward berichtet, daß den Babyloniern ſich der König Secureiß von Thabronit angeſchloſſen habe, der unermeßliche Reichthümer beſitze, und in deſſen Lande ſich goldne Berge finden, denen Ströme entfließen, welche Edelſteine wie Kieſel mit ſich führen (ſ. Parcival, S. 360.), worüber Ackerin nicht wenig erbaut iſt. Auch wird eines überaus reichen Krames gedacht, den Secureiß beſitzt.

Str. 32. Die krame durch das reiche
So reiche was erzeuget:

Str. 32. [1] die krame: Nachmals kam dieſer Kram durch Orgueilleuſe an

Si wer echt noch billeiche
Bei dem reiche; ob uns Kyot nicht treuget,
Von dem die aventeür aus heidenschefte
Den christen ist gewissen.
Doch wissen wir, daz richeit grosser krefte.

Str. 33. Der es do walten solte,
Ob mans zuo rechte wielte,
Und es so halten wolte,
Das man im alle seine reich behielte:
So möcht auch im sein reich und recht beleiben.
Die es do solten reichen
Die kunnen es do in armuot bass vertreiben.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Str. 36. Ain herpfe haisset schwalbe;
Die ist der krame entrunnen.
Kronehalb der kalbe
Ist er in Engellandt. Die dran nit kunnen,
Die solten römischem reich könig erkiesen,
Das wittewen und waisen
Nit kunnen wider recht so viel verliesen.

Str. 37. Ain keiser do von Rome
Den vierden teil der krone

Klinschor. S. Parcival 432. — [3] billeiche: billig. — [7] daß Reichthum große Kraft hat.

Str. 33. [2] wielte: Impers. von walten. Secureiß hat den Schatz einem Herrscher abgenommen, der sein Reich schlecht verwaltete. Der Bote, der in dieser Strophe spricht, ärgert sich über die Schwäche desselben. — [6] reichen: reich machen. — [7] vert.: durchbringen.

Str. 36. [1] Von der zum Kram gehörigen Schwalbe (einer Gattung Harfen) ist auch im Parcival, S. 436, 463 die Rede, daß sie nach England gekommen sein soll. — [3] kalbe: das Wort ist mir nicht verständlich, wenn es nicht calvus, kahl heißen soll. „Der Besitzer der Harfe ist in England, aber von Seiten der Krone kahl," d. h. nicht im Besitz der Krone. — [4] die dran—: die sie nicht erreichen, erlangen konnten. — Man sieht hier und aus der folgenden Strophe, wenn auch die Ideenverbindung nicht recht klar ist, daß Albrecht diejenigen, die das Wohl des deutschen Reiches wahr nehmen sollten, vergleicht mit dem nachlässigen Besitzer des Krames, der das kostbarste Stück desselben, die Schwalbenharfe, mit andren sich habe von Secureiß nehmen lassen. Er mag dabei an den Grafen Richard von Kornwall gedacht haben, der von mehreren deutschen Fürsten, vorzüglich in Betracht seiner unermeßlichen Schätze, am 13. Januar 1257 zum König der Deutschen erwählt ward (von Raumer, Gesch. der Hohenstaufen, B. IV, S. 410), dessen Herrschaft aber ein klägliches Ende nahm.

Zuo gelten wer unkome,
Und ob sein allen christen in dem rame
Werent des guoten willen mit ir steure.
Man gebss in dann vergebene;
Si muoss in immer sein czuo gelten teure.

Ueberaus prächtig ist Secureiß gewappnet.

Str. 57. Ein schilt aus aspinday;
Das holtz hat kraft so starcke,
Daz auf monte Sinay
Noch heute unverdorben stet die arcke,
Die Nöe von demselben holtze worchto,
Yn wasser und in feuer
Hat es brunstes und faulens kaine vorchte.

Der Lanzenschaft ist von Alosholz, sein Helm aus einem Stein, Nahmens Attrapate (im Parc. S. 515 Antrax genannt), der die trübste Nacht mit Glanz erfüllt, und auch Karfunkel heißt. Seinen Wappenrock, der mit farbigen Edelsteinen, wie Helm auch und Schild, bedeckt ist, wirkten Salamander in Feuer (S. Parc. S. 511 und 649). Um Minnelohn zu verdienen, ist er auf Ritterschaft her gefahren.

Schon stehen die Heere sich auf dem Plane von Plenantze gegenüber, als noch eine sechstägige Waffenruhe ausbedungen wird, während welcher der Baruch den König Secureiß zu einem Besuche einladet. Sie begrüßen sich mit förmlichster Artigkeit, und es wird verabredet, daß man sich zwar in Ritterschaft messen wolle, der Minne zur Ehre, die Secureiß und Tschionatulandern hier zusammengeführt hat, daß es aber nicht zum tödtlichen Kampfe dabei kommen solle, sondern bei festlichem Turniere auf Schimpf verbleibe; womit die babylonischen Brüder, von heimlichen Groll erfüllt, sehr unzufrieden sind. In den ersten drei Tagen brechen die Fürsten einzeln gegen einander Lanzen; dann aber wird in Haufen turniert.

Str. 57. [3] unkome: nicht im Stande. — [4] in dem rame: zu dem Zwecke. — [6] vergebene: umsonst.

Str. 57. [5] worchte: arbeitete, zimmerte. — [7] brunstes: Verbrennen. vorchte: Besorgniß. Parc. 741, 2: der schilt was holz hiez aspinde. Daz fulet noch enbrinnet.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Wie die Heere zu beiden Seiten in Rotten getheilt wurden, jegliches in zehn Schaaren.

Der Baruch theilt ſein Heer in zehen Rotten, deren jede eine Sturmfahne führt; er las ſelbſt vor, wie die Heeresabtheilungen geführt werden ſollen, und ermahnt ſie zum Muthe und zum Ausharren in dem großen Turnierkampfe gegen dieſe ungläubigen Babylonier, welche abergläubiſch Sonne, Mond und Sterne anbeten. Dagegen iſt auf der Fahne des Baruch ſein werther Gott Kahune abgebildet. Zehnmal wiederholt ſich das lange Nahmenregiſter aller Fürſten, die in jeder der 10 Rotten als Kämpfer auftreten, u. a. heißt es, war auch da:

Str. 88. Friguteis von Janfuse,
Den Eckuba was berende.
Sein schwester von Artuse
So vil vernam, daz si der mer begerende
Ward seit überlang doch in ir jugende.
Sie hiess nach der mutter
Eckuba; das spricht in heidenscht: tugende.

Str. 89. Den Barug diser mere
Darff hie niemant ziehen,
Do er sich scharende were.
Mon muost auch mir wol underweilen liehen
Den stab der Aventeur, so sy gespringen.
Wer sol czuo allen zeiten
Auch für sich dar in einen done singen!

Nachdem in unüberwindlicher Langweiligkeit die Fürſten aller 10 Heerhaufen des Baruch unter einem Ballaſt von Beiwörtern, Nutzanwendungen und Ermuthigungen zum Streite aufgezählt ſind, erſchreckt der Dichter uns aufs neue durch den Anlauf:

Str. 146. Nun hört, wie sich scharende
Seynt nun die Babylone
Gen streite schone varende
Vil me dann siebenzig könige krone tragende.

Str. 88. [2] berende: erzeugend. — [4] der mer: der Meere. Die Hekuba lernten wir bereits im Parc. S. 225, 226 und 231 an Artus Hofe kennen.
Str. 89. [2] ziehen: zeihen. — [4] liehen: geſtatten, leihen.

Und kein Nahme wird uns erlassen, wobei jedoch bemerkenswerth ist, daß die meisten sich hier wieder finden, die im Parc. S. 531 als dienende Fürsten des Feirefiß genannt sind. In Str. 191 u. 192 findet der Dichter selbst die endlose Aufzählung gewagt, ob sie auch werde Glauben finden; dennoch fährt er fort, und es wird u. a. noch angeführt, daß bei den Kämpfern auch die Hörnernen aus dem Lande Kanias sind, die in Drachenblut sollen gebadet sein.

Str. 255. So singent uns die blinden:
Das Syfrid hürnein were,
Durch das er über winden
Auch kunde ainen trachen freysebere;
Und von des bluote würd sein fell verwandelt
In horne stark für wapen.
Die habent sich an wahrheit missehandelt;

Str. 255. [1] blinden: eine gewöhnliche verächtliche Bezeichnung der herumziehenden Volks- oder Bänkelsänger. — [2] hurnein: verhornt, von Horn. — [4] frey seb.: schrecklich. — [5] fell: Haut. — [6] für wapen: als Waffen. — Schon in Wilhelm v. Orange von Wolfr. v. Eschenbach S. 42 fanden wir ein Volk der Hörnernen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Hier erhebt sich der Streit auf Plenantze.

Die Schilderung des Kampfes, der allmählig einen ernstern Karakter anzunehmen beginnt, jemehr die Gemüther auf beiden Seiten sich erhitzen, verliert sich in breite Ausführlichkeit, doch ohne lebendiges Hervorheben einzelner Scenen oder Karakterzüge; Nahmen der Länder und Streiter, unbeholfne Beschreibung ihrer Waffen, trockne, gesuchte, oft nicht verständliche Bemerkungen füllen ganze Seiten, und viele Strophen scheinen nur gedichtet, um Reminiscenzen aus Wolframs Werken anzubringen. Der Dichter rühmt sich der Lectüre Homers, wo ähnlich wie hier gestritten ward:

Str. 100. Daz bin ich dicke lesende
In dem buch Omere.

Er rechtfertigt sich, daß er nicht blos einen, sondern mehrere Helden mit solcher Ausführlichkeit beschreibt;

Str. 116. Wer mit kunst auff herpfen
Nur eine seyte klenget,

Str. 100. [1] dicke: oft. — Str. 116. [1] herpf.: Harfen. — [2] kleng.: anklingt.

Dafür ich teyzach-kerpfen
Essen wolt, ob er das spil icht lenget.
Wer der aventüre herren alleyne
Prüft und anders nyeman,
Das kan yedoch erwerben wirde kleyne.

Den höchsten Preis erwirbt jedoch Tschionatulander.

Str. 122. Von das der morgensterne
Auffbrichet gen den lüften,
Untz hin gen Iberne,
So ward doch nie so ritterliches güfften.
Jenseit des mers und auch im cristen landen
Nie hoeher preiss errungen
Ye ward; das muos man iehen seinen handen.

Vorzüglich hart ist der Kampf des jungen Graswaldaners mit Armidol.

Str. 145. Armidol von Ungrudiesse
Do helf dem bruder seine
Vil klein an dem geniesse.
Jedoch erschein sein treuw in rechtem scheine,
Wo der frünt den frünt in not erkennet.
Was rede ich von fründen?
Ich und mein bruder seint ain leip genennet.

Str. 146. Mein chön, mein kint, mein bruoder
Stet nit wann seinem leibe;
Doch dreier selen fuoder
Wil doch der yegliche sunder treibe,
Und trag den leip, war in der wille weiset.
Die sel den leip ist tragende;
Wann er gelit, so im die sel entriset.

Str. 116. [3] teyzach: ironisch gesagt. Die Theisach, Theis, Strom in Ungarn, ist so fischreich, daß das Sprichwort davon sagt: sie enthalte zwei Theile Fische und ein Theil Wasser, und sind die Fische ungemein fett und groß. — [4] lenget: zu lang macht. — [5–7] Ueber das Hervorheben eines 2ten Helden neben dem Herrn der Aventüre, s. Parc. S. 237, welche Stelle hier nachgeahmt ist.

Str. 122. [3] untz: bis. — [4] güfften: Geschrei, Lärm, Getümmel. — [7] iehen: sagen, zugestehn.

Str. 145. [3] geniesse: zu dessen Genuß, Vortheil. Sein Beistand half dem Bruder nichts. — [7] Nachahmung Wolframs, Parc. 740, 29: min bruodr und ich, daz ist ein lip.

Str. 146. [1] chön: Weib. — [2] Ist nur ein Leib. — [3] fuoder (vuore?) Art wie man vert. — [4] sunder treibe: besondre Art zu verfahren. — [5] war: wohin. — [7] Denn er fällt hin, wenn ihm die Seele entweicht.

Str. 147. Ein vogt der Frantzeise,
Ich gich der aventeure:
Sy sie nit kurteise,
Das si den werden reichen so geheure
An ritterscheſte kann so kume grüssen,
Und den auss Navarre.
Nun sagt si mir, si welle es gerne büssen.

Str. 148. „Min frünt, her Ram der Wolffe,
Ir sult mein so nit ramen!
Kert euch gen Egolffe
Und ander, die vil bass denn ich verkramen
Kunnen unfuoge ir kurtosye.“
Ir gecht ich hab vergessen
Der hohen werd den hab ich me dann drye.

Str. 149. Mit den ichs wol erzügen kann,
Der ist manig hundert, u. ſ. w.

Der Baruch, einer Seits die Heldenthaten, andern Theils die Glaubensdemuth Tſchionatulanders bewundernd, indem die chriſtliche Lehre gerade in letzterer Beziehung von ſeiner heidniſchen Lehre bedeutend abweicht, nimmt ſich vor, Jeſum um Tſchionatulanders willen ganz beſonders werth zu halten. Das iſt dem Dichter jedoch nicht ganz wohlgefällig.

Str. 173. Er (baruch) redt alsam ein heiden,
Den christenliche mere
Czuo recht nit underscheyden
Waren. Constantinus was kronebere
Czuo Rom, und ander kaiser und könige reiche,
Ain Heinrich und ain Karle;
Ir ist noch me, die lebent heyligleiche.

Str. 147. [2] gich: ſagte. — [3] kurt.: höfiſch, courtois.

Str. 148. [1] Die Aventüre ſpricht: Ram — Wolf d. i. Wolfram; ſchlechtes Wortſpiel. — [2] ramen: eifrig verfolgen. — [4] verkramen: verhandeln, an den Mann bringen. — [5] ir: etwa für? Unfüge für courtoisie. — [6–7] Der Dichter antwortet mit der Reminiscenz aus Parc. S. 4.

Str. 149. [1] erzügen: aufnehmen. Selbſtlob in Wolframs Weiſe, doch geſchmacklos übertrieben.

Str. 173. [4] kronebere: Kronetragend. Konſtantin der Große. — [8] Heinrich II, deutſcher Kaiſer, 1002 bis 1024, ward mit ſeiner Gemahlin Kunigunde heilig geſprochen. Sein Leben ſ. in dem Paſſionale, bei Anton Koberger, Nürnberg, 1483, gr. Fol. 61o—64o. Das Leben der Kunigunde, daſ. Fol. 66a sequ. — Karl der Große ſ. im Paſſionale, Fol. 371a—372b daſ.

Str. 174. Und auch in Engellande
Oswald ein künig milte;
In Ungern man erkande
Künig Steffan, der do krone truog mit schilte;
Mauricius ein fürste reich erkennet;
Wentzelaus und Wilhelm
Czuo Behem und Provantz werdent benennet.

Noch immer kann der Kampf kein Ende gewinnen, und immer neue Streiter werden aufgezählt.

Str. 174. [2] Oswald, a. 633 König in England. S. das gedachte Passionale f. 101a—104a. Schon Beda († 734) erzählt mehrere Wunder Oswalds. Eccles. histor. gentis Anglor L. III. — Ein Gedicht des 12ten Jahrh., nach einem englischen, Sant Oswaldes leben, hat Ettmüller 1833 herausgegeben. — [4] Stephan I, Sohn des Geisa, 997—1038, h. der Heilige. J. J. 1000 ertheilten ihm die Ungarn den Königstitel. Sein Andenken ist so geehrt, daß bis in die neuere Zeit, und vielleicht noch jetzt die Könige von Ungarn mit seiner Krone gekrönt werden. Pabst Sylvester II. soll ihn zum Apostel der Ungarn in einer Bulle gemacht haben, deren Aechtheit jedoch bezweifelt wird. Schwarz, entlarvte Bulle des Pabstes Sylvester II. Lemgo, 1777. — 5. Mauricius, Herzog in der Stadt Thebea, und Anführer der sogen. Thebäischen Legion, in der Armee des Kaisers Maximilian, a 296. Er soll mit allen seinen Soldaten vom Bischof Zambdal zu Jerusalem getauft worden sein, weßhalb Maximilian ihn mit der ganzen Legion niedermachen ließ. Er wurde ein berühmter Heiliger. Karl Martell bediente sich seiner Lanze und seines Helmes in den Kämpfen wider die Sarazenen. S. Passionale, l. c. fol. 163b. — b. Wenzeslaus der Heilige, Sohn des Wratislav und der Drahamia, die eine Christenverfolgerin war, regierte als Herzog von Böhmen 928—936, u. ward von seinem Bruder Boleslav I. ermordet, der ihm in der Regierung nachfolgte. S. Passionale, l. c. fol. 170a. — Wilhelm X. von Aquitanien, lebte zu Anfang des 12ten Jahrh. war sehr tyrannisch, unruhig und wollüstig, bekehrte sich auf Zureden d. H. Bernhard, und ging zur Büßung seiner Sünden in die Wüste. Mezeray, hist. de Franc. T. II, p. 84—89. — Wahrscheinlicher ist jedoch Wilhelm v. Orange gemeint.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander mit Secureiß unwissend stritt, und ihn erschlug.

Noch fünf Tage wüthet der blutige Kampf, in welchen das Anfangs friedliche Turnier ausgeartet ist, fort. Tschionatulander geräth mit Secureiß, ohne daß sie sich erkennen, in Zweikampf; vom Morgen bis zum späten Abend dauert der Streit der beiden Helden. Endlich gelingt es Gamuret II., den Secureiß nieder zu stechen, so daß er auf dem Wahlplatze bleibt; wehe dieser Märe Arabadillens wegen! Denn sie ist die Tochter des Erschlagenen. Große Trauer ist darüber bei Freunden und Feinden. Am folgenden Tage ruht die Schlacht. Tschionatulander ist so angegriffen von der großen Arbeit, daß er kein Glied rühren kann.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Wie sie auf einen andern Plan zogen, des genannten Streites wegen.

Am sechsten Tage fanden beide streitende Armeen sich so erschöpft, und so vieler ihrer Tapfersten beraubt, und das Schlachtfeld war so mit Todten und Verwundeten, mit Rossen, Waffen und umgestürzten Wagen bedeckt, daß es unmöglich war, den Kampf fortzusetzen. Die Heere ziehen sich daher drei Tagereisen weiter auf einen andern Plan, der hieß Pudellen, und jedes verstärkt sich mit Freunden aus fernen Landen, die in langer Nahmenreihe aufgezählt werden. Der Dichter geräth mit der Aventüre in ein Wechselgespräch (wie Parciv. S. 299.); die babylonischen Brüder glühen, wegen des Todes des Secureiß Rache an Tschionatulander zu nehmen. Der Kampf erneuert sich.

Str. 198. Mit herte ward gedrungen
Auss manger terre sprache
Auff Gamuret den iungen.
Do der stuol besetzet ward tzuo Ache
Vil wirdiglichen mit den Sachsen Otten,
Do was nit solch gedrenge,
Als Ypomedon hie kam mit rotten.

Str. 198. [1] herte: Heftigkeit. — [4–5] Otto IV. Gegenkönig Philipps v. Schwaben. Friedrich II. ward 1215 zu Aachen gekrönt, und Otto † 1218 von Allen verlassen. Schwerlich ist Otto's Krönung als König zu Aachen 12ten Juli 1198 vorzüglich glänzend gewesen, da er diese Stadt selbst erst erobern mußte, in dem sie an Philipp hing. v. Raumer Hohenstaufen, B. III, S. 106. Zum Kaiser ward Otto IV. 1209 zu Rom gekrönt, welcher Krönung Wolfram, Willeh. 393, 30 beifällig gedenkt.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander an den König Hippomedon kam, und ihn erschlug.

Endlich gelingt es dem Helden, Hippomedons Verrath an Gamuret zu rächen mit dessen Blute.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Wie der Baruch den Streit gewann mit Hülfe Tschionatulanders und seiner Gesellen, und die Stadt Babylon einnahm, und Tschionatulander große Ehre anthat.

Nachdem der Baruch mit Hülfe der Christen den Sieg vollständig errungen, baten diese, vorzüglich Kailet, ihn, daß sie Gamurets Leichnam mit sich führen dürften in die Heimath, um ihn in geweihter Erde zu begraben. Bitter aber beklagt sich Ackerin über solch Ansuchen, und schwört, lieber das Amt des Baruchs (Heidenpabstes) aufzugeben als den theuren Todten ihnen zu überlassen. Dagegen gestattet er, daß ein Kloster über seinem Grabmale errichtet werde, und aus seinem eignen Schatze gründet er reiche Pfründen für Mönche, Priester und den Bischof. Mit Ehren überhäuft entläßt er dann Tschionatulander mit den Seinigen, der von Minne und Sehnsucht nach der Heimath zurückgezogen, den Bitten, in der Heidenschaft zu bleiben, widersteht.

Dreißigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander und seine Gesellschaft wieder heim zu Lande kamen.

Tschionatulander landet endlich nach einer gefährlichen Seefahrt, bei welcher er mehrere Schiffe einbüßt, in Spanien. Ueberall wird er mit Jubel und Bewundrung empfangen, denn der Ruf seiner Thaten war ihm vorangeeilt.

Str. 8. Si zogten gen in schone,
Die frömden und die kunden,
Mit ir processione
Die pfaffen, und die leyen, wo si erfunden
Seine kunst; mit lobe und mit gesange
Und mit irem heiltuome
Empfing man in, und mit der glocken klange.

Klöster, Fürsten und Herren brachten dem Helden reiche Geschenke entgegen. — Von Toledo aus, wo Richoude, Kailets Gemahlin,

(Die was in den iaren,
Daz si mit umbeschweiffe
Küsslich gen fründen wol torft gebaren)

Str. 8. [2] kunden: Bekannten, Einheimischen. — [5] kunft: Ankunft. — [6] heilt.: dem Allerheiligsten.

Gatten und Freunde herzlich empfängt, fliegen nun in alle Lande Boten aus, daß Ehkunat, Fridebrand, Hütiger, Lähelin, Könige, Fürsten und Ritter, über 300, glücklich zurückgekehrt seien. Sobald Artus davon Kunde erhält, befördert er sie sogleich an die Frauen der Helden weiter, und sagt große Feste an, zumal die Maienzeit ohnehin solches mit sich brachte (S. Parcival, S. 194 und 594). Von sehnsüchtiger Liebe getrieben, eilen außer Richouden, Sigune, Klaudite, u. A. an den Hof des freigebigen Königs, und tausendfältig ward ihre Freude gemehrt, als sie die lieben Kämpfer nach so langer Trennung wieder umarmen.

Vorher aber begiebt sich noch Sigune zu Herzeleiden, um zu rathschlagen, wie sie ihre Herzensnoth erleichtern könne, und um ihr selbst die Nachricht zu überbringen, wie schön ihr Geliebter den edlen Gamuret an dem verrätherischen Hippomedon gerächt habe. Noch verweilt die königliche Wittwe in der Einsamkeit von Soltane, und achtet weder auf Blumen noch auf Tanz. Sie lebt nur im Anschaun ihres kleinen Anjou (Parcival). Er war nun so weit erwachsen, daß er mit der Armbrust nach Vögeln schießen lernte (S. Parc. S. 92). Der bon fils, cher fils, beau fils (S. Parc. S. 107) gedieh gar herrlich. Sigune erzählt ihr Tschionatulanders Siegesfahrt nach Bagdad, seinen Triumph bei der Rückkehr, und auch die Geschichte vom Brackenseile. Herzeleide bittet jedoch dringend, daß der ritterliche Held sie nicht etwa aufsuche, damit ihr kleiner Parcival nicht die Heldenerscheinung kennen lerne, die werther Leute Antlitz so erquicke; denn sie wolle ihn zart behüten vor aller Ritterschaft. Sie solle ihn grüßen, der von ihr gesegnet werde. — Dies richtet Sigune ihrem Geliebten aus, und beide beklagen nur, daß er die arme verlaßne Leidträgerin nicht besuchen dürfe.

Artus erste Frage an die Heimgekehrten ist nach seiner geraubten Mutter, Schwester und deren Frauen; aber leider weiß Niemand Kunde über sie zu geben. Es folgen dennoch vierzehntägige prachtvolle Festlichkeiten. Da wird gemeldet, daß Orilus' Arm nun wieder geheilt (S. Kap. 11. S. 205) und er im Stande sei, seinen Kampf mit Tschionatulander um das unglückselige Brackenseil auszufechten. Vergebens sucht Artus den fast verjährten Streit zu vermitteln.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Wie Orilus mit großem Heer vor Kanvoleis zog, und König Artus und Tschionatulander mit Macht sie von dannen treiben.

Während Artus und die Helden im besten Turnieren sind, meldet ein Bote großes Unheil: „Es liege ein Heer vor Kanvoleis, und Herzeleidens Reich werde durch die Söhne des Gorgegris, Orilus und Lähelin schwer bedroht. Schon sei Fürst Turkentals gefallen (S., Parcival, S. 108). Sie wüthen mit Mord und Brand im Lande.“ Kailet ist außer sich bei der Nachricht, und schreit laut auf

vor Wuth. Auch Artus wird sehr entrüstet darüber, zumal Orilus seine Vermittlung beim Streit um das Brackenseil abgelehnt hatte. Nicht gering sind die Feinde zu achten, denn viele hatten sich zu ihnen gewendet, theils aus Neid auf Tschionatulanders Ruhm, theils weil er sie oder ihre Freunde in den Ritterspielen überwunden hatte. Lähelin führt den Drachen (das Familienwappen derer von Lalander) und dazu den Hund mit dem Seile im Wappen. Tschionatulander, Artus, Kailet, den Strauß im Wappen, Kaie u. a. m. rüsten sich mit einem großen Heere, entsetzen Kanvoleis, und schlagen Orilus dergestalt auf das Haupt, daß er sich mit Verlust des dritten Theils seines Heeres zurückziehen muß. Während sie noch die Todten nach der Schlacht bestatten und beklagen, da kommt aber neue Märe, welche ihr Herz mit Jammer erfüllt.

Str. 101. Lucius von Rome
Artusen wolte suochen;
Sein red hal unbekome:
Artus der solt nit küneges namen ruochen,
Sam die geboren weren uneliche;
Seine lant verlihen
Wolt er seinen fründen wirdigliche.

Str. 102. „Arnive meine muoter —
So sprach der eren kaste —
Utpandragun vil guoter,
Mein vatter, beid sunders mangels laste, —
Sy lebent mit der ee an alles kriegen:
Er wel si denn mit loyca
Ausser dem recht etlicher wird betriegen!“

Str. 103. „Es ist ein alte schulde —
So iach der auss Britanie —
Seit das der Roemer hulde
Ward der edele Constantinus ane,
Als von Maxencio, den selden schiehen.
Des sach man vil der werden
Her von Rome gen Britanie ziehen.

Str. 101. [2] suochen: heimsuchen. — [3] unbek.: unumwunden. — [4] ruochen: sich anmaßen. Diese Str. findet im folgenden Kapitel ihre Erläuterung.

Str. 102. [2] kaste: castus, der Ehrenreine, Artus. — [4] mangel: Fehl. — [6] loyca: d. i. die Kunst die sich verfluchet u. s. w. S. Kap. 14 am Schluß. Diese ganze hier wie hereingeschneite Episode gehört den ursprünglich englischen Romanen an, und ist der Chronik des Galfried v. Monmuth entnommen. S. Buch V Absch. IV dieses Bandes.

Str. 103. Die Strophe ist mir nach Wort und Inhalt nicht verständlich, wenn auch anders interpungirt wird. Konstantin der Große trug bekanntlich in der Schlacht unter den Mauern Roms den Sieg über den Maxentius davon, und dieser selbst stürzte sich auf

Str. 104. Er went im sol gelingen,
Als vor Octaviane,
Der Britanie ertzwingen
Kunde, alda er ward der fürsten ane,
Die Constantinus het gen Rom gefueret.
Nun kum er her mit kreften;
Es wirt mit schwerten hie gen in gerueret.

Str. 105. Es ward von Segramorsse
Gehöret soliche stimme:
„Gewert auf mangem rosse!
So sol ir anefang hie werden grimme
Mit tioste hell, das in die lit erkrachen
Do müssen in der weise,
Als ob sy seint gezunt auss dürren spachen!“

Str. 106. Brytanie was gemenget
Mit Römer hoher schlachte,
Davon seit dick ersprenget
Gar vil urloges ward in solcher achte,
Darunder tot belagen vil der veigen.
Wie Artus was aufnemende,
Davon so wolt ich Lucius hie neigen.

Str. 107. Er fuort die Lampardie,
Und die von Terlabune,
Und die von Tustanie,
Und auch darzuo ein her auss kalabrune;

der Flucht in die Tiber und kam um, Konstantin aber zog triumphirend in Rom ein. — Diesen historischen Konstantin mag Albrecht zwar gemeint, aber die Geschichte damit verbunden haben, die Galfried von Monmuth von dem Konstantinus erzählt, der, ein Sohn des Erzbischofs von London Guethelinus, von diesem von Armorika aus nach Brittannien berufen ward, um die eingefallenen Hybernier, Scoten, Norweger und Dacier zurück zu treiben. Die Kronen von Brittanien und Rom waren damals auf einem Haupte, dem des Gratianus vereinigt. Konstantin hatte drei Söhne, von denen einer Uterpandragon, Vater des Artus, war. Vergl. Galfrieds Chronik von Brittanien. L. VI, c. 5.

Str. 104. [2] vor: vorher es dem Oct. gelang. — Die Beziehung auf Octavian ist weder aus der Geschichte noch aus Galfried verständlich.

Str. 105. [5] lit: Glieder ihnen erkr. — [7] gezunt: wie ein Zaum gebildet, — in Beziehung auf die Rippen. — spachen: Sparren.

Str. 106. [2] Mit Röm.: von hoher Abkunft. — [3] dick: häufig. — ersp.: entsprang. — [4] urlog.: Streit. achte: Weise. — [5] veige: schlecht, verderbt, zum Tode reif.

Str. 107. [1] Lombarden. — [2] Terra di Lavoro? — [3] Toscana. — [4] Kalabrien. —

Die von Cicilien und von Mutschiere.
Ir die zal gar vergolten
Were in nit mit dewart malinisiere.

Str. 108. Mich wil die aventüre
Urlouges nit erlassen;
So gib aber ich die stüre:
Das ich mich darumb rede wolle massen,
Die man in streites maeren condiviret.
Vergesslich ir zimierde
Daz schadt nit vil; sy waren echt wol gezieret.

Artus läßt den Dauphin Tschionatulander mit manchen andern uns bereits bekannten Helden zum Schutz des Landes zurück, und zieht den Heeren der Römer entgegen.

Str. 107. [5] Sicilien — Mutschiere?

Str. 108. [4] massen: mäßigen, Maas halten in der Rede. — [5] condiv.: conduire, vollführt, einführt, sich bedient. — [6] verg.: wohl richtiger: vergess ich sc. ihren Schmuck zu beschreiben.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Wie König Artus von dem Kaiser von Rom überzogen ward, und Tschionatulander Artus half und inzwischen zwei Lande verlor.

Da Waleis und dessen Hauptstadt Kanvoleis also befreit war, entspann sich ein Krieg zwischen Artus und dem Kaiser von Rom Lucius Lamprure (L'empereur). Nämlich Uterpandragon, Vater des Artus, liebte die junge Fürstin Arnive, um deren Minne sich aber auch der Herzog Urloys von Kornval bewarb. Uterpandragon, nichts davon ahnend, setzt eine hohe Festlichkeit an, zu der sich viele Könige und Fürsten, auch Urloys, einfinden. Dieser weiß so lose Blicke zu werfen, daß Arnivens Verschämtheit erschrickt, er versucht sogar, ihr zu Tintajol, einem Schlosse, Gewalt anzuthun. Uterpandragon und sein Bruder Aurelius ziehen zwar sogleich darauf gegen Urloys, der auch ihrem rächenden Schwerdte zu Kornwallis erliegt, wodurch sein Herzogthum auf seinen jüngern Bruder Marke fiel; dennoch verbreitet sich aber das Gerücht, daß Urloys wirklich mit Erfolg Arniven Gewalt angethan habe. Dieses faßt Lucius auf, und behauptet: Artus sei unehelich geboren, wenn sich auch kurz nach der That Uterpandragon mit Arniven vermählt habe. Die alte längst fast vergeßne Geschichte erwacht von neuem, als Arnive durch Klinßors Zauber entführt ward. Es hieß nun: sie sei böslich ihrem Gemahl entwichen. — Allein doch nicht bei Allen fand das Gerücht Glauben. Denn selbst Ither von Gahevieß, wie-

wohl er, als er vernahm, daß Artus nur ein natürlicher Sohn, und daher nicht erbfähig sei, nun Anspruch auf dessen Land machte, vergessend jedoch, daß er selbst ein Bastard sei, schließt sich dem Heere des Artus an. — In der Schlacht wird Lucius völlig geschlagen, und sein Heer nimmt mit wilder Hast die Flucht.

Während man sich noch des Sieges freut, kommt die Nachricht an Tschionatulander, daß die beiden Herzöge von Lalander, die Brüder Orilus und Lähelin aufs neue in Waleis und Norgals mordend, sengend und brennend eingefallen seien. Tschionatulander macht sich sogleich mit Kailet und Ehkunat auf, die beiden Lande wieder zu erobern, jedoch zum größten Leidwesen Sigunens, die ihres Geliebten nie in Ruhe genißen, und ihn nicht anders sehn soll, als in Waffen.

Drei und dreißigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander mit zwei heidnischen Königen stritt, und sie bezwang, die ihn gesucht hatten, und auf Greifen dargeritten waren.

Als Tschionatulander deßhalb von Karidol trabte, fielen ihn plötzlich in einem Hinterhalte zwei heidnische Ritter an, Riesen an Größe, und beide an Gestalt und Waffen dem Secureiß durchaus ähnlich. Unter dem Schlachtruf: „Juno, Jupiter und auch Paradies, Tasme, Friende, und Tabronit“ sprengen sie mit eingelegter Lanze an. Tschionatulanders Schlachtruf ist: Graßwald! — Laut erscholl der Wald von dem Kampfe, und die Schläge fielen, als wenn hier dreißig Ritter Arbeit hätten.

Str. 30. Nun lassen wir in reiten.
Die steine sam die stöcke
Nach diesen die hie streiten,
Die hetten weder schilt noch wappenröcke;
Die schilte lagen auf dem klee mit schirben.
Man sach die wapenröcke
Da oben in den esten hohen zwirben.

Tschionatulander bedient sich seines geheimen Schutzmittels im Kampfe:

Str. 41. Er begunde denken
In hertzen sunder krye
An das vil süsse blenken,
Das in da sehen liess die wandels frye,

Str. 30. [1] in: den Tschionatulander. — [5] schirben: Scherben. — [7] zwirben: flattern.

Str. 41. [2] sunder kr.: ohne Geschrei, still. — [3] blenken: die Weiße sc. der Haut. — [4] wandels frye: Tadelsfreie, Sigune.

Und das die vel von Toseat bedachte.
Das gab im krafft die grossen
An diesem herten streite manger schlachte.

Endlich gelingt es dem Helden, den einen Feind nach heftigem Kampf seiner Waffen zu berauben; da steht auch der andere vom ferneren Streite ab, und sie müssen sich zu erkennen geben. Es sind zwei heidnische Prinzen, Brüder, Nahmens Alexander und Philippus. Ihr Vater war der König Philippus von Macedonien; die Tochter des Secureiß, Arabadille, hat sie verpflichtet, ihres Vaters Tod zu rächen, wofür sie dem Alexander ihre Hand versprochen hat, während der andere die Hand der Königin Secundille erhalten soll. — Das Reich dieser Prinzen liegt fern in Osten, nahe bei dem Paradiese. Greifen haben sie durch die Luft hergeführt. Alexander war auch, wie er nun erzählt:

Str. 69. Ain künig zuo Greciane,
Daz weite Niderkriechen,
Und Capadociane,
Die der edel markis lerte siechen
Aus Pallastin an siegehaftem streite;
Den auch seit übersiegte
Ein Dacianus seit vil langer zeite.

Str. 70. Die lant er bracht zum tuofe,
Georius und sein bruder.
Der forderung abelouffe
Wurden mir noch nie; die streites ruoder
Hetten wir im kurzlich do gerueret.
Dann dise flust an preise,
Die hat uns frōd und eren vil zerfueret.

Str. 71. Wir seint geschlecht der kriechen,
Von art der hohen witze.

Str. 41. [5] vel: Haut, Pelz, Kleid. — bedachte: bedeckte. — [7] manger schl.: mancherlei Art.

Str. 69. Wie im vorigen Kap. der Dichter eine Episode aus Galfriods Chronik von England, webt er hier eine solche aus der Alexandreis des Lamprecht (aus dem 12ten Jahrh.) ein, die der provenzalischen Sage durchaus fremd ist. — [4] der edle Marquis von Palästina ist der heilige Georg, und Albrecht nimmt Bezug auf das Gedicht dieses Nahmens, das Reinbot von Dorn um 1225—1230 dichtete, wiewohl auch diese Beziehung gewaltsam ist, und nur dazu dienen soll, die Belesenheit und Gelehrsamkeit des Dichters in das rechte Licht zu stellen.

Str. 70. Zum Verständniß s. Heil. Georg, in Büschings und v. d. Hagen, Gedichte des Mittelalters, B. I.

Str. 71. Von Alexanders Weltzuge, selbst bis zum Pol hin, wie überhaupt über den

Do Alexander siechen
Began, ertzwungen het er iens und ditze
Darumb, und ander kunige reiche,
Darzuo die welt mit alle;
Bitz das er sach artanticum geleiche.

Str. 72. An den daz firmamente
Sein achse umberidet
Wider gen Oriente
Nach Occident; die beden ort vermidet
Artanticus. So gen meridiane
Stet er der erden under;
Die rede get hie nit auss troumes wane.

Str. 73. Wer an der erden ende
So tieffe sich geneiget,
Der sie het sunder wende,
Das er antarticum wol umger zeiget;
Anders so kann in nimmer aug erfinden.
Nun wolt auch Alexander
Untz er in sech, urlouges nit erwinden.

Str. 74. Der erden an dem orte
Wolt er ein ende schawen;
Die kriechen Altiforte
Die hetten ye mit witzen unverhawen:
Das hat auch Alexander wol erzeiget,
Der an kraft mit witzen
Die welte hette schier an sich geneiget.

Str. 75. Do sein gewalt erfunden
Do ward an erden orte,

Inhalt des Gedichts Lamprechts vom Alexander, s. Gervinus, deutsche Nationallit. B. I. S. 217—238, wodurch auch die folgenden Strophen verständlich werden. Gedichte des 12ten Jahrh. Lamprechts Alexandreis ed. Massmann, 1837.

Str. 72. [2] umberid.: umwendet. — [4] ort: Ende, Spitze. — [5] Artanticus: der Nordpol.

Str. 73. [4] umger: umgekehrt? — [6–7] er wollte nicht eher vom Kampf ablassen, bis er ihn gesehn hätte.

Str. 74. [3] altif.: etwa alti et fortes? — [4] unverhawen: unverhauen, von scharfem Verstande. — hetten: waren, hielten es.

Str. 75. [2] erden orte: dem Ende der Erde.

Darnach an meres grunden
Mit listen er vil wunder sach und horte,
Er sach gen einen velsen vische fliegen;
Ein schar, die was vil kleine,
Den sach er iagend mange schaar nachziehen.

Str. 76. Die flüchtigen umbekerten
An einem schrof des felsen
Der wer si vaste gerten
Und stachen die her wider gen den helsen u. s. w.

Nachdem er des Meeres Grund erkundet, wollt' er auch das Reich der Lüfte durchforschen; er hörte vom Vogel Galadrat, wie der in der Luft schwebend seine Jungen ausbrütet, bis sie mit ihm ausfliegen können. Auf diesem schifft er durch die Lüfte, und auch mit Greifen, die zum Fliegen abgerichtet, und vor der Reise mit dreißigjährigen Elephanten gespeiset werden. Nach solcher Mahlzeit mag dann die Reise auch noch so lange dauern, sie bedürfen keiner Speise mehr. Durch die Greifen gewinnen wir auch Gold und Edelsteine; und der Dichter führt weiter aus, was Parcival, S. 55, Mark. Polo, Kap. 29, B. IV und die Mährchen von Tausend und einer Nacht, in der zweiten Reise Sindbads erzählen.

Ekkunat, der während des Kampfes schon dazu gekommen, hört mit Erstaunen eben so wie Tschiouatulander diesen Wundergeschichten der Heiden zu, die ihm jedoch etwas unglaublich scheinen wollen.

Str. 106. Ekunat was iehende:
„Ewer red geleicht den touben.
Wir seint aller erst auch sehende,
Und hörent doch gerne, das wir euch gelouben,
Und welt uns an den falschen gerne veren;
Nun seint euch selbe iehende,
Womit mir euch die wahrheit sol beweren."

Tschionatulander, der nun auch den Besiegten seinen Nahmen genannt hat, ladet mit Ekkunat sie ein, zu Artus oder nach Kannedich (Ekkunats Schloß) zu kommen, nachdem der Erstere sich großmüthig seines Siegerrechts gegen sie wieder begeben hat. — Während der Unterhaltung eilt ein Hirsch vorüber, von einem Leithund verfolgt; bald folgt der ganze Jagdzug von vielen Jägern und Hunden. Der Wald ertönt von Gebell, Jagdgeschrei und Hörnerschall. Von Arbolt, dem Jägermeister, erfahren sie, daß Artus ungefähr eine Meile von hier am Ausgange

Str. 106. [1] iehende: sagend. — [2] touben: Tauben. — [4] gelouben: glauben. — [5] veren: fern halten.

des Waldes sein Hoflager aufgeschlagen hat. Sie begeben sich dahin, werden sehr höflich empfangen, und Alles staunt über die wunderbare Art, wie diese kaukasischen Fürsten reisen. Sie besitzen nämlich die Kunst, die im dortigen Gebirge hausenden Greifen zu zähmen, befestigen zwischen zweien derselben einen großen Kasten, steigen gewappnet sammt dem Rosse hinein, und lassen sich so durch die Lüfte tragen. Der Fittig der Greifen macht solchen Wind, daß er einen Mann niederwerfen kann. So sind sie auch hieher durch die Lüfte gekommen. Keye macht dazu die Bemerkung:

Str. 135. Aller ding verkere,
Die nun gottes huld auff erden verliesen,
Daz die auff disen gyern
Welchen weg si wellent zuo hymel kiesen.

Bald verabschieden sich die fremden Prinzen, und treten ihren Heimweg nach Tribalibot an, den sie durch die Lüfte in vier Tagen zurücklegen. Traurige Nachricht bringen sie, da sie von Sieg und Rache lassen mußten, und Arababille starb darüber in kurzer Zeit vor Kummer, indem sie gewisse Steine abthat, die sie so lange vor dem Tode bewahrt hatten, der sie schon früher außerdem durch den Schmerz über den Tod des Vaters würde hingerafft haben. Auf das Reichste ward sie in einem herrlichen Gewölbe, das in einem dazu höchst geschmackvoll eingerichteten Baumgarten erbaut ward, beigesetzt.

Str. 158. Von Veldek meister und herre,
Wie lützel mich betragte:
Wol dreyssig raste verre
Wolt ich gerne reiten, das ich euch gefragte:
Ob Arabadille starb von herzeleide,
Oder von hertzenliebe?
Nun lebt ir nit. — Wer ist der mich bescheide.

Die Fürsten des Landes verlangen nun Secundillen, die Schwester Arabadillens, zur Königin, und bitten sie, sich einen Gatten zu erwählen. Sie zieht Kundige der Astronomie zu Rathe, und diese schlagen ihr zwei Gemahle vor, einen, der aus dem Geschlechte der Gralskönige (Amfortas), und einen andern, der von Mutterseiten Heide, von Vaterseiten aber Christ ist (Feirefiß). Sie wählt den ersteren, den Amfortas, und sendet ihm einen reichen Kram nebst zwei Begleitern von seltsamer Abkunft (die Geschwister Kundrie la Sorciere und Mal-

Str. 135. [3] gyern: Geiern.

Str. 158. [2] wie wenig käme es mir darauf an. — [3] raste verre: Tagereisen weit. — Eine Klage über Veldeks Tod ähnlich wie bei Wolfram, Parciv. S. 202, 280. 289, 351, 415. u. Willeh. 76, 23.

kreature) mittelst Greifen durch die Luft als Geschenk zu. Aber Amfortas liebte damals Cidegasts Geliebte (Orgueilleusen), weshalb er ihre Liebe wenig erwiederte. Bald aber erhielt er jene schmerzenvolle Wunde, die für ihn ein Quell ewiger Leiden ward (S. Parcival, S. 432, 359—360). — Doch wenden wir uns nun zu unserm Helden von Graßwald zurück.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander mit Orilus stritt, Jeschute den Orilus entwappnete, und Sigunen das Brackenseil sandte.

Während Orilus in dem von ihm widerrechtlich an sich gerißnen Lande Waleis der Liebe und Jagd pflegt, wird ihm gemeldet, unfern außen harre seiner ein Ritter zum Kampfe. Orilus erräth sogleich, daß es der Dauphin sei. Er rüstet sich, küßt Jeschuten zum Abschied, und eilt zum Zweikampf, der sogleich sehr heftig beginnt. Orilus wird besinnungslos niedergeworfen; doch rafft er sich wieder auf; allein Jeschute fällt ihm in den Arm, bittet ihn, vom Kampfe abzulassen, und verspricht: Sigünen den ewigen Zankapfel, das leidige Brackenseil, auszuliefern. Der Dauphin lehnt aber solch Anerbieten ab: lieber wolle er sterben, wenn er es nicht von Orilus erstreiten könne. Sie fleht ihn umsonst an, es in Güte anzunehmen. Tschionatulander beurlaubt sich, um ein ander Mal den Kampf fortzusetzen. Nichts destoweniger sendet Jeschute heimlich mit einer vertrauten Dienerin das Seil an Sigunen, worüber Orilus aber, als er es erfährt, in höchsten Zorn geräth, so daß er schwört: Tschionatulander oder er müßten um den Strang das Leben verlieren. — Zu derselben Zeit brachte ein Waidmann Jeschuten einen goldnen Ring, eine Spange und manchen andern Schmuck, denselben, der nachmals durch den dummen Reinen (Parcival, s. Parc. S. 101) im Zelt auf dem Anger ihr geraubt ward. Nach dem Berichte des Waidmanns trug ein Pilger die Kleinode in einer Büchse von Elfenbein bei sich; er ward von einem auf der Jagd verfolgten Hirsche, indem dieser über eine Hecke sprang, niedergestoßen; sterbend übergab er dem nachkommenden Jäger die Kapsel mit den Worten: „dem Fürsten von Waleis.“ Nun sei ihm aber kein anderer Fürst als Orilus bekannt. Dieser läßt den Pilger ehrlich begraben.

Tschionatulander reitet von jenem Kampfe in der Wildniß auf Abentheuer umher, und findet eine feste Burg, wo er Einlaß begehrt, um nach dreitägiger Irrfahrt zu rasten. Am vierten reitet er weiter, und trifft auf Kailets und Ekkunats Heer, die den Lähelin in Kingrivals belagern. Tschionatulander schließt sich ihnen an, und verwundet Lähelin selbst gefährlich, der sich mit Noth in die Stadt vom Ausfall zurückflüchtet. — Dann kehrt er an Artus Hof zurück, und giebt den Bitten Sigunens nach, sie nach der Burg des Grals zu begleiten, wohin sie große Sehnsucht hat, um ihre Verwandten wieder zu sehen.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Wie Tschionatulander sein Ende nahm, und Sigune den Todten bei sich behielt, und auch bei ihm blieb, so lange sie lebte.

Nicht ohne Thränen scheidet das Paar von Artus Hofe. Die Liebenden wenden sich zunächst einem Walde zu, der hieß Picimont de Kluse. Da übernachten sie im Freien, und traben dann längere Zeit durch die Wildniß hin, ohne jedoch zu murren, da es ihnen gar wohl gefällt, so traulich gemeinschaftlich zu reisen.

Eines Tages aber begegnet ihnen plötzlich Orilus von Lalander, und sogleich entspinnt sich der tödtliche Kampf mit Tschionatulander. Mit solcher Kraft rennen die Helden gegen einander, daß der letztere wie todt hinstürzt, der erstere aber nicht minder im Herzen des Pfaffen zur letzten Beichte begehrt. — Man denke sich Sigunens Verzweiflung bei diesem Anblick! (In Wolframs von Eschenbach Nahmen sprechend beginnt der Dichter ein Wechselgespräch mit der Aventüre, und schilt sie, daß sie ihn zwinge, so hartes Leid zu erzählen. Dabei nennt sie ihn „frünt von Blyenfelden.“) — Nach kurzer Weile erhebt sich Orilus, und tritt zu Sigunen hin. Sie glaubt, der Liebste ist es, schaudert aufblickend aber vor ihm zurück. „O beamis, sagte sie, wie ist es hie gescheiden?“ Dem Fürsten entfielen Thränen bei der Anrede, und er erkannte die ganze Größe ihres Leidens. Sie fleht den Sieger an, ihr nun auch den Tod zu geben. Orilus wendet sich zu dem Todtwunden, und spricht: „Edler Fürst, möchtest Du nach dieser Tjost leben bleiben! Beide Dir entrißne Lande gebe ich Dir zurück, da mir das Glück zu Theil geworden ist, Dich vom Roß zu stechen.“ Doch Tschionatulander vermochte noch nicht zu antworten. Ohne Besinnung lag er da, und traurig reitet Orilus von dannen. Er hatte Freude und Jammer erstritten, aber an Freude doch ein größeres Theil.

Sigune stürzt sich über den scheinbar todten Geliebten hin, umschlingt ihn mit ihren Armen, und badet ihn in Thränen. Er erwacht endlich aus der langen Betäubung, doch schmerzt ihr Jammer nun ihn mehr, als seine Wunde. Er sprach:

Str. 52. „Vil edel rein, du wilt mich toeten!
Ob ich auch der wunden wer genesende:
Der deinen klag der tiefen,
Des muost ich mit dem tode sein der wesende.“

Str. 53. Sy sprach: „Wol mich der stunde!
Mein klage wirt gestöret
Von deinem süssen munde
Seit das mein ore hat von dir gehöret,

Das du macht genesen noch der wunden.
Lass sehen unde hören,
An welcher stat hat ir der leib enpfunden.“

Str. 54. „„Und wiltu klage massen —
Iach aber der gehüret —
Ich wil dich sehen lassen,
Da von dir fröd und mir das leben türet.
Ich sol unwar nit sagen an lebens ende;
Es hulffe dich unlange,
Und wer ie doch der sele ein missewende.““

Str. 55. „„Den leib biss lützel klagende;
Gib es der sel zuo teile.
Der biss mit trewen sagende
Dein rein gebet gen ewiglichen heile.
Wunsch ir zuo got und an der welt ende
Dem leibe sam der sele
Mit den gebenedeiten in urstende.

Str. 56. „„Mein sele hat die sichte
Berurt an lebens grunde.
Ich tuon dir meine bichte,
Altissimus, seit mir von priesters munde
Frag nach meiner schulde ist so türe.
Ihesus Christus, der megde kint,
Mit namnn dreyen ain Got, nun giebt mir stüre.““

Str. 57. „„Aller meiner schuld veriehende
Bin ich, Her, unbenennet.
Du bist sy selb ansehende;
Da für sy dir mein reüw nun bass erkennet!
Mein rewe soltu für die sünde schawen.
Den wechsel du uns kaufftest,
Da du an fronem krütze würd gehawen.““

Str. 53. [5] macht: mögeſt. — [7] ir: ihrer.
Str. 54. [1] massen: mäßigen. — [2] ſprach der Geheure. — [4] türet: theurer wird. [7] missew: Verderben.
Str. 55. [1] biss: ſei. — [7] urstende: Auferſtehung.
Str. 56. [1] sichte: Seichte, flache Stelle, Untiefe. — [3] bicht: Beichte. — [5] türe: theuer. — [7] stüre: Steuer, Unterſtützung.
Str. 57. [1] verieh: bekennend. — [7] würd: wurdeſt.

Str. 58. „„Dieselbe süsse trewe,
Die ist ob aller trewe czuo preisen.
Auch gedinget mein ware rewe,
Und fordert mein glaube: daz du speisen
Geruochest mit dir selb die sele meine,
Das ir an der urstende
Mit dir zuo deiner zeswen frölich scheine.““

Str. 59. „„Sygun, du solt verkiesen,
Daz ich dich han gepeinet.
Vil manger fröd verliesen
Hat sich dein iunger leib, durch mich geseinet.““
Sy sprach: „Du solt mir, herr, sein vergebende;
Wann meine zung unwerde,
Du werdest noch vil manig iar der lebende.“

Str. 60. „„Vil reine wol geborne,
Ich vergib dir nit alleine;
In allen der verkorne
Bin ich luterlichen gar gemeine,
Das mir vergeben werde von dem hösten.
Würd ye von mir geletzet
An fröden leib, die ruoch got selbe trösten.““

Str. 61. „„Die edeln hohen fryen
Wil ich dir zuo botten senden,
Ane die magt Marien;
Die sol ir kindes hassen gen mir wenden,
Genaden wol gesegent ob allen weiben.““ —
Hie mit sein leben endet;
Die sele möcht do lenger nit beleiben.

Str. 62. Er hette sich gewunden
Alle durch des blutes sigen

Str. 58. [3] gedinget: strebt darnach. — [5] gerouch.: geruheſt. — [7] zeswen? Rechten.

Str. 59. [1] verkiesen: vergeben und vergeſſen. — [4] geseinet: für gesenet: bekümmert, oder gebleicht. — [5] ohne meine unwerthe Zunge, würdeſt du — leben.

Str. 60. [3] verkor.: Verloren. — [5] hösten: höchſten Gott. — [6] wenn ich je einem Leibe, Menſchen, Freuden geraubt habe. — [7] ruoch: geruhe.

Str. 61. [1] die Engel. — [3] ane: außer. — [5] Mit Gnade geſegnet über alle Frauen.

Str. 62. [2] sigen: Seigen, Fließen. —

Gen erden mit der wunden,
Die wart im durch den schilt; nit lenger schwigen
Wil die magt; ir klage ward erhöret;
Orilus das haubet
Entwapnet het, das hat ir schos enböret.

Str. 63. Wa trew und reiche minne
Ein hertze hat besessen,
Das kan von allem sinne
Der trew mit steter liebe nit vergessen.
Durch mynne wirt die liebe dar geneyget
Nach fröde mit der sorge;
Daz ward auch an Sigunen wol erzeiget.

Ein Felsenherz hätte es erbarmt, wenn es die holde blühende Jugend hier in Thränen zerfließend über den schönen Todten hätte hingestreckt gesehn. Sie umhalste und küßte ihn, brach in die herzzerreißendsten Klagen aus, raufte sich das Haar, und zerriß ihre Kleider. — In diesem Zustande fand, durch ihre Klage abseits von der Straße zu ihr gelockt, sie ein Knappe, nach Narrenweise, und in Sackleinwand gekleidet (S. Parcival, S. 107 u. folg). Sigune macht diesen mit seinem Geschlechte bekannt, und er reitet zu Artus Hof, wo er Sigunens Unglück verkündigt. Darauf erschlägt er den rothen Ritter Ither von Gahevieß, und reitet seines Wegs. (Der Dichter setzt hier die Kenntniß des Parcival voraus; die Abentheuer sind nur kurz und trocken angedeutet). Nachdem Ither festlich bestattet ist, zieht Artus und sein ganzer Hof aus, um Sigunen aufzusuchen. Bald vernehmen sie ihren Klageruf im Walde, am fünften Morgen. Schon hat sie der Jammer entstellt; ihre Stimme ist verwandelt, ihr Schmuck ist verloren, und das Kleid zerrissen. Ginevra sucht sie zu trösten. Vier Tage schon war sie ohne Speise, und nur bei solchem Herzeleid konnte sie so lange Entbehrung ertragen und beim Leben bleiben. Sie sog Nahrung aus dem Anblick des Todten, und nährte sich von ihrem Geseufz und Klagen.

Artus läßt den Todten schön einbalsamiren, und will ihn zu Graßwald bestatten. Dagegen aber sträubt sich die Leidtragende; bis an ihr Lebensende will sie seinen Anblick sich bewahren, und wehrt jeden Trost von sich ab, was denn wieder den König und die Königin trostlos macht.

Str. 99. Mein vil edler ritter,
Von Eschenbach gewere,

Str. 62. [7] entw.: von Waffen entblößt, sc. im Kampfe. — schos, enb.: hielt es im Schoos aufgerichtet.

Str. 63. [1] Wa: wo. — [5] über liebe und minne s. Parcival, S. 201 u. 595.

Str. 99. [1] Die Aventüre spricht mit dem Dichter, der sich hier, wie bisher immer Wolfram v. Eschenbach nennt. — [2] gewere: bewährter, tüchtiger. —

Ewer zunge duchte bitter
Gen weiben, wo man hörte solche mere;
Und sy geben auch mir vielleicht die schulde.
„Fraw Aventüre, erst lange tot,
Der es do iach; der acht nun nit ir hulde.“

Str. 100. „Ovidius der weise,
Der sprach also von weiben.
Ir krank und auch ir preise,
Das liess er under wegen nit beleiben.
Fraw Aventür, daz hab ich bei euch funden.
Habt fromm und schaden beide,
Gen weiben wil ich schulde sein entbunden.“

Str. 101. „Her Hartmann von Owe
Het si vil wirss gehandelt
Mit seiner lieben frowe,
Die ir gemüt so gahes het verwandelt
Gen im, der irn herren het ersterbet.
Davon lant mich beliben,
Fraw Aventür, gen weiben unverderbet,

Str. 102. „Sy seint geleich genennet,
Die weib ir nam vereinet,
Und ungeleich erkennet;
So werden sy mit wirdekeit gemeinet.
Wirdekeit bin ich Sigunen iehende;
Weinet si nit von hertzen,
So wirt es weiben nimmer me geschehende.

Sigune bittet Artus um die einzige Gnade: sie in die Einsamkeit von Laborine in Salvaterra (dem Gebiete des Grals) mit ihrem Geliebten zu senden, den im Sarge zwei Maulthiere tragen mögen; da wolle sie mit geringer Gesellschaft hausen. — Artus giebt der Bitte nach. An der Grenze von Salva-

Str. 99. [3] duchte: däuchte. — [6] Eschenbach antwortet. — erst: er ist. — neml. Ovid. — [7] iach: sprach.

Str. 100. [3] krank: Schwäche. — [6] fromm: Nutzen. — Mögt Ihr haben Nutzen oder Schaden, ich will—.

Str. 101. [2] wirss: schlimmer. — [5] gahes: plötzlich. Anspielung auf Laudine in Hartmanns Iwein. S. Parcival, S. 178 u. 593. — [5] ersterbet: getödtet. — [6] lant: laßt.

Str. 102. [1] Nachahmung Wolframs im Parcival, S. 91, wo er klagt daß gute und schlechte Frauen den Nahmen Weib führen. — [5] iehende: sagend.

terra nehmen die Templeiſen ſie in Empfang, und weiſen Artus Geleit zurück, da kein Ungeweihter dies Gebiet betreten darf. Sie läßt Kundrie la Sorciere kommen, die ihr beiſteht, den todten Fürſten auf einer Linde zu bergen,

So dass mich dester minner yemant irre.

Str. 116. Die turteltoub geküset
Den dürren ast gezwyet,
Wenn sy ir lieb verlüset.
Sigune was do fröden vil gefryet.
Wie vil des loubes hing do an der linden,
Ein dürre het sy funden
Daz liess sy durch den Grahordis erwinden.

Str. 117. Das im die sunn icht felbte
Sein vell das luter klare
Und seinen mund icht selbte,
Der nach den rosen stunt mit streit der vare;
Und hiess von Graswalt nach grüner farwe.
Sam lindenloub gezieret
Was der edel türe ob liechter sarwe.

Auf der Linde beim Geliebten klagt ſie nun täglich ihr Leid: die Engel ſollten Fürſprache thun bei Gott, daß ſie den Theuren wieder erwecken dürfe. Sie geht in ihren unerſchöpflichen Klagen die ganze Naturgeſchichte durch: Phönix, der Vogel, verjüngt ſich, indem er ſich zu Aſche brennt; ſo möchte ſie es mit ihm thun. Könnte ſie doch, wie der Pelikan ſeine Jungen nährt mit ſeinem Blute, bis er ſtirbt, ihn mit ihrem Blute das Leben erhalten! Wie die Nachtigall ihre Eier mit ihrem Geſange ausbrütet, oder wie der Löwe ſein todtgebornes Junges mit ſeinem Gebrüll zum Leben erweckt, ſo möchte ſie ihn mit ihrer Stimme wieder beleben! Wie der Vogel Galadrot den Krankheitsſtoff von dem Hinſterbenden ſaugt, daß er geneſet, wenn ſein Blick dem Blick des Kranken begegnet, ſo möchte ſie ihn heilen. Sie ruft:

Str. 166. Ey het ich Ypocraten,
Masser und Avicenne:

Str. 116. [1] geküset: erkürt. — [2] gezw.: in zwei Zweige getheilt. — [3] verlüset: verlieret. — [4] gefr.: frei von—. S. Parcival S. 64 u. 581, und mehr über die Sage von der Turteltaube, Grimm, Altd. Wälder, B. III, S. 34. und W. Grimm, Frigebanks Beſcheidenheit, S. LXXXVI.

Str. 117. [1] felbte: welk machte. — [2] vell: Haut. — [3] selbte: trocknete. — [4] vare: gefärbte. — [7] sarwe: Glanz.

Str. 166. [1] Hippocrates. — [2] Masser: Maser Iawaichus. Avicenna: aus

Die kunden licht geraten
Mir umb dasselbe krut; wer ich denne
Pyctogoras und Hercules, um steine,
Die do den venix iungent,
Ich dingt, du wirdest leben fürste reine.

der Nachbarschaft von Chyraz, † 1037. — [5] ich dinget — um steine: würde suchen, mir die Steine zu verschaffen. — Hercules: entweder Verwechslung mit Hermes Tris megist, oder Heraclit v. Sicyon ist gemeint. — [6] iungent: verjungen.

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Wie Parcival zu Sigunen kam, und gar sehr von ihr gescholten ward wegen Verlust des Grales.

Str. 1. Sigun, die wil czuo verre
Sich aber in klag vertiefen.
Wie vert ewer kindischer herre,
Fraw Aventür? Ich wolt, das wir im riefen,
Durch das Sigune were die unklagende.
Wil sy nit masse minnen,
Si wirt mit solcher klag ein sterben tragende.

In solcher jammerhaften Lage findet Sigunen Parcival, als er von Montsalvage kommt; er klagt, daß ihr Herz noch so an Tschionatulander hänge, und in Leid untergegangen sei. Sie fragt, wo er denn heut Nacht in diesem gefahrvollen Lande geherbergt habe? Und er antwortet: auf einer Burg hier in der Nähe, deren Herrn, nach seinem Reichthum zu urtheilen, alle Kronen dienen müssen. Sie zweifelt daran, wünscht ihm dann aber Glück zu dem ihm gewordenen Heile, und fragt: ob er der Frage ihr Recht gethan? Auf seine Verneinung schmäht sie ihn hart. Traurig reitet er von dannen (S. diese Scene ausführlicher im Parcival S. 175—180 auf die der Dichter selbst verweiset.)

Str. 16. Hin reit der klagebere,
Von ir, die hie nun klagte,
Und die in hertzen schwere
Was überladen. Ob ich euch nun sagte,

Str. 1. [1] verre: weit. — [3] vert: fährt, irrt, wandert. — kind. herre: d. h. Parcival. — [6] will sie nicht Maas und Ziel lieben, sich mäßigen im Schmerze. — Im folgenden wird überall die Kenntniß des Parcival vorausgesetzt.

Str. 16. schwere: Leid.

Wie seine vart geriet, ich wer nit weise.
Uns sagt ein ander märe,
Wie er zuo fröden kam an hohen preise.

Bald nach Parcival kommt Kundrie la Sorciere zu Sigunen, und erzählt, mit welchem Leid und Bedauren der Gralskönig und seine Ritterschaft einen Mann, der die Frage unterlassen, habe müssen weiter ziehn lassen. Beide ergießen sich darüber in weitläuftige Lamentationen. Die weitere Ausführung der Geschichten: wodurch Amfortas die unheilbare Wunde sich zugezogen, wie Trevrezent den Parcival in der Klause in die Lehre genommen, sie ihn an der Tafelrunde habe schmähen müssen lehnt der Dichter von sich ab (s. darüber Parcival, Buch V).

Str. 28. Was die sünde were,
Darum er leit die qwale?
Des sult ir fragen mere.
Trevrezent der seit es Parcifale
An dem Herren kar-tage bei dem feure.
Ich mach auss einem maere
Ungerne zwei; mein sin geit mir die steure.

Aber an ein Ende will er doch die Sage bringen:

Wie die magt Sigune kam zuo reste
Von der klage zuo der engel singen:
Des bitten wir die werden,
Die aventür uns an ein ende bringen.

Nun verliert Albrecht sich in eine ausführliche Dissertation über die Würdigkeit der Würdigkeit, und wie Würdigkeit würdiglich errungen und erhalten werde, daß sie an Würdigkeit nichts verliere. Die höchste Würdigkeit verleiht die geistliche Weihe und reiht den Gewürdigten in die Ordnung der Seeligen ein. Die Gelehrten in den Büchern mit kunstreichem Witze haben hohe Würdigkeit, da sie mit der Kunst auch der wahren Minne und christlicher Lehre pflegen, und diese in allem Guten üben. Auch die Hochgebornen von Adel sind zu hoher Würdigkeit erkoren, und besitzen sie Tugend und Edelkeit, so sollen die Verständigen ihre Würdigkeit gebührlich anerkennen. Auch die Alten gehören zu den Werthen; so sie aber ohne Gut sind, ist es kläglich mit ihnen bestellt (s. Parc. S. 9). Eine Würdigkeit erhebt man aber leider über Alles, das ist Reichthum an irdischem Gute. Durch Meisterschaft in der Kunst wird nicht minder Würdigkeit erworben, so daß des Kesselflickers Sohn Fürstenlehen erringen kann, ist er der Künste Meister. Das ist der Hauptzweck dieser Geschichte, die Würdigkeit zu

Str. 28. [2] leit: litt. — [4] seit: sagte. — [7] mein sin etc.: das sind ich sachgemäß.

erheben. So wird gewaltsam der Uebergang zu der verwaisten Secundille erzwungen, um deren Würdigkeit jetzt würdiglich gestritten wird von Königen, Fürsten und Grafen.

Str. 60. Mein frünt von Blyenfelden
Was wilt du an mir rechen?
Wes sol Sigun engelten?
Durch was solt ich von Secundillen sprechen?
Und ich der fründe mein allhie vergesse?
So ging ich ane witze;
Wann es wer mir nirgent wirde messe.

Str. 61. „Neyn werde fraw geneme,
Ir habt die magt verweiset;
Nun denket, wie das zeme,
Ob ir die liest an fröde sus gefreiset?
Nun helfent ir, das sy ein teil ergetzet
Werd, und lant Sigunen
Dieweil doch aller fröden sein geletzet."

Wie wäre auch des edlen Parcivals Bruder ganz mit Stillschweigen zu übergehen, da auch er so hohe Würdigkeit hat? —

Als die verwaiste Secundille nach dem Rath ihrer Vasallen und der Sterndeuter (Kap. 33.) sich verheirathen sollte, warf sie auf den hautglänzenden Amfortas ein Auge, und sie weinte, da sie ihn nicht gewinnen konnte und er durch andere Liebe in so tiefes Elend kam. Darauf warben viele andre Edle aus fernen und nahen Landen um sie, von denen einige sogar schon Riesen überwunden hatten (Es folgt wieder ein langes Nahmenregister, das fast sämmtliche Nahmen enthält, die Feirefiß im Parcival, S. 531 herzählt; s. auch S. 654). Sie alle schreiben lange süße Werbungsbriefe, und Kaukasas, der Weise, rieth: sie insgesammt zu einem Turnier nach Thasme einzuladen. Der größte Held dabei möge sich Secundillens Hand erstreiten.

Da findet sich auch Feirefiß ein, doch ohne brieflich um Secundillen zu werben, von der er schon so viel Treffliches gehört hat. Es hindert ihn nicht daran, daß drei andere edle Frauen, Albarose, Barbibele und Klaudite sich sehr eifrig um seine Gunst bemühen.

Str. 119. Iedoch so pflag er minne:
Die künigin Albarose,

Str. 60. Die Aventüre spricht zum Dichter. — [1] würde messe: würdemäßig.

Str. 61. Der Dichter antwortet. — [1] geneme: angenehme. — [3] zeme: sich ziemte. — [4] gefreiset: schrecklich beraubt. — [6] lant: laßt. — [7] geletzet: verfehrt an allen Freuden.

Leip, lant und all ir sinne
Het si verfelt, die süsse lilienrose.
Alsus genannt so was ir nam czuo düte
Zuo Profentz in der sprache,
Es sei daz Kyot triege werde lüte.

Str. 120. Die ander Barbidele;
Der nam sich hie glosieret
Noch lieber dann die sele;
Er meinet lichte: die gygen zieret.
Owe waz han ich auf in erzüget!
Kyot der Provenzale
An seiner aventür also nit trüget.

Str. 122. Ferafiss die beiden
Durch minn in hertzen truogen
Mit lieb an underscheiden,
Daz sy des offenlichen wol bewuogen,
Das Venus, Dydo, Pallas die göttinne;
Für der aller wirde
Wolten si nit enberen seiner minne.

Str. 123. In hertzen wol verschlossen,
Das sprich zuo latin Clauditte;
Mit trewen unverdrossen
Minnt er die seit; also hiess die dritte.
Die was im auch derselben trewe iehende.
Das kunde nit gehelfen,
Er was dennoch fürbas minne spehende.

Feirefiß (hier immer Ferafiss) besiegt alle Mitbewerber, indem der Gedanke ihn begeistert, daß er ritterlich die Minne mit dem Speere erstreiten müsse. So erwirbt er Secundillens Hand, und vergißt leicht darüber die frühern Geliebten, die ihm Minne ohne Kampf geboten haben.

Str. 119. [4] verfelt: verpfändet, geopfert. — [5] düte: Bedeutung. — [6] Prof.: Provenze. — [7] lüte: Leute.

Str. 120. [2] glos.: glossirt, erklärt — [4] gygen: Geigen. βάρβιτον, der Ton, Klang. Dem Dichter selbst kommt diese Erklärung wunderlich vor, die er dem Kiot hier unterschieben will.

Str. 122. [4] öffentlich dazu entschlossen, ihren Entschluß offen zur Schau trugen.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Wie Sigunens Vater und ihre andren Freunde zu ihr kamen, da sie klagte.

Zu Sigunen kamen öfters ihre Verwandten, die Brüder Kiot und Manfiliot, Gurnemanz mit seiner Tochter Liaße, und auch der kranke Amfortas, wenn er nach dem See Brumbane fuhr, indem er dann vor der Einsamkeit von Laborine vorüber mußte, — um sie in ihrem Leide zu besuchen. Dann ergießt sie sich in lange rührende Klagen, küßt den Mund des Todten, und hält ihn mit Armen umschlungen.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Wie Parcival abermals zu Sigunen kam, und man Sigunen eine Kapelle baute, und Tschionatulander in einen Sarg legte.

Bei solcherlei Klagen kam eines Tages auch ein Ritter in prächtigem Waffenschmuck zu ihr, den hohe Minne und der Verlust des Grales nicht rasten ließ, sondern ruhelos umhertrieb. Es ist Parcival. So lange haben sie sich nicht gesehn, daß sie sich anfangs gar nicht einmal erkennen. Drauf erzählt sie ihm, wie sie nun schon fünf Jahre lang der Klage in dieser Wildniß obliege. Parcival bittet sie, ihm nun, da bei ihrem ersten Begegnen (Kap. 36.) sie ihn so hart gescholten, und um die unterlaßne Frage verwünscht, und wofür er schon so schwer und so lange gebüßt habe, Trost, Rath und Hülfe zu geben, damit er den Fehler gut mache. Sie antwortet ihm: „Sei keusch und pflege der Mannheit, und suche den Gral nicht. Doch sei versichert: wärst Du auf dem Grunde des Leber-Meeres (worunter in der Regel das mittelländische Meer verstanden wird) und erwählt Dich Gott zum Grale, O wie so schnell wird Kundrie Dich dann aufzufinden wissen (S. Parc. S. 658). — Sie hatte bei der Entwappnung des todten Geliebten einen Brief bei ihm gefunden, worin der Baruch ihm verspricht, ein Pfand des Glücks, einen goldnen Schmuck mit zwei kostbaren Steinen zu senden. Diesen Brief ließ sie Parival lesen, damit er den Boten, wenn er ihn irgendwo antreffe, zurechtweise. Parcival erkannte mit Staunen, daß es derselbe Schmuck sei, den er Jeschuten in seiner Einfalt im Zelte geraubt habe (Kap. 34. Parciv. S. 101). — Parcival will es bei Kiot von Katalonien auswirken, daß ihr hier ein Kloster oder eine Klause erbaut werde; doch lehnt sie es ab, indem sie Kundrien und Amfortas bitten werde, daß es durch die Kraft des heiligen Grales geschehe. Auch fragt sie, ob er schon das Schwerdt mit dem Seegensworte erprobt habe, wenn es zerbrochen wäre (Parciv. S. 178)? Und sie belehrt ihn, daß es im Brunnen von Karnant wieder ganz werde. — Getröstet scheidet der Held von Sigunen. Durch Kundriens Vermittlung wird ihr nun

über dem Brunnen Font=Salvage eine Klause erbaut, die der Bischoff Bonifacius weiht, so daß sie vor bösen Geistern ungestört ist, und jeden Sonnabend bringt ihr Kundrie nothdürftigen Unterhalt vom Grale. Die Klause wird mit köstlichen Farben ausgemalt, und darin die Geschichte Jesu und die Anbetung der heiligen drei Könige dargestellt, so wie sein Leiden unter der Dornenkrone und am Kreuze. Einen Rubin in Gold gefaßt trug sie im Ringe als Denkzeichen ihrer unzertrennlichen Treue und Liebe zu Tschionatulander (Parcival, S. 303) als einzigen Schmuck, indem sie allen übrigen, Spangen, Gürtel und Kopfputz und theure Borten ablegte.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Wie Parcival die Königin Pardistale mit Ritterschaft frei machte.

Parcival reitet eines Tags, rastlos nach dem Grale forschend, an der Burg des Königs Serabel von Gartzogare vorüber, dessen Bruder von Ither von Gahevieß war erschlagen worden. Als er Parcival in dem rothen Aufzuge des rothen Ritters sieht, hält er ihn für diesen selbst, kommt eilig von der Burg herab, und rennt ihn an, wird aber niedergeworfen, und Parcival giebt ihm großmüthig Sicherheit.

Dann gelangt er nach Tamilone wo ihn Teangelis, der eben vom König Semiligors von Sigermuntz hart belagert wird, mit Freuden aufnimmt. Beide hatten sich schon bei Artus Festen auf dem Plimizol als tapfere Helden kennen gelernt. Parcival nimmt den Semiligors gefangen, und sendet ihn an sein Weib Konduiramur nach Pelrapeire (Perlapiere, Belripar). Weitere Ehrenbezeigungen, die ihm Teangelis bieten will, lehnt der Held ab, da er nur Streit zur Ehre des Grals und diesen selbst sucht, — und reitet fürbaß seiner Straßen.

Weit durch Feld und Wald war er gestrichen, als er an der Küste eine Flotte geankert sieht, die hier vor Wind und Wellen Schutz gesucht hat. Ein Kaufmann berichtet ihm von einem mächtigen Inselreiche Poraliterre, (Polarland) dessen König, Gloris, groß Herzeleid hat, indem ihm sein Weib in demselben Augenblick von seiner Seite gestohlen ward, als er mit ihr das Beilager feiern wollte. Sechs Jahre lang konnte er keine Spur von ihr entdecken; schon verzweifelte er, je wieder von ihr zu hören; da erhält er einen Brief von ihr, worin sie ihm ihre Sehnsucht schreibt, und wie der Zauberer Klinßor ihre Minne bestürme, und sie in der Burg Vilgaruntz eng gefangen halte, da sie ihm Gegenliebe nicht gewähren könne. Heimlich mit Zauberlist hat der Furchtbare sie geraubt, und kein Meister der Schwarzkunst vermag, ihm den Raub wieder zu entwinden. Nun habe Klinßor aber an Gloris Briefe gesendet, wodurch dieser hoffentlich ein Ende seines Kummers finden wird. Klinßor habe dem König nemlich gestattet, vier Kämpfer gegen den einen von ihm zu gestellenden

zu erwählen, und wenn dieser besiegt werde, wolle er ferner keinen Anspruch an die geraubte Pardistale machen; siege aber der eine, so müsse diese sich ihm ergeben. Gloris hält das Anerbieten für Schmach, und will allein fechten; Agors, Klinßors Fechter, fordert aber vier Kämpfer. Sie werden aus den Tapfersten von Gloris Heer erwählt, dennoch aber im Nu besiegt, und gebunden weggeführt. Das Wunder zu sehen, komme nun viel Volks zusammen, und Gloris selbst mit großen Schaaren sei anwesend.

Parcival dankte dem Manne für seinen Bericht, sprach aber: er habe nach andern Dingen zu reiten. Dennoch entschließt er sich, dem Zuge zu folgen. Er fährt mit den Schiffen nach Vilgarunz und bewährt unterwegs bei einem Seesturm solche Unerschrockenheit, daß alles Schiffsvolk dadurch in Erstaunen gesetzt wird. Bald erscheint das Land, und riefen sie vorher: ala tut est alamort (voilà tout et voilà mort?) so rufen sie nun voilà terre. — Schon harrt Agors anderer vier Gegner. Er läßt 4, 5, 6 zugleich gegen sich anrennen, und fällt jedes Mal einen nach dem andern nieder, sitzt selbst aber unbeweglich wie gefeit im Sattel. Um zu beweisen, daß der Zauber nicht in seinen Kleidern verborgen sei, tauscht er sie mit Gloris, und dennoch bleibt er Sieger. Pardistale sieht mit Entsetzen und Verzweiflung aus den Fenstern der Burg dem unglücklichen Verlauf ihres Rettungskampfes zu. Am nächsten Morgen will Agors wieder mit sechsen fechten; da rüstet sich Parcival allein gegen ihn. Beide, prächtig geschmückt, reiten Angesichts der Burg und des Heeres in die Schranken. Zwölf Lanzen brechen sie mit einander und zweimal werden die Rosse gewechselt, ohne daß der Sieg sich nach einer Seite neigt. Endlich rennt Parcival des Gegners Roß über den Haufen; es stürzt auf Agors, und zerbricht ihm einen Schenkel. So wird er überwunden, und der Sieger liefert in Gloris Hand die befreite Pardistale zurück, die mit rechter Treue Klinßors Zudringlichkeit widerstand; denn er konnte sie zwar mit Zauberkraft in seine Gewalt bringen, aber über ein reines Frauenherz wird der Teufel mit seinen schwarzen Künsten nicht Herr; und noch weniger konnte es ihm gelingen, ihr durch die reichsten Geschenke aus seinem Krame Huld abzugewinnen. — Parcival wird nach dem Siege für einen Zauberer gehalten, und reinigt sich nicht ohne Mühe von so argem Verdacht. Er begleitet den dankbaren Gloris über See nach der Stadt Latribone im Lande Landeret, wo ein großes Turnier gehalten wird, an welchem der Held mit großem Ruhme Theil nimmt.

Von nun an entschließt er sich auch, was er bisher unterlassen hatte, immer nach Land und Leuten zu fragen. Bald begiebt er sich auf eine neue lange Irrfahrt durch Länder und über Meere.

Str. 200. Urloubes er do gerte.
Den wirte muoster gunnen,

Str. 200. [2] gunnen: gönnen.

Das er in reise werte.
Die cristenheit all umbe nach der sunnen
Fuort in alda Gerbolt, der hohe weise;
Seit er nit ander gerte,
Dann grosse arbeit leiden vil nach preise.

Str. 201. Zuor wüsten Rumanye,
Durch Grecian die wilde,
Von Capadonosye,
Für Sardar her gen Asia sich zilde
Ir reise; aldar gen Agley der siechen,
Für Parlit gen Meridie.
Ich kanns mit worten halbes nit bekriechen!

Eine Menge Fürsten und Helden besiegt er auf dieser Fahrt, und wir stoßen hier auf die meisten Nahmen, die im Parcival S. 532 hergezählt werden. — Endlich gelangt der Irrende auch nach Flordibale, wo der König Flordiprintze mit seiner Gemahlin Albaflore regiert. Ihre Tochter hieß Floramie; diese liebte Frimutel, der Bruder des Amfortas, fiel aber im Kampfe um sie, zum größten Leid der Gralskönige, zu denen sein Leichnam gebracht ward. Parcival will, sobald er hier von Frimutels Tod hört, diesen zur Ehre des Grals rächen, da er nicht zugleich erfuhr, daß Frimutel im Dienst um die Liebe der Floramie geblieben ist. Es kommt zum Kampf. Parcival bindet sein Roß an einen Baum, und beginnt sogleich den Fußkampf mit dem ihm von Amfortas zu Montsalvage geschenkten Schwerdte. Leider zerbricht es, und er greift nun zu dem, was er Ithern abgenommen hatte. Er siegt, und eilt nun nach Karnant, um den zerbrochenen Degen wieder herzustellen. Er benetzt es mit der Fluth des Brunnens unter Hersagung des Spruches, den ihm Sigune gelehrt, und so in der alten Kraft und Schärfe hergestellt, schenkt er es nachher an Ehkunat, der es zum Racheschwerdte gegen Orilus für Sigunens Leid machte. Als er nämlich mit Ehkunat zusammentrifft, und dieser ihn als einen von Gamurets Geschlecht erkennt, eröffnet er ihm: wie er dem Orilus den Tod geschworen habe, um Tschionatulander zu rächen; er erzählt dessen Liebes- und Sigunens Leidensgeschichte, und von der Heerfahrt des Tschionatulander in die Heidenschaft, um den an

Str. 200. [3] von der Reise abzuhalten suchte. — [5] gerbolt: Walther von der Vogelweide schilt in einem Liede (Simrock, Uebers. S. 32, B. II) den Pabst Innocenz einen Zauberer, wie es Silvester II. (999—1003) gewesen. Letzterer, vorher Gerbert genannt, hatte sich durch seine mathematischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse in Verdacht der Zauberei gebracht. Der Teufel beförderte ihn von Ehre zu Ehre und bis auf den päbstlichen Stuhl. Das weitere s. Simrock, l. c. B. II, S. 148. — Perz, scr. rer. austr. I, 763. — v. Raumer, Hohenstaufen, B. III, S. 277.

Str. 201. [1] Rumili. — [2] Griechenland. — [3] Kappadocien. — [4] Sardes. — [5] Aglei, Agiola oder Aquileja. — [6] Parlit: Litorale? Nachahmung v. Parc. S. 343. 626.

Gamuret begangenen Verrath zu rächen. — Da gab ihm Parcival das Schwerdt und beide scheiden mit Seegen von einander. — Darauf folgen zwei werkwürdige Strophen, die über das Verhältniß des Dichters zu seinen Gönnern einigen Aufschluß geben.

Str. 283. Wie Parcival nun werbe
Und Ekunat, si beide:
Ob daz alhie verderbe,
Daran geschech den edeln fürsten leide,
Die sich da lassent kosten dise mere
Gen mir als rechte kleine.
Ein esel davon trüge distel schwere.

Str. 284. Wer dise fürsten weren
Das wil ich gerne schweigen.
Sy lant sich nit vermeren;
Wann ich ir gabe nimmer darf geneigen.
Sy seint der mitte wol auff teutscher terre;
Sy seint den bergen nahen;
Die milte hat aber in gehauset werre.

Vierzigstes Kapitel.

Wie Ekkunat den Orilus erschlug, und Tschionatulandern rächte, und wie Parcival in dem Gral König ward, und auch wie der Gral darnach nach Indienland geführt ward.

Wie Parcival Sigunen in ihrer Kapelle fand bei dem Todten, wie er bei Trevrecent sich aufhielt, seine weiteren ritterlichen Fahrten, wie er den Gral endlich erwarb, und Amfortas heilte, das sagt ein anderes Buch in zusammenhängender Geschichte (mit ganzem maere). Sigune starb bald darnach verlassen im Walde.

Str. 20. Kundrye Lassurziere
Wol west Sigunen ende.
Do ward gelesen schiere
Zuom grale die Amfortas notewende,
Und die starke trewe Parcivales.
Vor fröden do Kundrye
Sigunen gar vergass all sunder twales.

Str. 20. [2] west: wußte. — [4] notew: das Ende der Noth des Amf. — [7] tw.: Verzug.

Kundrie eilt nach Joflanze, die Botschaft ihm zu bringen, daß er zum König des Grals ernannt sei. Inzwischen ward Sigune von der Brüderschaft des Grals besargt, und mit Tschionatulander in einen Sarg gelegt. Zwei Reben aus Adribente wanden sich aus dem Sarge und aus dem Munde der beiden Todten, und verschlangen sich zu einem hohen Stamm und Gehänge, immer grünend, und von Reif und Kälte nicht anzutasten. Das berichten, wenn Ihr es nicht glaubt, die Chroniken von Salvaterra, Frankreich, Anjou, Katalonien, Spanien, Brittannien und Graswaldane.

Ekkunat vergaß der von ihm geschwornen Rache nicht, sucht Orilus auf, und erschlägt ihn in einem Zweikampf; doch auch er empfängt dabei tiefe Wunden. Im Kloster zu Prurin wird der Herzog begraben, wo auch seine Gemahlin Jeschute nun den Schleier nimmt, und bald von Gram verzehrt stirbt. — Während Ekkunat noch an den von Orilus empfangenen Wunden kurirt, hört er, daß Parcival König des Grals, und Amfortas von seiner schmerzlichen Wunde heil geworden sei.

Kailet hatte aber manchen Kummer. Denn Richoude und Klaudite, welche kinderlos geblieben waren, wollten, um nun vereint zu bleiben, in ein Kloster gehen. Sie suchen deshalb bei Artus und Trevrecent Rath. Letzterer billigt sehr ihren Entschluß. Durch seine Vermittlung wird ein solches, Nahmens Salvage de Kampidonte, erbaut, wo den Armen und Fremden Herberge gewährt wird. Auch Kailet, Artus und Ekkunat wetteifern in Stiftung von Klöstern und Spitälern; und überall werden ihre Entstehung und die Geschichten ihrer Stifter zum Gedächtniß der Nachkommen aufgeschrieben. — Die Sage neigt sich zum Ende, doch bemerkt der Dichter:

Umb reiche soldamente
Wer ich noch die maere fürbas gebende.

Str. 92. Wie Parcifal nun lebende
Was mit den Templeisen,
Und die land was gebende
Dem sun, die er gewinnen muost mit freisen,
Die er ab Lehelinen muost erstreiten,
Und wie Urepantz de Tschoie
Mit Ferafizen lebt an allen seiten.

Str. 93. Das wil die Aventüre
Allhye nun fürbas massen.
Ob mich der myete stüre
Also ringe wil darzuo besassen.

sold: Lohn.
Str. 92. [4] sun: dem Kardeiß. Parcival, S. 553.
Str. 93. [3] myete: Hülfe des Lohnes. — [4] ringe: gering.

So würd ein red noch hie vil wol belenget;
Und von Loherangryne
Ist vil der aventüre mit spech gemenget.

Hinter dieſe Str. haben Handſchriften noch folgende im Druck v. 1477 fehlende:

Str. 93b. Die aventüre habende
Bin ich Abrecht vil ganze.
Von dem wal al drabende
Bin ich, sit mir zerbrach der helfe lanze
An einem fürsten, den ich wohl kund nennen
In allen richen verre;
In diutschen landen möcht man in erkennen.

Str. 94. Die werden mich hie vehen,
Ob ich hie klagend lasse
Die aventür mit flehen.
So wil ich mich bescheiden diser masse:
Wer möcht klag und iammer hie verschmahen;
Seit wir so vil der werden
Verloren haben, die augen ye gesahen?

z. B. Frimutel, Gamuret, Joiſiane, Herzeleide, Tſchionatulander, Gandin, Galoes, Sigune, u. ſ. w.

Str. 98. Sol dise aventüre
Ein ende han mit rewe?
Neyn, sie ist gehüre!
Es ist ein tugent die höchste: heisset trewe;
Damit sich dise aventür sol enden.
Wan all, die trewe darbent,
Die will der höchst an allen selden pfenden.

Die das Haupt der Geſchichte waren, für ihre Treue leben ſie nun mit der Engel Schaaren, und genießen der himmliſchen Speiſen, die da ſind: 1. ewiges Leben, 2. Leben nach Gottes Gebot, 3. ewige Jugend in Geſtalt der Engel als Kinder von 4 Jahren, 4. immerwährender Reichthum, 5. ſeeliges Leben ohne Ungemach in ſteten Freuden, 6. würdiges, ungeſchmähtes Leben in Liebe und

Str. 93. [7] spech: Kunſt. — gemenget: vermiſcht, Beziehung auf das Gedicht von Lohengrin, wo ein Theil der deutſchen Kaiſergeſchichte aber sunder spech mit Lohengrins Leben verwebt iſt.
Str. 93b. [3] wal: Kampfplatz. — [4] helfe: Hülfe.
Str. 94. [1] vehen: eigentlich: bunt machen, ſchmücken. Ironiſch geſagt.
Str. 98. [2] rewe: Schmerz.

Treue, 7. höchste Weisheit immerdar. — Dasselbe geschieht auch den treuen Dienern des Grales, und ihr Dienst erwirbt ihnen die Seeligkeit des Himmels auf Erden.

Str. 117. Nun biss mir gebend, Herre,
Bei diesen gaben allen,
Was mir von sünden werre.
So lass mir wasser wider berges wallen,
Und von dem hertzen auss durch augen fliessen.
Mit gantzen rewen stete
Ob aller gab so lass mich des geniessen.

Str. 118. Und alle die mich stüren
Mit worten oder gebene
Zuo diesen aventüren,
Die gerent hoch an wirdikeit zuo schwebene.
Der adelar all vogel überfluchet;
So wirt diess aventüre
Hoch überall die andern wert gezuchet.

Str. 119. Seit alle ding bekrönet
Seint mit gutem ende,
Mit wirdikeit bedönet
Wirt diess buoch zuo letzte sunder wende,
Wil es got, nach cristenlichen eren,
Und das bei himel trone
Kan tegelich daz hofgesinde meren.

Str. 120. Es iehent merkereichen,
Das mich an fröden pfendet:
Ich hab unendelichen
Ein buoch geanfengt und das ander geendet,
Also daz Sant Wilhelm sy an dem haubet,
Parcifal an dem ende,
Seint beide an ir wirdikeit beraubet.

Str. 121. Das uns an diesem buoche
Also nit hie gelinge,

Str. 117. [1] biss: sei. — [3] werre: verre? entfernen. — [4] Wasser bergan steigen, d. h. Thränen.

Str. 118. [1] stüren: Beistand, Unterstützung geben. — [4] gerent: begehren. — [5] überfluchet: überfliegt.

Str. 120. [1] die aufmerksamen Tadler sagen, was mich betrübet. — [3] unendel.: unvollständig, ohne Ende.

Das uns kein unruoche
Unendelich von endikeit icht bringe:
Der frone geist uns geb ein selig ende.
Umb das vor allen dingen
Sol cristenheit zuo gotte valten hende.

Str. 122. Ich muoste mich ye nieten
In kunst durch Parzifalen.
Wie sein kint gerieten,
Die edeln, klaren, süssen, licht gemalen,
Vil endelichen ich gern von in spreche.
Man gicht. wie dem von Eschenbach
All seiner hohen kunst daran gebreche.

Str. 123. Und wie die küniginne
Gundwiramurs waz lebende?
Mit weiblichem sinne
Was si dem gral sein ordenung so gebende,
Das er sich liess niemant so gerne schowen;
Und was der gral nun were?
Das was der welt mit schlossen gar verbowen.

Str. 124. Wovon er heylig were,
Des het vor nyemandt hügde.
Seyt ich euch nit die mere,
So het man den gral für ein getrügde.
Des wil ich nun die werden hie beweisen,
Den ich die aventüre
Mit werden ende wil endelichen preisen.

Str. 125. Wer was den gral nun tragende
Nach Urepans de Tschoyen,
Das bin ich hie nun sagende:
Man iachs der werden küschen Gotschyloyen,
Des küniges kint von India die virre.
Die wart der welt zum grale;
Si gye keiner wirdikeit nit irre.

Str. 121. [3] unruoche: Mißfallen.
Str. 122. [1] nieten: befleißigen. — [4] gemalen: gefärbt, von lieblichem Ansehn.
Str. 123. [7] mit schlossen: Vil liute des hât verdrossen Den diz maer was vor beschlossen. — — wande ich in dem munde trage Daz sloz disse aventüere. — Parcival, 734, 1—4.
Str. 124. [2] hügde: Kenntniß. — vor: vorher. — [3] seite: sagte.
Str. 125. [5] virre: ferne. — [7] gye: ging.

Nachdem Urepanſe de Joie ſich vermählt hatte, und nun den Gral nicht mehr tragen durfte, trug ihn Gotſchyloie, die Tochter des Königs von Indien, bis Konduiramur eine Tochter gebar, welche fortan des Grales Trägerin ward — Aribadale.

Als die Kinder des Königs des Grals ſich zu mehren begannen, kam Loherangrin zum Herzogthum Lizaborie, deſſen Herr er durch Vermählung mit der ſchönen und reichen Belaye, Tochter der Königs von Kornwall ward; ſein erſtes Gebot an ſie war aber: daß ſie ihn nach ſeiner Herkunft nicht fragen durfte. Dennoch wußte ſie, daß er in Brabant Herr geweſen, und dort mit Hinterlaſſung eines Ringes, Schwerdtes und Horns plötzlich entſchwunden ſei (ſ. Parc. S. 569—570.) Sie fürchtete, daß Wankelmuth ihn dazu getrieben habe; aber ſie liebt ihn im höchſten Grade, nicht ſelten zu ſeiner Bekümmerniß. Denn wenn er ausritt oder pirſchen ging, ſo lag ſie ſprach- und regungslos in Verzweiflung über die Trennung; nur wenn ihn ihr Auge ſah, war ſie ruhig und genoß ihres Glücks. —

Nun ward ihr aber von einer Zofe gerathen: wenn ſie ihm unwandelbare Treue einflößen wolle, ſo müſſe ſie von ſeinem Leibe einen Braten eſſen. Die ungetreue Rathgeberin bewegt auch wirklich Belayes Verwandte, in einer Nacht in ſein Schlafzimmer zu dringen; ſie feſſeln den Schlummernden, und ſchicken ſich an, ihm ein Stück Fleiſch aus dem Leibe zu ſchneiden. Ein Traum, in welchem er tauſend Schwerdter gegen ſich gezückt ſieht, beunruhigt zur ſelbigen Stunde Loherangrin. Er erwacht, ſieht die entblößten Degen, fürchtet Verrath, ſpringt auf, und greift ebenfalls zum Degen. Im Gefühl ihrer Schuld und in Todesfurcht zagen ſie mit dem Morde, doch als er mehrere von ihnen getödtet, dringen die Uebrigen auf ihn ein, und er erhält eine tödtliche Wunde. Belaye ſtirbt bald darauf, gleich wie die Königin von Brabant, in Gram über den Tod des Gatten. Beide wurden herrlich beigeſetzt, und in allen Landen, vorzüglich von den Gralshütern auf das Tiefſte beklagt, und ihnen zu Ehren ein Kloſter erbaut.

Ein kloster ward erbawen
Do man sy beide sarckte.
Wer Loherangrin wil schawen,
Der kouftz um einen pfenning lit zuo marckte.
Gepalsamt schon leit er noch czuo gesichte.
Geburt die Jesu Cristes
Fünfhundert iar die waz vor der geschichte.

Das Land, das ſonſt Lizaborie hieß, ward fortan nach Loherangrin Lotharingien geheißen.

Als das Chriſtenthum ſich immer mehr ausbreitete, ſchien bald der Occident zu ſündlich, und nicht mehr würdig, das Heiligthum und Höchſte, was das Chriſtenthum an Heilthum den Geweihten zu zeigen hatte, aufzubewahren, und ſie wen-

deten sich daher gegen den Orient, in das Land, woher uns reiches Geschenk kommt: das Licht der Wonne gebenden Sonne. Marsilie war der erste Ort, wohin die Templeisen sich begaben und überall erfreuten sich Klöster und Spitäler ihrer milden Geschenke. Dort ward ein Schiff gerüstet, auf welches sich die Hüter des Grals mit Titurel und Parcival begeben. Ein besonderes Gemach ward dem Gral auf dem Schiffe geweiht. Sie gelangten zur Stadt Pittimont, welche großen Mangel an Speise litt; aber die heilige Kraft des Grals endete bald diese Noth, und spendete Speisen aller Art mit Ueberfluß. Die dankbaren Bürger baten knieend, daß Parcival bei ihnen bleiben möchte; aber sein hoher göttlicher Beruf verstattete das ihm nicht. Doch theilte er ihnen die Gestalt des Graltempels mit. Nach diesem Grundriß bauten die Bürger einen Tempel, freilich nur von grauem Gesteine und nicht so hoher Kostbarkeit, wie der Tempel des Grals, aber sonst in gleicher Form, und nannten ihre Stadt hinfort Grales. [1])

Durch alle Länder der Heiden, durch wunderbare Gegenden ward der Gral nunmehr geführt. Die Hüter kamen mit ihm zu dem Magnetberge, der alles Eisenzeug aus den vorüberfahrenden Schiffen zieht, daß sie auseinanderfallen und scheitern; aber die Kraft des Grals errettete sie vor dem Schicksal der andern Schiffe. [2]) Gold, Silber, Seide, Gewürze, Gesteine und andres Kostbares lagen hier in großen Haufen. Acht Kiele fanden sie mit Heiden, erst kürzlich gekommen, und daher noch mit Speise und Trank versehen, so wie noch kraftvoll genug, sich gegen die Greifen, die Rosse und Leute, wenn sie vor Hunger todt lagen, fortführten, zu vertheidigen. Erst ersannen sie Verrath gegen die Christen, aber als sie sahen, daß ihre Tücke nur auf sie zurückfiel, riefen sie um Erbarmen. Unter den Templeisen waren manche, die, einst Heiden, zum Christenthum bekehrt, die Sprache derselben verstanden, und so die Mittelspersonen zwischen dem Könige des Grals und dem heidnischen Volke machten. Mancher Heide begehrte da die Taufe, die der Bischof Bonifante mit den Kapellänen ihnen gab. Ihnen ward erlaubt, von den großen dort gehäuften Schätzen zu nehmen, und mancher, der erst arm, kehrte mit Reichthümern beladen zu seiner Familie zurück.

Von dort kam der Zug in das Lebermeer [3]), von dessen klebrigen Fluthen die Schiffe so festgehalten wurden, daß sie stranden müssen. Aber vor dem Schiffe des Grals wurden die Wogen flüssig, wie Eis im Feuer. So fuhren sie durch wilde unwirthbare Gegenden, bei brennenden Bergen vorüber, und sahen andre vielfache Gräuel. Nicht minder fuhren sie durch Gebirgsklüfte, wo Drachen und Löwen mit einander stritten, und mancherhand wundersame Zwerge hausten. Kamen sie in Gegenden, wo tödtlicher Brodem und giftige Luft ihnen Verderben drohte, so zündeten sie Aloeholz an, und dazu andre heilige Aromate, aus seltnen

---

1) In Piemont (Pittimont) liegt ein Ort Grallia. Oder ist vielleicht Arles gemeint? —

2) Diese Fabel vom Magnetberge rührt aus orientalischen Erzählungen her, und wiederholt sich in Herzog Ernst, im Wartburgkrig, Man. Samml. II, S. 13, 14, u. a. O.

3) S. auch hierüber, wie über den ganzen wunderbaren Zug v. d. Hagen und Büsching Gedichte des Mittelalters, Einleitung zum Herzog Ernst, und Altd. Mus. I, S. 282—310.

Wurzeln kostbar gezogen. Unendliche Wunder der Natur kamen ihnen zu Gesicht, und sie sahen deren mehr an der Zahl, als der Böhmerwald Bäume enthält.

Feirefiß und seine Gemahlin Urepanse de Joie erfuhren die Annäherung des Grales, und zogen ihm entgegen. Herzlich und rührend war ihr Empfang, ihre Umarmung. Alle Lande, die Feirefiß unterworfen waren, hatte er zum Christenthum bekehrt; wunderbares Lob legte er einem Fürsten Indiens bei. Er sagt von ihm: Er sei ein Herrscher, so reich, daß nie menschliches Ohr noch von solchem Reichthum gehört habe. Im Himmel sei er bekannt, und vor Gott durch große Tugend. Seine Gewalt erstrecke sich über zwei Drittheile der Erde und noch 72 Reiche darüber. Priester Johannes werde er genannt. Die drei Indien [1]) dienen ihm, und es sei ihm gefälliger, sich, statt König, Priester nennen zu lassen. Johann nenne er sich nach dem Reinen, der Christo die Taufe gegeben. Sein Land liege dem Paradiese nahe, welches Gott von der Welt geschieden hat durch einen Berg, hell glänzend wie Glas. Hoch in der Luft belegen, ist es vor dem Zutritt jedes Menschen bewahrt; ja es liegt so hoch, daß selbst Vögel sich zu dieser Höhe nicht aufschwingen können. Von diesem Berge ströme ein Brunnen, Idanus (Indus?) genannt, der in viele Arme getheilt die Welt durchfließt. In dem Grieße des Flusses finde man Edelsteine aller Art, und an seinen Ufern wachse das Kraut Affidiose, dessen Wurzel die Kraft habe, vor allen Nachstellungen zu schützen. Auch auf der andern Seite des Berges fließe ein Wasser herab, das hohe Heilkräfte besitze. Mit welcher Siechheit auch jemand behaftet sei, habe er sich darin, so werde er geheilt. Dabei in einem Lande wachse der Pfeffer, sowohl langer als kurzer (im Mittelalter das beliebteste Gewürz. Pfefferzins kommt bei den Klöstern sehr häufig vor). Wenn er reif ist, so nähren sich von seinen Kräften gewisse giftige Schlangen, die man dadurch zu vertilgen sucht, daß man das Röhrigt, worin sie sich aufhalten, ansteckt. Wie Erbsen aus ihren Hülsen gedroschen werden, so wird auch der Pfeffer gewonnen, doch erfährt man nie, wie eigentlich sein Saamen beschaffen ist. Olympius heißt ein Berg, zwischen welchem und dem Pfefferlande eine wilde Haide, drei Tagereisen vom Paradiese entfernt liegt. Aus ihm fließt ein Quell, der die Kraft hat, daß, wenn man im Mai Morgens vor Sonnenaufgang nüchtern daraus trinkt, man 30 Jahre sicher vor jeder Krankheit ist. Man erscheine, sei man auch 100 Jahr alt, so jung, als wenn man erst 30 alt wäre. Aus ihm holen die Adler, welche in Indien nisten, im Monat Mai Steine, womit sie die Augen ihrer Jungen bestreichen, denen dadurch die Kraft wird, die Strahlen der Sonne zu ertragen. Wer diese Steine in seinen Händen trägt, dem werden nie seine lichten Augen trübe, und sind seine Augen verdorben, so giebt die Kraft der Steine ihm schier sein klares Gesicht wieder. Sie vertreiben auch Haß und Neid, und machen

1) Nach der älteren Geographie ward Indien in das vordere, mittlere und hintere getheilt, und am letzteren war das Ende der Welt, und der Polarstern so nahe, daß man glaubte ihn mit der Hand berühren zu können.

graues Haar gleich dem der Jugend. Dabei liegt ein Meer, wasserlos, oben und unten nichts als Steinsand, aus dem große dicke Nebel aufsteigen; ungestüme Stürme herrschen darauf, und man forscht vergeblich nach dem Ende dieser Fluth. Drei Tagereisen lang findet man große Berge, worin die Juden eingeschlossen waren; dabei die Völker Gog und Magog. Aus diesen Bergen kommt ein Wasser, welches in das Sandmeer fließt, und ein andres, das durch die Wüste geht, und dann in die Erde hinabströmt. Unendliche Reichthümer führt dies Wasser mit sich, und wer wagt, es zu befahren, der kommt in das Land Melleflur. Die Einwohner dieses Landes erziehn ihre Kinder in der Weise, daß sie in dem Wasser wie Fische leben können, um so die Reichthümer herauszufischen. Sie können drei Wochen lang unter dem Wasser leben. Dabei liegt — erzählt Feirefiß weiter — ein kleines Land, Agrimontin, worin die feurigen Berge liegen. In ihnen leben die Salamanderwürmer, welche theure Stoffe wirken, die niemand übertreffen kann, und die auch, wenn sie an ihrer Schönheit gelitten haben, durch Feuer neuen Glanz wieder erhalten. Will man die Gewebe dieser Würmer erlangen, so macht man drei Haufen von Holz, nicht fern von einander, welche man nach einander anzündet. Die Flamme lockt die Salamander aus den Bergen, die in den ersten, in den zweiten, zuletzt in den entferntesten Haufen gehen. Verlischt das Feuer, so fängt man sie, ehe sie in ihren Berg wieder zurückkehren können. Sie sind mit prächtiger Seide stets umwunden. — Das Innere Indien ist nicht minder reich an Gold und Edelsteinen, und eben so reich sind die Einwohner an Tugend, Keuschheit und hoher Milde. Meineid, Stehlen, Rauben, Geiz und Aberglaube sind dort nicht bekannt. Dromedäre, Elephanten und manche andere edle Thiere findet man dort. Wenn der Priester Johannes, was jedoch selten geschieht, gegen den Feind zieht, so werden ihm vierzehn Kreuze vorgetragen, die wie die Sonne glänzen, und bei jedem Kreuze befinden sich 3000 Ritter. Dann kommen noch 200000, die mit Schleudern und Bogen Bewaffneten nicht gerechnet, und außerdem Hülfstruppen aus 72 Landen. Aber auch angenehme Musik von Harfen, Leiern, Cimbeln und Psalter geht seinem Heere voraus. Vor ihm selbst aber wird ein ungeschmücktes hölzernes Kreuz hergetragen. Zu seiner einen Seite trägt man ein goldnes Gefäß, worin Erde, als Andeutung und Erinnerung, daß auch wir wieder zu Erde und Asche werden müssen; zu seiner andern Seite aber ein Gefäß mit Gold angefüllt, die große Gewalt bezeichnend, welche der Priesterkönig über alle Fürsten der Welt hat. Ein König der Ismaheliten hörte von diesem erhabenen Herrscher, und wollte ihn mit den Völkern seiner Lande, die unermeßlich groß waren, mit Krieg überziehen. Tartarie heißt sein Land, von einem Flusse genannt, der, aus einem Schneegebirge entspringend, 40 Tagereisen lang sein Land durchströmt, bis er sich endlich ins Meer ergießt. Sechsmal 6000 Mann hieß er gegen Johann anrücken in das Vordere Indien, welches man St. Thomas Land nennt, da es der heilige Thomas einst bekehrt hat. Die Tataren drangen siegreich bis in das Mittlere Indien vor, wo ihnen zwar ein tapfres Heer Wiederstand leistete, das ihnen viele Männer erschlug,

aber doch endlich mit einem Verluſt von 30000 Mann in die Flucht geſchlagen ward. In dieſer Noth ließ Prieſter Johann 5000 meſſingene Bilder von Menſchengeſtalt gießen, innen hohl mit weit offnen Mündern. In die hohlen Leiber ward Feuer gelegt, welches durch einen Blaſebalg angeweht, zum Munde, zu Ohren Augen und Naſe hinausbrannte. Dieſe ſchlau erfundenen Bilder wurden auf Pferde gebunden, hinter jedes ein Knabe geſetzt, der den Blaſebalg in Bewegung brachte, und ſo die Flammen auftrieb. An dem ſchönen Ufer eines Fluſſes lagen die Tataren, als mitten in der Nacht dieſe feurigen Bilder auf ſie eindrangen, denen das ganze Heer des Johannes mit Geſchrei und Waffengetöſe folgte. Die Tartaren erſchreckt glaubten: die ganze Hölle habe ſich aufgethan, und alle Teufel ſtürmten gegen ſie an. Sie wandten ſich voll Entſetzen zur Flucht; Johann verfolgte ſie, und was er nicht erſchlug, trieb er in die Fluthen des Stromes. 200000 Mann blieben auf dem Wahlplatze. So ward Indien und die Welt befreit von dieſen Heiden. [1])

Von dem Reichthum und der Würde Johanns kann niemand genug ſagen. Ein ungeheurer Pallaſt [2]) iſt der Aufenthalt des Prieſters Johann. Ein erhabner Saal nimmt dreitauſend Ritter auf, die darin ſpeiſen. Die Säulen, das Täfelwerk, und die Wände des Hauſes ſind von Ebenholz gemacht. Oben in dem Geſchoſſe ſind zwei Scheiben von lichtem Golde. In dieſen ſtehen, ſo groß wie ein Kopf, zwei Karfunkel, die den ganzen Pallaſt Nachts erleuchten. Der Pallaſt hat vier Pforten von Ebenholz, und ein Sardonix bildet den Schlußſtein in dem Thürgewölbe. Mit reichen Steinen ſind die Thüren verziert, und in den Gemächern ſtehen viele goldne Tafeln. Einige ſind auch von Amethiſten, andere aus Elfenbein, und der Fußboden iſt ſchachbrettartig ausgelegt. Ein Hof vor dem Pallaſt iſt mit elfenbeinernen Stühlen beſetzt, und mit Kriſtall gepflaſtert. Hier ſitzt häufig der König mit ſeinen Fürſten. Seine eigenen Gemächer ſind von Steinen, Wurzeln und Gold koſtbar gebildet und damit geſchmückt. Vielfarbig ſind die Steine, und an dem oberen Gewölbe liegen die koſtbarſten. 24 Lampen hängen, gefüllt mit brennendem Balſam, an goldnen Ketten dort, und geben hellen Schein. Aus Saphian beſteht ſein Bette, ſein Tiſch iſt ein grüner tadelloſer Smaragd, getragen von 4 Amethiſten. Zum Pallaſt führen koſtbare breite Treppen; der Boden iſt mit Gold und Edelſteinen bedeckt, daß man ſich darin ſpiegeln kann, als wenn der Eſtrich durch Sonnenglanz erleuchtet wäre. Auf dem Hofe erhebt ſich ein eigenthümliches wunderbares Gebäude. Große breite Treppen führen zu einer koloſſalen Säule, welche man auf 125 Stufen, die um dieſelbe führen, erſteigt. Darauf erhebt ſich ein offnes Gebäude, deſſen erſtes Geſchoß nach den vier Seiten von 2 Säulen getragen wird, dieſe deckt eine Baſis; das folgende

1) Faſt wörtlich erzählt dieſen Heereszug und dieſe Kriegsliſt ebenſo der Mönch Johann de Plano Carpini, in ſeiner Reiſe nach der Tartarei, 1246. Der Tartarenfürſt iſt bei ihm Zenghis Khan. Allg. Samml. der Reiſen, B. VII, S. 364. Halle 1750.

2) Sehr ähnlich iſt die Beſchreibung des Pallaſtes des Kublai Khan zu Kambalu bei Marko Polo, B. II, Kap 9 und des Kaiſers Fakfur, zu Guinſai in der Provinz Mangi; derſelbe B. III, K. 64.

Geschoß tragen ebenso je 4 Säulen, das folgende 8, das folgende 16, das folgende 32, auf welchem ein Umgang ist. Dann folgt ein Stockwerk von 64 Säulen getragen, gleichfalls mit einem Umgang. Da in luftiger Höhe erhebt auf einer Säule sich ein Spiegel, worin man alles sieht, was in der ganzen Provinz vorgeht. Jeder Fehl, jede Untreue zeigt sich in diesem Spiegel, und bleibt so lange darauf sichtbar, bis sie wieder gesühnt sind. 3000 Mann wohl geharnischt bewachen den Spiegel vor jeder Verletzung. [1])

Bei Tafel bedienen den Priester 7 Könige, 40 Herzöge, und 300 Grafen. Er speiset nicht abgesondert, sondern zu seiner Rechten sitzen 24 Erzbischöfe, zur Linken 12 Patriarchen; Aebte und Kapelläne sitzen dort soviel, als Tage im Jahre sind. Unendlich wird der Reichthum und die Pracht seines Reiches beschrieben.

1) Dergl. Spiegel kommen öfter vor. Dieser des Johannes scheint eine Nachbildung desjenigen des Klinschor zu Chateau-Merveille (Parciv. S. 416). Aehnlich ist die von Virgil zu Rom erbaute Salvatio Romae (S. Parciv. S. 640). Und ebenso erzählt Benjamin von Tudela (Itiner. Lips. 1764, p. 102). In Alexandria turris aedificata fuit ditissima, cui nomen incolae faciant Magraah Arabes vero Magar Alexandria, h. e. Alexandriae pharon; in cujus turris fastigio speculum quondam ab Alexandro constitutum fuisse dicitur vitreum, in quo naves omnes bellicae, quae vel ex Graecia vel ex omni Occidente nocendi caussa in Aegyptum navigarent. quinquaginta etiam intinerum terrestrium, h. e. ultra quingentas parasanges spatio remotae cospici possent: atque ideo etiam praevidendo caveri defensione parata atque instructa, donec multis post Alexandri mortem diebus navis quaedam ex Graecia venit, cujus magister Sodorus dicebatur, vir graecus, callidus, et sapiens, multisque disciplinis instructus: eodem autem tempore Graeci Aegyptiorum juge erant subditi. Attulisse fertur vir ille auri, argenti et purpureae vestis magnum munus, qui iactis ancoris ante turrim illam constitit. Sic enim omnibus mercatoribus eo navigantibus moris tunc erat. — Sodorus lud (erzählt Benjamin weiter) den Thurmwächter mit seinen Dienern zu einem glänzenden Gastmahl auf sein Schiff, machte sie betrunken, und sie verfielen in tiefen Schlaf. Da erstieg er mit den Seinigen den Thurm, zerschlug den Spiegel, und floh vor der Entdeckung der That nach Griechenland. Von der Zeit an gewannen die Griechen dort die Oberhand.

Ein und vierzigstes Kapitel.

Wie das Schloß zu Montsalvage mit der köstlichen Kapelle in einer Nacht nach Indien zum Grale kam.

Eine Stimme vom Himmel verkündete in einer Nacht dem Priester Johannes, daß er Vater eines Kindes würde werden, das zum Heil der ganzen Christenheit gereichen sollte. Ueber alle Könige würde es herrschen, und Johannes sollte ihm einen reichen schönen Tempel bauen lassen, der die Pracht der ganzen Welt überträfe. Er achtet nicht darauf, bis in der folgenden Nacht dieselbe Stimme, sanft, nicht mit Grimme, ihm befahl, des morgenden Tages einen Pallast von Steinen und Gold zu beginnen, den Thron seines werthen Kindes. Am Morgen ließ er den ganzen Grundriß fertigen, und am vierten Tage, stand der Pallast in ganzer Schönheit vollendet da. — Das Werk ist von unendlicher Schönheit, noch erhabner fast und prächtiger, als der Tempel des Grals. In einem Saale stehn 50 Pfeiler, jeder von der Größe, daß vier Männer mit ausgebreiteten Armen ihn nur umklaftern können.

Die inneren Säulen sind spitzig, auf jeglicher sitzt ein Karfunkel, so groß, wie der untere Theil der Säule, so daß er den Estrich von oben herab ganz erleuchtet. Das Licht, welches die Karfunkel geben, ist so groß und trefflich, daß man an jeder Stelle des Saales ein Haar finden könnte, welches dem Barte eines Jünglings entfallen. Die Säulen sind 40 Klafter hoch; die Pforte erleuchten 2 Rubine. Von Orient gen Occident fließt ein Brunnen in einer Rinne von lauter Edelgesteinen, indem er aus einem reinen, hellen und trefflichen Napfe entspringt. [1]) Trinkt man im Mai, vor Aufgang der Sonne aus diesem Brunnen 3 mal, ehe man etwas genossen hat, so lebt man in Gesundheit 303 Jahre. — Nichts kommt dem Pallast in seiner Pracht in der ganzen Welt so nahe, als der Tempel des heiligen Grales. Zu 3 hohen Festtagen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, trägt der Priester Johann eine Krone, die so herrlich, kostbar und schwer ist, daß sie mittelst einer wunderbaren Vorrichtung über seinem Haupte schwebend erhalten wird, weil er sie nicht zu tragen vermag.

Also erzählte Feirefiß von der Macht, Herrlichkeit und Größe des Priesters Johann, und entzündete in der Brust Parcivals und aller Hüter des Grals die Begierde, ihn zu sehen, und sich ihm zum Dienste anzubieten. — Kaum erhielt Johann die Nachricht, als er mit allen seinen Kreuzen in frommem, ehrerbietigem Zuge dem Grale entgegen ging. Allen von Feirefiß hochgerühmten Reichthum und noch mehr fanden sie beim Priester Johann, und im Herzen Aller entstand der Wunsch, daß die Burg und der Tempel zu Montsalvage hier sein möchte. Heiße Gebete wurden zum Gral geschickt, und dieser, der unter verderbtem Volke nicht mehr seine heilige Burg und seinen geweihten Tempel belassen wollte, erfüllte die Bitte der Frommen. Als die Morgensonne Indien bestrahlte, fiel ihr erster Schein auf die Zinnen und die Kuppel des Tempels von Montsalvage, und dort, auf dem einst heiligen Berge, blieb keine Spur des erhabnen Baues zurück.

Johann wünschte Belehrung über die Heiligkeit des Grals, die ihm Titurel dahin gab: Es sei die Schüssel, woraus Jesus Christus den Abend vor seinem Leiden gespeiset mit seinen Jüngern, deren dennoch 2 die Treue brachen, Judas der in seiner Versündigung starb, und St. Peter, der große Reue darob davon trug.

Str. 135. Den gral ein schar auf erden
Bei alten zeiten brachte,
Ein edel stein; in gottes werde
Man eine schüssel draus do wirken dachte.
Jaspis exillix ist er genennet,
Von den der fenix lebende wirt,
Wenn er sich selber zuo asche brennet.

Str. 135. [1] S. Parc. S. 314. — [3] werde: Ehre. — [5] Jasp. exill.: lapis exill. Parc. S. 324.

1) Der Brunnen erinnert an den Brunnen Zem-Zem, an der Ostseite der Caaba zu Mecca. S. Der Koran, v. Sale, übers. v. Arnold. Lemgo, 1746. S. 149.

Str. 136. Die selbige schüssel geheure
Was Jhesu Christ gebere;
Ob tausentvalt so teure
Und also edels icht auff erden were,
Das wer auch im zuo schüssel do wol zemende
Zuo seiner mandat here,
Die seine iunger mit im warent nemende.

Str. 137. Die heilikeit suss erbet
Der gral von rechten dingen.
Die hat er unverderbet
Behalten seit, daz mirn der engel bringen
Ruchte all auf den berg der haltunge.
Er ist nun erst behalten
In diesem reiche vor aller wandelunge.

Str. 138. Ein ander schüssel reiche,
Vil edel und vil teure,
Die worcht man diser gleiche;
Die hat an heilikeit keine steure.
Die prüfeten konstantenopeler zuo reichen landen,
Und grösser an ir würde,
Davon das sy sy für den gral erkanden.

Str. 139. Joseph von Aromate
Bekande wol die rechten;
Der minnete fruo und spate
Jhesum Christ mit warheit der vil schlechten.
Der behielt die schüssel taugen schone,
Untz mirs der engel brachte,
Bekennet gral in englischem tone.

Ein halbes Jahrtausend habe er (Titurel) Kunde davon gehabt, und ihn gesehen; aber jetzt, da der Gral im heiligen Lande sei, sehne er sich nach irdischer Ruhe, und bitte, ihm 9 Tage lang den Gral nicht zu zeigen; dann werde er sterben.

Sein Wunsch ward erfüllt. Er starb und ward reich beigesetzt. Nimmermehr ward nun jemand durch den Gral gespeiset; denn er war in einem Lande,

Str. 137. [4] mirn: Titurel spricht. — [5] berg der haltunge: mont-salvage. — [7] wandel: Verderben.

Str. 139. [2] bekande: kannte: — [4] schlech.: schlicht, gerade. — [5] taugen: heimlich. — [6] untz: bis.

worin nichts mangelte. Aber an ihm erschienen noch die Nahmen derer, welche im Lande sündigten. Ihre Hände wurden mit einer Wunde durchschlagen, die nicht eher heilte, als bis sie Reue über ihre Sünde ergriff.

Priester Johannes, die Heiligkeit, Macht und Würde Parcivals anerkennend, bot ihm die Krone des Landes, welche anzunehmen er erst verweigerte, bis an des Grales Rand die Schrift erschien: Parcival solle König werden, aber seinen Nahmen mit dem Nahmen Priester Johann vertauschen. Nur 10 Jahre lang ward ihm das Reich vergönnt, da ihm die Sünde anklebte, daß seine Mutter Herzeleide durch Kummer um ihn starb (S. Parc. S. 99 u. 329). So ward in gewissem Sinne erfüllt, was Priester Johann träumte: daß er einen Sohn erhalten werde, der mächtiger Herrscher sein solle. Nach Parcival ward der Sohn des Feirefiß und der Urepanse de Joie Priester Johann; die Enkel Gamurets umstanden mannlich den Thron und vertheidigten ihn tapfer. — Alle Gebieter im Grale mußten nun fortan sterben; nicht kann der Anblick des Grals, nicht der Brunnen sie mehr verjüngen und vor dem Tode schirmen; aber vor dem Fegefeuer ist ihre reine Seele bewahrt. — Die Schrift des Grals aber zeigt immer den Nahmen dessen, der Priester Johann sein soll.

Im Occident erhielt sich, vornämlich unter den Rittern der Tafelrunde, ein Gerücht vom Grale, und das Streben, ihn wieder zu gewinnen. Artus mit seiner Massenie zogen aus, ihn zu suchen; sie durchschweiften die ganze Welt, kehrten aber unverrichteter Sache zurück. Im fernen Orient blieb der heilige Gral bei seinen Hütern verborgen. —

Schließlich fügt der Dichter hinzu:

Str. 186. Kyote, Flegetanise
Der waz her Wolfram gebende
Die aventeur zuo prise.
Die bin ich Albrecht hie nach im aufhebende,
Darumbe daz dreyer dinge minder were:
Der sünden und der schanden,
Daz dritte mich bedrucket, armuot die swere.

Str. 187. Wer dise drei verschmache
Mit tugende lebene in eren,
Und ir nun minder mache,
Den müsse got der selden rat so keren:
Das er darauf bleib stet und lange,
Ich mein: zuo beiden seiten,
Hie und dort, bei engelischem sange.

Str. 188. Mit reimen schlecht drigenge
Seint diese lieder worden

Str. 188. [1] drigenge: mit drei Reimpaaren. — [2] lieder: Strophen.

Gemessen in rechter lenge,
Weise und Wort nach meisterlichen orden.
Zuo kurtz, zu lang ein liet vil wol schwachet.
Ich Wolfram bin unschuldig:
Ob schreiber recht unrichtig machet.

Str. 169. [4] meist. ord.: nach der Regel des Meistergesanges. — [5] Andr. Mn. lesen: her Wolfram si unschuldec: Ein schreiber dikke recht unrichtic machet.

MCCCCLXXVII.

II.

Inhalt

zweier Blätter, welche sich im Jahre 1817 auf der innern Seite der Buchdecken der Handschrift des Titurel Nro. 141 in der Heidelberger Bibliothek, aufgeklebt fanden.

Bei Einsicht der Handschrift des Titurel Nr. 141 in der Heidelberger Bibliothek im Jahre 1817 fand Sulpiz Boisseree auf den Decken derselben zwei Blätter aufgeklebt, an deren vorderen Seite drei und zwanzig zum Theil verstümmelte Strophen von derselben Hand zu lesen waren, welche den ganzen Codex geschrieben hat. Sie waren oben und unten durch Beschneiden verletzt, und theilweise fand sich die Schrift unleserlich. Als Lachmann (Wolfr. v. Eschenbach, S. XXI) im Herbst 1819 diesen Codex abschrieb, waren sie jedoch schon von unbefugter Hand abgelöst, und sind bis jetzt verschwunden geblieben. Glücklicher Weise hatte aber S. Boisseree eine urkundliche Abschrift davon genommen, welche er getreu mit allen Fehlern des Originals und Beibehaltung der Interpunktion desselben als Beilage zu seiner Abhandlung über den Tempel des heiligen Grals in den Abhandlungen der K. Bairischen Akademie der Wissenschaften, München, 1835, B. I, S. 384, hat abdrucken lassen. Inhalt und Sprache lassen keinen Zweifel, daß diese Strophen dem Dichter des jüngeren Titurel angehören, und sie sind um deßhalb schon von höchstem Interesse, weil sie das Dunkel, das bisher um diesen Dichter geschwebt hat, aufklären helfen. Die Strophen sind genau im Versmaas des uns handschriftlich und im Druck von 1477 überlieferten jüngern Titurel gedichtet, weßhalb im nachfolgenden Abdruck sie auch siebenzeilig gesetzt sind; die Abkürzungen des Boissereeschen Textes sind jedoch ausgeschrieben, und die Interpunktion ist zum leichteren Verständniß nach eigner Einsicht hinzugefügt.

Erſte Seite auf der vordern Buchdecke.

Erſte Kolumne.

1.

— — — — — —

— — — — — enborte

Titurel dem wisen
Di Tschionatulander angehorte
Und Sigune. Owe, daz er nicht lebende
Was, unts er werdeclichen
Wer der aventiure ein ende gebende.

2.

Venezzer vil riche
Ein tempel hant erbowen,
Waren die meisterliche
Gestein kunden graben und erhowen.
Der nam den ende vil und musten sterben;
Ir werch, das edel tiure,
Lieznen si darumb niht verterben.

3.

Ander si da namen
Ze meister diesem tempel;
Die musten eben ramen.
Ir wage mez gabn si exempel
Uf elliu ort und worhten, sam die erren.
Ist witze, swer das minner
Lobt, swenne er hat gebrechen an dem merren.

4.

Sol des diu werlt engelten,
Und kunst sin verdorben,

1. [6] unts, bis —er. Die folgenden Strophen ergeben, daß Wolfram von Eſchenbach gemeint iſt. [7] wer: wäre

2. [1] Venezzer: Venetianer. — [2] erbowen: erbaut. — [3] waren: worin. — [4] Deren viele nahmen ein Ende.

3. [3] eben ramen: glatt, fertig machen, richten. — [4] Sie gaben an allen Ecken (ort) Beweiſe von ihrer Waage und ihrem Maas. — [5] worht. s. d. erren: arbeiteten, wie die früheren. — [6] minner: Es iſt klug, das Mindere zu loben, wenn es an dem Mehreren, Beſſeren gebricht.

Das der von Plivelden
Her Wolfram nu lang lit erstorben?
Ich wen den wol, das muter je gedruge
Den lip uf teutscher erde,
Der mit getiht an worte wer so chluge.

5.

Nu wer aber iemen lebende
So chlug an richer witze,
Dem wer doch niemen gebende
Das zehende lop. Sin was solche spitze
Das er die worte ergrup so under wehe,
Das noch gebe stiure,
Swer sinnichlich uf sin forme sehe.

6.

Durch das bin ich im jehende
Von ersten kinder-mere;
Si sin von im geschehende.
Wan er mir immer fromde und tiure were.
Danne sinen zungen witze
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Zweite Kolumne.

7.

— — — — — —
— — — — — —
— M — dr — ch mich laze
Der aventiure nih — wirdichait al gebende,
Un wil die sliht an allen orten chrumben,
So ker ich zu den wisen.
Was solt al solchiu rede bei den tumben?

4. [5] wen den wol: ich halte den für einen solchen. — je: nie. — gedrug: trug. — [6] lip: Mann, Menschen. — [7] getiht: Gedicht.

5. [4] zehende lop: den zehnten Theil des Lobes. — Sin was s. sp. Er besaß solche Schärfe, Spitze, der Dichter als Grabstichel gedacht. — [5] under wehe: wunder wehe, wunderkunstreich. — [6] daß noch lernen könnte, Lohn gäbe.

6. [1] jehende: zusprechend, deßhalb redete ich ihm das Wort von meinen ersten Kindererzählungen ab. — [3] Sie handelten von ihm schon. — [4] fromde: nützlich, lehrreich. — [5] zungen witze: die Weisheit seiner Zunge.

7. [5] Das Grabe an allen Ecken krümmen. Vergl. Parcival S. 170 und 556, wo Wolfram von seiner Darstellungsweise spricht, und dafür das Gleichniß vom Bogen und der geraden Sehne anführt.

8.

Mille artifex
Get in al solches kriegen,
Der viper, nater lex,
Die sus mit uppicheit sich selben trigen,
Dar si dirre valsch di blenche wellent truben,
Un mit ir tarant-farbe
Ie daz chrumbe geh dem slehten uben.

9.

Swer chupper gar ze golde
Mit chunst machen chunde,
Den heten si vil holde,
Swaz halt er unselde dran erfunde.
Ir gold si chupper chesselbere!
Getihte niemen prufen
Solt, wan der getihtes meister were.

10.

Durchleuchtig guter merche
Ist melden wol erloubet
Mit witze-richer sterche.
Di aber solher chunst sin beroubet,
Wi man diu wort zerfuret und sameliret,
Blumet unde roselt,
Di lazzen meister unparatiret.

8. [1] Mille art.: der Tausendkünstler, oder vielmehr, da artifex im Mittelalter auch für dolosus gebraucht wurde (s. Du Fresne, Gloss.) der tausendfach Listige, d. h. der höllische Feind. Im Druck, K. 38. Str. 97 kommt mille artifex in derselben Bedeutung vor. — [2] kriegen: Streit. Der Teufel schickt sich zu solchem Kampf an. — [3] lex: für lexa, lexia, franz. laisse (Du Fresne, Gloss.) die Koppel, Schaar der Nattern und Vipern. — [4] uppicheit: Uebermuth. — [5] dar etc.: daß sie mit ihrer Falschheit das Blanke, den Glanz trüben wollen. — [6] tarant-farbe: Tarantelfarbe, schillernde Schlangenfarbe. Vergl. Kap. 39, Str. 68 und 69. — [7] das Krumme gerade machen wollen.

9. [1] chupper: Kupfer. — [4] unselde: Unseligkeit, Verderben. — [5] chesselbere: zu Kesseln geeignet. — [6] prufen: beurtheilen. Vergl. den Tadel Wolframs bei Frauenlob und dessen Streit mit Regenbogen, Man. S. II., S. 214b. u. 215b, und Konrad von Würzburg in der goldnen Schmiede. Albrecht zürnt über diese schülerhaften Tadler Wolframs.

10. [1] merche: Kennerschaft. Meistersängerischer Ausdruck. Der merker: war der berufne Criticus in der Schule. — [2] melden: anzeigen, kritisiren. — [3] zerfuret: auseinanderreißt. — [6] blumet u. ros.: blümt und röselt; karakteristische Bezeichnung für die blümelnde in Duft sich auflösen wollende Sprache Gottfrieds von Straßburg, Konrads von Würzburg und mancher jüngern Meistersänger. — [7] unpar.: ungetäuscht. Altfranz. barat, barate, Trug, Täuschung. Ihre Phrasen können den Kenner nicht blenden.

11.

Bleich rosen un ir trehen
Ist edel und wunnebere.
Swer di wolt versmehen,
Durch daz ir vater ein linde breit niht were,
Der douht mich der witze in chranchem rume;
Wan cheiser un cheiserinne
Den ist diu rose ein edel werdiu blume.

11. [1] bleich: hell. — trehen: duften. — [4] vater: jeden Falls falsch und wohl schaten zu lesen. — [5] dessen Verstand wohnt in schlechtem Raume.

Ende der ersten Seite.

Zweite Seite auf der hintern Buchdecke.

Erste Kolumne.

12.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Mochte aber phant erlosen
Und herz ein wolf es deuht gut unde reine.

13.

Ich Albrecht niemand swache,
Daz ist mir immer wilde.
Wer der von Eschenbache
Von himel chomen her in engels bilde,
Mit fugen sunnenvar von got bekronet,
Sin edel hoh getihte
Kund ich mit lob nicht richer han bedonet.

14.

Da was in menschen modele,
Und nicht ein engel heilich.

12. [1] swache: ich setze niemanden herab. — [2] wilde: fremd. — [3] fugen: Geschicklichkeit, Talenten. — sunnen-var: sonnenfarbig, glänzend wie die Sonne.
14. [1] Da: richtiger der zu lesen. —

Gotes gebe zu mangem rodele
Ist noch vil richer chunst mit witzen teilich.
Alle edliu chunst sich bezzert und niht bosert und wehet.
Chunst die edel hohste,
Dast rein getihte. Wi, wer diu so versmehet!

15.

Es wart nie baz gesprochen
Von deheines leien munde;
Daz lob in niht zebrochen
Wirt von mir Albrechte ze keiner stunde.
Ob immer bezzer rede wurde gehoret
In teutsch von einem leien,
So wer ich dafür: so wer min sin betoret.

16.

Swer einer frowen schone
Niht wan ein wengel sehe,
Und man — — (ir) lobeskrone
An werdicheit in allen richen jehe,
Und wer si furbaz nimmer me gesehende:
Ein mutich mannes hertze,
Ich wen, dem wer niht lip daran geschehende.

17.

Dise aventur gelichen
Sol man der werden frowen
Gar vil der tugendrichen,
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

14. [3] rodel: Boisserée deutet das Wort auf rotulus, Buch; wohl eher aber von rotte, einem Saiteninstrument, herzuleiten. Franz: rondelet, ein Gedicht in einer gewissen Versart. — [4] teilich: theilhaftig. — [5] Alle edle Kunst wendet sich zum Bessern, nicht zum Böserey, und ziert. Die edelste höchste Kunst, das ist ein reines Gedicht. — [7] Wi: Wehe!

15. [1] Wigalois, v. 6346: Leien munt nie baz gesprach. — [2] deheines: keines. — [5] Wenn je bessere Rede ꝛc. gehört wäre, so hielte ich mich für einen Thoren und Einfältigen.

16. [2] wengel: Wange. — [4] jehe: sagte. — [6] mutich: gemüthvoll. — [7] wen: wähne.

Zweite Kolumne.

18.

— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Hat in phlege der phalatzgrave ordenliche.

19.

Ein sloz di rigel grosten
Sol dar und danne slizzen;
Nu wil ich mich des trosten.
Man giht: ich sulz von rehte wider in genizzen,
Daz ich so manige wirde vor im gebende
Bin der werlte ze chunde,
Des er und al sin fruht in wird ist lebende.

20.

Got, werdechlichen gruzzen,
Gen selden hoch geplumet,
Mit diner milt der suzzen
Dem fürsten gip, der christenthum wol tumet.
Sin salute der Paier prinz in nennet:
Duc Loys et Palatinus.
Min lop im zehen fürsten er bekennet.

21.

Hat romisch phat ir mere
Dem fursten lob von adele,

18. [1] phalatzgrave: Pfalzgraf.

19. [1] grosten: die größten Riegel. — [2] hin und her schließen. Mit Recht bemerkt Boisseree dies Sprüchwort als gleichbedeutend mit: Wie du mir, so ich dir; oder: Eine Ehre ist der andern werth. — [4] sulz: soll es. — [5] daß ich der Welt Kunde gebe von so manchem Würdigem desselben vor Andern. — [7] fruht: Nachkommenschaft, Kinder.

20. Gott, gieb würdiglichen, zur Seeligkeit hoch geschmückten Gruß in deiner süßen Gnade dem Fürsten der Christenheit wohl ordnet. Der Baier nennt ihn im Gruß: duc Louis et Palatinus. — [7] er: Ehre von zehn Fürsten erkennt mein Lob ihm zu.

21. [1] u. [2] scheinen fehlerhaft. Der Sinn ist wohl: Giebt es im römischen Reich mehr Fürsten von solchem Lob und Adel, die mögen für Nachkommenschaft sorgen, so daß Frau selde (Heil—) auf dem Glücksrade mit ihrem großen Wedel sie schütze vor aller Schmach. Was hier und jenseit kann Preis verleihen, das bringe der Höchste ihm und seinen Liebsten nahe.

Di haben gein fruhte chere,
So daz vrow selde mit ir grozzem wadele
Úf geluches rade im wer vor aller smehe.
Was hi und dort kan prisen,
Der hohst im daz und seinen liebsten nehe.

22.

Er, adlar hoch geedelt,
Er cleidet unde speiset.
Sin gevider witen wedelt,
Damit er valchen, spaerber, hebche priset,
Und ander vogel in Swaben, Paiern, Franchen.
Von Oestriche biz Flandern
Siht man siniu chleider herlich swanchen.

23.

Dem adler chan ich howen
Lop zweier ere bernde,
Do daz in ritter und frowen
Dest werder die wile
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

22. [4] hebche: Habichte. Er, ein Adler, der Kaiser, verleiht Preis den andern Vögeln, seinen Beamten, Vasallen ꝛc. Diese führen seine Farben und Banner. Seine Heroldskleider sieht man in ganz Deutschland.

23. [1] howen: hauen, abhauen. — [2] Lop: für loub: Laub, das zweierlei Ehre trägt. — [4] Dest: wer.: um so werther.

III.

Bemerkungen

über den Dichter des Titurel.

Solange wir keine kritiſche Ausgabe des Titurel beſitzen, hervorgegangen aus gründlicher Vergleichung aller vorhandenen Handſchriften, deren Püttrich von Reichertshauſen (um 1452) ſchon mehr als 30 mehr oder minder von einander abweichende gekannt hat [1]), ſo lange werden die Zweifel über die Perſon des Dichters, und über das Verhältniß ſeines Gedichtes zu Wolframs und dem zum Grunde liegenden franzöſiſchen Werke nicht völlig gelöſt werden, und was darüber zu ſagen, kann nur ein Beitrag zu künftiger Beachtung ſein. Gleichwohl gewähren die vorſtehend abgedruckten Boiſſereeſchen Fragmente ſchon jetzt einen helleren Blick auf die perſönlichen Verhältniſſe des Dichters.

In Str. 19 des Fragments will der Dichter ſich vertröſten, daß er deſſen genießen werde, daß er einem Fürſten und deſſen Nachkommen hohes Lob ſpende. In Str. 20 bezeichnet er ihn näher; der Baier nennt bei ſeinem Gruß ihn Prinz; Herzog Ludwig et Palatinus iſt es, dem er die Ehre von zehn Fürſten zuerkennt. Hat, ruft er Str. 21 aus, das römiſche Reich ihrer mehr der Art? Er iſt (Str. 22) ein hochgeedelter Adler, er nimmt unter ſeinen ehrenden Fittig die kleineren Vögel (Fürſten) in Schwaben, Baiern und Franken. Von Oeſterreich bis Flandern ſieht man ſeine Paniere wehen. Daß hier ein deutſcher Kaiſer gemeint iſt, kann nicht bezweifelt werden, und die Geſchichte bietet keinen andern dar, als Ludwig von Baiern, 1314—1347, geboren 1286, Sohn Ludwigs des Strengen, Herzogs von Baiern. Die Worte: et Palatinus (Pfalzgraf) deuten noch beſtimmter die Zeit an, da dieſe Strophen gedichtet ſein müſſen. Nach einer Theilung nemlich hatte Ludwig Baiern, ſein Bruder Rudolph

1) Ehrenbrief, Str. 142: So ſpricht in einem liede
Von Eschenbach Wolfram
Damit er euch beschiede,
Daz sein gedicht sol bleiben ane scham;
Das nit beschach, und sag ich euch es schlechte:
Wol dreissig Titureln
Hab ich gesehn, dér keiner nit was rechte.

dagegen die Pfalz und die Chur erhalten. Darnach ward diese Theilung aber Ludwig leid, er vertrieb seinen Bruder 1315, und erst 1329 gab er durch den Vertrag von Pavia Rudolphs Söhnen die Pfalz zurück; in dieser Zeit konnte er daher nur mit Recht Palatinus genannt werden. Erst durch die Schlacht bei Mühldorf, 1322, ward der Gegenkaiser Friedrich von Österreich besiegt, und seitdem erst konnte der Dichter von Ludwig sagen: sein Adlerfittig reiche von Oesterreich bis Flandern; der Beginn des Gedichts fällt daher in die Zeit von 1322—1329; denn die Strophen dieser Fragmente haben ganz den Karakter einer Einleitung. Der Dichter beklagt Wolframs von Eschenbach Tod, der ihn hinderte die Geschichte von Tschionatulander und Sigune zu Ende zu führen; doch die Welt solle um das Ende nicht betrogen sein; er nehme dieselbe wieder auf. Er spricht ganz in der Weise wie die Fortsetzer des Tristan und Wilhelm, den Tod des Vorgängers beklagend; und dabei gedenkt er denn natürlich auch seines Gönners Ludwig, gleich fast allen übrigen Dichtern, die um Lohn Mären dichteten. Allein der ungeheure Umfang des Gedichts, und die ungeheuerliche Gelehrsamkeit, die der Dichter darin zu Tage legt, lassen schon schließen, daß die Arbeit nicht in einem kurzen Zeitraum vollendet werden konnte. Die mehrfach vorkommenden Widersprüche zeigen, daß dem Dichter die Fabel nicht immer genau gegenwärtig gewesen, er nicht in einem Flusse gedichtet habe. In der That hatte er sein Gedicht 1347 noch nicht ganz zu Ende gebracht; denn Kap. 40, Str. 93b beklagt er den Tod seines Gönners, an dem ihm der Hülfe Lanze zerbrochen; es drückt ihn die Schwere der Armuth (Kap. 41, Str. 186); drei Fürsten sind es nun, die ihn in Pflicht genommen, um die er den Leib im Felde, in Sturm und Streite wagen mußte (Einl. Str. 64); diese Bemerkung kann nur ein späterer Einschub sein, wenn sie mit den Fragmenten vereinbar sein soll; denn erst gegen das Ende (Kap. 39, Str. 283, 284) kommt er auf diese Fürsten und ihre Kargheit wieder zurück: „sie lassen sich wenig kosten dies Märe gegen mich; ein esel davon trüge distel schwere. Wer diese Fürsten seien, das will ich gern verschweigen, denn bessern lassen sie sich nicht, und ich habe nimmer von ihnen Gabe zu hoffen. Sie wohnen in der Mitte von deutscher Erde, den Bergen nahe, aber die Milde, die Freigebigkeit hauset gar fern von ihnen.“ Nur in Kriegs-, nicht aber in Dichterdienst scheinen diese Fürsten ihn genommen zu haben; denn Kap. 40, Str. 91 versichert er: umb riche soldamente wer ich noch die maere fürbas gebende; Str. 93: wenn der Lohn der Arbeit auch noch so gering wäre, so würde die Geschichte hier wohl noch verlängert werden können. „Ich besitze (Str. 93b) die Aventüre ganz; allein vom Dichterfeld muß ich hinwegtraben, da mir der Hülfe Lanze an einem Fürsten, den ich wohl nennen möchte, zerbrochen ist. In allen fernen Reichen, in Deutschland kennt man ihn genau.“ Er scheut sich also, die kargen Fürsten, ja seinen frühern Gönner zu nennen, und wenn er dennoch sein Gedicht zu Ende bringt, so bewegt ihn dazu allein die Herrlichkeit der Geschichte; wer mit Worten oder Gaben ihn dabei unterstützen wird, der zeigt damit, daß er hoch in Würde zu schweben begehrt (Str. 98, 118). Unter jenen

Fürsten können aber nicht wohl andre, als Ludwigs Söhne verstanden werden. Der Kaiser Ludwig hinterließ aus zwei Ehen sechs Söhne: Ludwig den Aelteren, Stephan, Ludwig den Römer, Wilhelm, Albert und Otto, die das Herzogthum Baiern unter sich theilten, und durch Zwietracht sich dergestalt entkräfteten, daß sie wider Kaiser Karls IV, des Nachfolgers Ludwigs, Ansehn nicht durchdringen konnten, als derselbe die dem Hause Pfalz und Baiern kraft Vergleichs wechselsweise zustehende Chur aus Liebe für die Pfalzgrafen, diesen allein zusprach. Das reiche Erbe Ludwigs, das außer Baiern, noch aus Brandenburg, den holländischen und seeländischen Provinzen, Tirol, u. s. w. bestand, ging nach und nach verloren; und so waren allerdings die Umstände nicht günstig, reichen Dichterlohn zu verleihen. Die Beendigung des Gedichts wird man hiernach etwa in die 1350ger Jahre zu setzen haben, und die Arbeit füllt somit fast ein ganzes Menschenleben aus. — Auch Str. 69, Kap. 22 enthält eine Zeitbestimmung, indem gesagt wird: vor 100 Jahren sei im Thüringer Lande ein Fürst gestorben, den man da Hermann nannte. Dies kann weniger auf Landgraf Hermann († 1215) als vielmehr auf den Pfalzgrafen Hermann II. bezogen werden, welcher letztere 1241 starb [1]). Mit diesen Zeitbestimmungen ist freilich die Bemerkung des Dichters Kap. 10, Str. 2 nicht zu vereinigen, daß die Fragmente Wolframs vom Brakenseile funfzig Jahre lang unbeachtet gelassen worden, bis er nach Wolframs Tode das Gedicht fortgesetzt habe, wenn man sie dahin versteht, daß Albrecht 50 Jahre nach Wolframs Tode den Titurel zu dichten begonnen habe. Nimmt man als den frühsten Zeitpunkt des Beginnes des Gedichts das Jahr 1322, da Ludwig unbestritten Kaiser war, so müßte Wolfram 1272 gestorben sein; und dies ist erweislich falsch, da schon weit früher sein Tod von andern Dichtern beklagt ward. Mit Boisseree l. c. 50 Jahre für eine allgemeine Bezeichnung eines langen Zeitraumes zu nehmen, ist ebensowenig zu rechtfertigen. Wolfram starb etwa um 1220; um 1270 konnte Albrecht aber noch nicht wohl den Titurel begonnen haben, zumal sein Gönner Ludwig erst 1286 geboren ward. Man muß daher entweder Albrecht geradezu eines Irrthums zeihen, zu dem er vielleicht dadurch gelangte, daß er den Lohengrin für Wolframs Werk achtete; oder diese Zeilen für den Zusatz eines spätern Abschreibers halten, der vielleicht aus 100 Jahren, die Albrecht gesetzt, 50 machte; oder endlich die Worte dahin deuten: daß überhaupt Wolframs Fragmente erst 50 Jahre nach seinem Tode irgend wie entdeckt wurden, bis dahin aber der Welt völlig unbekannt geblieben waren. — Bei dem erweislich langen Zeitraume, den Albrecht über seinem Gedichte zubrachte, konnte es nicht fehlen, daß er mehrfach hier und da Zusätze machte und änderte; daher sind die großen Verschiedenheiten der Handschriften erklärlich, zumal auch die Willkühr der Abschreiber hierbei nicht wenig thätig gewesen sein mag. Allein zu der Annahme, daß vor Albrecht schon ein andrer Dichter Wolframs Fragmente überarbeitet, und mit Mittelreimen versehn habe, fehlt es an genügendem Grunde.

1) Historie der Pfalzgrafen zu Sachsen. Erfurt, 1740. S. 156.

Die Worte Kap. 4, Str. 61: mit reimen schon zwingenge, und Kap. 10, Str. 2: riemen die zwifalten, deuten hierauf nicht; sie beziehn sich unleugbar auf Wolframs Fragmente, die unmittelbar dahinter Albrecht paraphrasirend in sein Gedicht einwebt, und das Metrum derselben, wie er selbst sagt, nach Meistersanges Orden regelrecht macht, da er bei Wolfram metrische Regellosigkeit zu bemerken glaubte; die er jedoch den Schreibern zur Last legt, und nicht Wolfram, indem er sagt: ich Wolfram bin unschuldig, ob schriber dicke recht unrichtig machet. In der That kommen bei Wolfram nur sehr selten, und anscheinlich absichtslos Mittelreime vor, so daß seine Strophen nur reime zwigenge, d. h. zwei Reimpaare haben. Die letzte Strophe des ganzen Gedichts ist Wiederholung der Str. 61, Kap. 4, jedoch mit der Aenderung: mit rimen schlecht drigenge; und dreigängig im Reim sind allerdings Albrechts Strophen. Ob jene oder diese Strophe späterer Einschub sei, bleibe dahin gestellt; indeß können auch beide ganz wohl von Albrecht herrühren, und sie sind an ihrer Stelle ganz richtig und ohne Widerspruch mit einander, da Str. 61, Kap. 4 sich auf Wolframs Fragment, die letzte Strophe sich aber auf Albrechts ganzes Gedicht bezieht. Aus dem eben Gesagten aber möchte auch hervorgehn, daß Albrecht nicht mehr als jene zwei Fragmente Wolframs gekannt hat, da er sie ausdrücklich jedes Mal mit einigen Strophen einleitet; und ferner die Annahme Bestätigung finden, daß Wolfram überhaupt von diesem Gedicht nicht mehr gedichtet habe, das nach seinem eignen Zeugnisse die Geschichte von Tschionatulander und Sigune zum Hauptgegenstand haben sollte, weßhalb mit Unrecht ihnen bisher die Ueberschrift Titurel gegeben ist.

Durch obige Zeitbestimmungen wird die früher mitunter gehegte Meinung beseitigt, welche in unserm Albrecht den Albrecht von Halberstadt erkennen wollte, der um 1210 im Auftrage des Landgrafen Hermann von Thüringen die Verwandlungen Ovids überdichtet hat. Von ihm selbst erfahren wir, daß er im Felde den bairischen Fürsten gedient hat, woraus erhellt, daß er ritterlichen Standes gewesen sein muß. Ueber seine übrigen persönlichen Verhältnisse schwebt tiefes Dunkel, das auch Ulrich Fürterer nicht aufhellt. Dieser verfaßte um das Jahr 1478 sein ungeheuerliches Sammelwerk der Romane vom Gral und der Tafelrunde für Herzog Albrecht IV. von Baiern, und bezeichnet darin den Dichter des Titurel näher als Albrecht von Scharffenberg. Gleich am Anfange (Münchner Codex, Bl. 2, Str. 17) wo Ulrich von dem Stammherrn der Templeisen, Sennabor, spricht, sagt er:

Albrecht von Scharffenberge,
Wer ich mit kunst dein genos,
Als ein ris gen dem zwerge,
Also ist mein kunst gen dir eben gros.
Sein lob kunst du mit kunst vil pas geplümen,
Oder von Straspurg her Gotfrides kunst
Man mag mit warhait wol gerümen.

Pfalltz aller engel wunne
Hoch in dem himel tron,
Der frewd wollt ich euch gunne,
Mit ewch den kunstreichen Wolforan
Von Eschenbach, des ticht was so durchreinet;
Als fur den zigel der jochant,
Allso sein kunst aus andern tichten scheinet.

Weiter (Bl. 44, l. c.) in der Einleitung zu den Geschichten des Brutus, Merlin, ꝛc. nachdem er vorher die Chronik von Brittannien citirt hat:

Aus frantzois uns gelernet
Hat gar ein weiser man,
Aus der geschrift erkernet.
Frau Aventeur sprach: Ulrich, so vach an,
Wie du es von her Albrecht hast vernomen,
Den man nennt den von Scharfenberg;
Der ding warlich ist er zu ende komen.

So erwähnt er ihn in ähnlicher Weise noch öfter mit hoher Achtung, und giebt ihm großen Preis. Die Meinung, zu der auch Boisserée (Abhdl. der Münchn. Akad. 1835, S. 317) sich hinneigt: der Titureldichter Albrecht sei identisch mit dem in der Manesſ. Samml. S. 194ᵇ, 195ᵃ vorkommenden ritterlichen Minnedichter von Scharffenberg, dürfte sich ebensowohl aus der Sprache, als aus dem ganz verschiednen Geiste jener Gedichte als irrig erweisen; denn wie auch die Handschriften die eigenthümliche Sprache des Dichters korrumpirt haben mögen, so ist das Ungeschick des Ausdrucks, das plump Gespreizte, das unüberwindlich Langweilige und Gelehrte allen Titurelhandschriften gemein, während die beiden lyrischen Gedichte des Scharffenbergers echten Minnegeist der besten Zeit athmen, und mit Grazie aussprechen. Wir können daher nach Ulrichs Notiz höchstens in Albrecht nur einen Nachkommen oder Nahmensverwandten jenes Minnedichters finden. Sein Dienstverhältniß läßt in ihm einen Baiern vermuthen. Wäre er nach dem Bergschloß Scharffenberg an der Elbe bei Meissen, welches vom Kaiser Heinrich I. und Otto I. erbaut sein soll, genannt gewesen, so würde man ihn für einen Sachsen halten müssen. Allein dieses Schloß war schon zur Zeit des Heinrich Illustris (1246—1288) Residenz der Markgrafen von Meissen, von denen es an die v. Schleinitz, und von diesen an die von Miltitz gekommen ist, welche es noch 1728 besaßen. [1]) Unser Albrecht konnte im vierzehnten Jahrhundert also keinen Theil mehr daran haben.

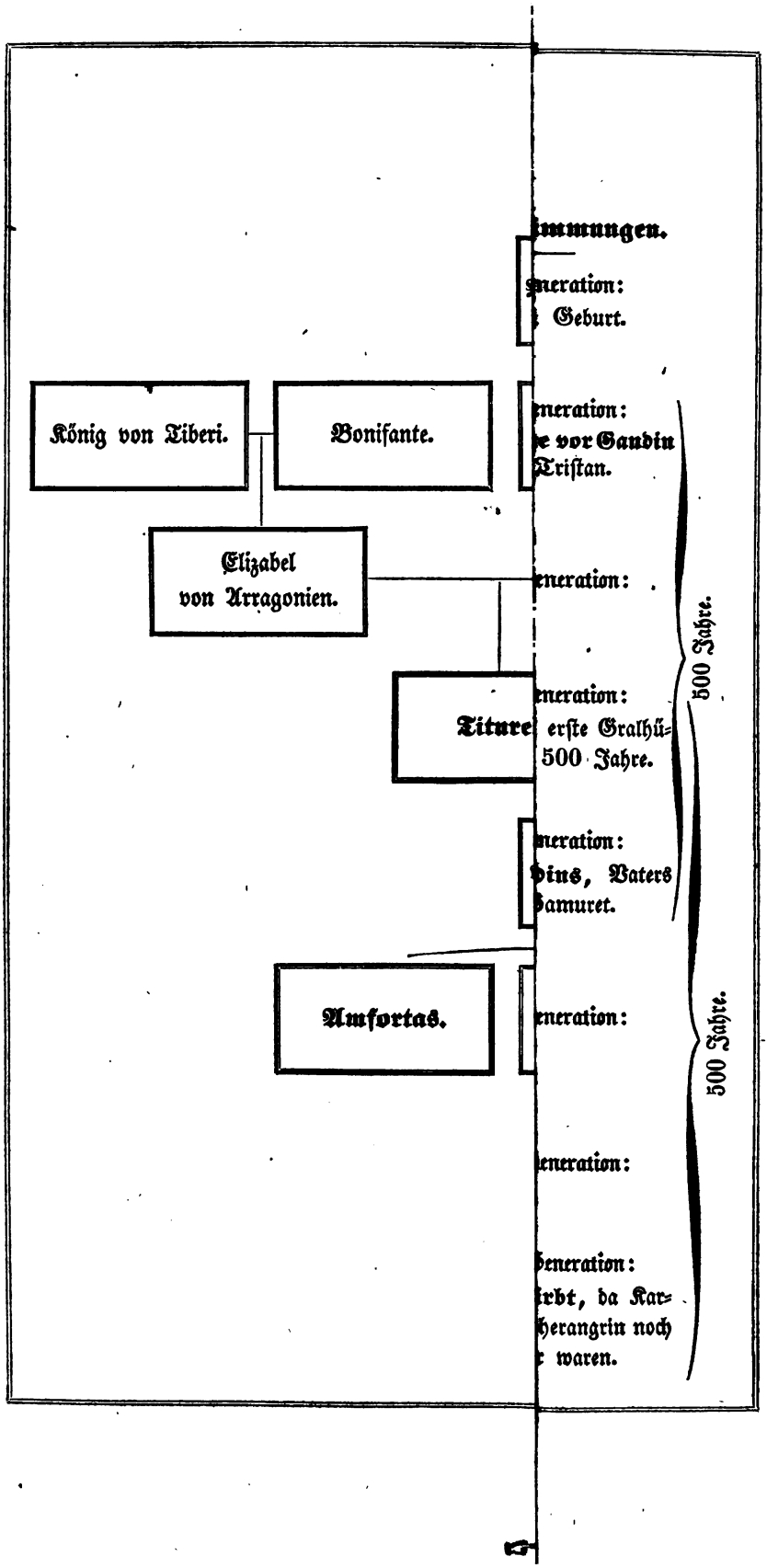
Dadurch, daß man allzulange Wolfram für den Dichter des ganzen Titurel

1) Histor. geogr. Lexicon. Basel. 1728, s. v. Scharfenberg. Mehr über andre Scharffenberger derſ. v. Hagen, Minnesinger, IV, S. 302 folg.

hielt, und dann meinte: ein Jüngerer habe an diesem Gedichte Wolframs nichts als das Metrum geändert, ist viel Verwirrung in der deutschen Literaturgeschichte entstanden, und namentlich der lange Streit zwischen Grimm und Docen [1]) über das Alter des deutschen Meistergesanges hervorgerufen worden, während nunmehr die obige Zeitbestimmung alle diejenigen Gründe für das hohe Alterthum desselben wegnimmt, welche auf den Titurel basirt sind. Um Albrechts Zeit hatte die ehemalige Ritterpoesie, das hoveliche singen, schon große Abnahme erlitten; die großen Meister waren längst gestorben, und ihr hoher Geist hatte sich nicht auf ihre Jünger vererbt. Immer allgemeiner ward auf die Form, zum Nachtheil des ewig jungen frühlingsfrischen Gedankens, das größere Gewicht gelegt; das Singen (die Poesie) ward allmählig schulmäßig betrieben, und es fingen die Meistersänger an, sich zu Kunstkorporationen zu gestalten. Ob Albrecht einer solchen bestimmten Schule angehört hat, ist unbekannt, allein er redet durchgängig ihre Sprache, und gefällt sich in ihren technischen Ausdrücken: dise lider sind gemessen recht die lenge gar in ir don nach meistersanges orden, ein dem zwölften und der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts noch ganz fremder Ausdruck, wo Meister und meisterlicher sang nur die Trefflichkeit, nicht aber eine bestimmte Kunstform bedeutet. Ebenso: der ist an spehender merke der versessen — es jahent die merkerichen — ich hab an disem sange die krumb gar an die schlichte gerucket — die sich der merke rüment —; die ältern Dichter kannten nur die Merker, die den Liebenden bei ihren Gängen zur Dame aufpaßten, nicht diese schulmeisterlichen Krittler.

Gervinus (Deutsche Nat. Lit. B. II, S. 64—76) hat den Dichter des Titurel bereits so scharf und treffend gezeichnet, und ihm die in der Reihe der Kunstgenossen gebührende Stelle angewiesen, daß uns nichts hinzuzufügen bleibt. Aber weder die Sprache, noch die Kunstform ist es, welche dem Titurel die von uns hauptsächlich in's Auge gefaßte Bedeutung giebt, sondern wesentlich der Inhalt und dessen inniger Zusammenhang mit der Gralsage. Das Gedicht ist mit einer herrlichen großartigen romantischen Gebirgsgegend zu vergleichen, die man in Regenwetter und Nebelsturm durchwandert; jedes Einzelne erscheint triefend schwer, unbehaglich; die Ferne ist im Detail unklar und getrübt; der Fuß klebt fest im leimigen aufgeweichten Boden einer formlosen Sprache, arbeitet sich ab im Sumpf der unabsehlichen Strophenhaide; man ringt mit dem Dorngeflecht enormer unverdauter Gelehrsamkeit und abstruser Mystik; dennoch gewährt es, mit dichterischem Geist seine Parthien im Großen und Ganzen angeschaut, großartige bedeutsame Formen und Ansichten, und einen fruchtbaren Kern zu reicher Entfaltung, wenn nur die habenden zange mit Wolframs Tiefblick sich findet, die seine Schaale zu sprengen weiß. —" Das Verhältniß des Titurel zum Parcival und zu der Gralsage überhaupt wird im fünften Buche seine Erläuterung finden.

[1]) Altd. Mus. und Grimm, über den altdeutschen Meistergesang.


immungen.
neration:
Geburt.
König von Liberi.
Bonifante.
neration:
e vor Gandin
Triſtan.
Elizabel
von Arragonien.
neration:
neration:
Titure
erſte Gralhü=
500 Jahre.
neration:
bins, Vaters
amuret.
Amfortas.
neration:
neration:
eneration:
irbt, da Kar=
herangrin noch
waren.
500 Jahre.
500 Jahre.

V.

Der Tempel des heiligen Grales.

Nach Albrechts Beschreibung ist der Tempel des heiligen Grales eine Rotunde, nach Art der Kirchen der Tempelherren, welche hierin den Tempel zu Jerusalem nachahmten, der von den Kalifen in den Jahren 634 bis 714 als Moschee auf der Stelle des Tempels Salomons errichtet worden [1]), und den die Tempelherren nach Stiftung ihres Ordens in Besitz hatten. Den meisten ihrer Kirchen gaben sie demgemäß eine runde, oder eine auf einem Kreise errichtete vieleckige Gestalt, wie solche außerdem allein bei den einzelnstehenden Taufkapellen üblich war, und sonst ausnahmsweise nur bei wenigen Kirchen vorkam. Die Rotunde war mit 72 Chören oder Kapellen, jeder Chor achteckig vorgeschossen, umgeben; auf je 2 Chören erhob sich ein Thurm, also 36 Thürme umgaben in einem Kranze das Hauptgebäude. Jeder Thurm hatte 8 Wände, und 6 Stockwerke, in jedem 3 Fenster, und inwendig eine von außen sichtbare Spindeltreppe. Das Hauptgewölbe ruhte auf ehernen Säulen, in Spitzbogen gewölbt, und wo sich die Gewölbe reiften nach der Schwibbogen Krümme, da waren mit schöner Kunst allerlei Bildwerke und sinnreiche Verzierungen von Gold und Perlen angebracht. Die Gewölbe waren blau von Saphir und in der Mitte eine Scheibe darin gefaßt von Smaragd, worauf ein Lamm mit der Kreuzesfahne in Schmelzwerk abgebildet war. Die Fenster wurden nicht mit gewöhnlichem Glase, sondern mit lichten Beryllen, Kristallen, und vielen andern farbigen Edelsteinen ausgefüllt, auch wurden, um den brennenden Glanz zu mildern, Gemälde darauf entworfen. In der Mitte der Rotunde erhob sich ein Thurm, an Weite und Höhe doppelt so groß als die übrigen Thürme, die rings das Gebäude umkränzten. An den Hauptthurm in der Mitte schloß sich das Hauptschiff in Kreuzform, nach Norden und Westen mit den Portalen in's Freie, nach Süden zu dem Kreuzgange führend; im Flügel nach Osten befand sich der Hauptaltar. Die Seitenschiffe bildeten die durch das Hauptschiff gemachten Kreisausschnitte des übrigen Rundgebäudes. Im Innern der Kirche stand in der Mitte unter dem großen Thurme ein noch weit

1) Eine Abbildung desselben s. bei Bernardo Amico, Trattato de Sacri edifizi di Terra sancta. Firenze, 1620. p. 54. pl. 35.

prächtigeres Werk, welches den Tempel im Kleinen vorstellte, und zur Aufbewahrung des heiligen Grales diente.

Nach diesen Hauptumrissen, und nach den im Gedicht einzeln näher gegebnen Andeutungen hat Sulpiz Boisseree, ausgerüstet mit seiner ausgezeichneten technischen und bauhistorischen Kenntniß die Zeichnung des Tempels im Aufriß, Grundriß und Durchschnitt entworfen, und in den schon erwähnten Abhandlungen der Münchner Akademie mitgetheilt. Seine Behauptung, daß der Dichter Werke aus der Blüthezeit der deutschen Baukunst müsse gesehn haben, um diese Beschreibung zu liefern im Stande gewesen zu sein, begründet derselbe durch folgende Punkte: erstens und vorzüglich durch die achteckig vorgeschobnen Kapellen, welche so häufig an den altdeutschen Kirchen, sonst aber gar nicht vorkommen; zweitens durch die gereiften und an ihren Reifen oder Rippen verzierten Gewölbe mit einer Scheibe oder Schlußstein in der Mitte; drittens durch die gemalten Fenster; viertens durch die mit vielen Fenstern durchbrochnen Thürme mit Spindeltreppen inwendig; und fünftens durch die Wiederholung des ganzen Tempels im Kleinen, welches offenbar dasselbe ist, wie die kunstreichen thurmartigen Sacramenthäuschen oder Tabernakel in unsern altdeutschen Kirchen. Noch mehrere andere Beweise ergeben sich für den Sachkenner aus den Verzierungen der Kapellen, Altäre Gestühle u. s. w. die ausführlich in den oben mitgetheilten Strophen des Gedichts beschrieben werden.

Görres (s. Lohengrin, Einleitung, XVI. u. folg.) hat das Vorbild zum Tempel des heiligen Grales in der Sophieenkirche zu Konstantinopel zu finden geglaubt, die in Gestalt einer Kuppel auf einem Viereck gebaut, mit Säulen von dem schönsten farbigen Gestein, an allen Wänden nnd Gewölben mit Mosaikgemälden und Verzierungen auf Goldgrund, sodann mit einem prächtigen eingelegten Fußboden geschmückt ist. Aber erstens entspricht die Gestalt dieser Kirche nur zum Theil jener des beschriebnen Tempels, da derselbe, wie das arabische Tempelgebäude in Jerusalem und die Kirche des heiligen Grabes als im Ganzen rund, und nicht als eine Rotunde auf einem Viereck geschildert wird. Zweitens fehlen in der Sophieenkirche, wie in der auf ähnliche Weise ausgestatteten St. Marcuskirche zu Venedig jene achteckig vorgeschoßnen Kapellen, die Gewölbe mit Reifen und Schlußsteinen, die gemalten Fenster, die Thürme, und das tabernakelartige Gebäude im Innern, während sich alle diese Dinge in unsern spitzbogig gewölbten Domkirchen des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts finden. Alle gründliche, auf die Baudenkmale selbst, so wie auf zuverlässige historische Zeugnisse gestützten Forschungen beweisen, daß diese Baukunst nicht vor der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zu blühen anfing und daß vor der letzten Hälfte desselben keine bedeutenden Werke ausgeführt waren, welche dem Dichter eine hinreichende Anschauung hätten geben können. Weder in Wolframs Parcival, noch in den bekannten französischen Gedichten von Parcival und dem heiligen Grale ist auch nur eine Andeutung von solcher Tempelbeschreibung, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß diese ganze Schilderung eine willkührliche Zuthat Albrechts sei, der, hingerissen von Bewunderung für den zu seiner Zeit noch neuen Bau-

styl mit seiner wunderbaren Symbolik, diesen im Gedicht verherrlichen wollte. Wenn dagegen vieles andre kleinere Detail, so wie die in's Phantastische getriebne Pracht des Materials und der Ausschmückung wieder an jene berühmtesten Kirchen des Orients erinnert, so ist hierauf sehr erklärlich der Dichter durch die Kunde davon aus den Kreuzzügen und den Reiseberichten seiner Zeit, so wie durch orientalische Mährchen und Gedichte, durch die Beschreibungen vom Pallast des Priesters Johannes, und zunächst durch die apokalyptische Beschreibung des himmlischen Jerusalems geführt worden, welches bei der Einweihung einer jeden Kirche als Ideal derselben vorgehalten wurde, [1]) und auch im Titurel Kap. 5, Str. 20 ausdrücklich als das Vorbild des Graltempels bezeichnet ist.

Diese mährchenhafte Pracht des Graltempels ist nicht lange nach der Vollendung unsers Gedichts im Kleinen an der heiligen Kreuzkapelle in der Burg Karlstein bei Prag einigermaßen verwirklicht worden. Kaiser Karl IV ließ dieselbe in dieser seiner Burg zur Aufbewahrung der böhmischon Reichsinsignien erbauen. Sie besteht noch, und ist an den Wänden und Gewölben durchaus mit Gold, Malereien, geschliffnen Achaten, Amethysten, Chrysoprasen, und andern farbigen Edelsteinen bedeckt. Ja, die Fenster waren aus lauter Berillen, und Amethysten, in vergoldetem Blei gefaßt, zusammengesetzt. Die Gewölbe, deren Rippen und Schlußsteine mit Edelsteinen und Perlen verziert sind, stellen das Firmament vor. Ein zierliches vergoldetes Gitter mit kleinen Bogen und Zacken, von welchen birnförmig geschliffne Chrysoprase u. s. w. frei herabhängen, theilt die Kapelle in zwei Hälften; auf demselben und an den Wänden sind rundherum vergoldete Leuchter, über 600 an der Zahl, angebracht, auf welchen Wachslichter angezündet wurden, die sich in den großen geschliffnen Edelsteinen und dem sie umgebenden durch Preßwerk reich verziertem Goldgrunde vielfach spiegelten. Das Ganze macht, nach Boisserees Versicherung, noch jetzt, nachdem so mancher Schmuck abhanden gekommen, den Eindruck einer durch Zauber entstandenen Pracht.

In der Beilage haben wir den Grundriß der Liebfrauenkirche zu Trier, wie ihn „Schmidt's Römische, Byzantinische und Germanische Baudenkmale in Trier und seiner Umgebung, I. Lief. Trier, 1836," liefern, in verkleinertem Maasstabe mitgetheilt, welche in der Idee frappant mit der Beschreibung des Gedichts übereinstimmt; nur bleibt hier freilich die Wirklichkeit weit hinter Albrechts ungemessener Phantasie zurück. Auch hier erhebt sich das Hauptschiff in Kreuzform über die Rotunde des ganzen Gebäudes, das durch die Vorlagen der Kreuzwinkel die Gestalt eines Poligons erhält; nur das Zehneck des hohen Chors tritt hier aus dem Kreise heraus, und es fehlen die umkränzenden 36 Thürme, welche sich, außer dem Hauptthurme, in der Mitte des Kreuzbaus, auf vier Treppenthürmchen reduciren. Die Kirche ist von 1227 bis 1244 erbaut; das hohe Gewölbe wird von 12 Säulen getragen, deren Stellung die Kreuzform darstellt. Jede derselben zeigt in schöner Symbolik das gemalte Bild eines Apostels. Wandmalereien, Glas-

1) Boisserée, Geschichte und Beschreibung des Doms zu Köln. S. 11 und 12.

malereien, in den Fenſtern erhabne Bildwerke in reichſter Mannigfaltigkeit zierten ſie einſt, und zieren ſie zum Theil noch jetzt. Der Spitzbogenſtyl iſt vorherrſchend, wenngleich einzelne Theile noch an den Rundbogenſtyl erinnern. Der Bau iſt nach Schinkels Aeußerung einer der originellſten und ſeltenſten Monumente des Mittelalters, und eine Wiederholung der Grundform iſt dieſem Meiſter weder in Deutſchland noch in Frankreich und England bekannt geworden.

Viertes Buch.

Leben und Dichten Wolframs v. Eschenbach.

Leben und Dichten Wolframs v. Eschenbach.

Nur spärlich leider fließen die Quellen, aus denen die Nachrichten über das Leben der meisten Dichter unserer Vorzeit zu schöpfen sind, und von den spärlichen pflegen die reichhaltigsten noch ihre eigenen Werke zu sein; diese sind aber zugleich auch die sichersten und lautersten besonders in Rücksicht derjenigen epischen Dichter des Mittelalters, welche schon vorhandene ausländische Gedichte, Chroniken oder schriftlich aufbewahrte Sagen bearbeitet haben. Denn hiermit wurden in der Regel die Dichter von den kunstliebenden und reichen Großen beauftragt; durch diese wurden ihnen die kostbaren fremden Manuscripte verschafft, welche sie in die deutsche Sprache überdichten sollten, und der Dichter verfehlte selten dem hohen Gönner dafür in seiner Bearbeitung zu danken, und seine Milde zu preisen, wie er auch gern die Gelegenheit ergriff, seine Person und ihn angehende Verhältnisse zu erwähnen, und auf vergangene und gegenwärtige Zeitereignisse anzuspielen, deren Richtigkeit er, da sie entweder allgemein, oder gewiß doch seinem Gönner bekannt waren, mußte verbürgen können. Dagegen verrathen die Quellen jener Zeit, welche sich auf Ereignisse und Personen beziehen, die nur ein Jahrhundert, ja oft nur wenige Jahrzehnte rückwärts liegen, oft eine solche erweisliche Unkenntniß, und eine so sichtliche Entstellung des Wahren durch unvollständige Tradition oder Mißverständniß, daß sie nur mit großer Vorsicht gebraucht werden dürfen. Bei dieser unerläßlichen Sonderung der glaubwürdigen von den unsichren Nachrichten tritt leider auch Wolfram in ein Dunkel zurück, das nur durch wenige Lichtpunkte erleuchtet wird, und seine Gestalt nur im allgemeinsten Umriß erkennen läßt.

1.

Heimath. Geschlecht. Wappen.

Wolfram von Eschenbach selbst weiset uns in den Worten seines Parcival (Parc. S. 94. L. 121, 7.)

Ein pris, den wir Beier tragen,
Muoz ich von Waleisen sagen:

Die sint toerscher denne Beiersch her,
Unt doch bî manlicher wer.

auf Baiern, als sein Heimathland, hin, und da er sich selbst sowohl im Parcival als Wilhelm von Orange von Eschenbach nennt, zu seiner Zeit aber die adligen Geschlechtsnahmen nur noch nach den wirklichen Stammbesitzungen gewählt wurden, so werden wir zu dem etwa fünf Meilen von Nürnberg, im ehmaligen sonst wie jetzt wieder zu Baiern gerechneten Nordgau belegnen Schloß und Städtchen Eschenbach hingeführt, das ehemals dem Teutsch-Meisterthum gehörte,[1] um so mehr, als zum Oeftern im jüngeren Titurel u. a. Kap. 6, Str. 633; Kap. 35, Str. 5138; Kap. 36, Str. 5348, und in dem freilich weit jüngeren Ehrenbriefe Püttrichs von Reicherzhausen (1452) Wolfram min frünt von Blyenvelden und von Eschenbach und Pleienfelden genannt wird; letzterer Marktflecken liegt aber nur etwa zwei Meilen von obigem Eschenbach entfernt.

Auffallend ist es jedoch, daß weder Wolfram selbst, noch irgend einer seiner Zeitgenossen, oder sonstige Urkunden, selbst nicht der Wartburgkrieg dieses Pleienfelden mit Wolfram in Verbindung setzen. Nach den Klagen Wolframs über seine Armuth läßt sich kaum annehmen, daß er sich eines so ausgedehnten Besitzthums habe zu erfreuen gehabt; ja es war im zwölften Jahrhundert Pleienfelden das Stammhaus einer eignen Familie dieses Nahmens, und ein Burkhart von Pleienfeld war im Jahre 1378 Domherr zu Eichstädt;[2] in den Monumentis Boicis kommt keine Familie von Pleienfeld vor, dagegen eine Menge von der Familie Eschenbach, von zwölften Jahrhundert an erwähnt werden, worunter jedoch weder ein Wolfram, noch auch bei einem die Verbindung mit Pleienfelden bemerkt wird. Gleichwohl zeigt Wolfram eine solche Localkenntniß jener Gegend, daß sein Bairischer Ursprung nicht wohl mehr in Zweifel zu ziehn ist.[3]

Daß Wolfram selbst die Ritterwürde, die bekanntlich nur persönlich war, erlangt hat, beweist außer seinem eignen Zeugniß die ihm von Zeitgenossen und Nachkommen beigelegte karakteristische Bezeichnung her;[4] daß er aber auch aus ritterbürtigem Geschlecht entsprossen, und sein Vater und Großvater schon die Ritterwürde erlangt hatten, läßt seine Bemerkung (Parc. S. 90; L. 115, 11.)

schildes amt ist min art,

nicht zweifelhaft. — Schildes-Amt (ordo militaris) war schon zur Zeit Fried-

1) Merian, Topographia, Franconiae (1648) p. 70.
2) v. Falkenstein, Monum. Nordgav. II, 324, 425.
3) Ein Verzeichniß der Orte, Nahmens Eschenbach, s. im Altd. Mus. I, S. 3, in der von Büsching versuchten neben schätzbarem Material jedoch vielfache Irrthümer enthaltenden Biographie Wolframs. Die vollständigste Biographie unsers Dichters mit ausführlichen urkundlichen Nachweisen s. in v. d. Hagen, Sammlung der Minnesinger B. IV, S. 192—230.
4) So nennen ihn u. a. Wirnt v. Grafenberg (1212) im Wigalois, V. 6343; Reinbot v. Dorn, (um 1230) im h. Georg, V. 39, und 694; Ulrich v. d. Turlin (1247) im h. Wilhelm (ed Casparson S. 3a.); Rudolph v. Montfort (1254) im h. Wilhelm, ferner der Wartburgkrieg, Lohengrien, Konrad von Würzburg, Lupolt Hornburg, Peter Suchenwirt u. s. w.

richs I. die Bezeichnung für die Ritterschaft als eine besondre Genossenschaft. [1]) In dem Worte art liegt aber nicht blos der Begriff des gegenwärtigen Standes Wolframs, sondern zugleich dieses Standes mit Rücksicht auf seine Geburt, seine Abstammung (von arde, d. h. von Geburt); und welcher Ritter hätte damals nicht darauf gehalten, daß auch sein Sohn die Ritterwürde (cingulum militare) erlange, zumal nur derjenige an verliehenem Lehne jus feudi erhalten konnte, dessen Vorfahren durch zwei Generationen frei und von Rittersart gewesen waren.

Der Ritterstand war nicht nothwendig mit dem Adelstande verbunden, oder der eine durch den andern bedingt; allein daß Wolfram auch dem letzteren angehört habe, darauf deutet außer dem eben Angeführten bestimmter der Umstand hin, daß er oder seine Familie ein Schloß (hûs), mithin adligen Grundbesitz besessen hat, in Verbindung mit dem ferneren Umstande, daß das im Manessischen Kodex befindliche, aus dem 14. Jahrhundert schon herrührende und hier mitgetheilte Bild den Dichter mit Schildknappen und Streitroß darstellt. Ich finde hierin weniger eine Andeutung seines Ritter- als vielmehr seines Adelstandes, da der Adel lediglich zum Roßdienst im Kriege so berechtigt als verpflichtet war; daß aber Wolfram die Wappen schon als Familienzeichen kennt, geht aus dem Parcival (S. 579) hervor, und ist auch sonst erweislich.

Dieses Wappen aber liefert zugleich mit einen starken Beweis für die bairische Abstammung Eschenbachs. Es ist, so viel ich weiß, die älteste Abbildung desselben; es hat mit dem Schweizerischen freiherrlichen, mit dem Märkischen, dem Hessischen, und dem altadligen rathsfähigen Ebner von Eschenbachschem Geschlecht zu Nürnberg und Ulm nicht die geringste Aehnlichkeit [2]); und wenn Spangenberg, [3]) und nach ihm Wagenseil [4]) und Omeis, [5]) demnächst Bodmer [6]) und Johannes von Müller [7]) unsern Eschenbach dennoch als dem Thurgauischen freiherrlichen Geschlecht in der Schweiz angehörig erkennen, so ist dagegen zu gedenken, daß Wolfram, der so hohes Dichterruhmes von Mit- und Nachwelt genoß, sich dennoch in den thurgauischen Eschenbachschen Geschlechtsregistern nicht verzeichnet findet, und sich nicht annehmen läßt, daß dies Geschlecht den berühmten Angehörigen, wenn er auch fern von der Heimath sollte gelebt haben, ganz vergessen, und nicht wenigstens später nachgetragen habe; ferner: daß, wie v. d. Hagen [8]) aus einem alten Wappenbuche in Luzern ersehn, die Schweizerischen Eschenbache, deren mehrere bis in das 14. Jahrhundert darin vorkommen, im weißen

---

1) Eichhorn, deutsches Privatrecht § 53 und Citate das.
2) Fürst, Wappenbuch; Nürnberg, 1697. Th. VI. S. 21, 25. — Gibmacher, Wappenbuch, Nürnberg 1779 Th. I, S. 176. II, 34.
3) Enoch Hanmanns Anmerk. zu Opitzens Deutscher Prosodie, Opitii opera, 1690, p. 106.
4) Wagenseil. Von der Minnesinger holdseeligen Kunst.
5) Omeis, Reim- und Dichtkunst, Nürnberg, 1704. S. 19; 21.
6) Literar. Denkmäler, S. 18, 19.
7) Göttinger gel. Anz. 1785, S. 1732. Schweizergeschichten I, 430.
8) Briefe in die Heimath, I, S. 184.

Schilde ein schwarzes Kreuz, mit zwei wie Hörner gekrümmten Haken an jedem Ende, und die letzteren auch auf dem Helme führen,[1]) daß nichtsdestoweniger aber die Manesse zu Zürch, ungeachtet ihrer Nachbarschaft und unzweifelhaften Bekanntschaft mit den Thurgauischen Eschenbachen[2]) unserm Wolfram in ihrer prächtigen Dichtersammlung ein ganz andres Wappen geben.[3])

Nächst den Manessen hat uns der bairische Ritter Jacob Püttrich von Reicherzhausen (aus der Mitte des 15. Jahrhunderts) der viele alte Ritterbücher sammelte, und dafür manchen Spott von den Hofleuten erdulden mußte[4]) in seinem poetischen Sendschreiben (Ehrenbriefe) eine Beschreibung des Eschenbachischen Wappens hinterlassen, das er auf dem Grabsteine des Dichters im Marktflecken Eschenbach selbst will gesehn haben. Er sagt:

127.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Darumb sey immer ehr
Und lobgesagt Wolfram den hochbekannt,
Mit tichtes Khunst so gar in teutschen welden,
Das ihm Helldt nit geleichet,
Ich mein von Eschenbach und Pleienfelden.

128.

Begraben und besarckht
Ist sein gebein das edel
In Eschenbach dem Markt;
In unser Frauen Minster hat er sebl,
Erhabnes grab, sein schillt darauf erzeuget
Epitafium besunnder
Das unns die Zeit seins sterbens gar abtreuget.

129.

Verwapent mit ainem hafen
Im Schild auf helm begarb;
Ja muest er schnelle drafen,
Der unns erfur der selben clainot farb;
Ein Pusch auf Helm der Hafen hat umbraifet.
Als mir das kham zu melde,
Mein fart dahin mit reuten wart geschwaiffet.

---

1) Die Abbildung s. auch bei Sibmacher, II, 34.
2) S. Bodmers Vorrede zu seiner Ausgabe der Man. Samml.
3) Mehreres über diesen Streit s. Altd. Mus. I, 3—16.
4) Püttrich von Reicherzhausen, herausg. v. Adelung. Leipzig, 1768, 4, S. 26, 27.

130.

In manig khürchen ferte
Suecht ich den Ritter edl;
Zwaintzig meillen herte
Rait ich dahin, das wag ich als ein medl,
Darumb das ich die stat seiner grabnüs sähe,
Undt durch mein Pedt andächtig
In fromen reich im Gott gnädig jähe.

Ich verstehe das ungethüme Deutsch Püttrichs dahin: der Grabstein (erhabnes Grab) zeigte das Wappenschild des Dichters, und enthielt außerdem eine Grabschrift (Epitafium) die aber die Zeit seines Todes nicht angab (abtreuget, vorenthielt). Auch die Farben auf dem Schilde waren nicht mehr zu erkennen, es ist bekannt, daß in der älteren Zeit nicht blos die Wappenschilde, sondern sogar die ganzen Steinfiguren illuminirt wurden; der Grabstein war schon sehr lädirt. Str. 129, V. 1 und 2 sind sehr dunkel; verwapent heißt mit einem Wappen versehn [1]) begarb (in der älteren Sprache begarwe) ganz, völlig, durchaus; mir scheint nur Sinn in dies Kauderwälsch zu kommen, wenn man es dahin versteht: daß der Grabstein einen Schild zeigte, auf dessen Helme ganz oben (begarb) ein Hafen (Topf, Krug) sich befand als Helmschmuck, der oft die sonderbarsten Gestalten hatte, und der hier einen Helmbusch umreifte (umgab). Von der Hagen [2]) ist nun im Besitz der Kopie eines Wappens von Eschenbach mit der Aufschrift, die offenbar aus dem Wigalois V. 6343 entnommen und sprichwörtlich geworden ist:

„Wolfram, Freiherr von Eschenbach.
„Laienmund nie baß gesprach."

welches, wie Püttrich es beschreibt, wirklich einen Hafen im Schilde und auf dem Helme mit fünf Lilien führt, deren Stengel in dem Topfe ruhen.

Es ist indeß nicht bemerkt, welches Alter dem Bilde gebühre, noch woher es entnommen sei; die nachgemachten Schriftzüge deuten auf das sechszehnte Jahrhundert. Der Zusatz der Aufschrift: Freiherr, den auch schon der Recensent von Zene's Wartburgkrieg [3]) aufstach, liefert einen starken Beweis der Unechtheit

1) S. Wigalois, V. 1138, 1830, 2292, 2997 et alias centies.

2) Briefe in die Heimath, I, S. 57. Das Original dieser Kopie ist wahrscheinlich in der Pergamenthandschrift Cgm. 145 (Wappenbuch in den Jahren 1480—1493 von Konrad von Grünenberg zu Konstanz „aus den alten Blättern, Büchern und Gemälden der Gotteshäuser aufgezeichnet) fol. 189, auch in der etwas jüngern Papierhandschrift Cgm. 931, fol. 69, auf der Münchner Bibliothek, wovon Schmeller (Abhd. der Münchner Akademie 1837) eine Abzeichnung giebt, der Püttrichs Beschreibung genau entspricht, und weßhalb Schmeller dies Wappen auch unserm Wolfram vindicirt. Allein mit Unrecht. Es hat auch die Ueberschrift mit dem Freiherrn, und da es jünger als Püttrich (1452) ist, so kann es Grünenberg sehr wohl nach Püttrichs Beschreibung gemalt haben. S. gegen Schmeller meine Bem. in: Neues Jahrbuch der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, v. der Hagen. B. III, S. 20. Berlin, 1839.

3) Jenaer Lit. Zeit. 1820 Nro. 96, S. 304.

dieſes Wappens, da die Freiherrn von Eſchenbach, wie ſchon bemerkt, ein ſolches Wappen nicht führen, und es liegt die Vermuthung nahe, daß daſſelbe nur nach Püttrichs Beſchreibung entworfen worden, ohne alle andere hiſtoriſche Grundlage. Einen Hafen im Schilde und auf dem Helme führen, ſoweit ich in alten Wappenbüchern habe nachforſchen können, nur die Hafner von Suntheim, [1]) und da die oberpfälziſchen Eſchenbache [2]) einen Affen mit einem rothen Spiegel als Helmſchmuck führen, ſo iſt ſchon Büſching [3]) auf die anſcheinlich zwar höchſt abentheuerliche, dennoch keineswegs ganz zu verwerfende Interpretation gekommen: daß Püttrich nach ſeiner mit dem spiritus asper ſehr freigebigen Schreibart dem Affen ein H vorgeſetzt, und ſo aus demſelben einen Hafen gemacht habe, was um ſo glaubhafter iſt, als Sibmacher (1605) ſchwerlich den Püttrich geleſen, ſondern beſſere Urkunden bei Anfertigung ſeines damals für ſehr wichtig erachteten Werkes vor ſich gehabt hat. Durch die Abbildung in Sibmacher erhalten in der That Püttrichs Worte:

Ein Puſch auf Helm der Hafen hat umbraifet

einen guten Sinn, da der Affe wirklich die beiden Hörner des Helmſchmucks (pusch auf helm) zu umfaſſen ſcheint, wenn man den Spiegel in ſeiner Hand wegdenkt, der auf dem Grabmal, das Puttrich ſah, vielleicht ſchon zertrümmert war.

Ueberhaupt aber iſt der Helmſchmuck nur ein unweſentlicher Theil des Wappenbildes, der häufig wegen beſondrer Umſtände geändert ward, wogegen das Bild im Schilde, und die Farben deſſelben das weſentliche und bleibende Abzeichen ſind. Hierüber aber ſagt nun Rudolphi, [4]) der den Sibmacher zum Grunde legte: daß die oberpfälziſchen Eſchenbache drei aufwärts nach der linken Seite gekehrte, hinter einander geſetzte ſilberne Meſſer mit ausgebognen doppelten Spitzen im rothen Schilde haben. Ebenſo Spener: [5]) tres cultri, sed cuspidibus repansis, argentei in palorum modum locati in rubea parma gestat Eschenpach (Bavar). Die ſilberne Figur im rothen Felde ſtimmt hiernach mit der Abbildung im Maneſſiſchen Kodex überein. Dieſe zeigt zwar eher zwei unförmlich gezeichnete ausgeſpannte Fahnen oder Aexte, als Meſſer, allein erwägt man die äußerſt rohe Zeichnung, die noch jetzt die Bleiſtift und Federunterzeichnung und Verzeichnung an einigen Stellen ſichtbar werden läßt, ſo liegt es nahe, daß bei fortſchreitender Zierlichkeit und Kunſt in der Wappenmalerei die Figuren des Man. Kodex die Geſtalt mit der Zeit annehmen konnten, welche ſie bei Sibmacher erhalten haben. Dagegen iſt die differirende Zahl der Meſſer unweſentlich, denn auf den franzöſiſchen Wappen hat z. B. dieſelbe Linie bald eine, bald willkührlich mehrere Lilien, ja oft iſt der Schild und das Wappenzeug ganz mit Lilien überſäet, ohne daß hiermit ein beſondrer Unterſchied angedeutet werden ſoll.

---

1) Sibmacher, II, 96. — 2) Derſelbe, II, 92.
3) Altd. Muſ. I, S. 15.
4) Neu vermehrte Heraldica curiosa. Frankfurt und Leipzig, 1718, I, 112.
5) Opus heraldicum. Frankfurt, 1717, p. 279.

Neuerlich [1]) ist zwar die ganz neue Behauptung aufgestellt worden, daß Wolfram kein Ritter, sondern ein Kleriker und Meister der freien Künste gewesen sei, die durch die Aufschrift der Wiener Handschrift des Wilhelm von Orange [2]) scheint herbeigeführt worden zu sein; sie ist indeß theils schon mit guten Gründen ausführlich widerlegt worden, [3]) theils stellt sich ihre Unhaltbarkeit aus dem bereits Angeführten und unten Folgendem so evident heraus, daß es nur ihrer Anführung zur Warnung vor Irrthum bedurfte.

2.

Jugend. Erziehung. Wanderleben.

Die Klage über die Ungerechtigkeit des Erstgeburtsrechts, womit Wolfram die Geschichte Gamurets beginnt; die bestimmte Hindeutung, daß auch in Deutschland ein Ort sei, wo dies wunderliche Wesen (fremdiu zeche) Bestand habe, und der Jammer, daß das Alter des Nachgebornen deshalb oft in Noth darben müsse, weil dem Erstgebornen alles Gut allein anheim falle, (Parc. S. 9. L. 27, 5—21) so wie die den Hofleuten Gandins in den Mund gelegte bittere Ironie, daß Galoes dem jüngeren Bruder Gamuret wenigstens eine Landkarte von seinem Reiche gebe,

Im sînes landes lieze
Hantgemaelde, [4]) daz man moechte sehen
Dâ von der herre müese jehen
Sîns namen und sîner vrîheit,

(Parc. S. 11, L. 6, 18—21) lassen darüber kaum einen Zweifel, daß auch er Gamurets Schicksal getheilt, und nicht der erstgeborne Sohn seines Hauses gewesen sei. Mag er indeß auch in späterer Zeit zum ganzen oder theilweisen Besitz in Lehen und Erbe gelangt sein, so ist beides doch schwerlich von besondrer Erheblichkeit gewesen. Dies bestätigen seine öfters wiederholten Klagen über Armuth, die so naiv als rührend ihm gelegentlich entlockt werden, wenn er den Reichthum und die Pracht der Helden seiner Gedichte beschreiben muß. Bei Schilderung der Hungersnoth in Belripar gesteht er offen:

Dâ heime in mîn selbes hûs
Da wirt gefreut vil selten mûs.

---

1) Vierter Jahresbericht des historischen Vereins im Rezatkreise, Nürnberg, 1834, S. 6—10.
2) Wolfram v. Eschenbach, herausg. v. Lachmann, S. XXXVI.
3) Neue Mittheilungen des thüring. sächs. Vereins, B. III, Hft. I, S. 24—28.
4) Ist richtiger doch mit Urkunde, chirographum, zu übersetzen, da die Buchstaben in der That damals mehr gemalt als geschrieben wurden, besonders bei wichtigen Documenten.

Wan diu müese ir spîse stein:
Die dörfte niemen vor mir hein:
Ine vinde ir offenlîche niht.
Alze dicke daz geschiht
Mir Wolfram von Eschenbach,
Daz ich dulte alsolich gemach.

(Parc. S. 136. L. 185, 1—8). Er erſchrickt vor der Schwierigkeit, den prächtigen Aufzug des Feireſiß zu beſchreiben.

Ez ist wunder, ob ich armer man
Die rîcheit iu gesagen kan,
Die der heiden für zimierde truoc.
Sage ich des mêre denne genuoc,
Dennoch mac ichs iu mêr wol sagn
Wil ich sîner rîcheit nicht gedagn.

(Parc. S. 511. L. 735, 9—14.) und die Schilderung der Pracht der Gralsburg entlockt ihm den Schmerzensausruf:

Diu kemenâten was alsô gehêret —
Daz mich mîn armuot immer müet,
Sit d' erde alsölhe rîcheit blüet.

(Parc. S. 171. L. 242, 27.)

Wie faſt jeder junge Adlige, dem körperliches Gebrechen nicht entgegenſtand, ward auch Wolfram zum ritterlichen Leben erzogen, nnd er errang, wie ſchon bemerkt ward, die Ritterwürde. Der Wartburgkrieg beſtimmt das Ereigniß näher:

Tzuo Masfelde, da ritter ward von Eschenbach der wise,
Der herre unde al sin edele diet,
Gerende volk mit richer gabe so gar beriet.
Her scalk, swer Henneberc niht immer prise.

(Docen, Miscell. I, S. 117) und (ebendaſ.)

Du Wolveram von Eschenbach,
Des edeln ritterschaft von Henneberc man sach
An dich geleit mit rosse unde mit gewande;

und Büſching [1]) folgert weiter, daß dieſer Graf von Henneberg, dem das Amt und Schloß Masfeld bei Meiningen in der Grafſchaft Henneberg gehört hat, nur Poppo XII. geweſen ſein könne, der 1190 in Paläſtina an einer Seuche

1) Altd. Muſeum, I, S. 18.

ſtarb. [1]) Es gehört jedoch der Wartburgkrieg zu denjenigen Quellen, die ich oben (S. 297) als getrübte bezeichnet habe, und deren Lauterkeit ich nicht eher zu verbürgen wage, als bis das Dunkel, welches den hiſtoriſchen Urſprung deſſelben umgiebt, mehr als bis jetzt iſt aufgehellt worden.

Gleich den meiſten ſeiner ritterlichen Kunſtgenoſſen führte, und mußte Wolfram, wenn er nach dem Erſtgeburtsrecht hablos und ohne Beſitz eines Stammſchloſſes war, ein wanderndes Leben führen, und bei den großen Lehnsträgern in Rückſicht ſeiner Armuth vielleicht um Sold,

Als noch vil dicke ein rîter tuot [2])

als Miniſteriale in Dienſt treten. Er berichtet uns jedoch bei Gelegenheit der Schilderung der Hungersnoth in Belripar:

Wolt ich nu daz wîzen in,
Sô het ich harte kranken sin.
Wan dâ ich dicke bin erbeizet
Und dâ man mich hêrre heizet,
Dâ heime in mîn selbes hûs,
Dâ wirt gefreut vil selten mûs.

(Parc. S. 136, L. 184, 27.) daß er zur Zeit, als er dieſes ſprach, ſchon im Beſitz eines Schloſſes [3]) geweſen ſei; allein die Worte: wan dâ ich dicke bin erbeizet, deuten auch zugleich beſtimmt an, daß er nicht immer ſeinen Aufenthalt daſelbſt gehabt habe, ſondern oft längere Zeit auf Wanderungen auswärts müſſe geweſen ſein. In der That gedenkt er auch mehrerer Herren und Fürſten, mit denen er entweder in einem ritterlichen Dienſtverhältniß geſtanden, oder deren Gönnerſchaft er ſich wenigſtens zu erfreuen gehabt hat.

So erwähnt er kurz vor der zuletzt angeführten Stelle eines Grafen von Werthheim. [4])

Mîn hêrre, der grâf von Wertheim
Waer ungern soldier dâ (in Belripar) gewesen;
Er möht ir soldes niht genesn.

(Parc. S. 135, L. 184, 4). Aus dem Wort mîn hêrre iſt jedoch nicht unbedingt auf ein Abhängigkeitsverhältniß Wolframs zum Grafen zu ſchließen, da der Dichter dieſes Ausdrucks ſich auch häufig da bedient, wo ein ſolches entſchieden nicht ſtatt findet.

---

[1]) Bodmer, Liter. Denkmale, S. 18. — Spangenberg, Henneberg. Chronik, S. 96. Nach Erſch u. Gruber Encykl. s. v. Henneberg wäre es Poppo VI. geweſen.

[2]) Parcival, S. 18, L. 17, 12.
Wörterbuch zum Wigalois v. Benecke, s. v. hûs.

[3]) Grafſchaft mit der Stadt gleiches Nahmens an das Fürſtenthum Würzburg grenzend; letztere am Main, etwa 12 bis 15 Meilen von Eſchenbach.

Eine besondere Verehrung fühlte Wolfram für die Markgräfin von Hertstein [1]) die auch ihn ihres nähern Umganges scheint gewürdigt zu haben. Er vergleicht ihr die schöne Anticonie:

Ir âite und ir sin
Was gelich der marcgrâvin,
Diu dicke vonme Heitstein (v. l. Aitstein, Beitstein, Hertstein.)
Ueber al die marke schein.

(Parc. S. 279, L. 403, 29). Jedoch hier an ein eigentliches Liebesverhältniß zu denken, ist theils des ganzen Zusammenhanges wegen, theils deßhalb unzulässig, weil Wolfram bei dem Lobe der Frau nicht in einem Odem die Unschicklichkeit begehn konnte, den Nahmen der von ihm gefeierten Dame öffentlich zu nennen zumal sie ihm im Range höher stand. [2])

Einer nähern Aufklärung bedarf die Vergleichung des Schloßhofes zu Montsalvas mit dem Anger zu Abenberg.

In die burc der küene reit,
Uf einen hof wît unde breit.
Durch schimpf er niht zertretet was
(Dâ stunt al kurz grüene gras:
Dâ was bûhurdiern vermiten),
Mit baniern selten überriten,
Also der anger z' Abenberc.
Selten froelichiu werc
Was dâ gefrümt ze langer stunt:
In was wol herzen jâmer kunt.

(Parc. S. 163, L. 227, 7—16.). Von den verschiedenen Orten dieses Nahmens [3]) halte ich wegen seiner Nähe an Eschenbach das ehmals zum Bisthum Eichstädt gehörige Schloß und Städtchen Abenberg oder Klein Amberg für das hier gemeinte, das im dreizehnten Jahrhundert Sitz eines eignen Grafen war. [4]) Nach dem Chronicon montis sereni kam ein Graf Fridericus de Abenberg im Jahre 1183 durch Einsturz des Fußbodens im Rathhause zu Erfurt bei einer

[1]) Markgrafen von Hertstein sind nicht bekannt; indeß fordern auch die Worte nicht, daß die auf Hertstein wohnende Markgräfin darnach benannt sei; nun finden sich weitumher keine andre Markgrafen, als die von Bohburg, und die von den alten Markgrafen des Nordgaus stammenden Markgrafen von Hohenburg, und obgleich erst durch des letzten Hohenburgers (1205) Wittwe Mechthild Vermählung mit Diepold von Bohburg 1210 bis 1212 der Markgrafennahme auch stets mit Hohenburg vorkommt, so wechselt er doch schon früher auch schon manchmal mit dem einfachen Grafen. Demnach möchte die reizende Markgräfin wohl diese junge Wittwe, die Mutter des Minnesingers und Markgrafen von Hohenburg sein. 1268 kommt auch der Nahme Hertstein in Urkunden vor. S. die Beläge bei v. d. Hagen, Minnesinger, B. IV, S. 201

[2]) S. Parcival, S. 577, Anm.

[3]) Altd. Museum I, S. 20.

[4]) Jägers Zeitungslexicon.

Fürstenversammlung um. [1]) Da Wolfram indeß den Parcival einige zwanzig Jahr nach diesem Ereigniß dichtete, so konnte dieserhalb wohl schwerlich noch die Trauer um den Grafen Ritterfeste von Abenberg verbannt gehalten haben. Wahrscheinlicher ist, und vielleicht durch Kundige der Spezialgeschichte erweislich zu machen, daß die Grafen zu Abenberg entweder als Hennebergische, [2]) oder als Bambergische [3]) Lehnsträger in den Krieg der Gegenkönige Philipp und Otto (1202—1204) verwickelt gewesen, und ihr Schloß dabei zerstört worden sei. In ähnlicher Weise, wie hier, gedenkt der Dichter bald nachher der Belagerung von Erfurt im Jahre 1203. [4]) Daß die Familie Abenberg zu jener Zeit sich in unglücklichen Verhältnissen befunden habe, dergestalt daß der Landgraf Herrmann von Thüringen die Töchter des Hauses zu sich genommen, möchte man aus dem Wartburgkriege Str. 61 (Man. Samml. II, 11) schließen, welcher so wie oben Wolfram mit den Hennebergern, hier ihn mit den Abenbergern in Verbindung setzt:

Diu lantgrevinne (von Thüringen) kam aldar
Ze Wartberg uf den palas, so wart man gewar
Vierzec frowen bi ir und dan noch mere,
Der ahte hoh grevinne sint,
Von Abenberg des hohgebornen werden kint.
Diu fürstin zoh si für sich dur ir ere;
Wan es war in ir selbes hus; das stunt ir wol ze prise.
Da sach man den von Eschenbach,
Als man Horanden vor der kunigin Hilten sach.

Allein ohne Unterstützung anderer Beweismittel wage ich auch hieraus Folgerungen nicht zu ziehen.

Die Grafen von Truhendingen scheinen unserm Dichter gute Gastfreundschaft gewährt zu haben, denn bei Erwähnung der mehrgedachten Hungersnoth in Belripar bemerkt er:

Ein Trühendingaer phanne
Mit kraphen selten dâ erschrei;
In was der selbe dôn anzwei.

(Part. S. 136, L. 184, 24). Hohentruhendingen ist ein im Markgrafthum Anspach belegnes Bergschloß und Amt, das sonst eine Grafschaft gewesen, und nach dem Tode der beiden Brüder Otto und Konrad theils an die Burggrafen von Nürnberg, theils an das Kloster Lanckheim gelangt ist (1366). [5]) In der

[1]) S. auch Spangenberg, Mansfeldische Chronik, ad ann 1183.
[2]) Spangenberg, Henneberg. Chronick, S. 284.
[3]) Erfch und Gruber, Encycl. s. v. Abenberg.
[4]) Parcival, S. 632, L. 379, 18.
[5]) Lucä, Grafens. II, S. 1010. — Spangenberg, Adelsp. Th. I, c. 15. Tremäd. Pasterius Francon. rediv.

Entfernung von 6 Stunden um Eschenbach liegen die Orte, Alten=, gedachtes Hohen=, und das Städtchen Wassertruhdingen, von welchem letzterem noch heut zu Tage die Truhendinger Krapfen oder Trühdinger Klöße als Leckerbissen des Landvolks berühmt sind, die auch früher den Herren mögen gemundet haben. Sie bestehn aus wohl gewürzten und gesüßten Eierkuchen, auf Eisenblech gebacken, dann ins Kreuz geschnitten, und in Fleischbrühe oder Milchrahm (daß er dann erschrei, d. h. aufsprudle) aufgekocht. [1])

Der Vergleich des Lechfeldes mit dem Burghofe zu Chateau=Merveille

En mitten drûf ein anger,
Daz Lechvelt ist langer;

(Parc. S. 391, L. 565, 3.) wäre zu gesucht, wenn zu der Anspielung nicht ein besonderes Zeitinteresse Veranlassung gegeben hätte. Das war allerdings aber vorhanden. Als Wolfram den Parcival dichtete, spaltete Deutschland sich in die Anhänger der Gegenkönige Otto's und Philipps. Thüringen, Franken, die Ober=Pfalz, Baiern waren der Schauplatz des Krieges; König Philipp war es, der zu Pfingsten des Jahres 1196 auf dem Günzenleh, einem Theile des großen bei Augsburg beginnenden Lechfeldes, Ritter ward, und ebendaselbst feierte er 1197 mit Irene sein prächtiges Beilager, und berieth mit den Großen des Landes die nach dem plötzlichen Tode Konrads in Verwirrung gerathnen öffentlichen Angelegenheiten. [2]) Albrecht, der Dichter des Titurel, der sich nicht die leiseste Anspielung Wolframs zur weitern Ausführung oder Wiederholung entgehn ließ, konnte auch diese nicht verschweigen, und bezieht sie im Titurel ebenfalls auf den Günzenleh: [3])

So das sy roemisch' kaiser wol gemessen
Wenn er uf dem Gunzenle
Im brautstuol zuo der höchsten wirde sessen.

Bei der geringen Entfernung Augsburgs von Eschenbach mochte der Dichter Augenzeuge jener Festlichkeit gewesen sein.

Außerdem zeigt sich Wolfram als einer, der sich in der Heimath wohl umgesehn hat. Oft erwähnt er den Spessart, Schwarzwald, Odenwald, den Rhein, die Donau; die im Parcival S. 283 und 614 erwähnten Kauffrauen von Tollenstein haben in dem Marktflecken Dollenstein an der Altmühl, 4 Meilen von Pleienfelden, gehauset; die Blechhauben von Beratzhausen an der Laber, die breiten Flachsschwingen von Nördlingen am Rieß, (Wilh 295, 16), etwa 6 Meilen

[1]) Bericht des histor. Vereins im Rezatkreis. 1833, S. 9.
[2]) Weingart Chronik, bei Leibn. I, 799. — Otto v. Blasien, c. 44, 45.
[3]) S. 206 Titurel, Kap. 12, Str. 3.

von Pleienfelden, der ganze Sand [1]), der Zindel von Regensburg, Gemälde aus den Schulen von Cölln oder Maſtricht, Tuch von Gent, ſelbſt der Wein von Bozen (Willeh. 136, 10) ſind ihm nicht unbekannt, aber aus dieſer Bekanntſchaft zu folgern, daß Wolfram bei ſeiner Armuth in erſter Jugend vielleicht als Bänkelſänger oder vagirender Student ſich auf den Meſſen und Jahrmärkten der oben genannten oberpfälziſchen Orte herumgetrieben habe, [2]) iſt ebenſo ohne allen Grund, als aus der Stelle im Wilh. 445, 24:

Het ich einen hêrren,
Vor sîme hazze selten vrî,
Ob ich im sturme waer da bî
Dâ der sînen lîp verlüre
Ob man mich saehe in jamers küre,
Des müese ich trügliche jehen:
Daz moht aldâ niht geschehen.

entnehmen zu wollen, daß Wolfram nie in dem Fall geweſen, einem Sturme beizuwohnen, unzuläſſig iſt, zumal nach andren Leſearten hier gerade das Gegentheil geſagt wird. Gewiß dürfte es ſein, daß er einem Turnier zu Kizzingen beigewohnt hat,

Von kizzingen ein turnei
Het unhôhe aldâ gewegen:
Man muoses dort anders pflegen
Mit den ekken bluotvar.

(Willeh. 385, 26) wenigſtens iſt ein anderer Grund dieſer Anſpielung nicht wohl erfindlich, wiewohl eines ſolchen in Rürners Turnierbuche nicht gedacht wird.

---

[1]) So heißt die ganze Gegend von Neumarkt, Roth, Pleienfeld, Weiſſenburg und um Nürnberg. Bruder Wernher: uf den sant ze Nürnberg (Man. S. II, 163). Der Marner: Niurenberg und der sant (Daſ. II, 174). Spottgedicht: si quamen gein Nurembergk alle uf den sant (Auffeß, Anzeiger, 1833, S. 220) u. ſ. w.

[2]) Bericht des hiſtor. Vereins f. d. Retzatkreis, l. c.

3.

Der Hof zu Eiſenach.

So wenig der vorzüglichſten Dichter unſerer Zeit zu gedenken iſt, ohne des Hofes zu Weimar zu erwähnen, ſo wenig kann man das Leben der ausgezeichneteren Dichter des Hohenſtaufiſchen Zeitalters verfolgen, ohne zu dem freudenreichen, einſtimmig wegen ſeiner Freigebigkeit geprieſenen Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen hingeführt zu werden.

Hermann, dritter Sohn des Landgrafen Ludwigs des Eisernen und der Jutta, gebornter Herzogin von Schwaben, Bruder Ludwigs des Frommen, seit 1182 Pfalzgraf zu Sachsen, seit 1190 Landgraf von Thüringen, [1]) war ebenso berühmt durch seine hohe Bildung, durch den Glanz seines Hofes zu Eisenach und Wartburg, und die Gunst, welche er den ausgezeichnetsten Dichtern seiner Zeit angedeihen ließ, als geachtet und gefürchtet als mächtiger Reichsfürst. Mit seinem Bruder Friedrich hatte er die Hochschule zu Paris besucht, [2]) und von dort die Liebe zur Dichtkunst mitgebracht, die er dadurch bethätigte, daß er talentvollen Dichtern die Bearbeitung wälscher oder andrer Gedichte auftrug. Man berichtet von ihm, daß er niemals zu Bette gegangen sei, ohne vorher einen Abschnitt aus einem Buche gelesen zu haben, oder einen solchen sich habe vorlesen zu lassen. [3]) In seinem Auftrage brachte Albrecht von Halberstadt die Verwandlungen des Ovid in deutsche Reime, Herbort von Fritzbar erhielt den wälschen Text zu seinem trojanischen Kriege von dem Grafen von Leiningen durch Vermittlung Herrmanns, und er setzte Heinrich von Veldek, den Vater der deutschen epischen Ritter-Poesie im Mittelalter, in Stand, seine nach einem wälschen Buche bearbeitete Aeneide, die ihm im halb vollendeten Manuscript neun Jahre lang entwendet war, zu Freiburg an der Unstrutt zu Ende zu dichten [4]) (in den Jahren 1174—1184) [5]), und Heinrich hat stets nach seinem eignen Geständniß dem Hause des Landgrafen mit großer Anhänglichkeit gedient. [6]) Wolfram von Eschenbach gedenkt dieses seines berühmten dichterischen Vorgängers stets mit hoher Achtung, beklagt wiederholt seinen für die Kunst zu frühen Tod, und entnimmt gern aus seinem größten Gedichte, der Aeneide, Beispiele und Gleichnisse. [7]) Wenn es richtig ist, daß Wolfram den Parcival im besten Mannesalter dichtete, so war er 1205 wohl in dem Alter, um noch Veldeck in seiner Jugend persönlich gekannt, und an der Begeisterung Theil genommen zu haben, die seine Gedichte allgemein verbreiteten.

Durch Anspielungen Wolframs auf Walther von der Vogelweide, und aus dessen Gedichten werden wir in Stand gesetzt, zu erkennen, daß Wolfram bereits um 1204 an den Hof des Landgrafen gekommen ist. Walther von der Vogelweide, dieser kräftigste, tiefste, vielseitigste aller lyrischen Dichter jenes Jahrhunderts, lebendig theilnehmend mit Wort und That an den politischen Partheikämpfen, welche damals Deutschland zerrissen, [8]) blieb gleichfalls dem Hofe von Eisenach nicht fern. Vor 1198 befand er sich in Oestreich. Alsdann folgen seine Lieder auf Philipp von Schwaben, den Gegner Otto's, und des mit diesem ver-

---

[1]) Historie derer Pfalzgrafen zu Sachsen. Erfurt, 1740. S. 137 folg.
[2]) Falkenstein, Thüringische Chron. Erfurt, 1738. S. 666.
[3]) Pallini, Annales Isenacenses, p. 30.
[4]) Eneit von Heinrich v. Veldeck, V. 13268.
[5]) Iwein von Lachmann, S. 407, 409.
[6]) Eneit V. 13270—13331.
[7]) S. Parcival, S. 202, 280, 289, 331, 415; Wilh. v. Orange S. 46 u. 47 (L. 76, 23) u. L. 229, 29.
[8]) S. Uhland, Walther v. d. Vogelweide 1822. — Lachmann. Die Gedichte Walth. v. d. Vogelweide. 1827. — Simrock. Walth. v. der Vogelw. Berlin, 1833. — Gervinus, deutsche Nationalliteratur, I, S. 306 folg.

bündeten Landgrafen Hermann. Schwer ist mit des Letztern Ruhme der Wankelmuth zu vereinigen, den er in diesen Kämpfen um die deutsche Königskrone zeigte. Hermann erwählte im Jahre 1198 in Gemeinschaft mit andern Fürsten den König Philipp, Bruder Heinrichs VI. zu Ichtershausen in Thüringen. [1]) Der Kölner Erzbischof stellte Otto von Braunschweig, Herzog Heinrichs V. des Löwen Sohn, als Gegenkönig auf. Schon 1202 fiel Hermann von Philipp ab, und ging zu Otto über, [2]) wahrscheinlich auf Antrieb des Pabstes Innocenz III. und Königs Ottocar von Böhmen, der mit Diethrich, Markgrafen von Meissen, dessen Schwester er verstoßen hatte, und mit Herzog Bernhard von Sachsen, die beide Philipps Freunde waren, in Feindseligkeiten stand. Beide hatten nämlich Philippen vermocht, Ottocarn abzusetzen, und das Herzogthum Böheim dem jungen Theobald zu geben, der damals zu Magdeburg erzogen ward. [3]) Nach diesem Abfall Hermanns überzog ihn Philipp 1202—1204 mit Krieg, bei welcher Gelegenheit er Erfurt belagerte, wovon Wolfram die Verwüstungen noch sah. [4]) Hermann ward gezwungen, fussfällig bei Philipp um Gnade zu bitten, der sich hierauf mit ihm versöhnte. Es ist nicht anzunehmen, daß Walther, der erklärte Anhänger Philipps, an den Hof Hermanns werde gekommen sein, so lange dieser ein Gegner seines Herrn und Gönners war. Jene Unterwerfung Hermanns geschah erst im Sommer 1204, also frühestens zu dieser Zeit kann Walther sich zu Eisenach aufgehalten haben. Dies erhellt aus der Anspielung Wolframs:

Von Düringen fürste Herman
Etslich dîn ingesinde ich maz,
Dâz ûzgesinde hieze baz.
Dir waere och eines Keien nôt,
Sît wariu milte dir gebôt
Sô manecvalten anehane,
Etswâ smaehlîch gedranc,
Unt etswâ werdez dringen.

(Parc. S. 206, L. 297, 16) Walther, ein Gelegenheitsdichter ebenso (wenn ich mich so ausdrücken darf) von Profession, als von innerem Beruf, mag sich über das lustige Treiben am Thüringer Hofe in seinen Liedern sehr beifällig ausgesprochen, und, ungeachtet seiner sonst so ernsten Gesinnung, freudig den Moment ergriffen haben. Er war der glänzenden Feste vom Oestereichischen Hofe her gewohnt, und überhaupt mit Lobe der Milde, der Freigebigkeit, nicht karg, zumal wenn er deren mit genoß; auch nimmt man es nicht so genau, wenn man bei einem versöhnten Feinde, wie Hermann in Beziehung auf Philipp war, schmauset. Wolfram dem König Otto unverholen anhängend, dem Landgrafen seit früherer

[1]) Nach Otto de Sto Blasio zu Arnisberc (Arnstadt). Nach Cronica von Sassen, p. 159 zu Mühlhausen.
[2]) Chronicon Montis Sereni p. 58.
[3]) Arnold. Lubecens. L. VI. C. 5. p. 144.
[4]) Parcival, S. 263 und 612.

Zeit ergeben, nahm an dem Jubel Walthers Anstoß, und fährt deßhalb in letzt-citirter Stelle strafend fort:

Des muoz hêr Walther singen:
„Guoten tac, boes unde guot."
Swa man solhen sanc nu tuot,
Des sint die valschen gêret.

(Parc. S. 599—606.) Auch könnte Wolfram Walthers Lied im Sinne gehabt haben, worin er singt:

„Ich bin des milden Landgrafen Ingesinde:
Ich halt es so, daß man mich immer bei den Besten finde. [1])"

wenn dieses Lied nicht mit größrer Wahrscheinlichkeit in das Jahr 1211 oder 1212 zu setzen wäre.

Um dieselbe Zeit hielt auch zu Eisenach sich Ritter Heinrich von Rispach, der tugendhafte Schreiber als Dichter genannt, auf, dessen Wolfram im Parcival (S. 207, cf. Anm. S. 600) gedenkt, und der später, ebenso wie Walther und Wolfram, im Gedicht vom Singerkrieg auf Wartburg zum Wettsänger um den Preis Hermanns und Leopolds von Oestereich gemacht ward. — Aus der zuletzt erwähnten, so wie aus einer Stelle im Wilhelm von Orange (S. 64) und aus einigen Strophen des Wartburgkrieges hat man [2]) auf ein persönlich feindseliges Verhältniß zwischen Wolfram und Walther schließen wollen. Allein die Worte Wolframs in seinen beiden Gedichten lassen eine solche Deutung nicht geradehin zu, und der Wartburgkrieg behandelt die darin auftretenden Personen viel zu willkürlich, als daß er als Autorität gelten könnte. Dichterische Geister, wie diese beide, so innig einverstanden in den höchsten Interessen dieser und jener Welt, so erfüllt von Begeisterung für Ritterwürde und wahre Kunst, konnten nichts wissen von dem kleinlichen Dichterneid und Dichterstreit unsrer Tage; wenn auch ihre politische Gesinnungen nicht mögen übereingestimmt haben, Walther ein Mann des Lebens war, Wolfram dagegen sich den Partheikämpfen scheint ferner gehalten zu haben, so wird man doch zugestehn müssen, daß Walther als Feind Wolframs nicht wohl singen konnte: [3])

Ein meister las:
Tróum unde spiegelglas
Das sizem winde
Bi der staete sin gezalt.

eine unzweideutige Anspielung auf Wolframs Parcival (S. 1. L. 1, 20—24):

---

[1]) Walther v. d. Vogelw. v. Lachmann, S. 35. Simrock, Uebersetzung W. v. d. V. II, 38.
[2]) Koberstein, Wartburgkrieg, S. 32, 33.
[3]) Lachmann, Walther v. d. Vogelweide S. 122.

Zin anderhalp ame glase
Geleichet, und des blinden troum.
Die gebent antlützes roum,
Doch mac mit staete niht gesin
Dirre trüebe lihte schin.

worin Wolfram geradezu von Walther ein Meister genannt wird; und auch aus mehreren Stellen der Gedichte Walthers erkennt man deutlich einen Einfluß Wolframs auf die Poesie Walthers, wenn man sie nicht geradezu für Reminiscenzen erklären will. Ich erinnere nur an das einzige Tagebild Walthers: friwentlichen lac, Lachmann l. c. p. 88, und 198; die Strophen eod. p. 102, 59 und 49, in Vergleich mit Wolframs Tageliedern, und Parc. 144, 5; 116, 5—15; Tit. str. 49. u. a. m.

Bald nach 1204 haben beide Dichter Eisenach verlassen, denn etwa 2000 Verse vor der oben erwähnten Stelle im Parc. S. 206, sagt Wolfram bei Erwähnung der kostbaren Kaminfeuer im Schlosse des Grals:

Sô grôziu tiwer sît noch ê
Sach niemen hie ze Wildenberc.

(Parc. S. 164, L. 230, 13). Wolfram befand sich also beim Grafen zu Wildenberg, als er dieses schrieb, dessen Haus dem Thüringer von Alters her befreundet war, und in der Hennebergischen Chronik in diesem Sinne sehr oft erwähnt wird. [1]) Nach dieser soll Berthold XIV., Graf v. Henneberg, a. 1359 die Grafschaft Wildberg an Würzburg vertauscht haben, oder haben vertauschen wollen, wogegen nach Andren das Geschlecht der Grafen von Wildenberg mit Konrad, der sein Schloß an das Stift Würzburg verkauft, schon 1299 erloschen sein soll. [2]) — Dürfte man Rürner [3]) Glauben schenken, so wäre das Geschlecht der Wildenberger ein gar turnierlustiges gewesen; denn er versichert ein Ebron v. Wildenberg Ritter, sei 948 zu Konstanz, Wilhelm Ebron v. Wild. 1042 zu Halle, Heinrich Ebron von Wildb. 1165 zu Zürch, zugleich mit Ritter Heinrich von Ofterdingen im Gefolge Rudolphs von Hohenzollern, auf Turnieren gewesen.

Nicht lange aber kann der Dichter bei diesem Herrn verweilt haben; denn nachdem er den Parcival (vor 1212) vollendet hatte, ward er von Hermann mit der Bearbeitung des französischen Gedichts von Wilhelm von Orange beauftragt.

Lantgrâf von Dürngen Herman
Tet mir diz maer von im bekant.

---

[1]) Spangenberg, l. c. S. 114, 117, 176, 177, 198, 201, 206. Wildberg gehörte zu Hohenburg. S. oben S. 306 Anm. zu Hertstein.
[2]) Spangenberg, l. c. S. 143. — Höns, Coburg. Chron. P. I, p. 108.
[3]) Turnierbuch, Simmern, 1532. S. 40, 61, 77.

(S. 37, L. 3, 8). Dies ist spätestens im Jahre 1214 geschehn. In den Versen:

Dô der keiser Otte
Ze Rômme truoc die krône,
Kom der alsô schône
Gevaren nach sîner wîhe.
Mine volge ich darzuo lîhe,
Daz ich im gihe des waere genuoc.

(Wilh. v. Or. L. 393, 30) ist die Anhänglichkeit an Otto unzweideutig ausgesprochen. Otto's Krönung fand 1209 zu Rom statt, und der Dichter wünscht ihm freudig Glück dazu. Philipp ward 1208 ermordet, und 1210 erfolgte der Bannspruch des Pabstes über Otto. Allsogleich und noch ehe Otto nach Deutschland zurückkehrte, schon 1211 zeigte sich Hermann unverholen unter seinen eifrigsten Gegnern. Er war einer der Fürsten, welche Friedrichs altes Anrecht wieder hervorsuchten, ihn auf dem Tage zu Bamberg unter Vorsitz des Mainzer Erzbischofs Siegfried zum König erwählten, und ihn durch Abgesandte auffordern ließen, eiligst nach Deutschland aufzubrechen. Darauf ward Thüringen von Otto's Anhängern verwüstet; unzufriedne Lehnsleute hatten sich zu ihm gesellt. Im Sommer 1212 machte der Kaiser selbst einen siegreichen Feldzug gegen Hermann, und einen zweiten 1213. [1]) Um diese Zeit war auch Walther von der Vogelweide wieder bei Otto. [2]) Es ist nicht denkbar, daß Wolfram, dem Landgrafen verpflichtet, in seinem Gedicht während der Zeit, daß dieser Otto's Gegner war, so, wie geschehn, von des Letztern Kaiserkrönung habe sprechen dürfen. Kurz vor dem im April 1215 erfolgten Tode Hermanns war dieser jedoch im Begriff, sich wieder mit Otto zu verbinden; und nun erst mochte Wolfram jene Rede gestattet sein. Er spricht als einer, der von Friedrichs II. Krönung zu Aachen, 25. Julius 1215 noch nichts weiß, oder sie ignorirt, und dem jeden Falls Otto's Unglück und Tod in der Verlassenheit (1218) noch unbekannt ist. Vor diesen letzten Zeitpunkt fällt daher die Abfassung des Wilhelm von Orange. Dies bestätigen auch die Worte:

Lantgraf von Dürngen Herman
Het in ouch lîhte ein ors gegeben.
Daz kunder wol al sîn leben
Halt an sô grôzem strîte,
Swa der gernde kom bezîte.

(S. 71. L. Willeh 417, 22) worin Wolfram bereits von Hermann als einem Verstorbenen spricht. Mit ihm verlor er seinen Gönner, und einige Aeußerungen vor

[1]) S. Raumer, Hohenstaufen. III, S. 167 folg.
[2]) Simmrock l. c. II, S. 150.

den beiden zuletzt erwähnten Stellen lassen vermuthen, daß Hermanns Nachfolger, Ludwig der Heilige, ihm weniger Gunst und Freigebigkeit erwiesen habe; wenigstens liegt es nahe, es auf Ludwig zu deuten, wenn er sagt:

Diz maer bî freuden selten ist.
Ich müeste haben guoten list,
Swenne ich freude drinne funde,
Swie wol ich nu guotes gunde
Den, die mir niht hânt getân,
Und mir niht tuont; die sint erlân
Von mir kumberlichen tât.

(S. 63. L. Willeh. 280, 21.)

4.

Bildung. Kenntnisse.

So wenig Wolfram die hohe Meinung verhehlt, die er von sich selbst als Dichter hat, so setzt er doch ritterliches Leben und ritterlichen Preis über die Kunst des Gesanges, und achtet nur die Minne für werth, die ritterlich errungen wird.

Ich bin Wolfram von Eschenbach
Unt kan ein teil mit sange
— — — — — — — —
Swelhiu (frouwe) mîn reht wil schouwen,
Beidiu sehen und hoeren,
Dien sol ich niht betoeren.
Schildes amt ist min art;
Swâ mîn ellen si gespart,
Swelhiu mich minnet umbe sanc,
Sô dunket mich ir witze kranc.
Ob ich guotes wîbes minne ger,
Mag ich mit schilde und uoch mit sper
Verdienen niht ir minne solt,
Al dar nâch si sie mir holt.
Vil hôhes topels er doch spilt
Der an ritterschaft nach minnen zilt.

(Parc. S. 90. L. 115, 8). Ueberall spricht es sich aus, wie er durchdrungen ist von dem hohen Beruf und der Würde des Ritterstandes, ja es liegt nicht fern, in dem ganzen Heldengedicht Parcival eine Apotheose des Ritterthums, und im Parcival das Ideal eines christlichen Ritters dargestellt zu finden.

Demgemäß iſt aber auch nicht anzunehmen, daß ſeine Bildung, und insbeſondre ſein poſitives Wiſſen, die Grenzen ſonderlich überſchritten habe, die der Adlige ſich in jener Zeit zu ſetzen pflegte, und ſeine Gedichte beſtätigen dies, wenngleich daraus keineswegs ein Tadel gegen ſie hergenommen werden kann. Unſer Dichter geſteht unverholen, daß er weder ſchreiben, noch Geſchriebenes leſen kann, und wir müſſen umſomehr ſeine Kraft bewundern, die ohne dieſen Behelf einen ſo reichhaltigen uud verwickelten Stoff zu ordnen und lichtvoll ohne Widerſprüche und Ueberſehungen darzuſtellen wußte, als unſerm ſchreibluſtigen Zeitalter dieſe Fähigkeit ganz abgehn möchte. Er ſagt:

Ine kan decheinen bouchstap.
Da nement genuoge ir urhap:
Disiu âventiure
Vert âne der buoche stiure.
E man si hete für ein buoch,
Ich waere é nacket âne tuoch,
Sô ich in dem bade saeze,
Ob ichs questen niht vergaeze.

(Parc. S. 9. L. 115, 27); und ebenſo ferner:

Swaz an den buochen stêt geschriben,
Des bin ich künstelôs beoben.
Niht anders ich geleret bin:
Wan hân ich kunst, die gît mir sin.

(S. 37. L. Willeh. 2, 20). Allein ſein Zeitalter rechnete ihm dieſen Mangel nicht als Fehler an, da er denſelben mit vielen anderen, weit reicheren und vornehmeren Adligen und gefeierten ritterlichen Dichtern theilte. (Parc. S. XXIV). Daraus allein aber widerlegt ſich die Anſicht Büſchings, [1]) daß Wolfram der lateiniſchen oder gar griechiſchen Sprache mächtig geweſen ſei, zu der er nur durch die irrige Vorausſetzung verleitet werden konnte, daß Wolfram den jüngeren Titurel gedichtet, und die darin mit Prunk aufgeführten griechiſchen und römiſchen Autoren: Ariſtoteles, Homer, Ovid, Pythagoras, Hippocrates, die neben Salomon, Hercules, Maſſer und Avicenna in bunter Folge genannt werden, in der Urſprache geleſen habe. Ebenſowenig hat er ſeine ohnehin nicht ſonderlich ſchulgerechte Philoſophie unmittelbar aus dem Ariſtoteles und Pythagoras, dem Plato und den Sybilliniſchen Büchern, und ſeine theologiſchen Kenntniſſe aus dem alten und neuen Teſtament ſelbſt geſchöpft; denn die Glaubenslehren, die in ſeinen Werken enthalten ſind, weichen in nichts von denen ab, die überhaupt den Laien von den Pfaffen mitgetheilt, die in den Legenden und Heiligengeſchichten ſeiner Zeit offenbart wurden, und ihm durch dieſe und durch Lehre der Prieſter zugänglich waren.

[1]) Altd. Muſ. I, S. 30 folg.

Seine, übrigens geringen, historischen Kenntnisse hat er augenscheinlich aus der phantastisch-romantischen Kaiserchronik zum guten Theile geschöpft, und seine genaue Bekanntschaft mit den allgemein umgehenden Sagen der Naturwunder (Parc. S. XXVI), seine ausgebreitete Kenntniß der besten Dichterwerke der Ritterpoesie und deutschen Heldensage, verbunden mit der Neigung, auf dieses alles gelegentlich anzuspielen, und Vergleiche daher zu entnehmen, haben ihm bei Zeitgenossen und Nachfolgern den Nahmen des wîsen, des gelehrten, kenntnißreichen, erworben, welchen Titel auch Veldeck und Hartmann von Aue fast durchgängig führten. Im Parcival zieht der Prahler Ligdamus mit Ostentation gefeierte Helden der deutschen Sage in seine Rede, als Wolfhart, den Neffen Diethrichs von Bern, Rumolt, den Küchenmeister Gunthers von Burgund, Siegfried, Ermrich, den ungetreuen Sibich (Parc. L. 420, 22; 420, 26; 421, 10; 421, 23; 421, 27); im Wilhelm von Orange gedenkt der Dichter Etzels und Ermrichs, Hildebrands und der Frau Ute, und mit einem Seitenhiebe auf die Uebertreibungen bei Schlachtenschilderungen des Wittich (Willeh. 384, 20; 439, 16). Aus den ersteren Stellen, namentlich Parc. 420, 27, lernen wir, daß Wolfram das Lied der Nibelungen in der Gestalt, wie wir es besitzen, nicht vor sich gehabt hat. Aus der Stelle Willeh. 384, 20 ist es zuviel, mit Koberstein, (Wartburgk. S. 19) auf eine Abneigung Wolframs gegen die deutsche Heldensage und deren Sänger zu schließen, da darin nur ein beiläufiger Tadel eines einzelnen Volkssängers gefunden werden kann, ein Tadel jedoch, der gerade im Wilhelm von Orange nicht ohne Fug auch gegen Wolfram selbst zu kehren ist. Die meisten dieser Anspielungen sind leider so allgemein, daß sie uns weder einen Dichter deutscher Sagen näher bezeichnen, noch eine bestimmte Stelle der auf uns gekommenen Gedichte erkennen lassen. Von den ritterlichen Sängern haben wir bereits Wolframs Bekanntschaft mit Heinrich von Veldeck, Walther von der Vogelweide, und Heinrich von Rispach erfahren. Demnächst ist es Hartmann, Ritter und Dienstmann der schwäbischen Herren zu Aue, dessen Gedichte von Erec und Eneide, und von Iwein, dem Ritter mit dem Löwen, [1]) Wolfram zum Oefteren im Parcival erwähnt (S. 110, 137, 178, 410, 572. L. 143, 21; 187, 14; 253, 10; 583, 26; 826, 29). Auffallend ist es, daß ungeachtet der sichtlichen Zuneigung Wolframs zu Hartmanns Gedichten, [2]) er dennoch nirgend des Gregor zum Steine, und des lieblichen Armen Heinrich gedenkt, dessen Heilung mit der des Amfortas so entschiedne Aehnlichkeit hat, so daß ich aus beiderlei Rücksicht anzunehmen geneigt bin, der arme Heinrich sei erst nach dem Wilhelm von Orange gedichtet. Dieser ist ein Denkgedicht an seinen Herrn, Heinrich von Aue, und so könnte es auch gekommen sein, daß es weniger schnelle Verbreitung auf den Schlössern fand. Von einer näheren persönlichen Beziehung

[1]) Lachmann und Benecke, Iwein. 1827. — Lachmann, Auswahl aus hochdeutschen Dichtern. 1820. B. d. Hagen. Liter. Grundriß. S. 118, 281, 471.

[2]) Wenn v. d. Hagen, Tristan, S. VI in diesen Stellen Tadel Hartmanns findet, so dürfte dies auf unrichtigen Suppositionen beruhen.

beider Dichter zu einander ist nichts bekannt; und ebenso wenig zum Oesterreichischen Dichter Nithart, besonders merkwürdig durch seine Bauernlieder, dessen Wolfram einmal erwähnt. [1])

Nicht weniger wie in der deutschen zeigt Wolfram sich aber auch in der französischen Literatur bewandert. Er war der französischen Sprache, wie sie in der Champagne gesprochen ward, also der Sprache von Oil, wohl mächtig, und zeigt diese Kenntniß gern mit einer gewissen Eitelkeit; z. B.

Herbergen ist loschieren genannt;
Sô vil han ich der spräche erkant.
Ein ungefüeger Tschampâneys
Kunde vil baz franzeis
Dan ich, swich franzoys spreche.

(S. 61. L. Willeh. 237, 3). Ferner:

Dâ hete der herre und der knecht
Sô genuoc, daz in niht gebrach.
Daz war en tiutschen guot gemach:
En frauzoys hetens eise (aise.)

(S. 74. L. Willeh. 449, 6).

Cundrî sprach hin zim en franzeys,
Ob ichz iu tiuschen sagen sol,
Mir tuont ir maere niht ze wol:
Fil li roy Utpandragûn etc.

(Parc. S. 217. L. 314, 26.) Es wird ein Werth darauf gelegt, französisch sprechen zu können:

Diu riche wise heidenin
Hêt an künste den gewin
Daz si wol redete franzeis.

(Parc. S. 227. L. 329, 11). Er mischt gern französische Floskeln ein, wie wir deren im Parcival mehrere fanden, z. B. S. 59:

Soyez le bien venu, beau Sire,
Meiner Gebieterin und mir;
Elle est la reine de la France.

Das. S. 68: fils du Comte Chiolars; S. 35: Lak, fils du Rost, comte de château;

---

[1]) Willeh. 312, 11; dazu: W. Grimm, Frigedank, S. 61 und 343. Ferner S. L. — Lachmann, Walther v. d. Vogelw. S. 183. — Benecke, Beiträge, B. II. — Gervinus, Nationallit. I, S. 311.

S. 245 daſ.: Und grüßte man ihn: bien venu!
So ſprach er dankend: grand merci.

Titurel, Str. 58 (S. 170) Duchesse von Katalonien,
Laß deß mich genießen:

Daſ. Str. 59: Bel ami, ſprich aus denn,
Schöner Freund, was Dich mühet.

Unerweislich iſt jedoch, daß er auch das Provenzaliſche verſtanden habe, wenn gleich er ſeinen Gewährsmann im Parcival, Kiot, einen Provenzalen nennt. Erwägt man, daß es zu jener Zeit an allen Mitteln gebrach, daheim durch Studium eine fremde Sprache zu erlernen und daß dies Wolfram ſchon deßhalb unmöglich war, weil er weder leſen noch ſchreiben konnte, ſeine Armuth ihm aber nicht geſtatten konnte, auf eigne Koſten eine Reiſe nach Frankreich zu unternehmen, gleichwohl doch er mit franzöſiſchen Dichterwerken nicht unbekannt iſt, ſo bleibt nur die Vermuthung übrig, daß er in Begleitung eines Fürſten, vielleicht mit dem Landgrafen Herman ſelbſt, Frankreich, und insbeſondre Paris beſucht hat, was vor 1205, wie wir oben gezeigt haben, müßte geſchehn ſein. Zwar äußert ſchon Chretien de Troyes (1170—1190) zu Anfang ſeines Romans von Alexander [1]) mit großer Naivität, daß Frankreich zu ſeiner Zeit dieſelbe Periode des Ruhmes und der Gelehrſamkeit erreicht habe, die vormals Rom und Griechenland verherrlichte; aber erſt Adenes, Wappenkönig Philipps des Kühnen (1270—1285) im Roman de Berte [2]) ſchildert den weit verbreiteten Gebrauch der franzöſiſchen Sprache an Deuſchlands Höfen, als wenn er von heute ſpräche, was leider die deutſchen Dichter dieſer jüngern Zeit, z. B. ſchon der Tanhuſer (Man. Samml. II, 61.) durch ihr deutſchfranzöſiſches Sprachgemiſch nur allzuſehr beſtätigen. Daß dies Unweſen aber ſchon im zwölften oder Anfang des dreizehnten Jahrhunderts im Schwange geweſen ſei, dürfte ſchwer zu erweiſen ſein, wenngleich Gottfrieds Triſtan auch hierzu ſtarke Neigung verräth. Daß Wolfram Chretiens Parcival gekannt hat, werden wir unten beſprechen, daß er deſſen Wilhelm von Orange geleſen, ward bereits S. 77 bemerkt. Den Roman von Triſtan und Iſolde, deſſen Wolfram (Parc. S. 120 L. 144, 20): in zôch nehein Curneväl und (eod. S. 138

[1]) Bibl. zu Paris, Mn. 7498, 3.

Ce nos ont nos livres appris
Que Grèce eut de chevalerie
Le premier loz, et le clergie
Puis vint chevalerie à Rome
Et ja de clergie la some,
Qui ore est en France venue,
Dieu doint qu'elle y soit retenue
Et que il leus li abellisse
Tant que ja de France ne isse
L'onor, qui s'y est arretée
Dont elle est prisée et lotée
Mieux des Grejoiset des Romains etc.

[2]) Wolf, Altfranzöſiſche Heldengeb. 1833. S. 45:

Tout droit à celui temps que je ci vous devis,
Avoit une constume en el Tycis païs
Que tout li gran seignor, li conte et li marchis
Avoient entour aus gent franzoise tous-dis
Pour aprendre françois leur filles et leur fils.

L. 178, 19) und beider Isalden, erwähnt, konnte er zwar aus der ältern Bearbeitung des Eilhart von Hobergen kennen; allein theils enthält auch Chretiens Bearbeitung des Parcival eine bedeutende Episode von Tristan, theils existirte schon nach französischen Angaben 1190 der prosaische Roman von Tristan, den Wolfram kennen mochte. Die Anspielung auf Lanzelots vom See Kampf auf der Schwerdtbrücke (Parc. S. 268 u. 409. L. 378, 2, u. 583, 8) kann er aus Ulrichs von Zatzikofen Lanzelot nicht entlehnt haben, da sie darauf nicht paßt; also hat er auch hier vermuthlich Chretiens Gedicht von Lancelot im Sinne gehabt. Die Erwähnung Sürdamurs und Alexanders (Parc. S. 412 und 494, L. 586, 27 und 712, 8) leitet ebenfalls auf Chretiens schon erwähntes Gedicht von Alexander, das er in kurzen Zeilen dichtete, und nach welchem der Griechenkaiser Alexander ein Sprößling des Artus war, wodurch denn auch seine Verbindung mit Sürdamur, Gawans Schwester (Parc. S. 633, L. 712, 8.) erklärlich wird, indem nach den übrigen Sagen der Griechenkaiser Alexander mit Artus und seiner Tafelrunde nichts zu schaffen hat. — Ob Wolfram die französischen Sagen von Karl dem Großen und seinen Pärs näher gekannt habe, ist mit Bestimmtheit nicht zu behaupten; er erwähnt zwar im Parcival den König Karl und im Wilhelm die im Sagenkreise Karls ständigen Personen: Roland, Olivier, Turpin, ferner das Thal Ronceval, das Horn Olifant u. a. m. wiewohl sie mit der Geschichte des Helden in keiner unmittelbaren Beziehung stehn, allein es ist aus der Art ihrer Erwähnung wahrscheinlicher, daß Wolfram diese Nahmen bei seinen Gewährsleuten schon vorgefunden, und sie nur wieder aufgeführt hat.

5.

Liebe. Ehe. Tod.

Nirgends verleugnet Wolfram die hohe Verehrung der Frauen, die im Geiste des Ritterthums lag; auch ihnen widmet und empfiehlt er den Parcival zu lesen, daß sie daraus die Lehren entnehmen mögen, woran das Weib Ehre und Preis kehren solle, daß ihre keusche Liebe und Treue sie nie gereue, und er recapitulirt am Schluß des ersten Theils des Parcivals die von ihm vorgeführten Beispiele rechter Weiblichkeit (Parc. S. 2 und 232). Nicht nach äußerer Schönheit sei das Weib gewürdigt, sondern nach dem Werth ihres Herzens, das sie im Busen trägt; er verkennt ihre Schwächen nicht, und beklagt es, daß gute wie schlechte Frauen den gemeinschaftlichen Nahmen Weib tragen; er habe wohl des Weibes Wesen durchschaut, und er sei Kämpfer für die, die reinen Wandel sich zum Gefährten erlesen habe; unverständig sei es, allen Frauen Uebles nachzusprechen, wenn ihm Eine Frau Leides gethan; er beklagt, daß mit der Minne die Liebe im Bunde gehe, diese die reine Flamme zur verderblichen Leidenschaft anfache, und den Diener gegen den Herrn, Freund gegen Freund, das Laster gegen die Tugend

empöre (daſ. S. 3, 90, 91, 201). Aber ebenſo hoch, wie der Ritter das rechte Weib ehrt, ſolle, ſo fordert er, auch das Weib den rechten Ritter ehren, und er halte die am Geiſte krank, die ihn nur ſeines Geſanges wegen lieben möchte, und ihn nicht verachten wollte, wenn ſie ihn ſich feig erzeigen ſähe (Daſ. S. 90). Wenn wir auch auf die Klagen über verſagte Minne (daſ. S. 198, 369, 384, 413) kein Gewicht legen wollen, da dergleichen ſich zu oft, beſonders bei den lyriſchen Dichtern jener Zeit wiederholen, um ſie alle für Ernſt zu nehmen, ſo fällt es doch auf, daß der Dichter ſein erſtes epiſches Gedicht, worin er die vollendete Kraft der höchſten poetiſchen Begeiſterung offenbart, auf das er ſelbſt mit faſt übermüthigem Stolz hinblickt, daß, ſage ich, er dieſes Gedicht keinem fürſtlichen Gönner gewidmet hat. Hätte er im Auftrage eines ſolchen gearbeitet, dieſer ihm das franzöſiſche Gedicht Kiots verſchafft, und Lohn geboten für ſein Werk, ſo würde er nicht unterlaſſen haben, deſſen zu gedenken, wie er es im Wilhelm von Orange thut, wie es Gottfried von Straßburg, Heinrich von Veldeck, Hartmann von Aue, Reinbot von Dorn, Albrecht im jüngern Titurel, und faſt alle Dichter des Mittelalters in dieſem Falle thun. Dagegen erwähnt er der Gunſt, die ihm ſein Werk bei ſeiner Dame gewinnen ſoll, zu oft, und in einem Zuſammenhange, der keine andre Deutung zuläßt, als daß er es ernſt gemeint habe. Am Schluß des erſten Theils des Parcival, und gerade hier iſt ſein Ausruf von größter Bedeutung, ſagt er:

Ze machen nem diz maere ein man,
Der âventiure prüeven kan,
Und rîme künne sprechen,
Beidiu samenn und brechen.
Ich taetz iu gerne furbaz kunt,
Wolt ez gebieten mir ein munt,
Den doch andre füeze tragent,
Dan die mir ze stegreif wagent.

(Parc. S. 232, L. 337, 23). Und der Mund hat es ihm geboten: denn er ſchließt nicht mit einem Amen, oder mit einem Dank an den Gönner, wie Andre, ſondern im Gefühl des errungenen Preiſes bei ſeiner Herzensgebieterin:

Guotiu wip, hânt die sin,
Deste werder ich in bin,
Op mir decheiniu guotes gan,
Sît ich diz maer volsprochen hân.
Ist daz durch ein wîp geschehn,
Diu muoz mir süezer worte jehn.

(Parc. S. 572, L. 827, 25). Und ſo erkennen wir ſpäter wirklich unſern Dichter im Glück gefundner Liebe, als Gatten und Vater.

Schon im Parcival brechen unwillkührlich die Funken hervor, die in solcher treffenden Natürlichkeit nur auf das wahrhaft Empfundene und selbst Erlebte schließen lassen. Wir erinnern u. a. nur an die Betrachtung bei Parcivals Vermählung und den alten und niwen site, an die Bemerkung über die zweite Ehe, an die Aeußerungen der Mutterliebe und des Gattenschmerzes Herzeleidens, an das rührende Wiedersehen zwischen Kondwiramur und Parcival, und endlich an die Verheißung von Parcivals Glück, die der Dichter nicht länger bergen kann:

Werlicher Parcival,
So müezest einen trôst doch habn,
Daz die klâren süezen knabn
Sus fruo niht verweiset sîn,
Kardeiz unt Loherangrîn.
— — — — — — — —
Mit rehter kiusche erworben kint,
Ich waen diu smannes saelde sint.

(Parc. S. 147, 592, 89, 302, 552, 516). Noch deutlicher und bestimmter aber spricht das Gedicht, worin Wolfram die Helden bemitleidet, die mit Gefahr der Ehre und des Leibes nur verstohlen zur Geliebten schleichen dürfen, und fliehen müssen, wenn des Wächters Warnerruf das Morgengrauen verkündet, und den Zärtlichen zum Abschied mahnt. In diesem Gedicht ist ihm die Zeit vorüber, da er solchen heimlichen Minnelohn als das Höchste preisen mochte; denn:

Swer pfliget oder ie gepflac
Daz er bî liebe lac
Den merkern unverborgen,
Der darf niht durch den morgen
Dannen streben;
Er mac des tages erbeiten:
Man darf in nicht ûz leiten
Uf sîn leben.
Ein offen süeze wirtes wip kan sölhe minne geben.

(S. 21). Schwerlich durfte ein unverheiratheter Ritter so vor Herren und Frauen singen; denn noch heute wird der Ledige verlacht, der vom Glück der Ehe dichtet. — Weiter erschüttert im Fragment von Titurel (Str. 18) den Dichter der Gedanke, daß das Geschenk eines Kindes ihm die Gattin rauben könne.

Sîn wîp in ze rehter Zît gewerte eins kindes.
Daz mich got erlâze In meinem hûs eins solhen ingesindes,
Daz ich alsô tiure müese gelten!
Die wîle ich hân die sinne, So wirt es von mir gewünschet selten.

(S. 161). Wie wahr und naiv äußert ſich die Verlegenheit der kleinen Obilot auf Klauditens Frage:

Nun saget mir, frouwe mîn,
Wes habt ir im ze gebne wân?
Sît daz wir niht wan tocken hân.

(Parc. S. 259, L. 372, 16); ſo gedenkt im Titurel die kleine Sigune (Str. 64) der Puppen:

Minne, ist daz ein er? Maht du minn mir diuten?
Ist daz ein sie? kumet mir Minn, wie sol ich minne getriuten?
Muoz ich si behalten bi den tocken?
Od fliuget minne ungerne ûf hant Durch die wilde? ich kan minn wol locken.

(S. 171); desgl. Str. 30.

Liebes veterlin, Nun heiz mir gewinnen
Min schrîn vollen tocken, Swenn ich zuo mîner muomen var von hinnen.

(S. 163) Ferner das Beiſpiel der Kinder im Titurel, Str. 86 (S. 176):

Swâ kint lernt ûf stên an stüeln,
Diu müzen ie zem êrsten dar kriechen.

Wahrlich lagen die Puppen der Kinder dem kampfluſtigen Ritter zu fern, um ihrer leicht zu gedenken, wenn nicht der Anblick im eignen Hauſe dem väterlichen Herzen des Sängers dies unſchuldige Kinderſpielwerk mit Liebe gegenwärtig erhalten hätte. Und ſo wollen wir ihm gern glauben, daß er unverholene Wahrheit ſpricht, wenn er ſeiner Tochter gedenkt:

Dâ kom der sunnen widerglast
An mangem wâppenrocke.
Mîner tohter tocke
Ist unnâch sô schoene.

(S. 41 L. Willeh. 33, 22). Weiter aber läßt der Dichter nichts über ſeine Familie verlauten, und nennt der Sitte gemäß irgend weder den Nahmen der von ihm im Parcival gefeierten Dame, noch den ſeiner Gattin, wenn beide nicht identiſch geweſen ſein ſollten.

Nur in dem kurzen Zeitraum von 1205 bis 1218 haben wir das äußere Leben und die dichteriſche Thätigkeit Wolframs von Eſchenbach verfolgen können. Wirnt von Grafenberg im Wigalois (um 1212), Gottfried von Straßburg im Triſtan (vor 1215), Thomaſſin von Zirkeläre im wälſchen Gaſt (um 1215) gedenken mehrfach des Parcival; in Frigedanks Beſcheidenheit dagegen (1229—1230) finden ſich ſchon häufige Beziehungen auf den Wilhelm von Orange. Reinbot von Dorn im H. Georg, V. 693, der wohl in die Zeit von 1225 bis 1230

zu ſetzen iſt, ſpricht von Wolfram als von einem bereits hingeſchiednen Vorgänger in der Kunſt des Geſanges:

Her Heinrich von Veldekin
Und her Wolfram von Eschenbach,
Und der von Auwe, die weren tzu swach
Das sie die froude seyden hie
Czu recht, als dort ergie.

Der Fragmente vom Titurel geſchieht von keinem Dichter des dreizehnten Jahrhunderts Erwähnung, und ſelbſt Albrecht im jüngern Titurel giebt nicht deutlich an, wie er zum Beſitz derſelben gelangt iſt. Das Todesjahr Wolframs bleibt daher, wie ſein Geburtsjahr, im Dunkel, jedoch wird man nicht irren, es in die Jahre 1219 bis 1225 zu ſetzen. Aus dem Ehrenbriefe des Edlen Püttrich von Reicherzhauſen erfahren wir jedoch, daß der Leib des Dichters in der Kirche U. L. Frauen im Marktflecken Eſchenbach ſeine Ruheſtätte gefunden hat, daß dieſer Ritter auf zwanzig Meilen Weges dahin geritten iſt um das Grabmal des großen Dichters zu ſehen, daß daſſelbe aber das Jahr ſeines Todes nicht angab, ja daß ſogar die Farben ſeines Wappens auf dem Denkmal ſchon erloſchen geweſen ſind (S. die oben alleg. Verſe S. 300). Ein Verehrer des Sängers hat in neuerer Zeit die Kirche U. L. F. zu Eſchenbach unterſucht, aber leider keine Spur vom Grabmal des Dichters mehr gefunden. Aus einigen eingehauenen Jahreszahlen zu ſchließen, iſt ſie in den Jahren 1460—1470 ganz umgebaut oder erneuert worden, ſo daß Püttrich nicht die jetzige, ſondern die ältere Kirche wird geſehen haben. Daß bei ſolchem Umbau das, was ſich an Gräbern, Grüften und Grabmälern im Innern befunden, mehr oder weniger gelitten haben, ja ganz beſeitigt worden ſein kann, iſt begreiflich. Dreihundert Jahr ſpäter, 1749, iſt die Kirche durch eine Seitenkapelle erweitert worden. Außer dieſer befindet ſich keine Kirche im Orte. Die Kirche zu Eſchenbach bei Thumbach iſt dem H. Laurentius, und die zu Windiſch-Eſchenbach dem H. Emmeran geweiht, daher mindeſtens die Kirche und der oben bezeichnete Ort Eſchenbach als die Ruheſtätte Worframs feſtſtehn.

Es heißt dieſes auf einer weiten offnen Anhöhe am Erlbach (vulgo Gänsbach) gelegne Städtchen in der Gegend gewöhnlich Ober-Eſchenbach, zum Unterſchiede von den nahen Dörfern Mittel- und Unter-Eſchenbach. [1]) Auf dem Gemeindehauſe wird die Kopie einer am Lucientage 1355 ausgeſtellten Urkunde bewahrt, durch welche Kaiſer Karl IV. die Ritter des deutſchen Ordens ermächtigt, ihr Dorf Ober-Eſchenbach mit Thürmen und Mauern zu befeſtigen und durch welche er demſelben Stadtrechte ertheilt. Indeſſen ſcheint dieſe Urkunde nur die Beſtätigung einer früheren, ſchon unter Ludwig dem Baier ertheilten zu ſein. An den Stadtthoren ſieht man außer dem Wappen der Stadt (dem Gänsbach) verſchiedne andre, vermuthlich auf den deutſchen Orden und

[1]) Von Mitteln-Eſchenbach iſt die Rede in Urkunden von 1287 und 1297 Regesta bavar IV, 639; 781 Eschenbach inferior kommt vor in einer Urkunde von 1291 l. c. 483.

Beamte deſſelben bezügliche mit der Jahreszahl 1469 ausgehauen. Der Ort, welcher jetzt 189 Häuſer zählt, war bis auf die neuſte Zeit der Sitz eines deutſchmeiſteriſchen unter dem Oberamte Ellingen ſtehenden Juſtiz- und Cameral-Amtes.

Wann das damalige Dorf Eſchenbach an den bei Wolframs Lebzeiten erſt im Entſtehn begriffenen Deutſchritterorden übergegangen ſei, iſt nicht genau zu beſtimmen. Daß aber ſchon im J. 1268 ein Haus dieſes Ordens daſelbſt beſtanden habe, ergiebt ſich aus zwei Urkunden von dieſem und dem folgenden Jahre, in welchen ein Henricus, Commendator in Eschenbach, als Zeuge auftritt. Im Jahre 1271 werden dieſem Hauſe (domui fratrum teutonicorum in Eschenbach) von Friedrich von Hohenburg Güter in Awelin an der Altmühl, i. J. 1272 von Friedrich von Giſelsheim tauſchweiſe andere in Ruter und Surheim, i. J. 1275 wird demſelben von Konrad dem Jüngern, Grafen von Oettingen, mit Zuſtimmung ſeiner Gemahlin Agnes von Wirtenberg durch Kauf die Villa Biberbach übergeben. [1]) Im J. 1296 wird an den Comthur Ludwig zu Eſchenbach das Holz bei der Neſſelwieſe verkauft. [2]) Im. J. 1297 ſchenkt Graf Ludwig zu Oettingen zum Heil ſeiner Seele dem Haus des deutſchen Ordens zu Eſchenbach ſein dem Meinwart Frik zu Lehen gehendes Gut zu Reut in der Eſchenbacher Pfarr. [3]) Endlich kommt in einer Urkunde von 1306 ein Bruder Albrecht der Schenke Comthur zu Eſchenbach als Zeuge vor. [4])

Bei der Armuth, über die Wolfram öfter klagt, iſt es wahrſcheinlich, daß der Orden ſein Stammſchloß bald nach deſſen Tode an ſich gekauft oder ſonſt erworben habe, da er, wie wir geſehn, nicht ſäumig war, die Beſitzungen ſeines Hauſes zu erweitern. Daß Wolfram Kinder gehabt, iſt nach dem Obenbemerkten zu vermuthen; allein ſichre Nachrichten über ſie fehlen; zu bemerken iſt jedoch, daß in der ſo eben berührten Urkunde v. 1268 ein Burkard von Eſchenbach, und in der v. J. 1269 derſelbe Burkard von Eſchenbach und Minward (etwa deſſen Bruder?) vorkommt, wie ſie vom Kloſter Hailsbronn mit Gütern zu Adelberndorf (Alberndorf) belehnt werden. Sie ſind von dem Kommendator in Eſchenbach, der dabei als Zeuge angeführt wird, beſtimmt unterſchieden. Aehnliches iſt der Fall in Bezug auf einen Heinrich von Eſchenbach in einer Urkunde von 1299, [5]) durch welche Gottfried von Heideck und Kunigunde, deſſen Hausfrau, dem Deutſchordenshauſe zu Eſchenbach das Holz Thannach eignen, welches ihr Gevetter, jener Heinrich v. Eſchenbach von ihnen zu Lehen hatte.

Im 14. Jahrhundert trat ein Dichter Ulrich von Eſchenbach auf, der am Eingang ſeiner weitſchichtigen Alexandreis ſagt:

An sinnen, herre, reich
Mich armen Ulreich

[1]) Regesta bav. IV, 765. 766. 769. In den beiden letzten Urkunden iſt Zeuge Fr. Albertus Plebanus in Eschenbach. Ein Inſtrument v. 1294 (l. c. IV, 573) wodurch Hartmann von Rindesmaul einen zu Gunſten des Kloſters zu Heilsbronn gethanen Verzicht auf Güter in Stadeln und Windesbach wiederholt, iſt datum et actum in Eschenbach.

[2]) Reg. bav. IV, 627. — [3]) Reg. bav. IV, 649. — [4]) Reg. bav. V, 93. — [5]) Reg. bav. IV, 683.

Ich bin genant Eschenbach.
Was her Wolfram ie gesprach,
Das ist von guoten sinnen geschehen.
Des Mueze wir alle iehen:
Leien munt gesprach nie baz.

Allein diese Bezugnahme Wolframs geht ohne Zweifel mehr auf den alten Dichter, den er, übrigens sehr unglücklich, nachzuahmen suchte, als auf ein Verwandschaftsband zwischen ihnen. Jene vorerwähnte Eschenbache aber dürften eher für Nachkommen Wolframs gehalten werden, da sie in Urkunden vorkommen, die in der Heimath des Dichters nicht allzulange nach seinem Tode aufgenommen worden sind.

6.

Wolframs Kunst. Seine Vorgänger. Parcival.

So dürftig die Quellen waren, aus denen wir schöpfen mußten, um die äußeren Lebensverhältnisse unsers Dichters kennen zu lernen, um so reicher entfaltet sein dichterischer Genius sich in seinen Werken vor unserm Auge, um so deutlicher vermögen wir aus den Zeugnissen seiner Zeitgenossen und Nachfolger zu erkennen, welchen Einfluß seine große Erscheinung auf die Poesie des Mittelalters gehabt hat, und wie sie von der jüngern Zeit aufgefaßt worden ist.

Heinrich von Veldeck und Hartmann von Aue sind es, die Wolfram mehrfach als seine Vorgänger und Meister in der Dichtkunst erwähnt; allein bei der Höhe, mit welcher er sie überragt, würde sein günstiges Urtheil über sie uns kaum erklärlich sein, wenn er, befangen in den Ansichten und Anforderungen seiner Zeit an die Kunst, sie nach dem höheren Maasstabe hätte messen können, den wir an sie und ihn legen. — Wolfram fand das ritterliche Epos in seiner ersten zarten Jugendblüthe bei seinem Auftreten, und hierin liegt der Grund seines Lobes, seiner Toleranz gegen die Pfleger dieser neuen von Frankreich nach Deutschland herüberversetzten Pflanze. Nicht die Zierlichkeit und Gewandtheit der Sprache Veldecks, worin ihn schon Hartmann bei Weitem übertraf, nicht die tiefe Auffassung der Fabel, wie wir sie im Parcival finden, nicht die Fülle wunderbarer Abentheuer, die auch schon in andern epischen Gedichten ausgebreitet lag, nicht endlich die Größe der Ideen, die den Dichter etwa bewegte, und die wir bei ihm vermissen, haben Veldek den hohen Ruhm errungen, den das ganze Mittelalter ihm zollt. Er aber war der Erste, der im schroffen Gegensatz zu dem bisher im Epos herrschenden einfachen Volkston, ein Heldengedicht in Deutschland einführte, das ungeachtet seines antiken Stoffes den Geist der schon weit mehr verfeinerten französischen Chevalerie athmete, dessen Helden in der Sphäre der höfischen Bildung sich bewegten; er war der erste, der hiermit in Einklang, doch zugleich mit

deutscher Wärme, Innigkeit und Reinheit die Minne in das Epos einführte, in einer Weise, wie das französische Mittelalter sie nie gekannt hat, wie sie nur im deutschen Minnegesange lebte, und von allen Nachfolgern als unerreichbares Muster der Nachahmung erkannt ward. — Von diesem Gesichtspunkte aus muß das Lob verstanden werden, welches Gottfried von Straßburg im Tristan (v. 4722 folg.), diesem Gedicht für Liebende, worin die Minne auf die höchste Staffel der Raffinerie getrieben wird, der feinste Dufthauch höfischen Lebens weht, und die Eleganz der Darstellung ihres Gleichen vergeblich sucht, dem alten einfachen naiven, gemüthlichen Meister giebt, dessen Art und Kunst noch so sehr weit hinter Gottfrieds zurück ist:

„Ihrer sind, und sind genug gewesen,
Reich an Verstand, in Rede gewandt.
So war's mit Heinrich von Veldeck bewandt.
Der sprach aus vollem Sinne;
Wie schön sang er von Minne.
Die Gedanken, wie formt' er sie schön!
Seine Weisheit, ich wähn',
Er aus Pegasus' Quelle nahm,
Von der alle Weisheit kam.
Ich hab' ihn selbst zwar nicht gesehn,
Aber die Besten hör' ich gestehn,
Die da bei seinen Jahren
Und seither Meister waren;
Die geben ihm den Preis:
Er impfte das erste Reis
In deutscher Zungen,
Woraus seitdem Gezweig' entsprungen,
Von denen die Blüthen kamen,
Aus deren Kelch sie entnahmen
Die Kunst meisterlicher Erfindung (kunde.)
Und ist davon die Kunde
So weit verbreitet,
So mannigfach umher geleitet,
Daß Alle, die nun sprechen,
Der Meisterschaft Krone brechen
In Worten und in Weisen
Von diesen Blüthen, von diesen Reisen.

Wir vermissen dagegen unangenehm bei Veldeck eine eigne großartige Weltanschauung, eine Behandlung der erzählten Begebenheiten mit freiem poetischem Geiste, eine Auffassung derselben von einem höheren Standpunkte aus, wodurch ihnen mehr Frische, Leben, Bewegung und tiefere Bedeutung würde gegeben werden.

Er erzählt zur Unterhaltung, und freut sich mit dem geduldigen Zuhörer der neuen, bunten Geschichte; ohne Einleitung führt er uns in die Mitte der Begebenheiten, und schwimmt mit dem Strome ihrer Erzählung ruhig, fast träumerisch fort, und nur in den Scenen und Episoden, wo die ritterliche Minne im Geiste seines Jahrhunderts ihr Spiel beginnt, tritt der Dichter glänzender hervor, und entwickelt eine Lieblichkeit, Herzlichkeit, eine innige Unschuld und Naivität, die kein Späterer nach ihm wieder erreicht hat. Ihm war der Gedanke fremd, daß die Poesie einen höheren Zweck als zeitkürzende Unterhaltung habe, und ganz trocken sagt er am Schlusse der Eneit (V. 13244).

Das ist zur Genüge wissentlich,
Wie es da dichtete Heinrich,
Der's in dem wälschen Buche las,
Das aus dem Lateinischen gedichtet was,
Ganz nach der Wahrheit.
Das Buch heißt Eneit,
Das Virgilius davon schrieb,
Wovon uns die Rede blieb,
Der todt ist seit manchem Jahr.
Log er nicht, so ist es wahr,
Was Heinrich darnach gemacht.
Er hat sich's vorher wohl bedacht,
Daß er durch seine Schuld nichts
Verderbe an dem Sinn des Gedichts,
Als er sich dessen unterwand.
Denn wie er's da geschrieben fand,
So hat er uns es vorgetragen.
Er konnte fälschlich nichts sagen,
Außer wenn das gelogen was,
Was er in dem Buche las.
War's das, so muß er unschuldig sein,
Sei es so im Wälschen oder Latein.

Schlimmer noch steht es mit dem ihm fast gleichzeitigen Herbort von Frißlar, der weder einen Begriff von dem hohen Beruf der Poesie überhaupt, noch einen von seinem eignen Beruf zum Dichten hat. Denn in seinem trojanischen Kriege gesteht er offen:

Es ist nicht der Rede werth
Daß er etwa dichten kann.
Doch nimmt er sich dessen an
Mit andern Dichtern.
Deren Schaar will er mehren;
Andres Lob begehrt er nicht.

Und ebenso gesteht Ulrich von Zatzikofen am Ende seines Gedichts von Lanzelot dû Lac: auf lieber Freunde Bitte habe er der Noth sich angenommen, das wälsche Buch, das im Besitz Hugo's von Morville war, Begleiters des Königs von England, der von Herzog Leopold von Oestreich gefangen worden, in deutschen Reimen wieder zu geben. [1])

Mit der größeren Ausbildung der lyrischen Dichtkunst, die die Freuden und Quaalen des eignen minnebewegten Herzens fast ausschließlich zum Gegenstand des Gesanges machte, ward indeß das Bedürfniß fühlbar, in ähnlicher Weise auch die Helden des Epos zu behandeln, sie in ähnlichem Geiste empfinden und handeln zu lassen. Der lyrische Sänger war geehrt an den Höfen wegen seiner Kunst; der epische Sänger begann, einen gleichen Anspruch auf Achtung zu machen, und mit Recht; es dämmerte in ihm die Ahnung eines eigentlichen Kunstprincips zugleich mit der Ahnung von der Würde und der Bedeutung seiner Kunst auf. Dies wird schon bei Hartmann von Aue und Wirnt von Grafenberg bemerklich. Hartmann beginnt seinen Iwein (V. 1) schon mit einem höheren Aufschwung:

Wer an rechtes Gute
Sich kehrt mit seinem Muthe.
Dem folget Glück und Ehre.

und wenn er auch weiter (V. 21) von sich sagt:

Ein Ritter, der unterrichtet was,
Und in den Büchern las, —
Wenn er seine Stunde
Nicht besser anwenden konnte,
Auch zu dichten pflag,
Was man gerne hören mag —
Der kehrte daran seinen Fleiß ꝛc.

so erscheint ihm im armen Heinrich doch die Dichtkunst schon nicht mehr als ein bloßer Zeitvertreib, worauf er sich nur lege, wenn er nichts besseres, d. h. ritterliche Werke vorzunehmen habe, sondern auch schon als ein Mittel, trübe Stunden sanfter zu machen; es gilt ihm als eine nicht unwürdige Beschäftigung, zu erzählen, was zu Gottes Ehre tauge, was den Leuten nicht blos angenehm sei sondern was auch zu ihrer Besserung gereichen könne (V. 6 fg.) und er fügt den frommen Wunsch hinzu: wer seine Erzählung lese oder vorlesen höre, der bitte zu Gott um sein Heil der Seele. Im ähnlichen Tone, fast mit denselben Worten spricht Wirnt von seinem Dichten (Wigalois, V. 124 fg.), dennoch fürchtet er aber auch noch, daß man ihm das Dichten werde zum Vorwurf machen, wenn er sich dadurch von ritterlichem Leben abhalten lasse (das. V. 2873)

[1]) Altd. Mus. I, S. 603.

Denn mit Gemächlichkeit kann Niemand
Große Ehre erwerben.
Mit Recht muß der verderben,
Der daheim sich verliegt, und jeder Zeit
Sich befleißt, daß mit Behaglichkeit
Seinem Leibe wohl sei.

Alle diese und Andre verrathen, ungeachtet einer gewissen Selbstgefälligkeit, dennoch eine so furchtsame Bescheidenheit, ja fast jungfräuliche Scheu, mit der Muse Umgang zu pflegen, daß sie damit einer Seits zeigen, wie ihnen selbst ihr poetischer Beruf noch nicht völlig klar geworden, und andrer Seits erkennen lassen, wie ihre nicht dichtende Mitwelt noch keineswegs geneigt war, der Poesie überhaupt den hohen Rang und die Würde zuzugestehen, die unsre Zeit ihr eingeräumt hat.

Um so überraschender, achtungswerther, ehrwürdiger muß uns Wolfram erscheinen, wenn er als der Erste dieser schüchternen Ansicht seiner Vorgänger, dieser geringschätzigen Meinung seiner Zeitgenossen mit aller Energie und Unverholenheit entgegentritt. — Wohl steht auch ihm Ritterspreis höher als Sängerspreis aber wie zum Schwerdtkampf ist er auch zum Singerkampf bereit, und er weist den Schwachkopf in die ihm gebührenden Schranken zurück, der nicht seinem Gedankenfluge zu folgen, der nicht fähig ist, seine Dichtung zu begreifen:

Versuchet es, ruft ihrer Drei,
An meiner statt, des Einen, herbei,
Und jeder besonders meistr' und dicht',
Um meiner Kunst das Gleichgewicht
Damit zu halten! daß es gelinge
Würden sie wunderliche Dinge
Zu Tage fördern, während ich
Allein geschickt das Wahre
Euch offenbare. (Parc. S. 4.)

Er zagt nicht, wie jene, vor der hohen Aufgabe, die er sich in seinem Werke gestellt hat:

Es unternahm das Lied ein Mann,
Der Sangeswerthes wohl prüfen kann,
Der das Hohe weiß vom Niedern zu scheiden,
Und es in liebliche Reime zu kleiden.

(Parc. S. 232). Sein Gedicht soll den Männern wie den Frauen eine Regel ihres Lebens, ihres Thuns und Lassens, ihres Liebens und ihres Hasses geben (S. 1—4). Er schilt auf die Einfalt der seichten Köpfe, die nur Geschichte hören wollen, ohne zu merken, was guter Lehre darin sei, die nur zum Schluß bringen, um ihre Neugier zu befriedigen; bei ihnen, denen die Geschichte zum einen

Ohr hinein, zum andern hinaus geht, müsse ihm freilich alle Mühe und Kunst mißlingen; denn sie wollen mit gerader Sehne schießen, und ein Bock oder ulmer Stock würde besser seines Liedes Sinn durchdringen als sie (Parc. S. 170, 556).

Aber dieses Selbstgefühl, dieser an Uebermuth grenzende Stolz ruht auf der festen Basis der Klarheit des Wollens bei dem poetischen Schaffen, auf dem scharfen Durchdringen des Gegenstandes, auf der Höhe des künstlerischen und ethischen Standpunktes, von welchem aus er die tiefe in der Sage ruhende Idee erfaßte, durch welche er dem vorgefundnen rohen Stoffe der Fabel erst eine unsterbliche Seele einhauchte; von welcher Behandlungsart seine Vorgänger noch keine Ahnung hatten; durch welche Behandlungsart er eine neue Aera in der deutschen epischen Poesie begründete. — Aus der nachfolgenden Abhandlung über die Sage vom heiligen Gral und den darin angezognen Quellen, so wie aus dem Titurel vermögen wir mit ziemlicher Sicherheit zu beurtheilen, wie Wolfram den Provenzalen Kiot zu seinem Zwecke benutzt, was er von seinem Gedicht sich angeeignet, was er als unnütz bei Seite geworfen hat. Blicken wir in das grenzen- und planlose Gewirr dieser unzählbar gehäuften Abentheuer der Artus- und Gralsage, wie es bei Chretien und im Titurel ausgebreitet ist, wie es im Roman von Perceval le Galois, in der histoire du St. Graal, im Tristan, Merlin und Lancelot sich wiederholt, so müssen wir die gewaltige Kraft und Sicherheit des Dichters in Handhabung dieses kolossalen, verworrenen, durch tausend kleine und kleinliche Episoden und Nebendinge zerrissenen Stoffes, müssen den wahrhaft shakespearschen Scharfblick und festen Griff in das Chaos bewundern, aus welchem er der ihm aufgegangenen Idee Gestalt und Hülle bildete; und diese Idee durchdringt das Gedicht in allen auch den kleinsten Nebenepisoden; bis in die entfernteste Faser erkennt man die Beziehung, in der sie zum Kern des Ganzen steht, und können wir nicht das träumerische Hinleben ohne Princip, das dünkelhafte Wesen ohne Grund, die tapfren Thaten ohne Zweck, das Gewirr der Abentheuer ohne Ende, das innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was alles freilich so stehend in den französischen Romanen ist, auch in unserm Parcival wieder finden. [1])

Wäre es möglich, die Bedeutsamkeit der aufgestellten Gruppen, und die Lichtreflexe der einzelnen Figuren gegen einander zu verkennen? Die stätige fromme Ritterschaft des Grals und die wander- und abentheuerlustige Tafelrunde; die heiligen Wunder von Montsalvas und die unheimlichen Zauber von Chateau-Merveille; der gläubig ringende Parcival, zu jenem erkoren durch Gebetes Kraft, und der weltlichritterliche Gawan, Besieger der Zauber durch materielle Gewalt; die Paare Parcival und Konduiramur, Gawan und Orgueilleuse, Sigune und Tschionatulander, Orilus und Jeschute, Melianz und Obie; das Leiden des Amfortas, die Strafe der Schuld; das moralische Leiden Parcivals, der Prüfstein zum Höchsten. Das wunderliche Gelübde Kunnewarens, Gurnemanz' Unterricht, Sigunens Warnungen, Kundrieens Fluch und Trevrezents fromme Lehren, wovon keines

[1]) Gervinus, l. c. S. 333.

überflüssig und planlos, treiben den Helden Parcival bis zu dem Punkt seiner geistigen Umkehr, wo wir ihn, nun arbeitend an seiner inneren Besserung und Heiligung, füglich eine Zeitlang können (episch ganz richtig) sich selbst überlassen, und in den Hintergrund treten sehen, während Gawan seinen Weg durch die Belagerung von Beaurocher, und die Abentheuer mit Anticonien, Orgueilleusen, Gramoflanz, Chateau-Merveille bis zu den Festen von Joflanze fortsetzt, der hier seinen Höhepunkt erreicht, aber nun durch das imposante Wiederhervortreten Parcivals im Kampf mit Feirefiß, und nach Kundrieens Verkündigung des Heils erst recht fühlbar werden läßt, wie tief all jenes ritterliche Ringen, all jene irdische Herrlichkeit zurückbleibt hinter der himmlischen Krone, die fürder Parcivals Haupt umstrahlen wird, wie nichtig jener Glanz und Ritterpreis gegen die Seeligkeit des Gralkönigthums ist.

Nehmen wir indeß jenen obenangedeuteten Tadel auch weniger strenge, oder haben wir vielleicht ihn mißverstanden, und erkennen wir auch in manchen Figuren, z. B. in Gamuret, in dem kampflustigen Segramors, dem eitlen Gramoflanz, dem lästersüchtigen Keye, dem in Liebe und Kampf leichtfertig stolzen Gawan, und in dem Treiben der Tafelrunde jenes gerügte principlose Hinleben, jene grundlose Dünkelhaftigkeit, an und für sich und abgesehen von ihren Beziehungen zu ihren Gegensätzen als richtig an, so läßt doch Wolfram, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, schon deutlich die Ironie durchblicken, mit welcher er gleichfalls dieses Wesen betrachtet, mit der Ariost es später schärfer geißelte, und die Cervantes auf die höchste Spitze trieb. Dieses Ueberflügeln seines Zeitalters ist um so merkwürdiger, als das Letztere noch in eben den Stimmungen und Geistesrichtungen alles Ernstes schwärmte, die Wolfram schon zu belächeln wagt, die den Geschmack seines ritterlichen Publikums in Entzücken versetzten, die in allen aus Wälschland herübergekommenen Romanen so stereotyp waren, daß es schon deßhalb für ein Wagniß gelten mußte, sie mit andrem Sinne zu betrachten, — eine Selbstständigkeit und Freiheit, zu der keiner seiner Vorgänger sich erhaben hat.

Das Verbot des Artus an seine Ritter, nicht bei nahenden Abentheuern wie jagdmuthige Rüden aus einander zu sprengen (Parc. S. 194) ist nicht ohne Ironie angeführt; die Worte ebendas.:

Ist's wahr, was oft ich hörte sagen,
Artus, der frühlingsel'ge Mann
Was irgend nur er je begann,
Begab sich stets an Pfingstentagen —

ist ein directer Spott über die Eintönigkeit und hergebrachte Form der Artusgedichte, der sich S. 214 wiederholt. Nicht ohne Absicht legt er dem Gawan die strenge Mahnung gegen Orgueilleuse in den Mund, daß sie nicht Spott mit Ritterschaft aus bloßer Laune treiben dürfe (S. 429). Er tadelt ausdrücklich das hohle Spiel mit den Namen Kupido und Amor: „Die rechte Lieb' ist wahrhaftige Treue" (S. 369). Laudinens Wankelmuth, ganz im Geiste der franzö-

sischen Ritterpoesie, hat nicht seinen Beifall (S. 178, 593); das wunderliche Gelübde Antanors zieht diesem den Titel eines Narren zu (S. 117.), und der Raufbold Segramors entgeht dem Spotte des Dichters ebensowenig, als Gawans eitle Galanterie von Keyes Spott geschont wird (S. 208, 196). Er findet die Sitte, daß fremde Ritter ohne allen Grund sich anrennen auf Leben und Tod, sehr widersinnig (S. 374), und ich glaube die Worte beim Kampf Parcivals mit Feirefiß L. 737, 25:

Ich sorge des, den ich hân brâht,
Wan daz ich trôstes han gedâht,
In süle des grâles kraft ernern.

nicht mißverstanden zu haben, wenn ich in der Uebersetzung (S. 512: zu meinem Troste hoffe ich noch") die leise Ironie des Dichters etwas lebhafter hervorhob.

Jenes klare Bewußtsein bei Entwickelung der poetischen Konception, und die Genialität bei Sonderung und Ordnung der großen vielgestaltigen Massen hat uns schon aus der schönen symmetrischen Eintheilung des Gedichts in stiller Größe entgegen geleuchtet (Parc. Einl. S. V. und VI.); der Dichter selbst spricht es aber auch — bisher ohne Beispiel — aus. In den französischen Romanen, namentlich auch in Chretiens Parcival, verschwimmt der eigentliche Held unter einer Masse Anderer, deren Thaten fast mehr Raum einnehmen, als die seinigen und die ohne inneren Zusammenhang neben denen des Helden herlaufen; beim ersten bedeutenderen Auftreten Gawans aber findet Wolfram schon Veranlassung, es gewissermaßen zu rechtfertigen, daß er sich nun eine Zeitlang vom Haupthelden abwende (S. 237). Nicht blos das Herrliche und Große muß vom Helden gesagt, es muß in seinen Thaten gezeigt werden; im Umweg, wie die angezogne Sehne des Bogens, muß der Zuhörer geleitet werden, um so prägnanter den Schluß herbei zu führen; durch diesen Umschweif muß aber um so deutlicher die Tendenz des Ganzen erkennbar und verständlich werden; der Dichter müsse die Kunst verstehn, den Knoten zu schürzen, und die Auflösung an dem Orte zu geben, wo sie ihre rechte Wirkung thut (S. 313).

Wie Wolfram der Erste ist, der seiner Dichtung mit klarem Bewußtsein eine bestimmte Idee unterlegte, so ist er auch der Erste, der seinen Figuren einen fester gezeichneten Karakter verlieh. Ueberall findet er in der Tüchtigkeit der Gesinnung die wahre Würde des Mannes, die dem gemäß sich in Thaten bewähren soll. Aus sich selbst muß der Mann den Grund seines Thuns entnehmen;

Es trage der Mann der Minne Pein,
Bis daß er durch sie selber finde,
Wie ihre Quaalen er verwinde. (Parc. S. 371.)

Gâmuret verschmäht das Selbstlob und will nur durch eigne preiswürdige Thaten sich das Lob Fremder erwerben (S. 13); Keye ist ihm kein bloßer Spaßmacher,

sondern er stempelt ihn zu einer derben tüchtigen Natur, wenn sie sich auch in eine barocke Form kleidet (S. 206 u. 596). Das rein Aeußerliche, womit Andre ihre Helden prunkend ausstatten, kann ihm nicht bei seinem Helden genügen; sein Parcival ist kein Tristan, der durch elegante Bildung sich auszeichnet, der weder Harfe noch Geige spielt, der keinen Hofmeister Kurvenal hat, welcher das Wunderkind zur höchsten Prachtblume adliger Hofsitte entfaltet (S. 110, 111). Dagegen wird im Parcival der rohen Kraft der Ritterlichkeit, ihrer ziellosen Thätigkeit, dem Egoismus, der Gewalt und materiellen Ueberlegenheit ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäß ist. Das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das diesen innern Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie karakterisirt.[1]) Parcivals Thaten, sein Irren und Ringen, sein Leid, wie sein endliches Heil, gehn von einem festen einigen Mittelpunkt aus, und beziehn sich dahin zurück; das ganze Schicksal des Heldenjünglings wird in dessen eigne Brust gelegt; der Dichter sagt selbst einmal (S. 510):

Und nun befehl ich all sein Heil,
Sein ganzes Schicksal seinem Herzen.

Wir vermögen die ganze innere Entwickelung des Jünglings in allen ihren feinsten Nüancen bis in die tiefsten geheimsten Falten seiner Seele zu verfolgen.

Mag man nun in diesem Gedicht den Kampf des Individuums mit der Welt, der Wirklichkeit mit dem Ideal, mag man darin eine Apotheose des christlichen Ritterthums im Geiste des Mittelalters und der Zeit der Kreuzzüge, oder die Durchbildung der angebornen Reinheit des Menschen zu dem durch den Zweifel an Gott und Welt geläuterten wahren Glauben, oder die Idee: „das Himmelreich werde nicht erworben durch Kampf und Ritterthaten, nicht durch eigne Willenskraft und Kraftanstrengung, aber als Gnadengabe auf dem Wege der Reue und Demüthigung, des Glaubens und Gebetes dem zu Theil, der auch im Labyrinthe von Zweifeln und Mißgeschick mit stätiger Treue ernstlich darnach ringt;“ — mag man dieses und vieles andre noch darin finden — mêr vindet, der wol suochen kan (Willeh. 446, 16) — ich will darüber nicht rechten; das aber wird man nach dem Bisherigen, nicht in Abrede stellen können, daß der Parcival das wundersame Schauspiel gewährt, daß er einer Seits uns durchaus in das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert zurückführt, uns die ganze ideale Ritwelt, wie sie in der Phantasie der Dichter, und gewiß auch im Geist vieler

[1]) Gervinus, l. c. I, S. 368.

ritterlichen Edlen jener längst für uns verschollenen Zeit lebte, aufschließt, und uns den Dichter zeigt mit allem Glauben und Aberglauben seiner Zeit, mit seinem beschränkten Wissen, und in der Befangenheit von Irrthümern, die uns oft ein Lächeln abzwingen: — daß er andrer Seits aber, wenn wir die poetische Behandlung des Gegenstandes, die im Gedicht niedergelegte Idee, und deren Durchführung und die künstlerische Individualität des Dichters in's Auge fassen, er durchaus der neusten Zeit anzugehören scheint, und eine ganz moderne Kunstansicht verräth. In der That schlägt aber auch der Parcival den ersten Ton zu den dichterischen Darstellungen an, die nach ihm sich nun fortan in der Geschichte der Poesie wiederholen, deren Konstruction wir, die wir auf den Schultern der Vorwelt stehn, so natürlich als nothwendig finden, die ohne fremdes Vorbild aber in's Leben zu rufen, nichtsdestoweniger ein so eminentes Genie erforderte, wie das Wolframs von Eschenbach gewesen ist.

7.

Wolfram und seine Zeitgenossen. Wilhelm v. Orange. Titurel.

Der nächste Dichter, auf den Wolframs Einfluß sich geäußert, ist Wirnt von Grafenberg (oder Gräfenberg), ein Ritter, dessen Burg über dem gleichnamigen Städtchen lag, das später an Nürnberg kam. In seinem ersten (und uns einzig übrig gebliebenen) Heldengedichte Wigalois [1]) herrscht dieselbe reine und richtige Sprache, dieselbe Klarheit, Einfalt und Anmuth, die über Hartmanns Iwein einen so lieblichen Zauber verbreiten; er schmiegt im Ton des Ganzen sich an Hartmanns Weise an, und es giebt kein andres Paar altdeutscher Gedichte, wie der Iwein und Wigalois, das uns mit solcher Familienähnlichkeit überrascht. Abweichend von Hartmann dagegen bemerken wir bei ihm eine freiere subjectivere Behandlungsweise der Fabel, die ein Knappe ihm vorerzählte; er liebt es, die Erzählung seiner Quelle mit steten Bemerkungen, wie sie ihm Menschenkenntniß, Sagen- und Dichterkunde, und Moral eingeben, zu begleiten; er hadert mit dem Knappen, ob er auch richtig erzähle; und in dieser Subjectivität und Freiheit hatte ihm Wolfram im Parcival das Beispiel gegeben, dem er V. 6343 das Lob ertheilt, das bis auf späte Zeiten sprüchwörtlich geworden ist:

her Wolfram,
Ein wise man von Eschenbach,
Sin herze ist ganzes sinnes tach;
Leien munt nie baz gesprach.

---

[1]) Wigalois, der Ritter mit dem Rade. M. Beneke. Berlin, Reimer. 1819. 8.

Er erwähnt, da er den Wigalois um 1212 dichtete, noch nicht des Wilhelm und Titurel Wolframs, dagegen zum Oefteren des Parcival, z. B. 8244, 6325 und a. O. und es finden ſich ſelbſt Nachahmungen einzelner Ausdrücke, z. B. V. 8448: da wurde gevaterschaft zetrant (Parc. L. 78, 7: heinlich gevaterschaft Wart da zefuort mit zornes kraft);

V. 9282: Gott si zer werlte brahte,
Do ze freuden stunt sin muot;
(Parc. L. 148, 24: Geherret noch gefrouwet
Wart nie minnichlicher fruht.
Got was an einer süezen zuht,
D'or Parcivaln wohrte),

ein Gedanke, der ſich nun öfter bei den jüngern Dichtern wiederholt, z. B. Gottfried von Nifen: Got der was in früeden, do er dich als ebene mas M. S. I, 22[b]) und Graf Werner von Honberg (M. S. I, 24[b]):

Got der was in hohem werde,
Do er geschuof die reine fruht;
Wan ime was gar wol ze muote.

Die Aeußerung V. 2259:

Und wil unser got pflegen,
So suln wir ere und leben
Umbe so lihte sache niht geben,

ſtimmt ganz mit Wolframs Mißbilligung der ritterlichen Kampfluſt dieſer irrenden Helden, die um nichts und wider nichts auf Tod und Leben ſtreiten. Ingleichen die Betrachtung V. 2146—2158: bi den ziten was der site, daß der Ueberwundne ſeinen Eid hält, den der Sieger ihm abgenommen; des waere ouch noch der werlte not!, und viele andre Stellen. Allein er tritt nicht, wie Wolfram, dem Urtheil der Welt keck und muthig entgegen, ſondern wendet ſich lieber von den Böſen weg, die wohl die Ohren ihm hin, aber das Herz abkehren; er verzagt an der Beſſerung der Schlechten, und will nur den Wohlgeſinnten und Guten gute Lehre, den Trauernden ſüße Linderung geben; er klagt über ſeine geringen Fähigkeiten; der myſtiſche Zug Wolframs fehlt ihm; ſeine Jugend hat ihm noch nicht die Selbſtſtändigkeit deſſelben gegeben; wir vermiſſen im Wigalois die Gleichmäßigkeit und Geſchloſſenheit des Iwein, die Herrlichkeit und Tiefe des Parcival, ſo wie die glänzende Vollendung des Triſtan. — Er ſteht ſtaunend vor der Größe ſeines Meiſters, und wagt nicht, ſich zu ſeiner Höhe kühn hinauf zu ſchwingen.

Wolfram von Eſchenbach hatte zuerſt die Zauberformel ausgeſprochen, welche aus dem Chaos der wälſchen Fabelwelt einen Geiſt heraufbeſchwor, wie er noch nie erſchienen war, und vor deſſen impoſanter Gegenwart alles, was ihm nicht diente, wie dürrer Zunder in Staub und Aſche zerfiel. Dieſer Blitz in die Finſterniß

hatte gezündet, und er berührte einen Genius mit dem himmlischen Feuer, der nicht minder groß, nicht minder originell, wie Wolfram, sich aufgerufen fühlte zu gleichem Zauberwerk. Es ist Gottfried von Straßburg. Frei von Nachahmung, selbstständigen Geistes, ausgerüstet mit der tiefsten Kenntniß des menschlichen Herzens, mit dem gebildetsten Geschmacke und einem Glanz der Sprache, den vor und nach ihm kein Andrer erreicht hat, ergriff er die bretonische Sage von Tristan und Isolde; geleitet von derselben Kunstansicht, wie Wolfram, daß der Stoff nur ein Todtes, die vergeistigende Behandlung desselben aber das Lebendige und Belebende sei, und das Ziel des wahren Dichters sein müsse, gelangte er aber zu einem Ende, daß er und Wolfram, sein Tristan und dessen Parcival, in unversöhnbarem Gegensatz sich wie Nord- und Südpol einander gegenüberstehn, eine Vereinigung beider nicht möglich ist, die Bewunderung Beider so lange getheilt bleiben wird, als die Welt der Phantasie oder dem Verstande, der heitren Freude oder dem tiefen Ernste, der zerstreuenden Unterhaltung oder der Belehrung und Erkenntniß, dem Genuß des diesseitigen Lebens oder dem Ringen nach einem höheren Jenseits mehr geneigt ist. Finden wir zwar die verschiedenartige Anschauung der Welt und ihrer Verhältnisse bei beiden Dichtern tief in der menschlichen Natur begründet, so wird uns die Leidenschaftlichkeit, mit welcher Gottfried gegen Wolfram auftritt und ihn schonungslos angreift, doch nur völlig erklärlich und verständlich, wenn wir uns seine Ideen über den letzten Zweck der Kunst selbst, und über deren Verhältniß zu dem damaligen Leben klar zu machen suchen; nicht der ethische, sondern der künstlerische Standpunkt ist es vorzüglich, von dem aus Gottfried seine Pfeile gegen Wolfram sendet. Im vorigen Abschnitt haben wir anzudeuten versucht, was nach Wolframs Ansicht von dem Zuhörer der Dichter fordern, was der Dichter dem Zuhörer gewähren soll, daß das Lied nicht zum einen Ohr hinein, zum andern hinaus gehe, sondern er in ihm einen Spiegel der Welt, ein Buch der Weisheit und ewig wahrer Lehre erblicke. Indem wir im Parcival zwar in die ideale Ritterwelt eingeführt werden, so wird sie doch dem höhern Leben im Glauben untergeordnet und alle Herrlichkeit dieser so hoch gepriesnen Welt erhält erst Werth uud Bedeutung durch das Ringen des Geistes, im Kampf mit ihr und mit sich selbst um sich ihr zu entwinden, und auf der seeligen Höhe der Leuterung sich selbst wieder zu finden. In diesem Abwerfen des irdischen Strebens, in dem ironischen Lächeln Wolframs über das bretonische Heldenthum, in der Aufstellung eines Karakters, der im Kampf mit der wirklichen Welt diese sich unterthänig macht durch den Sieg über den Zweifel in seiner Brust lag theils ein so lehrhaftes Element, das, wenn es der Poesie nicht gefährlich werden sollte, die Kraft eines Meisters verlangte, um es in den ihm gebührenden Schranken zu halten, wie wir in der That auch bald nach Wolfram dies Element in Fridanks Bescheidenheit und im wälschen Gast entschieden hervortreten sehn; theils drohte dieses Beispiel eines männlichkräftigen der wirklichen Welt angehörigen Karakters die ganze ideale Gemüthswelt, in welcher namentlich die lyrischen Dichter sammt allen höfisch Gestimmten schwärmten, über den Haufen

zu werfen, schien die epischen Helden in einer bisher nicht bemerkten eitlen Hohlheit zeigen zu wollen, und so allem, was man bisher als hohe Poesie und anziehende Geistesunterhaltung erkannt hatte, den Stab zu brechen, und den Untergang zu bereiten. — Diesem entgegen arbeitend entfernte Gottfried aus seinem Gedichte alles, was an den Ernst einer tiefen Weltanschauung erinnert, was den Geist in ein Grübeln und Nachdenken versenkt, das ihn abzieht von dem heitren Genuß der Gegenwart, das unter Hinweisung auf ein unbestimmtes unbekanntes Jenseit das Diesseit bedeutungslos und nichtig könnte erscheinen lassen. Sein Buch soll den Traurigen froh, den Unglücklichen heiter stimmen, seine düstren Gedanken zerstreuen, ihn mit der Gegenwart versöhnen; sein Held ist mit der Anmuth jeder geselligen Tugend ausgerüstet, die höchsten Reize, die ausgesuchtesten Genüsse, die heiterste lachendste Umgebung breiten sich um ihn her; der Dichter führt mit der vollendeten Kunst eines Meisters uns in die ideale Gemüthswelt des damaligen Ritter- und Hoflebens, und indem er die Liebe in ihrer feinsten Entwickelung zum Gegenstand seines Gedichts machte, traf er hiermit nicht blos den rechten Mittelpunkt der Gemüthswelt überhaupt, sondern zugleich auch den verwandtesten Ton, der in den Herzen der Hörer einschmeichelnd wiederklang, und gewann eben durch diese zum Gegenstand der Behandlung erwählte, der realen Welt ohnehin schon abgeneigte, von ihr oft feindselig behandelte Leidenschaft die Möglichkeit, die Handlung ganz in das Gebiet der Phantasie hinüber zu spielen, alle konventionellen Verhältnisse, soweit sie seinem Zwecke nicht dienen, alle Moral und alle Satzungen des Glaubens, die der ungehemmten Gluth der Liebe entgegentreten, in den Hintergrund zu rücken, und als für ihn und für seine Liebenden nicht vorhanden zu beseitigen. Die unzähligen Klagen und Freuden der Minnesinger in ihren lyrischen Gedichten gehen hier in Handlung über und gestalten sich episch. Und diese Losreißung vom bisherigen Heldengedicht zu vollenden, lehnt Gottfried überall weitläuftige herkömmliche Beschreibung von Schlachten, Heldenthaten und Ritterfesten ab; in der berühmten Stelle von Tristans Schwerdtleite (V. 4587 folg.) beginnt er:

„Sind die Gesellen nun in Zier
Und Schmuck gerüstet nach Gebühr —
Wie fang' ich meine Rede nun an,
Daß ich Tristan,
Den werthen Helden, so bereite
Zu seiner Schwerdtleite,
Daß man es gern vernimmt,
Und wie es der Sage geziemt?
Ich weiß nicht, was ich davon sage,
Das Euch genüge, und behage,
Und das schön dieser Sage steh.
Denn bei meinen Tagen und eh

Hat man so trefflich erzählt
Von der Herrlichkeit der Welt,
Und von reichem Geräthe —
Wenn ich der Verstande hätte
Zwölf, wie ich einen, und keinen mehr
Besitze, und spürte damit umher, —
Und wär's gefüge,
Daß ich zwölf Zungen trüge
In meinem einen Mund, und könnt'
Deren jede sprechen, wie mir's vergönnt
Ist, mit der einen zu thun —
Ja, ich wüßte doch nimmer nun
Es anzufangen,
Von Reichthums Prangen
Zu reden so gut und erlesen,
Daß nicht schon besser es dagewesen.
Ja, ritterliche Herrlichkeit,
Die ist in Wahrheit
Schon in so vieler Art beschrieben,
Ist so mit Rede abgetrieben,
Daß ich eine Rede nicht kann erneun,
Woran sich kein Herz mehr mag erfreun.

Ebenso flüchtig deutet er nur mit hüpfendem Finger auf tiefes herzzerreißendes Leid hin und weiset den Erguß jammernder Klagen von sich ab, denn die Freude der Liebe, die selbst aus dem tiefsten Schmerze Honig saugt, die in jedem Hemmniß nur neue Nahrung, erhöhten Genuß findet, das ist seine Welt, und die Welt seines Helden. Er nennt nun die Dichter, die würdig Tristans Schwerdtleite verherrlichen könnten, und ladet sie gewissermaßen zum Feste. Hartmann von Aue ist einer der ersten, die er rühmt, indem er fortfährt:

„Hartmann, der Auer, der —
Ha, wie dieser die Mähr',
Beides, außen und inne
Mit Wort und mit Sinne
Durchfärbt und durchzieret,
Wie seine Rede fixiret
Der Aventüre Gedanken!
Wie rein und klar, stets von den blanken,
Seine kristallenen Wörtlein
Sind und immer müssen sein!
Sie nahen so schmeichelnd sich dem Mann,
Schmiegen dem Mann sich so sittig an,

Wie rechtem Muth sie hold anmuthen.
Wer gute Rede im Guten
Und auch richtig kann erfassen,
Der muß dem Auer lassen
Seine Lorbeerkrone zu jeder Frist.

Hier bereitet sich der folgende Ausfall auf Wolfram vor, über den die Erwähnung des springenden Haasen mit Beziehung auf Parcival S. 1 keinen Zweifel läßt, und wozu dem Gottfried die leise Mißbilligung des Benehmens der Lunete im Parc. S. 178 (S. Anm. S. 594 das.) Veranlassung gegeben haben kann, gewiß aber mehr die Ansicht Wolframs gegeben hat: daß der Dichter nicht blos zu den Wohlgesinnten, sondern auch zu den Uebelwollenden reden, und deren hämisches und seichtes Urtheil bekämpfen solle durch den Ernst, die Wahrheit und Kraft des Gedankens. Daher das „sprachgewaltige Ringen mit der reichsten Gedankenfülle," wie Lachmann Wolframs Darstellungsweise treffend bezeichnet; und vergleichen wir Wolframs Ernst, oft Schwere, seine scharf hineinblitzende Ironie, die Allgegenwart und Verknüpfung des Nächsten und Fernsten, um den Gedanken in seiner ganzen Prägnanz heraufzubeschwören, mit dem anmuthigen glatten leichtgewandten Tone Gottfrieds, dessen Rede wie ein ewig lebendiger Springquell mit den schimmerndsten Farben in zierlichster Geschwätzigkeit dahin fließt, der uns fast nirgends Raum läßt, zwischen den Zeilen zu lesen, außer wo er uns selbst dazu anweist, und einen Gedanken, wie einen Ball, oft überlästig, hin und herspielt, bis uns keine Seite desselben verborgen geblieben, und sehen wir, daß er eben dies, und die Klarheit und Einfachheit der Erzählung als die höchste Vollendung künstlerischer Darstellung rühmt, so wird es begreiflich, daß eine Versöhnung beider Dichter unmöglich bleibt, und daß wir Moderne uns ebenso sehr auf Wolframs Seite neigen, wie Gottfrieds Zeitgenossen gewiß in der Mehrzahl sich diesem zugewandt haben. Von seinem Standpunkt aus hatte Gottfried Recht, fortzusprechen:

„Doch wer des Haasen Geselle ist,
Und auf der Worte Haide
Herum kapriolt die Läng' und Breite,
Die Worte würfelt, und deß Begehr
Noch zu seinem Kränzlein von Lorbeer
Nach Bewundrung steht, die Niemand mag theilen,
Der erlaub' uns, uns nicht zu übereilen
Mit der Bewundrung; — wir wollen fein
Doch auch bei der Ruhmeskrönung sein,
Mit eignem Urtheil prüfen, wir,
Die die Blumen helfen lesen hier,
Mit denen dasselbe Lorbeerreis
Umflochten ist in Kranzes Weis'!
Wir wollen wissen, was jeder begehr,

Und wer da will, der springe her,
Und bringe seine Blume dar;
So nehmen wir an den Blumen wahr,
Ob sie der Art sind, daß ohne Schämen
Wir dem Auer dürfen nehmen
Und ihm geben das Lorbeerreis?
Dieweil aber Niemand, der den Preis
Mit größrem Recht als er empfangen
Dürfte, daher ist gegangen,
So helf' Euch Gott, so lassen wir
Einstweilen jenem die Lorbeerzier.
Niemand sei — wollen wir — damit geziert,
Dessen Worte nicht glänzend glatt polirt,
Dessen Rede nicht eben und schlicht,
Daß, wer einfachen Sinnes, aufgericht't
Und schön daher trabt, dessen Fuß
Nicht etwa darüber stolpern muß.

Ebenso, wie die Form, tadelt Gottfried aber auch den Inhalt des Gedichts seines Gegners. Im Tristan spannt uns nicht die Verwicklung einer reichen Fabel, sein Hauptziel ist die Schilderung des Seelenlebens, Herz und Gemüth in seinen zartesten Regungen, in seiner rasendsten Gluth darzustellen, und die Liebe, je verdammenswerther und sündhafter sie sich gestaltet, desto höher zu verherrlichen, wenn sie gewissermaßen als siegender Märtyrer der Konvenienz, der Moral und Religion die Schranken überspringt, die diese um sie ziehen wollen. Das Mysterium dieser Liebe ist freilich einfacher und greiflicher, als das Mysterium des heiligen Grales, und Gottfried schließt seinen Ausfall also:

„Die Jäger seltsamer Geschichten,
Die sie noch seltsamer berichten,
Die mit Glossen sie schmücken,
Und stumpfe Sinne berücken,
Die Gold aus schlechten Sachen
Den Kindern wollen machen,
Und staubigen Meergrand
Aus ihrer Büchse schütten zu Hand,
Die geben mit dem Stock uns Schatten,
Nicht mit dem grünen Lindenblatte,
Noch mit Zweigen und Aesten.
Ihr Schatten thut den Gästen
Gar selten in den Augen wohl.
Wenn man die Wahrheit sagen soll:
Davon geht guter Muth nicht aus,

Das ist der Herzensluſt ein Graus.
Ihre Rede ist nicht so gethan,
Daß ein edel Herz dabei lachen kann.
Dieſe Seltſamkeitenreiter
Die müſſen Ausdeuter
Mit ihren Sagen laſſen gehn;
Man kann ſie ſo nicht verſtehn,
Wie man ſie hört und ſieht.
Wir aber haben die Muße nicht,
In den ſchwarzen Büchern dazu
Die Gloſſe zu ſuchen. —

Bei der Berühmtheit, welche das Gedicht von Triſtan und Iſolde ebenſo ſchnell als der Parcival erlangte, konnte es nicht fehlen, daß Wolfram bald von dieſem heftigen Angriff Gottfrieds Kenntniß erhielt. Allein im Bewußtſein ſeines Werthes nimmt er das, was Gottfried an ihm getadelt, mit Ruhe und Gleichmuth auf, und ſcherzt ſelbſt im Wilhelm von Orange über den Vorwurf der Dunkelheit: „Ein ungefüger Champagner könnte viel beſſer als ich franzöſiſch ſprechen. Seht nun, wie ich an denen mich räche, denen ich dieſe Geſchichte deuten ſoll; die ſollten eigentlich deutſch verſtehn. Aber mein Deutſch iſt zuweilen ſo ſchwierig, daß mir leicht einer zu wenig verſteht, wenn ich's ihm nicht ſogleich erkläre; und ſo halten wir beide einander auf.“

(S. 61. L. 237, 5). Ein ungefüger Tschampâneys
Kunde vil baz franzeys
Dann ich, swiech franzoys spreche.
Seht waz ich an den reche,
Den ich diz maere diuten sol:
Den zaeme ein tiutschiu sprâche wol:
Min tiutsch ist etswâ doch sô krump,
Er mac mir lihte sîn ze tump,
Den ichs niht gâhs bescheide:
Dâ sûme wir uns beide.

Mild, mit Scherz und Anerkennung antwortet er ſeinen Tadlern: „Was ich von Parcival ſprach, lobte mancher; auch waren viele, die es tadelten — und ihre eigne Rede ſchöner zierten. Hab ich noch künftig Zeit, ſo will ich dann alles klagen, was mir zu Leide geſchehn iſt, und was allen Andren ſeit Jeſu Taufe.“

(S. 37 u. 38 L. 4, 19). Ich Wolfram von Eschenbach,
Swaz ich von Parzivâl gesprach,
Des sîn âventiur mich wiste,
Etslich man daz priste:

Ir was ouch vil diez smaehten
Und baz ir rede waehten.
Gan mir got sô vil der tage,
Sô sag ich mîne und ander klage,
Der mit triwen pflac wîp unde man
Sît Jêsus in den Jordan
Durch toufe wart gestôzen.

Die Worte maere diuten, das krumpe tiutsch, das rede baz waehen deuten nicht blos wörtlich auf Gottfrieds Ausfall, sondern vorzüglich das letztere auf Dichter, und nicht auf Leser, und gerade Gottfried rühmt mit schlecht verhehlter Eitelkeit von sich, wie meisterlich er seine Rede ziere, und erklärt die hofeliche Sprache für ein sehr wesentliches Erforderniß einer Erzählung für Gebildete. — V. d. Hagen [1]) setzt Gottfrieds Tod etwa zwischen 1240 bis 1250; allein da er über den unvollendeten Tristan starb, gewiß mit Unrecht, indem alle Zeugnisse darauf hindeuten, daß Gottfried ein Aequale Wolframs und der Tristan ganz kurz nach dem Parcival erschienen sei, wenn wir selbst von den eben angeführten Stellen im Wilhelm von Orange absehn. — Der der Zeit nach nächste und darum wichtigste Zeuge ist Thomassin von Zirkeläre in seinem Sprüchgedicht der wälsche Gast, das er um 1216 gedichtet hat, der in der Reihe der poetischen Figuren, die er den Junkern als Exempel aufstellt, nach dem Erek, Iwein, Gawain (Hartmann von Aue) des Tristan u. z. in einer Weise, die sichtlich an Gottfrieds höfischfein gebildetes Bürschchen in den Worten „an gefüege volgent Tristant“ erinnert, und sogar dann erst des Kaie und Parcival gedenkt; [2]) den Zweifel, ob Thomassin nicht auch auf französische Gedichte angespielt, widerlegen aber seine Worte:

Ir habt nu vernomen wol
Was einer hoeren und lesen sol
— — — — — — — —
— — — — — — — —
(Die aventiure) bezeichnent doch vil gar
Waz ieglich man tun sol
Der nach frumkeit wirbet wol,
Davon ich den danken wil,
Die uns der abenture vil
In tiutsche zunge hant gechert.

Auch Rudolf von Montfort, der ziemlich streng die Zeitfolge beobachtet, zählt in der bekannten Stelle seines Wilhelm von Orleans [3]) oder Durlens [4]) (um 1250)

[1]) Werke Gottfr. v. Str. S. IX.
[2]) Docen, Miscell. II, S. 296. — [3]) Docen, Miscell. II, S. 150.
[4]) Mone, Anzeiger für Kunde des M. A. 1835, S. 27 und 271.

hinter Veldeck, und Hartmann, unſern Wolfram, und daneben Gottfried, dann Blicker, Zatzikofen, Wirnt, Fridank u. ſ. w. auf, und damit in Uebereinſtimmung ſteht die nunmehr ſchon dritte Nachahmung der oben mitgetheilten literariſchen Stelle aus dem Triſtan im Spruchgedicht Renner von Hugo von Trimberg [1]) der die Hauptdichter der Vorzeit in folgender Reihefolge nennt: Hartmann (Erek, Iwein) Gottfried (Triſtan), der Verfaſſer des König Rother, dann Wolfram (Parcival) und Wirnt (Wigalois). Auch aus den von Gottfried ſelbſt genannten Dichtern: Blicker, Hagenau, Walther iſt kein Grund zu entnehmen, Gottfrieds Tod bis zum Jahre 1240 oder 1250 herabzurücken.

Trotz jener milden Aufnahme des Tadels mag Gottfrieds Gedicht nicht ohne Rückwirkung auf Wolfram geblieben ſein. Wie oft auch Wolfram im Wilhelm mit ſelbſtgefälligem Behagen und mit einem gewiſſen Stolze auf ſein Meiſterwerk, den Parcival, zurückblickt (er ſpielt ed L. V. 55, 1; 73, 23; 99, 29; 125, 28; 271, 17; 279, 13; 283, 27; 356, 8; 379, 27; 403, 20; darauf an) ſo vermiſſen wir doch in dieſem jüngeren Gedicht das faſt übermüthige Selbſtlob, das in einigen Stellen im Parcival uns beleidigen will; dagegen entdeckt ſich ungeachtet der reicheren und feiner ausgebildeten Form eine auffallende Erkältung der Begeiſterung für ſeinen Gegenſtand, die im Parcival aus jeder Zeile ſprühet, was ſeinen guten Grund zwar darin haben mag, daß der Wilhelm kein Gedicht ſeiner Wahl, ſondern die Ueberſetzung eine Aufgabe des Landgrafen Hermann von Thüringen war, daß er deßhalb ſich mehr dem franzöſiſchen Original angeſchloſſen, und namentlich dem Geſchmack ſeines Gebieters in allzulangen Schlachtenſchilderungen mehr als billig geſchmeichelt habe; was den Dichter zwar entſchuldigen, aber nicht rechtfertigen kann. Ja in einigen Stellen arten ſein Humor dergeſtalt ins Barocke und ſeine Gleichniſſe und Verknüpfungen ins Widerliche aus, daß man faſt genöthigt iſt, an einen Widerwillen des Dichters ſelbſt gegen dieſes ihm aufgetragne Werk zu glauben. Mit welcher erhöhten Liebe und Begeiſterung er ſich dagegen einem ihm mehr entſprechenden Stoffe nachher zu wandte, beweiſen die beiden Fragmente von Titurel, in welchen die früheren Auswüchſe ſeiner Manier völlig beſeitigt ſind, worin mit der größern Entfernung ſeiner Perſon aus dem Gedichte er zugleich ſeine ironiſche Behandlung und ſatyriſche Bitterkeit entfernte, er eine viel größere Objectivität entwickelt, und ſeine Kunſt zu karakteriſiren noch ungemein vorgeſchritten erſcheint. Es iſt ſchwer zu beklagen, daß gerade von dieſem Gedicht das zuerſt die hemmende Feſſel der kurzen Reimpaare abwarf, uns nicht einmal ſo viel überliefert iſt, um zu erkennen, in welchem Sinne Wolfram dieſe Epiſode Sigunes und Tſchionatulanders, die er ſchon im Parcival mit ſo großer Liebe behandelt hat, auszuführen beabſichtigte. Die Fabel, wie ſie der Titurel erzählt, läßt uns nur ahnen, daß Wolframs reinem Geiſte ein Ideal der Liebe, Treue und Hingebung vorgeſchwebt haben mag, das, mit gleicher Gluth wie in Gottfrieds Triſtan aufgefaßt, dennoch rein geblieben wäre von all jenem

[1]) Der Renner. Herausgegeben v. hiſtor Verein zu Bamberg 1832 v. 1253, 16160, 21489.

gefeierten Schmutz, und jener groben Sinnlichkeit und gottlosen Sittenlosigkeit, durch die der Tristan uns immer beleidigen und abschrecken wird, und das in dieser Reinheit den erhabensten Sieg über die üppige Isolde würde davon getragen haben.

8.

Wolfram v. Eschenbach im dreizehnten Jahrhundert.

Wolfram gebührt das Verdienst, zuerst die französische Sage vom heiligen Gral und Parcival auf deutschen Boden verpflanzt zu haben, und ihr dem Rittersinn so entsprechender Inhalt an sich so wie die geistreiche und tiefsinnige Auffassung der in dieselbe von Wolfram hineingelegten Idee wirkten in gleicher Weise, für sie das allgemeinste Interesse zu erwecken, und den Ruhm des Dichters zu verbreiten. Tristan, Lancelot, Iwein, Erek und andre Figuren des Artuskreises waren schon früher nach Deutschland übergetreten; allein wir haben kein Zeugniß, das, über Wolframs Zeit hinausreichend, das Dasein dieser Sage in Deutschland bekundet. Längst schon war es Sitte gewesen, daß Edle und Ritter sich romantische Heldennahmen beilegten. Mone (Aufseß. Anz. 1833 S. 301) führt einen Iwein von 1165 und 1190 an. Immer häufiger kommen, jedoch erst im Dreizehnten Jahrhundert, und nicht vor 1215 Gamuret, Gabein, Parcival, Wigalois, Sigune, Herzelaude, u. s. w. als Nahmen vor; der abentheuerliche Ulrich von Lichtenstein (um 1220) benannte seine Fahrtgenossen nach Helden aus Wolframs Parcival (Parc. S. XL). — Zahlreich sind die Anspielungen auf Personen und Begebenheiten aus Wolframs Gedichten bei den Dichtern des dreizehnten, zahlreich bei Dichtern des vierzehnten und selbst noch des funfzehnten Jahrhunderts, allein immer dunkler tritt im Laufe der Zeit der historische Wolfram, sich allgemach zu zu einer mythischen Person verklärend, zurück, und selbst schon sein eignes Jahrhundert faßt ihn von ganz verschiednen Seiten her auf.

Jemehr die Macht der hohenstaufischen Herrschaft erschüttert ward, die Drangsale der Zeit sich mehrten, der Glanz des Ritterthums erblich, die festen heiligen Banden in Reich und Kirche sich zu lösen begannen, und allmählig die Spuren einbrechender Rohheit, Verwilderung und Zerrissenheit immer deutlicher hervortraten, destomehr mußte der sinnige deutsche Geist in den Besseren sich in sich selbst kehren, den Ursachen des Sinkens und des Verfalls nachgrübeln, und auf Mittel sinnen, dem kraftvoll entgegen zu arbeiten. Walther von der Vogelweide, Reimar von Zweter und Andre schleudern die Pfeile ihrer Lieder ebenso gegen Pabst und Pfaffen, wie gegen die Gewalt der Mächtigen und die Zügellosigkeit und Unsitte ihres eignen Standes. — Wolfram hatte in seinem Parcival an einem Beispiele gezeigt, was der sinkenden Welt noth that, wie die Würdigkeit zum Heilthum des Grals nur durch Läuterung von innen heraus zu erreichen. Und tüchtige Geister hatten ihn verstanden; aber sie sahen auch, wie wenig Andre ihn begriffen, wie

Viele ihn gar nicht, oder mißverſtanden hatten, weil ſie, in dem Reiz ſeiner Erzählung verſtrickt, über die glänzende Schaale den bedeutungſchweren Kern vergaßen. Noch mehr aber wurden dieſe weniger Sinnigen von dem Ernſt der Gegenwart und rechter Erkenntniß abgelockt durch die wachſende Zahl andrer wälſcher Romane, die ſogar eines ſolchen tüchtigen Kernes gänzlich ermangelten. Sie verdammten dieſe Erzählungen nicht geradehin, aber wenn ſie ſahen, zu welchen nichtigen eitlen Phantaſtereien durch ſie z. B. Ulrich von Lichtenſtein bei ſeinem Artus- und Minnezug (Parc. S. XXXIX) verleitet ward, wie er und Andre von dem romantiſchen Heldenthum nur den äußeren Pomp und nebenſächliche Flitter hernahmen, um in das wirkliche Leben eine nachgemachte Lumpenpuppe ſtatt echter Ritterlichkeit einzuführen, ſo wird es erklärlich, weßhalb ſie predigten, daß dieſe Romane nur Lügenmären ſeien, erfunden zur Kurzweil der Alten, und höchſtens zur Lehre und zum Beiſpiel der Jugend; aber auch nur inſoferne ſeien ſie zu loben; die Abentheuer bezeichnen, was jeder thun ſolle; aber ſie ſind nur ein Bild mit Lüge gemalt; beſſer ſei es zu dichten, was ohne Lüge wäre. — Dieſe ernſten Didaktiker werfen daher das ritterliche Gewand des Romans ab; denn dem Manne gezieme es, die Wahrheit wirklich und klar, und nicht nur im Bilde anzuſchauen. Sie wollen nicht, wie Wolfram, und von der Kehrſeite Gottfried im Triſtan, ein pſychologiſches Problem in einem Dichterwerke löſen, ſondern gerade heraus verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht ſei; wollen die Gebrechen der Zeit in ihrer ganzen Verwerflichkeit, das Laſter in ſeiner abſchreckenden Nacktheit zeigen, die Geißel über jedes Schlechte ſchonungslos ſchwingen, und dem Trefflichen unverholen die verdiente Krone reichen. — Dieſe Richtung iſt es, welche ſich im Wälſchen Gaſt des Thomaſſin [1]) (1216) und in Frigedanks Beſcheidenheit (1230) ausſpricht. Auf beide hat Wolfram den unverkennbarſten Einfluß geübt. — Wie dieſer erkannte Thomaſſin bei der ſteigenden Wirrniß der Gegenwart in dem zwivel die Klippe, an der die Sitte und Ordnung zu ſcheitern drohte, ſieht in der stete den einigen feſten Haltpunkt für Tugend und Seeligkeit. Dieſe Lehre von der stete bildet den Mittelpunkt ſeines Werks; aus der unstete und dem zwivel fließet jedes Laſter und Verderben, während die stete die ſittliche Reinigung des Menſchen begründet. Hierin, wie in den Lehren über den Weg zum Himmel und zur Verdammniß, über Maas und Unmaas, Milde und Klarheit erkennen wir überall, wie innig Thomaſſin und Wolfram in den wichtigſten Lebensprincipien und den heiligſten Grundſätzen der Moral einverſtanden ſind, und es wäre ein Leichtes, ſein Gedicht zu einem fortlaufenden Kommentar zu Wolframs Parcival umzubilden.

Frigedank [2]) giebt ſeinem Buche den Namen Beſcheidenheit, weil es über den ſittlichen, religiöſen, öffentlichen und häuslichen Zuſtand der Gegenwart Aufſchluß und Beſcheid ertheilen ſoll. Auch er ſieht die Zeit bei dem Zwieſpalt

[1]) Gervinus, Nationalliteratur I, S. 395. — Docen, Miscell. II, S. 297. — Eſchenburg, Denkmäler, S. 121.

[2]) Vridankes Bescheidenheit, v. W. Grimm, 1834.

der geistlichen und weltlichen Macht in ihren Grundvesten erschüttert, und entwirft in kurzen Kernsprüchen ein lebendiges Bild davon. Keine Richtung des Lebens bleibt von ihm unberührt, aber alles konzentrirt sich bei ihm zu einem Spruch, Sprüchwort. In Beziehung auf die weltlichen Angelegenheiten schließt er sich dergestalt an Walther von der Vogelweide an, und deutet dessen Aussprüche in seinen sinnvollen Gedichten so reichlich aus, daß sogar W. Grimm den Vridank Walthern zuzuschreiben geneigt ist, was mir indeß, so weit ich wenigstens in Walthers poetischen Geist mich hinein zu denken vermag, in keiner Weise glaublich werden will. — Freidank kümmert sich nicht um Wolframs Kunstwerth, wie Gottfried und Wirnt, nicht um die sittliche Tendenz seiner Gedichte, wie Thomassin, sondern, eine epigrammatische praktische Natur, nimmt er die gültigen Sätze, wo er sie findet, heraus, und setzt sie in sein musivisches Werk ein, und ebenso wie Walther nach der Seite der Welt hin, gewährt ihm Wolfram in religiöser Beziehung die reichste Ausbeute. Wie eng er insbesondre in den Lehren von Lucifer, dem Sündenfalle, der Menschwerdung Gottes u. A. m. dem Parcival und Wilhelm von Orange sich anschließt, möge die folgende kurze Zusammenstellung beweisen, die sich ohne Mühe noch bedeutend vermehren ließe.

Freidank. (ed Grimm.)	Wolfram. (ed Lachmann.)
S. 68, 2—20.	Parc. 466, 29. 467, 3. Wilh. 308, 12.
S. 7.	Parc. 463, 17. 464, 30.
S. 98, 11.	W. 153, 1.
S. 109, 14.	W. 1, 5, 6.
S. 111, 6.	W. 2, 13.
S. 125, 15.	Parc. 551, 27, 776, 8.
S. 135, 10.	Parc. 82, 1.
S. 145, 19.	Lieder 5, 20.
S. 10, 17.	W. 306, 29.
S. 13, 23.	W. 1, 29.
S. 31, 18.	Parc. 827, 19.
S. 35, 26.	Parc. 466, 13.
S. 60, 23. / S. 61, 1.	Parc. 12, 27.
S. 81, 9.	Parc. 292, 25.

Nicht minder bleibt Wolframs Einfluß auf die Epiker des dreizehnten Jahrhunderts sichtbar. Es ist zunächst Reinbot von Dorn in seinem Heiligen Georg, [1]) den er, ebenso wie Wolfram den Wilhelm von Orange im Auftrage des Landgrafen Herrmann von Thüringen (V. 34—42), auf Befehl Otto's Pfalzgrafen vom Rhein und Herzogen von Baierland (wahrscheinlich Otto's des Erleuchteten, des ersten Herzogs von Baiern, der durch die Vermählung mit des verjagten Pfalzgrafen Heinrich Tochter 1225 zum völligen Besitz der Rheinpfalz

[1]) In v. d. Hagen und Büsching: Deutsche Gedichte des Mittelalters.

gelangte) nach einem wälschen Buche bearbeitete (V. 6094) welcher, wenn auch an Genie Wolfram unendlich nachstehend, mit sprachgewandtem Talent dessen ganzer Darstellungsweise sich anzuschließen sucht, und dabei auch nicht verschmäht, selbst einzelne Ausdrücke und Wendungen nachzuahmen und oft wörtlich zu copiren, z. B. V. 1555 (Wilh. 33, 22.) der Anruf seines Heiligen beim Beginn des Werks; V. 73. sq. (Wilh. 2, 23), die Lehre von den Planeten V. 4328, von der Befleckung der Erde V. 2530, wobei sogar sich (V. 25 40) die Frage Trevrezents wiederholt: ob Parcival das begreife (Parc. S. 320)? und dessen Gedichte er mehrfach citirt z. B. V. 1671, 2673. Veldeck, Hartmann und Wolfram leben ihm noch in frischer Erinnerung, wenngleich er von ihnen schon wie von hingeschiedenen Meistern spricht (V. 693). Mit der Nachahmung Eschenbachscher Lyrik, schmeichelnder Leichtigkeit der Erzählung, kraftvoller Beredsamkeit und flammender religiöser Begeisterung mischt sich jedoch auch schon in leisen Anfängen der schwere mystische apocalyptische Ton, der, gesteigert im Wartburgkriege, im Titurel des Albrecht seinen höchsten Punkt erreicht.

Thut aber schon bei Reinbot ein merkliches Zurückbleiben hinter Wolfram wehe, so zwingen uns die beiden Vor- und Nacharbeiter des Eschenbachschen Wilhelm von Orange, Ulrich von dem Turlin und Ulrich Türheim, die wir im Ersten Buche bereits kennen lernten, das herzlichste Mitleid ab. Das Interesse, das die ritterliche Lesewelt an Wolframs Gedichte gewonnen hatte, ist der Stab, an dem sie sich zu ihrem Werke aufrichten; aber ohne Idee von Wolframs tiefsinnigem Geiste, ohne Ahnung seiner gediegenen Kunst, halten sie, wie Schiffbrüchige an leichtem schwimmenden Brett, mit frosterstarrter Seele sich vornehmlich nur an seiner religiösen Richtung fest, ohne jedoch sich zu seiner heiligen Begeisterung aufschwingen zu können; ruhen sie triumphirend schon aus, wenn sie mit keuchender Anstrengung seine Worte halb-, miß-, oder unverstanden mechanisch wiederholen oder paraphrasirend verkehren und den Gedanken vernichten. — Gleichwohl geben sie gewichtiges Zeugniß, wie in dieser Zeit, wo die letzte hohe Begeisterung der Kreuzzüge in matter Empfänglichkeit für ascetische Heiligengeschichten und Legenden krampfhaft nachzuckte, die Kanonisationen anfangen, immer häufiger zu werden, die Dichter zum Theil sogar um ihr Seelenheil zu retten sich zu heiligen Gegenständen wandten, statt zu lügenhaften Rittergeschichten, Landfriedensbruch, Selbsthülfe, Greuel und Gewaltthaten aller Art neue Heilmittel der untergehenden Menschheit in Wundern und Zeichen aufzufinden nöthig machten, und die unter ihrer Sündenlast seufzende Welt nicht im Reich und nicht in der Kirche mehr Frieden zu finden vermochte, wie in dieser Zeit — sage ich — Wolframs Religiösität, wenn auch oft unverstanden, dennoch wie ein leuchtender Stern durch die trüben Nebel irre gewordenen und verzagenden Glaubens leuchtet, und seine Kunstgenossen aus ihrer dumpfen Tiefe vertrauend und verehrend zu ihm hinaufblicken. — Die sinkende Kunst verlor in ihm den Sänger aus den Augen, und hörte angstbedrängt nur noch den Lehrer des Glaubens.

Nur von diesem Gesichtspunkte, der auch schon im Parc. S. 646 angedeutet

ward, sind die wundersamen Fragmente, die wir den Krieg auf Wartburg [1]) nennen, aufzufassen und zu verstehen. In der Form, wie sie auf uns gekommen sind, können sie nur aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts herrühren, denn es gedenken ihrer schon der Chronist Diethrich von Thüringen in seinem Leben der heiligen Elisabeth (1289) und Hermann der Damen (um 1300); daß sie aber nicht einmal bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaufzurücken sind, beweisen die darin vorkommenden historischen Anspielungen. Es ist möglich, daß, namentlich der erste Theil des Gedichts im Thüringer Herrenton, sich auf ältere Ueberlieferungen gründet, daß dieser und der zweite Theil im schwarzen Ton verschiedne Verfasser aus verschiednen Jahren haben, daß es der Dichter zunächst auf einen Preis des landgräflich Thüringischen und Hennebergschen Fürstenhauses abgesehen habe, — für unsere gegenwärtige Betrachtung bietet zunächst nur die eigenthümliche Erscheinung Interesse: daß Wolfram hier, der Historie entrückt, schon, gleich den Heroen des Alterthums und den Helden des deutschen Sagenkreises, von dem Zauberschleier der Sage umwoben dem Klinschor gegenüber tritt, dem, der Dichtung entnommen, hier eine historische Existenz gegeben wird. — Um Herrenlob wird gestritten in der althergebrachten und allgemein beliebten Form des Räthsels, und wer im Räthselspiel Sieger bleibt, hat damit seinem Herrn den Preis erworben. In diesem Spiel tritt dem tüchtigen, in dem Glauben an die Untrüglichkeit und Allgemeingültigkeit des Christenthums erstarkten Wolfram die neckende, hämische Magie Klinschors entgegen, die aus dem Naturglauben hervorgegangen und nach dem heidnischen Orient, als ihrem Vaterlande zurückweisend, den Christen an sich selbst irre zu machen, und die Unzulänglichkeit der geistigen Offenbarung zu erweisen versucht, und da ihr dies nicht gelingen will, den Teufel selbst zu Hülfe ruft, als das Element des ewigen Vereinens, Aufhebens und Zerstörens. Wolfram wird als der Meister aller anwesenden Singer gepriesen, (Str. 7, 12, 62, M. S.) er sang vor der Landgräfin, wie einst Horant vor der Königin Hilda (M. S. 61. Gudrun, 6te Abentheuer) sang:

„Er (Horant) sang, daß die Thiere ließen
Im Wald ihre Weide stehn,
Daß die schillernden Würmchen der Wiesen
Von ihren Spielen gehn,
Die Fisch' in silbernen Fluthen
Auftauchen, und horchen dem Sang.
Das freute gar hoch den Guten,
Wie mächtig sein Lied sie zwang.

„Die Siechen, wie die Gesunden,
Er fesselte sie All!

[1]) Seune, Krieg auf Wartburg. 1818. — Docen, Misc. I, 113. — Jen. Lit. Z. 1809 No. 173; und 1820 No. 96. — Koberstein, Wartburgkrieg; 1823. — Ettmüller, Singerkriec uf Wartpurc. 1830. Rosenkranz, Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter. 1830. S. 475.

So herrlich zu keiner Stunden
Erklang noch Glockenschall:
Nicht tröstlicher klangen die Chöre
Der frommen Pfaffen je;
Wer ihn hört, mit bangem Begehre
Ward nach Horant ihm weh." (Gudrun 1555.) [1])

In dem Schlußgebet des tugendhaften Schreibers, da er den Traum erzählt, wie die himmlische Magd, die Barmherzigkeit, ihm erschienen, welche von der Schönheit der Mutter Gottes das neunte Theil hat, trägt sie die Krone, die, gewirkt von 60000 Engeln, die Gott vom Himmelsthron stürzen wollten, auf Lucifer kam, dem Michael sie vom Haupte schlug, daß der Stein daraus sprang, aus welchem der Gral gefertigt wurde, zu dessen Hütern Titurel und Parcival nachmals erkoren sind (M. S. 86, 88). In der kolossalen allegorischen Dogmatik, der überschwenglichen Mystik, dem entsetzlichen Wust verworrener und verirrter Gelehrsamkeit, welche dies Gedicht zu einer neuen Apokalypse gemacht haben, woran den Gelehrten noch lange zu deuten und zu enträthseln bleiben wird, leuchtet dennoch der oben angedeutete Grundgedanke mit Bestimmtheit vor, und er beweist, daß wenn auch die Erkenntniß von Wolframs dichterischem Werth fast gänzlich erloschen war, der Dichter des Wartburgkrieges und mit ihm seine Zeitgenossen in seiner Erscheinung den Repräsentanten und Stimmeführer wahrer Religiosität erkannt hatten.

9.

Wolfram v. Eschenbach im vierzehnten Jahrhundert.

Ein redendes Zeugniß für die lebendige Auffassung und Weiterverbreitung dieser Idee des Gegensatzes zwischen Klinschor und Wolfram legt das Gedicht von Lohengrin [2]) (um 1300) ab, indem es aus dem Wartburgkrieg ein Stück des Räthselkampfes zwischen Wolfram und Klinschor als Einleitung benutzt, und an der Stelle, wo diese beiden sich streiten, wer besser berichtet sei, wie Artus vom Grale Kämpfer ausgesendet habe nach Brabant, Klinschor jedoch bekennt, davon nicht ganz vollständige Kenntniß zu haben, benutzt der Dichter den Zwischentritt des Landgrafen und der Landgräfin von Thüringen, welche vereint mit Klinschor Wolfram bitten, die Geschichte von Lohengrin zu erzählen. Auch später (p. 27, 28, 58, 167) wird die Wolfram in den Mund gelegte Erzählung zum Oefteren durch Klinschors Zwischenreden unterbrochen, bis ganz am Schluß der Dichter die Maske abwirft, und von sich selbst spricht, jedoch ohne seinen Nahmen zu nennen. Ebenso wie der Dichter des Lohengrin sich an Wolframs Person in seiner bedeu-

[1]) Gudrun, Nordseesage v. San-Marte. Berlin 1839. S. 48.
[2]) Ed. Görres. Heidelberg. 1813.

tungsvollsten Beziehung, lehnt er den Stoff seines Gedichts an die von Wolfram zuerst bekannt gemachte Gralsage an, und je mehr im Verlauf des Gedichts Wolfram und der Gral in den Hintergrund treten, desto deutlicher wird, wie dem Dichter beides nur ein Vorwand gewesen, um die Leser anzulocken und durch diese Verknüpfungen mit dem Hochberühmten für sein Gedicht zu interessiren.

Je schwächer die poetische Kraft der Dichter ist, desto eifriger streben sie der äußerlichen Manier der großen Meister nach, bis sie dieselbe zur völligen Karrikatur verzerren. Grell vor Vielen tritt in dieser Beziehung unter den Epikern des vierzehnten Jahrhunderts Ulrich von Eschenbach in seiner Alexandreis hervor, vielleicht ein Nachkomme Wolframs, der in Salzburg, Schwaben und Böhmen lebte. Ihm ist Wolfram das hohe Vorbild, dessen Werke er eifrig gelesen, und sehr häufig citirt, und dessen Tiefsinn und feierlicher Ernst ihn zu dem schwülstigen und mysteriösen Ton des Wartburgkrieges und des Titurel irre leitete; er ringt nach dem Glanz der Gelehrsamkeit durch weithergeholte Anspielungen, prunkt mit der Kenntniß zur Sache nicht gehöriger Geschichten, und wo Wolfram mit schlagendem Witz, mit originellen Bildern, mit überraschenden Gleichnissen den bezielten Punkt trifft, und den sprühenden Gedanken aus tiefer Geistesfülle heraufblitzt, verliert der Nachahmer hier sich in barocke Witze und konfuse Unverständlichkeit.

Einen ganz neuen gewaltigen Aufschwung gewann der Ruhm Wolframs durch den Dichter des jüngern Titurel, Albrecht, in der Mitte dieses Jahrhunderts. Indem er sein Werk als eine Vervollständigung des Parcival ankündigte, indem er selbst Anfangs durchaus im Nahmen Wolframs spricht, bis er, wie der Dichter des Lohengrin, am Schluß endlich mit seiner wahren Persönlichkeit hervortritt, verbreitete er unter seinen Zeitgenossen, die lange, selbst von neueren Gelehrten gehegte Meinung, daß Wolfram wirklich den ganzen Titurel gedichtet, und Albrecht ihn nur im Metro umgeformt habe. Der Titurel gewann eine Verbreitung und ein Ansehn, wie nicht leicht irgend ein andres poetisches Werk, und die Erinnerung an Wolfram ging hierin fast völlig auf. Es war nicht blos der Inhalt, der in dem Templeisenthum, und im Priesterreich des Johannes die geistlichen Ritterorden, und die Hierarchie verherrlichte, der durch das Hereinziehn des Priesterkönigs Johannes in die Gralsage große politische Tagesinteressen berührte, sondern ebensowohl die religiöse Richtung des Dichters, als seine eigenthümliche gelehrte Darstellungsweise, welche seine Mitwelt und Nachkommen in Staunen, Bewunderung, ja Anbetung versenkte. Wolframs religiöser Weltanschauung folgend, soweit hiervon Aeußerungen in dessen Gedichten sich vorfanden, deren fast keine unbeachtet und unparaphrasirt gelassen ist, schweift Albrecht doch hinüber in maasloses Lob des Pfaffenthums; die Tonsur ist ihm die wahre Krone des Heils, der Pfaffe der von Gott geborne König, dessen Gewalt über die Macht der Gekrönten geht; an die Stelle der Toleranz Wolframs und anderer Dichter gegen das Heidenthum tritt blinder Zelotismus gegen Muhamedaner, Griechen und Ketzer. Dazu die oft wiederholte mit papistischer Anmaßung ausgesprochne Versicherung:

dieſes Gedicht ſei das Buch der Bücher, ein Weg zum ewigen Heile; das Lobpoſaunen der Büchergelehrſamkeit, der prunkhaft feierliche predigerhafte Vortrag, die immenſe Gelehrſamkeit in unzähligen Anſpielungen auf die geſammte frühere Literatur, auf die Geheimniſſe des Wiſſens in allen Facultäten, auf die Geſchichten der Bibel, der wahren und fabelhaften Hiſtorie, — alles dies mußte in einer Zeit, wo wahre Poeſie und Wiſſenſchaft in ſo tiefer Nacht lagen, wo die Welt in Angſtſchweiß an Enträthſelung der Apokalypſe ſich abmühete, dieſes Werk zu einem Hauptbuche und ſelbſt zu einer zweiten wunderbaren Apokalypſe erheben.

Aber auch von der Gegenſeite verlor Wolframs Andenken ſich nicht in Vergeſſenheit. Er ſelbſt ſtand ſchon bei ſeinen Lebzeiten mit Gottfried von Straßburg hinſichts der Kunſttheorie in Oppoſition, und ſo wie er, ward auch Gottfried Haupt einer Schule, und zählte zahlreiche Jünger, unter denen Konrad von Würzburg († 1287) am glänzendſten hervorleuchtet, welcher der Manier Gottfrieds in demſelben Sinne, jedoch mit mehr Geſchick nachſtrebte, wie Wolframs Schüler ihrem freilich ſchwerer und mit größeren Mitteln nur erreichbarem Meiſter. Je mehr der Geiſt ſich aus der Poeſie verlor und die erſtarrte Form ſich geltend machte als das Weſentliche, deſto ſchärfer mußte auch der Gegenſatz beider Schulen hervortreten, der endlich in den Meiſterſängerſchulen in der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts wirklich in offne Fehde zwiſchen Regenbogen, dem Verehrer Wolframs, und Frauenlob, dem Lobpreiſer Gottfrieds und Konrads, ausbrach.[1]) Wie wenig dieſe Kämpfer indeß der Sache auf den Grund gingen, wie ſie in der Regel um Kaiſers Bart, und um Dinge ſich ſtritten, die keiner von beiden wußte und verſtand, und wie der Streit faſt immer nur in ein Verkleinern des Gegners und in übertriebnes Selbſtlob auslief, beweiſt außer unzähligen andren Beiſpielen auch dieſer Streit, in welchem Frauenlob ſich ſelbſt beſcheidentlich weit über Wolfram, Walther und alle Meiſter, die je vor ihm waren, erhebt, indem er noch ihren Geſang übergolde, er aus Keſſels Grunde ſchöpfe, wo ſie nur den Schaum geſchöpft haben, er die große kunſtreiche Straße gehe, während ſie nur auf ſchmalem Steig daneben geſchlichen. — Daher darf es denn auch nicht befremden, wenn Lupolt Hornburg (1349—1356) in ſeinem Gedicht von allen Singern, einem unerquicklichen Leichenpoem, ungeachtet der Dichter mit vollen Backen die todtgebornen Meiſterſänger dieſes Jahrhunderts höchlich rühmt, von den alten Sängern zwar das Lob wiederholt, was die Tradition ihm überliefert, aber bei Wolfram hauptſächlich darüber erſtaunt, wie er es aushielt (ie genaz) ein ſo langes Gedicht, wie der Parcival iſt, zu ſchreiben.

Wer Parciſalen ie gelas,
Den wundert billich daz,
Wie daz der meister ie genaz,
Biz er die rime alle maz;
Her Wolfram von Eschenbach
Daz allermeist getichtet hat.

[1]) S. Man. S II, S. 215.

Jemehr indeß der Boden verschwand, dem die ritterliche und höfische Minnepoesie entsprossen war, je unfähiger die Sprache und je dumpfer die Köpfe wurden, die spielende Grazie und den feinen Weltton Gottfrieds nachzuahmen, desto mehr sank Gottfried in Vergessenheit; dennoch lebte in vielen der Dichter dieses und der folgenden Jahrhunderte ein dunkler Drang nach einem Unbekannten, wodurch der sinkenden Kunst wohl aufzuhelfen wäre, ein heißes Ringen nach einem Etwas, was außer jener meistersängerischen Form ihr neuen Halt und neue Bedeutung geben könnte, und diese unbekannte Hülfe glaubten sie denn eben in der Religion zu finden, als plötzlich der Titurel ihnen das dunkel Geahnte, wie mit einem Zauber, aufschloß, und er in Worte faßte, die sie selbst zu finden nicht vermochten.

10.

Wolfram von Eschenbach im funfzehnten und den folgenden Jahrhunderten.

„Wie der Adler höher als alle Vögel fliegt, so überflügelt mein Gedicht an Werth alle andre Bücher," sagt der Dichter des Titurel von seinem Buche, und seine Leser sprachen es ihm nach. Auf dem Schlosse Reichertshausen, das in unveränderter alterthümlicher Gestalt noch jetzt den Reisenden begrüßt, der auf der Straße von München nach Neuburg oder Ingolstadt, anderthalb Stunden oberhalb Pfaffenhofen, in das belebte Thal der Ilm niedersteigt, hauste in der Mitte des 15. Jahrhunderts ein Bairischer Ritter, Jacob Püttrich, der im Verlauf von vierzig Jahren, und auf Reisen nach Rom, Ungarn, Brabant und anderweit eine Bibliothek deutscher Dichter sich gesammelt, wie sie schwerlich anderswo zu jener Zeit gefunden ward, und der die Literatur zu seinem Studio gemacht hatte, mit einem Eifer daß er selbst den weiten Weg bis Eschenbach nicht scheute, um Wolframs Grab zu besuchen und kennen zu lernen. Wolfram und der Titurel überragen ihm weit alle andre Dichter; sein Sendschreiben an Frau Machthild, Wittwe des Grafen Ludwig zu Würtemberg, Schwester des Pfalzgrafen Friedrich, nachmals Gemahlin des Erzherzogs Albrecht VI. von Oesterreich, aus dem Jahre 1452, worin er seine umfassende Büchersammlung beschreibt,[1]) ist in der Strophe des Titurel gedichtet, und gewiß spricht er nur die allgemein herrschende Meinung über dieses Werk, von dem er selbst an 30 Handschriften gesehen, die aber zu seinem großen Verdruß alle mehr oder minder von einander abweichen, aus, wenn er davon sagt:

Ich hab den Titurel
das haupt ob teutschen puechen;

1) Jacob Püttrich von Reichertshausen. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtkunst im schwäbischen Zeitalter. Von Adelung. Leipzig. 1788. 4

wer mich das widerpell,
der findet kampf, ob er den ruecht ze suechen,
daz nie sein geleich war funden in allen sachen,
mit ticht so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolframb von Eschenbachen.

Daſſelbe Lob ſpendet, wie wir ſchon im vorigen Buche ſahen, dem Titureldichter und ſeinem fortan mit ihm nun engverbundnen Genoſſen Wolfram der Dichter Ulrich Fürterer, und wenn auch nicht für ein unzweideutiges Zeugniß des hohen Werthes, doch gewiß für ein vollgültiges Zeugniß der allgemeinen Beliebtheit muß es gelten, daß der Titurel Albrechts mit dem ihm angehängten Parcival Wolframs mit zu den erſten Werken gehörten, welche (ſchon 1477) die ohnlängſt erſt erfundne Buchdruckerkunſt zu vervielfältigen ſuchte. Beide Werke wurden fort und fort, bis in das ſiebenzehnte Jahrhundert geleſen, und es dauern bei andern Dichtern die Anſpielungen darauf ebenſo zahlreich fort, wie bis dahin Wolfram häufig citirt ward.

Auch die Sage vom Sängerkrieg auf Wartburg zwiſchen Wolfram und Klinſchor blieb lebendig im Gedächtniß, geſtaltete ſich immer hiſtoriſcher und ward ungefähr anderthalb Jahrhunderte nach ihrer Entſtehung von dem Chroniſten Johannes Rote (1450) in ſeinem Leben der heiligen Eliſabeth und in ſeiner Thüringiſchen Chronik mit einer ſo treuherzigen Sicherheit wiedererzählt, daß bis in die neuere Zeit kein Zweifel mehr über den wirklich ſtattgehabten Sängerkampf, und unheimlichen Teufelsſpuck des Klinſchor aufkam, der vielmehr von Andren getreulich als reine Wahrheit nacherzählt ward.

In den jüngeren Meiſterſängerſchulen bildete ſich eine trübe Tradition von dem erſten Urſprung ihrer holdſeeligen Kunſt, welche indeß vor dem funfzehnten Jahrhundert nicht wohl entſtanden ſein kann. Die vier erſten Meiſter, die Stifter dieſer Schulen, nämlich Heinrich von Muglin (um 1369) Frauenlob († 1317) Barthel Regenbogen (des Vorigen Zeitgenoſſe) und der Marner (um 1300) ſollten nach dieſer Ueberlieferung in den Ruf der Ketzerei gekommen ſein, weshalb ſie anno 962 von Kaiſer Otto I. nach Pavia oder Paris entboten wurden, wo ſie vor ihm und dem Legaten des Pabſtes Leo VIII. öffentlich in einem langen Prozeß ihr Leben, und ihre Lehre und Kunſt rechtfertigten, und mit einer goldnen Krone vom Kaiſer beehrt wurden, weßhalb dieſe Meiſter auch die Gekrönten heißen. Später ſtieg, theils an die heilige Zwölfzahl der Apoſtel, theils an die der Kämpfer der deutſchen Heldenſage im Roſengarten ſich anlehnend, ihre Zahl auf Zwölf, unter denen aus verſchiednen Jahrhunderten namentlich auch Nicolaus Klinſchor, der freien Künſte Magiſter, und Wolfram von Eſchenbach genannt werden (Altd. Muſ. II, S. 176).

Mit der Reformation erloſch faſt die Erinnerung an die großen Dichter der Vorzeit. Aus dem dreißigjährigen Religionskriege ging ein neues Geſchlecht hervor, Fremdling in der neugeſtalteten Heimath, ſelbſt der Sprache entfremdet, in

der jene alten Meister gesungen, das nur vorwärts blicken konnte, nicht rückwärts zu Schätzen, die unter Trümmern begraben lagen, und die es weder zu heben noch zu würdigen verstand. Erst durch den rastlosen Eifer der Schweizer, namentlich Bodmers und Breitingers in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ward jene verschollene Literatur im eigentlichsten Sinne wieder entdeckt. Allein so große Aufmerksamkeit Bodmer auch insbesondre dem Parcival zuwandte, so wollte es mit dessen moderner Bearbeitung in Hexametern [1]) ihm doch ebensowenig, als mit der ähnlichen des Nibelungenliedes gelingen, dem Publiko Geschmack daran beizubringen. Selbst der unendlich fleißige Müller, der keine Mühe und keine Kosten sparte, die Denkmale des poesiereichen Mittelalters an's Licht zu fördern, hatte im Jahre 1784 noch den Kummer, auf die Ueberreichung des ersten Abdrucks des Nibelungenliedes von Friedrich dem Großen die niederschlagende Antwort zu erhalten:

„Hochgelahrter, Lieber, Getreuer!

Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten des zwölften, dreizehnten und vierzehnten seculi, deren Druck ihr befördert habt, und zur Bereicherung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth, und verdienen nicht aus dem Staub der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich dergleichen elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Nachfrage aber verspricht demselben nicht Euer

Potsdam, den 22. Febr. 1784.

sonst gnädiger König
Friedrich."

Es war dem großen Könige nicht wohl zuzumuthen, den Diamanten durch die unendlich harte und rauhe Schaale hindurch zu erkennen, die abzuschleifen seit funfzig Jahren sich mit vielseitigster Mühe die edelsten Kräfte anstrengen, und die noch lange werden zu arbeiten haben, ehe jenes Feld der vaterländischen Poesie als Heimath wird wiedergewonnen sein; und es hieß das Ding gewiß an der ungeschicktesten Seite angreifen, wenn man als den Hauptvortheil, der aus den Dichtungen der Vorzeit zu ziehen wäre, die Bereicherung der jetzigen Sprache darstellte. Dennoch verdient der Müllersche Abdruck des Parcival von 1784 die vollste Anerkennung, da es zunächst nur darauf ankommen konnte, die rostbedeckten Schätze überhaupt zu Tage zu legen; die Folgezeit hat sich dieses Materials mit

[1]) Der Parcival, ein Gedicht in Wolfram von Eschenbachs Denkart. Zürich, 1753. Auch den Wilhelm von Orange versuchte er in gleicher Weise zu erneuern.

Einsicht bemächtigt, das Gold gereinigt und ihm den alten Glanz, und der Vorwelt ihre Sprache wiedergegeben. Und so ist nach mehrhundertjähriger gänzlicher Vergessenheit auch unser Dichter wieder auf den Platz erhoben, der ihm gebührt, und in der trefflichen Ausgabe seiner Werke von Lachmann ihm ein unvergängliches und das würdigste Denkmal gesetzt worden.

Fünftes Buch.

Der heilige Gral.

Vorbemerkung.

Wenn schon Wolfram von Eschenbach selbst uns belehrt, daß den heiligen Gral derjenige nimmer findet, welcher ihn sucht: daß er unzugänglich und jedem Menschenauge, außer den Erwählten, verborgen sei, und daß selbst die Ritter der Tafelrunde es überdrüssig wurden, nach ihm zu forschen (Parcival, S. 176, 324, 541, 550), so könnten auch wir es füglich als ein müßiges Unternehmen von uns abweisen, diesem Mysterium ferner nachzuspüren, wenn es für die Geschichte der Poesie überhaupt nicht von hohem Interesse wäre, zu verfolgen, wie aus dunklem Ursprung eine Sage im Laufe der Zeit, wie eine Lawine wachsend, und immer mehr und größere fremde Stoffe in sich aufnehmend und mit sich fortreißend, sich zu einer Größe und Vollendung ausbildete, die unser Erstaunen erregt, und trotz aller fremden, nach Ländern und Jahrhunderten deutlich erkennbaren Beimischung dennoch einen festen in sich geschlossenen Organismus zeigt; — und wenn es für uns Deutsche insbesondere nicht von bedeutender Wichtigkeit sein müßte, zu erforschen, wie viel und in welcher Weise die Dichter unsers Vaterlandes zu dieser Fortenwickelung beigetragen haben, wodurch zum nicht geringen Theil der Maasstab ihrer poetischen Würdigung bedingt wird.

Die deutsche Heldensage und der karolingische Sagenkreis haben sich einer historisch kritischen Beleuchtung zu erfreuen gehabt; dem Sagenkreise von Artus und dem heiligen Grale ist diese Auszeichnung noch nicht in dem Maaße, wie jenen, zu Theil geworden; was von dem eben bezeichneten Gesichtspunkt aus über denselben ist beigebracht worden, findet sich an tausend Orten zerstreut, ist fragmentarisch und ungenügend; und jede Untersuchung hierüber wird so lange nicht für geschlossen erachtet werden können, als bis die besten und ältesten bekannten Quellen der bretonischen, französischen und vielleicht spanischen Poesie nicht mehr als bisher zugänglich, oder neue noch unbekannte als die wahren und reinsten Quellen entdeckt sind. Fern daher von der Meinung, daß alles, was gefordert werden darf, hier geleistet sei, wird jeder Nachtrag und jede Berichtigung in diesem dunklen und unwegsamen Gebiete höchst willkommen und dankenswerth sein, und möge die folgende Untersuchung nur als ein Versuch gelten, das bis

jetzt Bekannte und Ermittelte nothdürftig zu ſammeln und zu ordnen, und einzelne Lücken durch neu Entdecktes auszufüllen.

Wer einigermaßen mit den Rittergedichten des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts bekannt iſt, weiß, daß die Dichter dieſer Zeit ihre erzählten Geſchichten nicht rein aus ſich ſelbſt ſchöpften, ſondern ſchon Vorgefundnes in neuer Form wiedergaben, Einzelnes ausdehnten, Fremdartiges epiſodiſch der alten Fabel einflochten, und daß, wenn ſie ja Neues nach eigner Phantaſie hinzudichteten, dies nur im Verhältniß zum Ganzen unweſentlich als unbedeutende Zier den alten Stamm umkleidete, ſeine Hauptgeſtaltung aber nicht veränderte. Der alten Ueberlieferung ward durchgängig das Gewand der gegenwärtigen Zeit verliehen; Geſchichte und Dichterindividualität trieben an der Tradition immer neue friſche Reiſer und Blätter, aber die letztere ward beſchränkt durch die Neigung die Tradition als unverfälſcht und wahr darzuſtellen. Daher die Behandlung deſſelben Stoffes von ſo vielen Händen, daher das Berufen auf die Quellen und Zeugniſſe der Vorgänger, das Britten, Franzoſen und Deutſchen gemeinſam iſt. Gelingt es, die Dichtung mit dem erweislich Hiſtoriſchen in Verbindung zu ſetzen, und den geiſtigen Zuſammenhang zwiſchen Poeſie und Geſchichte herauszufühlen, ſo wird feſter Grund und Boden und Anhalt zu ſichren Folgerungen gewonnen ſein.

Erſtes Kapitel.

Provenzaliſche Ausbildung der Sage.

Durch den Parcival Eſchenbachs kam die Gralſage zuerſt nach Deutſchland; er weiſt mit dem Titurel Albrechts auf eine gemeinſame franzöſiſche Quelle hin. Allein ſchon ein flüchtiger Blick auf dieſe beiden Gedichte gewährt die Ueberzeugung, daß die Sage in der Geſtalt, wie ſie in ihnen erſcheint, aus urſprünglich einander fremdartigen Elementen zu einem Ganzen verſchmolzen iſt. Der König Artus mit ſeinen Rittern der Tafelrunde ſteht weder mit dem heiligen Grale und den Templeiſen, noch mit Parcival und deſſen Geſchlechte in der geringſten innern nothwendigen Verbindung, und während die Localitäten des Gedichts uns mit Artus und was dem anhängig nach England und Bretagne hinweiſen, leitet der Gral uns nach Spanien, und Parcival nach Südfrankreich. So bilden von vorn herein ſich zwei große Gruppen, die nur durch ein loſes Band verknüpft ſind. Die Gruppe des Grals ſondert ſich wieder in die Myſtik des Templeiſenthums mit den Gralskönigen, und in die Geſchichten und Thaten des Hauſes Anjou. — Als ein drittes, weder dem Gral noch Artus angehöriges ganz iſolirtes Element tritt Klinſchor und ſein Zauberweſen, das ſüditaliſchen und ſiciliſchen Urſprung verräth, in den wunderbaren Cyclus; und während der Prieſter Johannes und die Geſchichte Loherangrins ſich dem Gral und Parcival auf eine unverkennbar gezwungne Weiſe faſt gewaltſam anſchließen, führt der erſtere uns nach Hochaſien und der letztere in die niederrheiniſche Sagenwelt; und endlich laſſen Friedebrant von Schotten, Morolt von Irland, Iſenhart, die Grünländer u. ſ. w. einen Zuſammenhang mit den normänniſch angelſächſiſchen, von den Arthurbretoniſchen wohl zu unterſcheidenden Heldenſagen ahnen.

Vermögen wir jedes einzelne dieſer disjecta membra möglichſt bis auf ſeinen Urſprung zu verfolgen, ſo werden bei dem Gange uns von ſelbſt die Mittel erwachſen, aus der Art ihrer Kombination einen Rückſchluß auf die Zeit ihrer Verſchmelzung zu machen, und ſomit eine Anſchauung der Ausbildung dieſes ganzen Fabelkreiſes nach der Zeitfolge zu gewinnen.

I.

Das Wort Gral.

Das Wort Gral oder Graal iſt von den Gelehrten auf die mannigfaltigſte Weiſe erklärt worden; unter Weglaſſung aller der Stellen, welche aus den Gedichten vom heiligen Gral ſelbſt entnommen ſind, oder die auf den Gral der Dichtung ſich beziehn, und daher ohne petitio principii nicht anzuziehen ſind, ſind vornehmlich folgende zu beachten. Es wird erklärt als:

1. Gefäß.

a) Garalis, bei Aelfricus (11tes Jahrhundert) Glossar. Angl. Saxon. ed. Sommer, p. 80, zugleich mit acetabulum für das angelſächſiſche Wort Eſſiggefäß. Bei Leo ostiens. (12tes Jahrh.) in Chron. Casin. L. I, c. 24 und c. 28. in der Aufzählung mehrerer Gefäße, plur. garales. Noch einiges über dieſe Bedeutung des Worts garalis findet ſich bei Ducange gloss.

b) Gradalis. graalz. Helinandus († 1227) im Chron. (Tissier, Bibl. patr. Cisterc. T. VII, p. 92) erklärt bei Erwähnung des Romans vom heiligen Grale das Wort: Gradalis sive Gradale gallice dicitur scutella lata et aliquantulum profunda, in qua pretiosae dapes suo jure divitibus solent apponi gradatim unus morsellus post alium in diversis ordinibus, et dicitur vulgari nomine graalz, quia grata et acceptabilis est in ea comedenti: tum propter continens, quia forte argentea est vel de alia pretiosa matria: tum propter contentum, id est ordinem multiplicem pretiosarum dapum.

c) Graal. Roquefort (Gloss. d. l. langue Rom. Paris, 1808) giebt s. v. graal, graille, gréal, pluv. graux, gréaux, eine hier nicht hergehörige Erklärung als bâton d'augure, bâton pastoral, crosse d'abbé, d'évêque; ſodann aber s. v. graal, gréal, plur. graauz, gréas, gréaux: Vase à boire, grand plat, grand bassin creux, propre à servir des viandes. Dieſe Bedeutung erläutert er aus einer Stelle der Assises de Jérusalem, chap. 289 wo von den Hofämtern und den Hofbeamten beſonders dem Amte des Seneſchalls gehandelt wird: „Le jor dou coronement, le Seneschau peut et doit ordener le mangier dou jour, et comment on servira celui jour en la maniere que méaus li semblera — — et quant le Roy aura mangie — — doit le Seneschau mangier, et toutes les escueles, et les greaus en que il aura servi le cors dou Roy dou premier més (service) doivent estre soues (siennes) plaines de tel viande com le cors dou Roy aura esté servi celui jour.“

Deßhalb verwirft Roquefort auch die von Borel verſuchte Ableitung von grés, Steingut, Steingeſchirr; da die Könige unmöglich von ſo ſchlechtem Geſchirr, das den Hofbeamten zumal als koſtbares Geſchenk überlaſſen blieb, geſpeiſt haben können.

d) **Grasal.** Nach dem älteren Glossar von Borel (Trésor des Antiquités françaises, 1655) nannte man zu seiner Zeit in Toulouse, Montauban und Castres eine Terrine un grasal oder une grasale.

Aus allen diesen Stellen geht die Bedeutung: Schüssel, Napf, hohles Speise- oder Trinkgeschirr hervor, welche auch in den Gedichten von diesem heiligen Gefäße beibehalten ist; im allerersten Ursprung mag es daher wohl mit dem griechischen γράω, essen, zusammenhängen.

3. **Blut des Herrn.** Sang real, sang royal. Hiervon ist öfter der Saint Graal, doch ohne Grund, abgeleitet. Veranlassung dazu mag eine Stelle bei Jacobus a Voragine (1244—1298) im Chron. Genuens. (Muratori Thesaur. rer. Ital. T. 9) gegeben haben. Er spricht dort von dem bekannten Gefäß, das die Genueser als Theil der Beute bei der Eroberung von Cäsarea erhalten haben, und das der Titurel als den falschen Gral bezeichnet: illud vas Angli in libris suis Sangreal appellant. Die Beziehung auf die Romane vom h. Gral ist unzweifelhaft, und es leuchtet daher ein, daß nicht sang real, sondern san gréal abgetheilt werden muß.

2. **Vorhaut.** Kanne (Christus im alten Testament, S. 102) leitet Gral vom hebräischen garalah, Vorhaut, ab, deren Blut bei der Beschneidung das Vorbild des Versöhnungsblutes Christi gewesen sei, welcher Ableitung auch v. d. Hagen (Briefe in die Heimath, Th. III, S. 169) seinen Beifall früher geschenkt hat. Sie widerspricht jedoch allen obigen Autoritäten, und dem im Abendlande mit dem Worte Gral immer nur verbunden gewesenen Begriffe; noch weniger findet sie einen Anhalt im Gralmythus selbst.

4. **Kreis.** Die eigenthümliche Bedeutung des Wortes Gral als Kreis von 9 Zelten, oder Kreis überhaupt, hat in einer Pf. Handsch. 344, 14ª „Rede des elenden Knaben" Mone (Anzeiger für Kunde des Mittelalt. 1833, S. 298) aufgefunden; sie scheint aber lediglich in der Willkühr des mittelhochdeutschen Dichters zu beruhen.

5. **Höhle.** Mit großem Jubel verkündigte der gelehrte Orientalist v. Hammer (Kuriositäten, B. IX, S. 118) das bisher noch unenthüllt gebliebne Geheimniß der wahren Ableitung des Grales, worüber er in dem Mysterium Baphometis nur Muthmaßungen hatte geben können. Auf Arabisch heiße gar die Höhle, al sei der bekannte arabische Artikel; auf einer alten Taufschüssel zu Radkersburg hat er nun die Inschrift gelesen: Have alt garal XII; d. h. „sei gegrüßt, sagt die Höhle der XII." Die Spuren dieser Höhle der Zwölf seien aber wirklich noch heute in den historischen Ueberlieferungen des Morgenlandes erhalten. So gelangt er zur Höhle im Berge Rakim, die auch auf den bekannten gnostischen Denkmälern des Mittelalters sich findet, zu der Höhle Sermerai, wo der 12te Iman schläft, bis er am jüngsten Tage alle Religionen unter Eine vereinigen wird; aus einer dunklen Höhle ging die Lichtlehre Zoroasters hervor, die Mani und Mokanaa. Die Vorfahren

der Munalide d. i. der östlichen Gnostiker, hatten ihre Lehren in Höhlen gegründet, denen die der 12 Weisen des Berges Rakim zum Vorbilde gedient. — Leider aber fällt diese ganze interessante Deduction mit ihrem Documente, der Taufschüssel, über den Haufen, da diese nichts weniger als templerisch ist. Die Schrift ist, wie jeder Sachkundige sich nach Ansicht ihrer Abbildung in den Kurios. l. c., auf der Stelle überzeugen wird, weder Majuskel, noch Minuskel, noch überhaupt irgend einer jemals gebräuchlich gewes'nen Schriftgattung angehörig, sondern die Züge sind absichtlich oder aus Unkunde entstellt und total unverständlich. Seit jenem Lärm über diese und einige ähnliche Schüsseln mit dergleichen Inschriften sind noch viele der Art aufgetaucht, z. B. in Berlin und Freiburg an der Unstrutt; und auf den Trödelmärkten von Nürnberg und Augsburg sind sie ohne Mühe zu finden, an welchen Orten sie von dem Gewerk der Beckenschläger sonst sehr häufig fabricirt wurden. Auf jene neue Enthüllung des Gralgeheimnisses ist daher gar nichts, und um so weniger etwas zu geben, als v. Hammer schon bei ähnlichen Versuchen auf das Beschämendste abgeführt worden z. B. im zweiten Jahresbericht des Thüring. Sächs. Vereins, S. 36 und in Nells Gegenschrift über seinen Baphom. revelat.

Wir werden bei der folgenden Untersuchung noch öfter finden, daß es häufig eben so wichtig ist, auf einem betretnen Wege nichts, als etwas zur Bestätigung erhobner Vermuthungen zu finden; hier aber stellt aus dem bisher Bemerkten sich ohne Zweifel die Behauptung als richtig heraus, daß aus dem Worte Gral durchaus nichts auf den Ursprung der Sage, und auf die ursprüngliche mystische Bedeutung des heiligen Gefäßes geschlossen werden kann. Wir folgen daher nunmehr den gegebenen positiven historischen Spuren zur Entdeckung des Heiligthums.

II.

Flegetanis, und das Manuscript von Toledo.

Es ist kein Grund, anzunehmen, und würde aller Erfahrung widersprechen, daß Wolframs Gewährsmann, der Provenzale Kiot, mit weniger Redlichkeit und Wahrheit seine Quelle ebenfalls angegeben habe, als andre und fast alle Dichter des 12ten und 13ten Jahrhunderts und auch zum Theil die der jüngern Zeit. Diese Berufung auf ihren Gewährsmann gab ihnen Schein der Wahrheit, je specieller, desto glaubhafter. Kiot nennt einen solchen, Flegetanis mit Nahmen. Ein Heide von Vaterseiten, von Mutterseite Jude aus Salomons Geschlecht, der wohl unterscheiden konnte der Sterne Kommen und Gehen, und ihre geheime Einwirkung auf das Schicksal der Menschen wohl kannte, der ein Kalb anbetete (Parc. ed. L. 453, 20), der schreip vons grâles âventiur, und zwar in heidnischer Schrift.

(L. 454, 21.) Er jach, ez hiez ein ding der grâl;
Des namen las er sunder twâl
Inme gestirne, wie der hiez.
„Ein schar in ûf der erden liez:
Diu fuor ûf über die sterne hôch.
Op die ir unschult wider zôch
Sît mouz sîn pflegen getouftin fruht
Mit also kiuschlicher zuht:
Die menscheit ist immer wert
Der zuo dem grâle wirt gegert.“
Sus schreip davon Flegetanis. — —

L. 471, 15 wird jene Schaar näher bezeichnet:

Di newederhalp gestuonden,
Dô striten beguonden
Lucifer und Trinitas,
Swas derselben engel was
Die edeln und die werden
Muosen uf die erden
Zuo demselben steine.
— — — — — —
Des steines pfligt iemer sider
Die got derzuo benande
Und in sin engel sande.

Schon oberflächlicher und in gewohnter Weise confuse ist Albrecht im Titurel Kap. 1. Str. 1.

Der von Proventzale
Flagetanis perlüre
Heidensch von dem grale
Unt frantzois tuot euch kunt viel aventüre;

Und am Schluß Kap. 41:

Kyote Flegetanise
Der waz her Wolfram gebende
Die aventüre zuo prise.

Und weiter berichtet Wolfram im Parcival:

(L. 453, 11.) Kyot der meister wol bekant
Ze Dôlet verworfen liegen vant
In heidenischer schrifte
Dirre âventiure gestifte.

Dirre kann in dieſer Stelle nur auf die Meldung vom Gral durch Flegetanis bezogen werden; wenn Wolfram zwar weiter bemerkt:

(L. 416, 25.) Kyot ist ein Provenzàl,
Der dise âventiur von Parzifal
Heidensch geschrieben sach,

ſo durfte er hier eines Mißverſtändniſſes zu zeihen ſein, da, wie wir unten ſehn werden, Parcival bretagniſchen Urſprungs iſt, und ſchwerlich die wälſche Erzählung von ihm in's Arabiſche überſetzt worden iſt, was indeß auch nicht unmöglich geweſen wäre.

Von vorn herein muß es auffallen, daß Flegetanis, der Heide, ſchon von getouftiu fruht geſprochen haben ſoll. Görres (Lohengrin, S. VIII) nimmt nicht Anſtand, ſofort den Flegetanis als Dichter in das Jahr 1124 zu ſetzen; allein alle ſeine Prämiſſen zu dieſem Schluſſe ſind willkührlich theils, theils falſch. Den Nahmen Flegetanis mag er mit Recht vom arabiſchen Felek daneh, Himmelskundigen, Aſtronomen, Aſtrolog, wie Kiot ihn auch bezeichnet, herleiten (l. c. S. VI); aber es iſt damit nichts gewonnen.

Die obigen Andeutungen des Flegetanis über den Gral, das dinc, den stein, ſind ſo kurz und allgemein, daß uns nur zu rathen, nichts zu beſtimmen übrig bleibt. Es iſt möglich, daß im mauriſchen Spanien ſich eine entſtellte dunkle Nachricht von dem Heliotrapezon, dem Sonnentiſche der frommen Aethiopen, der ſchon bei Herodot jede Nacht ſich mit Fleiſch und Früchten bedeckte, erhalten hatte, und in Mährchen orientaliſchen Geſchmacks weiter erzählt ward. Die Sage von ihm iſt ſelbſt bis nach Indien vorgedrungen, und der Bajapurana beſchreibt ſeine Umgebungen ganz ähnlich, wie der Titurel die des Grals. Es erzählt nemlich dieſer Purana: im Weſten im Troglodytenlande liegen die weithin gedehnten Gebirge Sitanta, reich an Metallen, und Edelſteinen. Eine anmuthige Ebne umfängt dieſe Berge, belebt von Vogelgeſang und Bienenſummen; Städte ſind dort mit Thoren und die Feuchtigkeit, welche die Landſchaft wäſſert, kommt vom Herrn des Thierkreiſes nieder, und ſammelt ſich dann in einen Strom, den Fluß des Mondes. Dort leben die Siddhas und Yacshas in Höhlen, und vielfach verſchlungenen aber anmuthigen Irrgängen. Dort unter unermeßlichen Höhlen iſt Cridavana, (Hain des Crida) der Luſtort Mohendras, wo Wiſſenſchaft und die Erfüllung aller Wünſche völliglich erlangt wird. Dort iſt der große Wald von Paritjatabäumen der Götterfürſten, bekannt durch die drei Welten, und alle Welt ſingt ihren Preis (Görres, l. c. S. XIV). — Es iſt ferner nicht unmöglich, daß der bekannte geprieſene ſchwarze Stein in der ſüdöſtlichen Ecke der Caaba zu Mecca mit unſrer Sage in dunkler Beziehung ſteht. Dieſer Stein ward von den Muhamedanern ungemein verehrt, von den Pilgern mit größter Andacht geküßt, ja von Einigen ſogar die rechte Hand Gottes auf Erden genannt. Er ſoll einer von den Edelſteinen des Paradieſes, und mit Adam herab auf die Erde gefallen ſein (wie nach dem Wartburgkriege der lapis exillis der Krone Lucifers entfiel, und mit

ihm auf die Erde ſtürzte, wo er zum Gral verarbeitet ward); und da er bei der Sündfluth erhalten und geborgen ward, hat ihn der Engel Gabriel hernach dem Abraham zurückgebracht, als er die Caaba erbaut (Georg Sale, der Koran, überſ. v. Arnold, Lemgo, 1746, S. 148. — Assemanni, Bibl. orient. T. III. P. II, p. 585 sq.); ähnlich, wie der Engel den Titurel den Tempel für den Gral bauen hieß. Der Tempel zu Mecca hat auch den Titel: masjad al alhoràm, d. h. der heilige unverletzliche, unnahbare (G. Sale, l. c. S. 144) gleich wie der mont salvage im Titurel der bewahrte, behaltene Berg genannt wird, und die Gralsburg jedem Ungeweihten unzugänglich und unfindbar iſt. — Es iſt endlich auch nicht unwahrſcheinlich, daß auch der altägyptiſche Hermesbecher, der Becher des Dſchemſchid, Hercules und Bachus der Myſterien in unſre Fabel hineingeſpielt haben mag (Görres, Lohengrin, S. XV). Dſchemſchid iſt der Inhalt der Sagen und Lieder der Franier, wie Salomon bei den Ebräern, und Alexander bei den Griechen. Er hat u. a. Eſtthacar, d. h. die in Felſen gehauene Stadt, erbaut, wo er beim Graben der Fundamente den Wunderbecher Giam (Dſcham) fand, der zugleich Weltſpiegel, Zauberſpiegel und Gefäß des Heils iſt (Kreuzer Symbolik), und der unter die Sterne verſetzt ward, wo ihn im Thierkreis auf dem Bilde der Schlange allerdings der ſternkundige Flegetanis geſehen haben mag. — Gelehrtere werden noch Gelehrteres beizubringen vermögen, und es iſt ein reiches Feld für Hypotheſen geöffnet, der Urquell des heiligen Grals aber damit nicht zu ergründen.

Die Frage, in welcher Sprache und mit welcher Schrift das toledaniſche Mſ. geſchrieben ſei, beantwortet Görres (l. c. S. XVI) dahin, daß ſie griechiſch geweſen, und behauptet, daß die urſprünglich orientaliſche Sage zum Abendlande ihren nächſten Durchgangspunkt durch Griechenland genommen habe. Sein Argument: daß dies vorzüglich die Bauart des Graltempels bezeuge, fällt zuſammen durch die ſcharfſinnige in der Geſchichte der Baukunſt gegründete ſchon oben S. 291 berührte Ausführung Sulp. Boiſſerees, der zur Evidenz nachweiſt, daß dieſe Beſchreibung, welche Albrecht im Titurel liefert, vor dem 13ten Jahrhundert gar nicht gedichtet ſein kann, daß ſie daher ein Werk neurer Erfindung iſt; und dies wird dadurch beſtätigt, daß weder Wolfram mit Kiot, nach Chretien de Troyes, dem der Proſaroman von Parcival (Paris, 1530) Schritt vor Schritt folgt, auch nur die geringſte Andeutung von dieſem complicirten Tempelbau enthalten; die apokalyptiſche Ausſchmückung des Gotteshauſes iſt vielmehr ganz im Geiſt und Styl des vierzehnten Jahrhunderts, harmonirt ſo mit der ganzen myſteriöſen Manier Albrechts und ſeiner zeitgenöſſiſchen Geiſtesverwandten, daß man den erſteren ſelbſt als Erfinder dieſes Bauwerks mit höchſter Wahrſcheinlichkeit annehmen darf. — Auch ebräiſch iſt jenes Mſ. ſchwerlich geweſen. In den ſämmtlichen jüdiſchen und altrabbiniſchen Schriften findet ſich, wie mir gelehrte befreundete Israeliten verſichert haben, keine Spur von einer Mythe, welche Zuſammenhang oder nur entfernte Ähnlichkeit mit dem Gral und Parcivals Geſchichte hätte. Das Itinerarium Benjamins von Tudela (1171), von welchem Görres (Lohengr. S. VIII) merkwürdige Aufſchlüſſe über unſern Sagenkreis ſich verſprach, enthält durchaus nichts darauf Bezügliches; nur ſeine Erwähnung der Spie-

gelsäule in Alexandrien klingt wunderſam mit dem Spiegel zu Schastel-Marveille im Parcival zuſammen. Nicht minder ſchweigt Maimonides (de Idololatria, Amſterdam, 1641) über alles Gralähnliche, obwohl er es nicht wohl hätte übergehn können, wenn es im Glauben oder Aberglauben der Juden vorhanden geweſen wäre. — Von aller heidniſchen Schrift bleibt daher nur die arabiſche übrig, für welche auch die ſchlagendſten Gründe ſprechen, wenn man nicht die ganze Berufung auf die heidniſche Schrift des Flegetanis für eine abſichtliche Erfindung Kiots erklären will, womit man freilich am leichteſten jede Schwierigkeit der Forſchung beſeitigen kann.

Immer haben bisher die in den alten Geſchichten vorkommenden Localitäten richtig auf die urſprüngliche Heimath der Sage geführt. Die Helden des bretoniſchen Sagenkreiſes reiſen unaufhörlich von Frankreich und Bretagne nach England, Schottland und Irland. Viele Königreiche werden dort genannt, Logres, Leonnais, Kornwallis und noch zwanzig andre. Die Provinzen Frankreichs, wohin die Scene oft geſetzt wird, ſind die, die im 11ten und 12ten Jahrhundert den Engländern gehörten, oder ihnen wohl bekannt waren. Die Länder der Sprache von Oc bleiben von ihnen unberührt; Deutſchland, Italien liegen in dunkler Nebelferne, nur die Länder der heiligen Schrift liegen nahe, als ob ſie mit Frankreich grenzten. Gleich abgeſchloſſen iſt das Terrain in dem Sagenkreiſe Karls, das von Mainz bis zu den Pyrenäen geht, und dem ſich das Heidenland ebenſo nahe wie im Artuskreiſe anſchließt. Die Sage von den ſieben weiſen Meiſtern weiſt in allen den tauſendfachen durch alle Länder Europas gegangenen Bearbeitungen immer wieder auf den Orient, als erſte Heimath, hin. Nicht minder beſtimmt iſt das Local der germaniſchen Heldenſagen, noch mehr das der ſcandinaviſchen, abgegrenzt. Ganz in derſelben Weiſe führt nun Alles in unſrer Sage uns auf Spanien und die Provenze hin. Im nördlichen Spanien iſt der Wald des Grals (terre de salvage); Katalonien, Arragonien, Toledo, Sevilla, die nordafrikaniſchen Küſten ſind der Schauplatz der Begebenheiten. Die Bemerkung im Titurel (Kap. 3): wer ye nach Gallizien gereiset ist, der kennt san salvador und salvaterre, rührt ſchwerlich von Albrecht her, ſondern iſt von ihm bei Kiot ſchon vorgefunden. Titurel vermählt ſich mit Elizabel von Arragon. — Mone (Anz. für Kunde des Mittelalters 1833, S. 295), iſt mit der antithetiſchen Behauptung aufgetreten: „daß die Sage vom Gral eine alte volksmäßige Grundlage habe, wenn ſie auch nie lebendig in das Volk eingedrungen ſei. Es ſei nämlich darin die Rettung des gothiſch-ſpaniſchen Volks vor den Mauren enthalten. Die Berge der Rettung (montes salvationis) lägen in Aſturien, nicht in den Pyrenäen, und ſollen den Nahmen in Bezug auf die Rettung der Gothen haben. Es ſei die Sierra Auseva im öſtlichen Aſturien, und der Tempel des Grals die Kirche der H. Maria in der Schlucht Cavadonga, wohin ſich Don Pelayo mit ſeinen Gothen zurückgezogen. Dies ſei der heilige unzudringliche Ort, von dem die Rettung der Spanier ausgegangen; und der Kelch des Heiles, das Zeichen des Chriſtenthums, nicht die im Evangelio bedeutungsloſe Schüſſel des Abendmahls als Anknüpfung an die Bundeslade, wäre der urſprüngliche Gral, der in Spanien durch den unaufhörlichen Kampf gegen den Islam eine große Wichtigkeit hatte.“ Bis zu beigebrachten poſitiven Beweiſen

müssen wir jedoch entschieden diese Richtung der Sage: Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum, bestreiten, da das, was wir von der Sage wirklich wissen, dies nicht nur nicht bestätigt, sondern es geradehin widerlegt. Der Gral ist den Heiden nicht blos, sondern auch den nicht erwählten Christen ein unzugängliches Gut. Der mont salvage ist nicht ein Berg der Rettung, sondern der unzugängliche, unnahbare Berg; wäre irgend ein so religionskriegerisches Element in der Sage anfänglich gewesen, so hätte es nicht so gänzlich darin untergehen können, daß ohne Anstand Christenfürsten bei Heiden in Dienst treten, und umgekehrt; konnte Gamuret zu Bagdad vom Baruch kein christliches Begräbniß erlangen; konnte Kailet von Toledo mit Morolt von Irland und Fridebrand von Schotten mit Heiden verbündet, um einen Heiden Isenhart zu rächen, nicht gegen Zaßsamank fechten. Ohne Zweifel hätte die Sage den für das Volk weit wichtigeren Punkt ergriffen, daß Pelayo um 717 durch die Ueberwindung der Heiden den Grund zu dem Königreich von Asturien, Leon und Oviedo legte. Die ganze Erzählung im Titurel von der ersten Einführung und Ausbreitung des Christenthums in der Provenze und dem nördlichen Spanien hat ganz dasselbe Gepräge, wie die ähnlichen legendenartigen Geschichten über das gleiche Ereigniß im nördlichen Frankreich, in Irland und England, und mit mehr Grund wird daher die erste Entstehung der Sage in der Phantasie eines spanischen mönchischen Chronisten, als in Traditionen des Morgenlandes zu suchen sein. Gleichwohl ist die bedeutende Beimischung des Orientalischen nicht wegzuleugnen, dieser Zutritt des Fremden zum ursprünglich christlichen gerade in Spanien aber auch sehr erklärlich.

Schon im neunten und zehnten Jahrhundert war Spanien vorzüglich der Sitz der arabischen Wissenschaften. Kordova, Granada, Sevilla und andre Städte der Halbinsel wetteiferten in der Trefflichkeit ihrer Schulen, Kollegien, Akademieen und Bibliotheken. Deren 70 waren in den verschiedenen Städten Spaniens dem Publicum geöffnet, zu einer Zeit, wo das ganze übrige Europa, ohne Bücher, ohne Gelehrsamkeit, ohne Cultur in schimpflicher Unwissenheit versunken war. Zahlreich war die Schaar der arabischen Schriftsteller in der Wissenschaft, unzählbar in der Poesie. Arabische Wissenschaft und Poesie kam zu den Christen. Die Duldsamkeit der Araber in Glaubenssachen war ebenso groß, wie die der Christen. Die kleinen Fürsten der aufkeimenden Königreiche Spaniens, hauptsächlich Kataloniens und Arragons, in deren Mitte sich bis 1112 das muselmännische Königreich Saragossa erhielt, traten in persönliche Verbindung mit Mathematikern, Philosophen und Troubadouren, oder Erfindern von Novellen und Erzählungen, die ihre erste Bildung in den Schulen Andalusiens erhalten hatten, und die ihre Fürsten mit Geschichten unterhielten, die sie aus der arabischen und orientalischen Literatur entlehnten. Im ganzen Umfang des arabischen Spaniens wurde spanisch und arabisch nebeneinander gesprochen, wurden Werke aus der einen Sprache in die andre übertragen. Nahmentlich bahnten die Juden durch eine feinere Sprachwissenschaft sich den Weg zu einer gelehrteren und gründlicheren Auslegung der Bibel; wir erinnern an Ebn Esra († 1165) David Kimchi, Maimonides (1131—1205), die schon längst berühmte

Vorgänger hatten; Johann von Sevilla schrieb zur Bequemlichkeit der Christen, die besser arabisch als latein verstanden, eine Auslegung der heiligen Schrift in arabischer Sprache. Sonach wäre es daher auch gar nicht befremdlich und unwahrscheinlich zu finden, wenn Flegetanis, ein Heide, Araber oder Halbjude eine ursprünglich christliche Sage vom h. Gral arabisch niedergeschrieben hätte. Welches ihr vollständiger Inhalt gewesen, vermögen wir nicht genauer zu bestimmen; ebensowenig die Zeit der Abfassung des gedachten Ms. Daß aber mit dem Anfang des 12ten Jahrhunderts die Sage, welches ihr Inhalt auch gewesen sein mag, eine bedeutend ausgedehntere poetische Gestaltung und eine rein christliche Fortentwickelung gewonnen hat, das ist nicht in Abrede zu stellen.

III.

Die Chronik von Anjou.

Ebenso, wie die Localitäten im Parcival und Titurel uns nach Spanien wiesen, weisen sie uns auch nach Südfrankreich, insbesondere nach der Provenze. Auvergne, Les Landes, Gascogne sind der Sitz der mit dem Geschlecht Parcivals in Beziehung stehenden Familien Herzeleide, Orilus, Gurnemanz, Sigune u. s. w. Parille erhielt das Königreich Frankreich zum Lohne, sein Bruder Anjou, und das Haus Anjou ist es, Gandin, Gamuret, Galoes, Parcival, das Kiots Gedicht besonders verherrlicht. Montsalvatge, Floramie, Albaflore, Flordivale, sind rein provenzalische Nahmen (Fauriel, Origine des épopées chevaleresques du moyen âge, in Revue des deux mondes, B. VIII p. 186); ebenso Titurel, Frimutel, Tschoinatulander; das im Titurel oft genannte Graswaldane ist vallée de Graisivaudan bei Grenoble. Für die Sage, wie wir dieselbe besitzen, ist die Provenze ihre Pflegerin geworden; gleichwohl haben das christliche und maurische Spanien wesentlich auf ihre Ausbildung mit eingewirkt.

Das südliche Frankreich war, nachdem es einigen von Karls des Großen Nachfolgern zu Theil geworden, i. J. 879 zum Rang eines unabhängigen Königreichs erhoben, dessen König sich zu Nantes unter dem Titel eines Königs von Arles oder Provenze krönen ließ, und der seiner Herrschaft die Provenze, Dauphine, Savoyen, Lion, und einige burgundische Grafschaften unterwarf. Der Titel Königreich wich 943 dem Titel Grafschaft unter Bozon II., ohne daß darum die Provenze zerstückelt wurde, oder vom Hause Burgund abkam, dessen Stifter Bozon I. gewesen war. Dieses Haus erlosch 1092 mit Gillibert, der nur zwei Töchter hinterließ, unter welche er seine Staaten theilte. Die eine, Faydide, vermählte sich mit Alphons, Grafen von Toulouse; die andre, Douce, mit Raimund Berengar, Grafen von Barzellona. In zweihundertjähriger Ruhe, unberührt von den Kriegen im übrigen Europa, ohne feindlichen Einfall, durch gute Verwaltung, Be-

völkerung und Reichthum im Innern fester gegründet, vom Handel begünstigt, in paradiesischer gesegneter Gegend, mußten Gesetze, Sitten, Sprache und Kultur nach jeder Richtung hin sich ausdehnen und befestigen, und es erhob am Ende des 11ten und Anfang des 12ten Jahrhunderts die Dichtkunst sich auf ihren Höhepunkt. Man sang Krieg, Abentheuer, Religion und Liebe. Das Ritterthum entstand zugleich und gewann bestimmtere Form mit der provenzalischen Dichtkunst. Es war das poetische Ideal, und sein Gegenstück im Leben das durch dasselbe verklärte Lehnswesen. Der Einfluß arabischer Geistesbildung auf die provenzalische Poesie ist nicht zu leugnen. Die Anbetung der Frauen, die Zartheit der Gefühle, dieser Mysticismus der Liebe hat den innigsten Zusammenhang mit der Poesie und den Sitten des nach Spanien verpflanzten Orients. Die Gesänge, in denen der Muselmann seine Liebe feiert, athmen dieselbe Verehrung der Frauen, die wir in der Ritterpoesie finden, und die schönsten Gaselen und Kassiden der Perser und Araber scheinen Uebersetzungen provenzalischer Lieder zu sein. So ist auch im Titurel die Idee, daß Tschionatulander sich zum Kampf durch den Anblick der nackten Sigune stärkt, durchaus üppig, und glühend arabisch. Gleichzeitig erlangte die provenzalische Sprache ihre höchste Ausbildung, sie *verdrängte* das *Lateinische völlig*, und stellte sich an dessen Platz, indem sie *Schriftsprache* ward.

Von dem wichtigsten *Einfluß auf die Vermischung Südfrankreichs mit Spanien und dem maurischen Wesen* war die Eroberung von Toledo am 25. Mai 1085, und von ganz Neu-Kastilien durch Alphons VI. († 1109). Alphons VI. lud eine große Zahl französischer, provenzalischer und gascognischer Ritter zum Krieg gegen die Mauren ein; sie fochten unter den Fahnen des großen Cid (1083—1085). Seit 200 Jahren war dieser der erste bedeutende Krieg für die Provenzalen. Vollkommne Toleranz ward den Mauren in Toledo und dem eroberten Reiche zugesichert. In Toledo lebte seit 530 Jahren bis zu Philipp III. eine zahlreiche Bevölkerung mit Christen einträchtig bei einander. Alphons überließ den Besiegten sogar anfangs die Kathedrale als Moschee, wenngleich er sie ihnen wegen eines vorgegebenen Wunders bald wieder entzog. Diese Stadt, eine der berühmtesten Universitäten der Araber, behielt ihre Schulen, alle ihre gelehrten Anstalten, und breitete bei den Christen die Kenntnisse der Morgenländer aus. Die Muzaraber kamen an den Hof und traten in die Armee ein, und die französischen Ritter sahen sich berufen, mit Männern zu leben, deren Phantasie, Verstand und Geschmack sich bei den Sarazenen entwickelt und gebildet hatte. Von der Einnahme Toledos brachten sie spanisch-maurische Geistesbildung nach Frankreich zurück. — Merkwürdig spiegelt diese Zeit sich im Titurel wieder. Schon Parille bekehrte die Heiden zu Gallizien und *Saragossa* (bis 1112 heidnisch), und Toledo ist schon im Titurel und Parcival ein *christliches* Königreich, dessen König Kailet sogar mit dem Geschlecht der Gralskönige verschwägert ist. Aber Parille wußte die Heiden nicht fest im Glauben zu erhalten, und er starb durch sie vergiftet. *Titurisone von Frankreich* vermählt sich mit *Elizabel von Arragon* (wie Faydide mit Alphons und Douce mit Raimund Berengar); er bezwang die Heiden, und befestigte sie im Christenthum.

Sein Sohn Titurel rief die Provenzalen, Kärlinger, die von Arles, den Herzog Karl von Lothringen zu Hülfe gegen die empörten Heiden von Averre und Navarra, und unterwarf sie. Wir sehen hier den Kriegszug gegen Toledo sich wiederholen. Portugal (Patrigalt) wird schon genannt, und dieser Staat bildete sich um 1100. Noch sind nach dem Titurel und Parcival verschiedne kleine christliche Königreiche, wie nach der Geschichte um 1100, in Spanien. Die Heerfahrten Gamurets und Tschionatulanders zu den Heiden entsprechen den Zügen des Cid und Andrer gegen die Mauren, die rastlos sich wiederholten, ohne jedoch den Charakter eigentlicher Religionskriege zu haben.

Von dem wichtigsten Einfluß auf den Aufschwung der provenzalischen Poesie war der erste Kreuzzug, welcher 1095 begann. Franzosen, hauptsächlich Provenzalen, Gottfried von Bouillon an ihrer Spitze, waren die Masse des Heeres. Noch waren die Erinnerungen an die Eroberung von Toledo gegenwärtig; Wilhelm IX, Graf von Poiton und Herzog von Aquitanien (geb. 1071, † 1127), der ausgezeichnetste Dichter und Krieger seiner Zeit, ist der älteste von denen, deren Werke Curne de St. Palaye gesammelt hat. Der Himmelshauch religiöser Begeisterung wehte mit neuer bisher ungekannter Gluth die entflammte Phantasie an. Jetzt ist die Zeit, wo der kampfmuthige religiöse Ritterſinn sich der alten Volkssagen von Karl dem Großen und seiner Paladine bemächtigt, wo das Heldengeschlecht des Aimeric und heiligen Wilhelm im Guillaume au court nez, mit neuem üppigen Wuchs sich ausbreitet, wo der ritterliche Sänger die christlichen Großthaten seiner Vorfahren gegen die Heiden verherrlichend, die eignen um so glänzender erhob. Die Kämpfe der Gegenwart lagen zu nahe, als daß die Poesie diese schon hätte in ein ruhiges Bild auffassend zurückspiegeln können, und sie wandte sich daher zur grauen Vorzeit zurück, und ließ die Helden Karls mit dem Glaubenseifer der Kreuzritter fechten und sterben. Aber die religiöspoetische Begeisterung wandte sich auch, wie dort nach außen, so nach der andern Seite, nach innen, nach dem Geheimniß des eignen Glaubens, und suchte dessen Lösung in dem heiligen Grale. Die Kämpfe Karls und seiner Paladine gegen die Heiden, und diese religiöse Mystik des Grals sind Seitenstücke, wie der mit Feuer und Schwerdt gegen den Irrglauben wüthende Fanatiker, und der sein eignes Fleisch tödtende und sich kasteyende Ascet.

Vom entschiedensten Einfluß aber auf die Ausbildung der Gralsage ist die Stiftung des Tempelherrn-Ordens gewesen. Jerusalem war durch die Waffen von Gottfried von Bouillon erobert; ein christliches Reich blühte auf in dem Lande, wo der Heiland gelebt, gelehrt, gelitten, gestorben. Das Abendland glaubte ein neues Recht auf den Orient zu haben. Der Haß der Morgenländer stieg gegen die immer sich erneuenden Schaaren übermüthiger anmaßender Fremden. Der räuberische Beduine wagte sich bis vor die Thore der Gottesstadt, Seldschucken und ägyptische Haufen durchstreiften das Land, sammelten sich in Lagern, und lauerten überall im Hinterhalt den frommen Pilgern auf, um sie zu tödten und zu berauben. — Diese Greuel, und das nahmenlose Unglück ihrer Mitchristen brachten im Jahre 1118 einige Waffengefährten Gottfrieds von Bouillon, die nach dessen Tode unter König Bal-

duin II. zum Dienste des heiligen Landes zurückgeblieben waren, auf den Gedanken, die Sache Gottes durch eine Stiftung zu befördern, deren Hauptzweck sein sollte, die frommen Wallfahrer zu beschützen. Neun edle französische Ritter, Hugo von Payens (de Paganis) Gottfried von St. Omer (St. Uldemar) Roral, Gottfried Bisol, Payens von Mont-Didier, Archibald von St. Amand, Andreas von Montbarry (ein Anverwandter Bernhards von Clairvaux) und Gundemar (der Nahme des neunten ist unbekannt, denn Hugo, Graf von Provence trat erst später bei) vereinigten sich zu einem gegenseitigen Bunde, nahmen eine geistliche Regel an, und legten in die Hände des Patriarchen Guaremund von Jerusalem die drei Gelübde der regulirten Chorherren (Armuth, Keuschheit und Gehorsam) ab. Das vierte und zugleich Hauptgelübde war Schutz der Pilger im heiligen Lande. — Unermeßlich war der Erfolg dieser Stiftung. Wenn nach dem in Frankreich weit früher als in Deutschland und im 11ten Jahrhundert schon sehr ausgebildeten Ritterthum die weltliche Ritterwürde als die höchste Staffel der Ehre betrachtet wurde, wenn jeder Ritter als ein Beschützer des Glaubens, ein Retter aller Unterdrückten und Nothleidenden, die ihn um Hülfe anflehten, erschien, um wieviel ehrwürdiger mußte der damaligen Welt, welche an den Mönch und Ritter die Begriffe des höchsten, heiligsten, preiswürdigsten Strebens knüpfte, der geistliche Ritter sein, der beides in sich vereinigte, der Ritter Christi, der miles templi. Während der weltliche Ritter der Ruhe pflegen, seines Reichthums genießen konnte, wußte der Templer von keiner Rast; stets gegen den Feind des Kreuzes gerichtet, in jedem Augenblicke bereit, neuen Gefahren entgegen zu gehen, arm und ohne Eigenthum, war sein Beruf von der Art, daß er, so lange seine Kräfte und sein Leben ausdauerten, ihn nie ganz erfüllen konnte. Unmaßen schnell mehrte sich die Zahl der Ordensbrüder in allen Ländern Europa's, und vorzüglich im südlichen Frankreich waren ihre Tempel gegründet, wuchs mit jedem Jahre das Besitzthum des Ordens. Die Tempelherren gaben der Welt das erste Beispiel einer so erhabenen rein christlichen Anwendung der Ritterschaft, verbunden mit gänzlicher Aufopferung ihrer selbst für das Beste der Christenheit. In der Idee des Ordens fand die Poesie, gehoben vom Fittig schwärmerischen Glaubens, ein ganz neues, weites, reiches Feld, und — was auch früher man von Gralen und Gralähnlichem aus der Vorwelt wissen mochte, von Kelchen, Bechern, kostbaren Steinen, kurz hohen Gütern aller Art, die Engel vom Himmel den Menschen zur Obhut anvertrauet haben, die alle irdischen Wünsche zu befriedigen, und himmlische Seeligkeit auf Erden zu verleihen vermochten, — das alles gewann jetzt, angeregt durch das Vorbild des Tempelherrenordens die concrete concinne Gestalt der Gralsritterschaft und des Templeisenthums, wie wir es in den auf uns gekommenen Gedichten wieder finden, und von dieser Zeit an dürfen wir erst die beglaubigte Geschichte unsrer Sage datiren.

Schon der Nahme der Templer (franz. Templiers) und Templeisen deutet auf ihre Verwandtschaft. Wie der miles templi rastlos zur Ehre des Kreuzes, zum Schirme der Pilger, kämpfte der Templeise bei Tag und Nacht zur Verherrlichung des ihm vertrauten Heiligthums, zur Bewachung des Landes, worin es bewahrt

wird. — Der Orden wählt sich selbst seinen Großmeister, und der Entfernteste konnte plötzlich dazu berufen werden; keine menschliche Macht leitet die Wahl, denn sie geschieht durch Erleuchtung Gottes. So beruft die Schrift am Gral den König und wäre er im fernsten Winkel der Erde, und in den Tiefen des Lebermeeres, die Gralsbotin Cundrie, wird den Erwählten zu finden wissen. Der Großmeister steht nur unter dem Pabste, dem Stellvertreter Christi, unmittelbar, und er hat und übt das Absolutionsrecht. Der König des Grals ist von allen Todsünden befreit; er lebt engelrein auf Erden im Angesicht Gottes. — Glückselig ist, dessen Kinder vom Gral zu seinen Dienern bestimmt werden; sie alle sind in früher Jugend schon nach Montsalvage zum Dienst berufen worden. Die lateinische Regel der Templer widerrieth zwar, Kinder in den Orden aufzunehmen; allein Guido, Bruder des Dauphin von Auvergne, ward schon im 11ten Jahre Tempelherr; Eltern bestimmten nicht selten ihre Kinder dem Orden, z. B. Wilhelm v. Beauvais in seinem Testamente; ja sogar auf noch Ungeborne ward die Bestimmung ausgedehnt. — Nur Kinder reiner Art wählt der Gral zu seinen Dienern; nur Ritter, und eines Ritters und einer Edelfrau Söhne aus ritterbürtigem Geschlecht und rechtmäßiger Ehe durften aufgenommen werden, nicht einmal natürliche Kinder der Könige und Fürsten (Moldenhawer, Prozeß gegen die Templer, S. 345, 28, 35). — Das Gelübde der Keuschheit, der Armuth, des Gehorsams und der Vertheidigung des heiligen Landes waren die vier vota substantialia ordinis. „Sei keusch und pflege der Mannheit mit Frömmigkeit," lautet das Gesetz des Grals, und schwer litt Amfortas für das verletzte Gebot der Keuschheit. — Alles ist im Orden gemeinschaftlich, und weder der Meister noch irgend ein Andrer darf einem Bruder erlauben, etwas als Eigenthum, selbst nur zu eines Hellers Werth, zu besitzen. So spendet der Gral allein alles leibliche Bedürfniß der Templeisen in reicher Fülle. — Der Eintritt in den Orden kann mit Gewalt nicht erzwungen werden; der Orden wählt selbst seine Brüder; so ist Montsalvage unzugänglich und unnahbar jedem Ungeweihten und Unberufnen, sei er Heide oder Christ. — Der König des Grals darf vermählt sein, und der Gral hat zu Montsalvage eine große Zahl auserlesner Dienerinnen. Der Großmeister darf zwar nicht vermählt sein, aber es finden sich sichere Spuren, daß seit Anbeginn des Ordens derselbe Schwestern auch gehabt, die im Tempelhause wohnten. Darum verbietet fürderhin solche Gemeinschaft die lateinische Regel (Cap. 56), als eine gefährliche Sache, die in frühern Zeiten Unordnungen veranlaßt habe (Moldenhaver, l. c., S. 113, 410. Dupuis histoire des Templiers, II, S. 119). Die Pracht der Gralsburg, die feierlichen Aufzüge daselbst bei Vortragung des Heiligthums korrespondiren dem Glanz des Gottesdienstes bei den Templern; Jacob Molay, der letzte Großmeister, bekannte selbst: er kenne keinen Orden, dessen Kapellen und Kirchen schöner ausgeschmückt und mit Allem zum Gottesdienst Gehörigen reichlicher versehen wären, und von den Priestern besser bedient würden (Moldenh. l. c. S. 41). Darf man den Bau des Graltempels im Titurel, wiewohl diese Quelle in dieser Beziehung nicht lauter ist, hier anziehn,

ſo ſind, wie der Graltempel eine Rotunde iſt, rund die Kapellen der Tempelherren, und nur zwei Glocken ſind zu Montſalvage, wie bei den Ciſterzienſern und Bernhardinern, deren Regel die Templer folgten. — Abweichend von der römiſchen Liturgie bedienten dieſe bei der Abendmahlsfeier ſich bei Darreichung der Hoſtie der Anfangsworte des Evangelii Johannis; auch im Parcival werden dieſe öfters wiederholt (Parc. Ueberſ. S. 549, 565) und es iſt nicht ohne Bedeutung, daß ſie beſonders bei der Taufe des Feireſiß angewandt werden. Wer tiefer in die Myſterien des Ordens eingedrungen iſt, wird ohne Zweifel noch mehr dogmatiſche Verwandtſchaftspunkte finden; gewiß iſt, daß die Templer eine eigne Geheimlehre gehabt haben, die im Weſen jedes Ordens, und jeder nach Außen ſchroff abgeſchloßnen Geſellſchaft liegt, zumal wenn ſie, wie der Tempelorden in ſeiner weitern Entwickelung that, neben den religiöſen noch materielle Zwecke verfolgt. Die weitläuftige und verwickelte Unterſuchung jedoch, ob und was an gnoſtiſchen Elementen in dieſer Geheimlehre enthalten, und inwiefern die angeſchuldigten ſchändlichen Verbrechen und Ketzereien der Templer begründet geweſen, welche Bewandniß es mit dem berüchtigten Mysterium Baffometi, dem Baffomet, dieſem Idol, das ſaraceniſch Yalla genannt worden, aus dem der Dichter das Werin von Lothringen endlich gar einen König Beaufumés gemacht hat, (Mone, Anzeiger ꝛc. 133, S. 253) ob es ein Johannis-, Teufels- oder Katzenkopf geweſen, — (vergl. Hammer, mysterium baphometis revelatum in den Fundgruben des Orients, B. VI, Hft. 4. S. 481 sq. — Franz Maria von Nell, Gegenſchrift darüber, Wien, 1820. — Kurioſitäten, B. IX, S. 110, 118. B. VII, S. 342. — Journal des savans. M. Mars et Avril, 1819. — Nicolai, Verſuch über die Beſchuldigungen des Tempelherrenordens, 1782. B. I. — Moldenhawer, Prozeß-Acten. — Münter, Statutenbuch des Tempelherrenordens. — Du Puy, histoire des Templiers, Brusselles, 1751), alles dies müſſen wir um deßwillen zur Seite weiſen, weil dieſe Unterſuchungen zur Aufklärung unſerer Sage nicht das mindeſte Reſultat gegeben haben, und in derſelben, weder in der provenzaliſchen, noch nordfranzöſiſch-engliſchen, noch deutſchen Ausbildung, gar nichts auf Gnoſis, oder jene Verbrechen und Ketzereien hindeutet. Nur ein Punkt verdient der Erwähnung, der allerdings mit unſrer Sage in Zuſammenhang zu ſtehen ſcheint. Von den Anklagepunkten gegen die Templer, welche Du Puy l. c. aus der Chronik von St. Denys, c. 8. p. 22 auszugsweiſe mittheilt, lautet bei ihm der dritte: car tantôt après ils alloient adorer une idole, et pour certain icelle idole étoit une vieille peau, ainsi comme toute embamé et comme toile polie, et illecques certes le Templier mettoit sa très vile foi et creance et en lui très fermement croioit, et en icelle avoit ès fosses des yeux escarboucles, reluisans comme clairté du ciel; et pour certain toute leur esperance étoit en icelle, et étoit leur dieu souverain, et mêmement se affioit en lui de bon coeur. — Abraham Bzovius in der Fortſetzung der Kirchengeſchichte der Kardinal Baronius, hat aus einer vaticaniſchen Handſchrift die Punkte extrahirt, welche von den italieniſchen Biſchöfen gegen die Templer

behauptet wurden, deren zweiter lautet: Caput quoddam, faciem albam quasi humanam prae se ferens, capillis nigris et crispantibus, et circa collum deauratis ornatum, quod quidem nullius sancti fuerat, cultu latriae adorabant, orationes coram eo faciebant, et cingulis quibusdam illud cingentes illis ipsis, quasi solutores forent, sese accingebant. — Und unter den besondren Fragstücken, die der Pabst beim Verhör der Angeklagten hervorheben ließ, war auch der: An cranium, cattumve, aut simulacrum quod piam, et idolum hujusmodi fictum et commenticium divina veneratione coluissent, in magnis Comitiis aliove Fratrum loco, divitiasque ab eo et terrarum arborumve uberes fructus sperassent? Ähnlich lautet ein andrer Anklageartikel: Item, quod dicebant: quod illud caput poterat eos salvare, divites facere quod omnes divitias Ordinis dabat eis, quod facit arbores florere et terram germinare (Du Puy. l. c. p. 25, 29, 263). Damit in Einklang bezeichnet Innocens III in der Bulle von 1208 an den Großmeister Theodard de Berciaco auch die Templer als utentes doctrinis daemoniorum (Epist. Innoc. III bei Baluze, T. II, p. 68). — Dieses und noch so manches Andre deutet so bestimmt auf ein besonderes Idol, und auf ein Mysterium des Ordens, ja fast wörtlich auf die fruchtbringende, alles geistige und leibliche Bedürfniß spendende Kraft des Grals hin, daß man nur zweifelhaft bleiben kann, ob die Ankläger diese Incriminationsartikel aus den Romanen vom heiligen Gral, oder aus erhorchten Brocken der templerischen Geheimlehre wirklich entnommen haben.

Das Hauptelement der provenzalischen Dichtkunst war zwar Lyrik, und man hat sogar geleugnet, daß die Provenzalen ein Epos gehabt haben. Es ist für unsern Gegenstand gleichgültig, ob Fauriel (Orig. de l'épop. etc. Rev. des deux mondes B. VII und VIII) mit Recht den Ursprung der romantischen Epopee den Provenzalen vindicirt, von denen sie zu den Nordfranzosen übergegangen, oder ob Paris (Vorrede zum ersten Band seines Garin de Loherain) den letzteren das epische Heimat zu erstreiten vermag; das aber weist Fauriel (l. c. B. VIII, p. 139 sq.) mit vieler Gelehrsamkeit nach, daß aus der ersten Hälfte des 9ten Jahrhunderts eine Art Legende über die Gründung der berühmten Abthey Conques in Rouergue noch existire, daß etwa aus dem Jahre 1010 die romantische Geschichte eines Toulouser Ritters, worin die Hauptheiden der Odyssee, verwebt mit den Geschichten der spanischen Araber, auftreten, erhalten sei, und aus derselben Zeit eine Legende in provenzalischen Versen sur sainte Foy d' Agen vierge et martyre, die besonders im ganzen Süden Frankreichs verehrt worden, herrühre. Fahrende Sänger sangen im 11ten Jahrhundert schon provenzalische Legenden jenseits der Pyrenäen in Katalonien und Aragonien. Wilhelm VIII. versuchte sogar 1101 den ersten Kreuzzug zu singen, und zog die dabei erlittnen Unglücksfälle wahrscheinlich mit demselben cynischen und bufkon Humor ins Lächerliche, der in seinen übrigen auf uns gekommenen Gedichten herrscht. Den gleichen Versuch machte Gregor de Bechada des Tours, und nicht minder wurden die Belagerung von Antiochien, wie die Heerzüge Einzelner gegen die Mauren episch

behandelt; so ward Wilhelm VI. von Montpellier, als er 1146 Alphons VII. von Spanien gegen die Araber zu Hülfe zog, und Almeria erobern half, Held epischer Gesänge. Fauriel behauptet, in provenzalischen lyrischen Gedichten Anspielungen auf fast 100 Epen gefunden zu haben; und fünf bis sechs Troubadours spielen auf frappante Scenen an, die nur in Eschenbachs Parcival sich finden (l. c. B. VIII, S. 189), nur ist es Schade, daß er deren Zeit nicht angiebt. Anderweit aber wissen wir, daß die Gesänge von Carl, Roland, Aimeric, und Guillaume de Narbonne in der ersten Hälfte des 12ten Jahrhunderts in Südfrankreich allgemein bekannt gewesen und mehrfach bearbeitet worden sind. Die Vermuthung spricht also schon dafür, wenn wir den Stand der Poesie in dieser Zeit nach ihren allgemeinen Erscheinungen auffassen, und wenn wir die oben angedeuteten speciellen Momente, welche in unserer Sage so bestimmte Zeitereignisse zurückspiegeln, dagegenhalten, daß in eben dieser Zeit unsre Sage sich zu einem festen abgeschlossenen Ganzen konzentrirte, und Gegenstand vielfach herumgetragener Gesänge ward. Diese Ansicht wird aber auf das Bestimmteste durch den Durchgang bestätigt, den die Gralsage durch die lateinische Sprache genommen hat, ehe sie zu den jüngern französischen Dichtern gelangte.

Wir dürfen mit Wolf (Altfranz. Heldenged. Wien, 1833, S. 27) mit Recht den Hauptgrundsatz aufstellen, daß sowohl die lateinischen Mönchscompilationen, als die Heldengedichte in den Vulgarsprachen zuletzt auf Volkssagen und Volkslieder sich gründen; daß beide sich anfangs unabhängig neben einander entwickelt haben und erst später ein wechselseitiger Einfluß, und bei dem größern Ansehn der lateinischen Kompilationen Nachahmung, ja Uebertragung derselben statt gehabt habe. So hat Gottfried von Monmouth die zu seiner Zeit (1130—1152) umgehenden uralten bretonischen Nationallieder und Sagen aus dem Brittischen in die Form einer Chronik in lateinischer Prosa gebracht, und ist demnächst nebst einigen Andern wieder Quelle und hauptsächlichste Grundlage der gesammten Romane von Artus und der Tafelrunde im 12ten, 13ten und 14ten Jahrhundert für England und Nordfrankreich geworden. So sind die Romanzen vom Cid lange im Volk gesungen worden, ehe sie die Gesta Roderici Compedocti in Eins als zusammenhängende Geschichte zusammenfaßten, und ehe aus diesen in Verbindung mit den darin nicht aufgenommenen Thaten des Helden sich das Pöema del Cid (1207) hervorrang (der Cid, von Herder, mit der Vorrede von J. v. Müller, S. 7). So gründet die Chronik des Turpin (erste Hälfte des 12ten Jh.) sich auf alte Nationalsagen, wie deren bei den alten Franken bis in's neunte Jahrhundert zurück vorkommen (Grimm, Altd. Wälder, Bd. I, Hft. 1, S. 35), die sie zusammen faßte, für wahre Geschichte ausgab, und dadurch Fundament des später so ausgedehnten karolingischen Fabelkreises ward. Nicht minder gehören hieher die Chroniken von St. Denys, deren Zusammentragung auf Befehl des Abts Suger, Ministers Ludwigs des Jüngern (1137—1180) begonnen wurde, worin man fast alles, nur abgekürzt, wieder findet, was Turpin von Roland und seinem Kampfe mit Ferrajus, von den 12 Pärs Frankreichs, von der

Schlacht in Ronceval, und den Kriegen Karls mit den Heiden erzählt, und die in vollkommen redlicher Absicht und als eine beglaubigte Geschichte der Zeit abgefaßt wurden. Es wäre wunderbar, wenn bei diesen Beispielen derselbe Gang nicht auch in unserm Sagenkreise statt gefunden haben sollte. Und das ist allerdings erweislich der Fall gewesen.

Wolfram berichtet im Parcival in der schon erwähnten Stelle, wo des Flegetanis gedacht ward, weiter.

(L. 455, 2.) Kyot, der meister wîs,
Diz maere (des Fleget.) begunde suochen
In latînschen buochen,
Wâ gewesen waere
Ein volk dâ zuo gebaere
Daz ez des grâles pflaege
Unt der kiusche sich bewaege.
Er las der lande chrônicâ
Ze Britâne unt anderswâ,
Ze Frankriche unt in Yrlant.
Ze Anschouwe er diu maere vant.
Er las von Mazadâne
Mit Wârheit sunder wâne:
Umb alles sîn geslehte
Stuont dâ geschriben rehte;
Unt anderhalp, wie Titurel
Unt des sun Frimutel
Den grâl braht uf Amfortas,
Des swester Herzeloyde was
Bî der Gamuret ein kint
Gewan, des disiu maere sint.

Dreierlei ist hierbei besonders bemerkenswerth. Das Toledanische Ms. enthielt die Sage von dem Gral so unvollständig und ungenügend, daß Kiot sich dabei nicht beruhigen konnte. — Sodann fand Kiot in den Chroniken der Länder des Arthurschen Sagenkreises, Brittanien, Nordfrankreich und Irland nichts von der Gralsage. Die Chronik von Anjou dagegen erzählte ihm von Mazadans Geschlecht, Lassaließ, Abdanz, Gandin, Gamuret und Parcival; er schweigt aber hier von Artus. Ich verweise hier auf die Stammtafel S. 620 meiner Uebers. des Parcival, wonach Parcivals Geschlecht nur in seinem ersten Stammvater Mazadan mit dem Geschlecht des brittischen Artus zusammenhängt. Wir werden auf die Zusammenschmelzung der Gral- und Artussage wieder zurückkommen. Die Chronik enthielt endlich aber andrer Seits (anderhalp) neben der Geschichte von Parcivals Geschlecht auch die der Gralskönige Titurel, Frimutel und Amfortas.

Es ſoll wirklich eine Chronik von Anjou exiſtirt haben, von der aber leider nirgends der Inhalt bekannt iſt. Ließe uns indeß Kiots Zeugniß über eine lateiniſche Bearbeitung der Sage von Parcival und dem h. Grale noch zweifelhaft, ſo ſind auch noch andere Gewährsmänner, die darauf hinweiſen, weßhalb man ſich auch hier nicht durch die wohlfeile Annahme: Kiot habe nur, um ſich Anſehn der Glaubwürdigkeit zu geben, auf eine Chronik berufen, die nie exiſtirt habe, — den Weg leicht machen kann. Görres (Lohengrin, S. XIII führt an: im Vatican befinde ſich unter Nr. 1687 (Biblioth. der Königin Chriſtina) ein altes Pergamentmanuſcript, enthaltend Borons Geſchichte des h. Grals, das fol. 66 mit den Worten anfange: Mesir Robert de Boron, qui cheste estore translata de Latin en romance par le commendement de ste église. Nach der histoire liter. de la France (B. XV, p. 495) ſoll Robert de Boron, und dann nach ihm Helis de Boron an einem Roman vom Gral und Merlin gearbeitet haben, und ſie ſetzt ihn unter König Heinrich II. von England in die Mitte des 12ten Jahrhunderts. Indeß ſind die Verfaſſer der hist. darüber ſelbſt nicht ganz im Klaren. Im Proſaroman von Lancelot de lac von demſelben Robert de Boron ſagt er in einer Art von Vorrede, er habe den Roman aus dem Lateiniſchen in das Franzöſiſche überſetzt, zu Gefallen Königs Heinrich von England, qui fortment se délitoi des beaux dicts, qui y étoient. Allein keine Urkunde, kein Roman, keine Ueberlieferung ſagt, ob dieſer König Heinrich II. oder III. geweſen ſei. Es iſt wahrſcheinlicher, daß es Heinrich III. geweſen, deſſen Liebe für die Literatur bekannt iſt; dann wäre der Roman erſt um 1227 — 1271 geſchrieben. Dieſer Roman von Lancelot hat nichts Populaires, es ſind darin die Abentheuer der vorzüglichſten Ritter der Tafelrunde verwebt, und alles, was auf die Fabel des h. Grals Bezug hat, und ſchon dies beweiſt für eine jüngere Zeit (Fauriel, Origine etc. Rev. d. d. m. B. VII, p. 524). Ebenſo ſetzt Roquefort (Gloss. d. l. lanq. rom s. v. Sainct Gral) den Robert de Bouron, Burons oder Boiron in das 13te Jahrhundert. In den beiden Romanen vom Gral und vom Lancelot beruft Boron ſich auf die lateiniſche Grundlage. Der jüngere Proſaroman vom h. Gral (Paris 1523) nennt gleichfalls im erſten Buche als ſeine Quelle den sire Robert de Borron, qui ceste histoire translata de latin en francoys; die in Roquefort Gloss. l. c. citirte Stelle aus Borons Roman du st. Graal f. 4^{v}, col. 2. (Ms. de l'église de Paris, Nr. 7.) ſtimmt faſt wörtlich mit fol. 5^{v} des gedruckten Romans, und mag dies Ms. dem Druck im erſten Buche deſſelben zum Grunde gelegen haben. Ob Boron aber die Chronik von Anjou, oder eine andre lateiniſche Bearbeitung benutzt habe, bleibt unausgemacht. Gehört er aber dem 13ten Jahrhundert an, ſo iſt ſeine Treue in Benutzung der ältern Unterlage, wie aus der Erfahrung hinlänglich bekannt, nicht mehr zu verbürgen; dennoch aber fehlt es an hinlänglichem Grunde, anzunehmen, er habe das Vorgeben einer Ueberſetzung aus dem Lateiniſchen lediglich aus der Luft gegriffen.

Die Frage, in welcher Zeit die Chronik von Anjou abgefaßt ſei, läßt

läßt sich nur indirect lösen, wenn sie auch dahin mit Sicherheit zu beantworten ist: daß sie nicht wohl schon zu einer Zeit geschrieben sein kann, da die provenzalische Sprache noch Schriftsprache war (erstes Drittheil des 12ten Jh.). — Allein: bis zum Jahre 1095 stand der Süden Frankreichs und Spaniens mit Nordfrankreich und England in keiner nahen politischen Beziehung. Durch Interessen, Handelsverbindungen, Sprache, Bildung und Sitten wesentlich geschieden, fand eine materielle und geistige Wechselwirkung unter diesen Ländern nicht statt. Auch der erste Kreuzzug (1095) berührte England wenig. Wilhelm II. von England (1087—1101) war kein Freund weit aussehender Unternehmungen, sondern mehr auf seine nächsten Pflichten und Vortheile bedacht, und er selbst nahm nicht an dem Kreuzzuge Theil, sondern nur sein Bruder Robert mit einigen Großen. Lebhafteren Antheil nahm daran der Norden Frankreichs; allein die Bewegung war zu stürmisch und neu, als daß ein andres, als das nächste Interesse des großen christlichen Kampfes hätte stattfinden können. Es kehrten zwar schon damals morgenländische Sagen mit den Kreuzrittern nach dem Abendlande zurück, allein die Verbindung der Ritter der abendländischen Nationen untereinander war zu lose und zu kurz, um ihre verschiedenen Heimathsagen schon jetzt auf einander zu übertragen und in einander zu schlingen, wozu überhaupt ein längerer wechselseitiger Friedensverkehr in den Ländern der Sagen selbst nothwendig ist. Wichtiger aber war ein andres Ereigniß: Heinrich II., einer der mächtigsten Könige Englands (1154 — 1189) war ein Sohn des Grafen Gottfried Plantagenet von Anjou, und Mathildens, der Tochter Heinrichs I. Früh reiften unter der bildenden Leitung des gelehrten und verständigen Robert von Gloceſter (desselben, den Galfried von Monmouth in seiner brittischen Chronik als seinen Gönner anredet) seine herrlichen Anlagen. Er wurde Herzog von der Normandie, und beim Tode seines Vaters Herr der Grafschaften Anjou, Tourraine und Maine. Er vermählte sich mit der berühmten Eleonore von Frankreich, die, verstoßen von Ludwig dem Jüngern (1151), die Oberherrschaft von Guienne, Poitou und Saintonge durch ihre Vermählung an Heinrich brachte. Sie war eine Enkelin jenes als Dichter und Krieger gleichausgezeichneten Wilhelm IX. von Poitou und Herzogs von Aquitanien (1071—1127). Diese Uebertragung der Herrschaft der Britten über einen beträchtlichen Theil der Länder der Sprache von Oc auf den König von England mußte nothwendig auf das Entschiedenste nicht blos auf Sitten, Geschmack und Meinungen der Troubadours und des Volks einwirken, die die Stämme vermischte; und Dichter der verschiedenen Nationen am Hofe ein und zusammenführte, sondern auch an die Literatur das Nationalinteresse der Rivalität der Könige von England und Frankreich knüpfen. Die im Titurel mit tödtender Weitschweifigkeit ausgeführten, im Parcival kürzer angedeuteten Kämpfe der Anjou's Gamuret und Tschionatulander gegen die Heiden, die nur zu einer Verherrlichung der Helden dieses Hauses dienen sollen, mit der Geschichte des Haupthelden aber in keiner Beziehung stehn, weisen schon auf ein bestimmtes Zeitinteresse hin; sie setzen schon eine genauere Kenntniß der morgenländischen Ge-

ſchichte, insbeſondere der Kämpfe zwiſchen den Kalifen zu Bagdad und Kahira voraus, die noch fortdauerten, nachdem der Kalif zu Bagdad längſt als geiſtliches Oberhaupt aller Muſelmänner anerkannt war, können daher nur längere Zeit nach dem erſten Kreuzzuge erſt in die Sage aufgenommen ſein. — Mit dem ſchwindenden Zeitintereſſe ſchwanden aber auch dieſe Geſchichten wieder aus den Romanen, ſo daß wir bei Chretien und den jüngern Romandichtern des dreizehnten Jahrhunderts kaum noch eine Spur davon entdecken. Nur in der Provenze hatten ſie einen heimathlichen patriotiſchen Werth. Heinrich II. ließ ſolche dichteriſche Bemühungen nicht unbelohnt. Robert Wace (Vace, Vaice, Gace, Gasse, auch Uistace genannt) widmete ihm 1160 ſeinen Roman von Rollo und den Herzogen von Normandie, und ward von ihm dafür mit einer Präbende am Dom zu Bayeux belohnt (Hist. du Diocese de Bayeux, S. 196); auch Galfried von Monmouth ſchmeichelt ſchon dem jungen Prinzen in ſeiner Chronik (L. I. c. 1.). Beſtimmt läßt es ſich nachweiſen, daß die Helden im Guillaume au court nez, um der in der provenzaliſchen Poeſie ſo berühmten Irmengard, deren Hof von den berühmteſten Troubadours des 12ten Jahrhunderts frequentirt ward, zu ſchmeicheln, in ſehr verſtändliche Beziehung geſetzt wurden mit dem hiſtoriſchen Aymeric I., Vicomte von Narbonne, der 1103 — 1104 in das heilige Land zog, und bald darauf ſtarb, und mit deſſen Sohne Aymeric II., dem Vater Irmengards, der 1134 in Katalonien in der blutigen Schlacht von Fraga gegen die Araber blieb (Fauriel, l. c. B. VII p. 166). Aehnliche Schmeicheleien enthält der um 1210 geſchriebene Roman von Alexander gegen den König Phlipp Auguſt. — Betrachten wir, wie ſeit länger als einem halben Jahrhundert Südfrankreich und das chriſtliche und mauriſche Spanien in naher politiſcher und geiſtiger Verbindung geſtanden, wie die Sprache von Oc und ihre Poeſie den Gipfel bereits früher erreicht hatte, und in der Mitte des 12ten Jahrhunderts ſchon wieder abwärts zu ſinken begann, als Schriftſprache ſich allmälig verlor, und dem Lateiniſchen in dieſer Beziehung wieder Platz machte; wie ferner ſeit 50 bis 60 Jahren die einfache Gralſage ausgebildet, an Umfang erweitert, und zu größerer Einheit abgerundet ſein konnte, wie die Geſchichten vom Gral mit einer bretoniſchen Geſtalt (Peredur) zu Ehren Heinrichs II., der beſondere Vorliebe für bretoniſche Traditionen und Erzählungen hegte, an das Haus Anjou zu knüpfen dem Vortheil ſuchenden Dichter ſo nahe lag, und erwägen wir das rege Intereſſe, welches an dergleichen romantiſchen Geſchichten in allen drei Nationen allgemein genommen ward, ſo ſcheinen hinreichende Gründe für die Annahme zu ſprechen, daß um dieſe Zeit auch die von Kiot erwähnte lateiniſche Chronik abgefaßt ſein mag, indem durch das Medium der lateiniſchen Sprache den Engländern und Nordfranzoſen, die eine von den Provenzalen ganz verſchiedene Sprache redeten, unſre Sage zu einem Gemeingut gemacht ward, während ſie vorher ihnen unzugänglich und unverſtändlich bleiben mußte, ſo lange ſie nur in der Vulgarſprache exiſtirte.

IV.

Kiot von Provence.

Im Parcival heißt es:

L. 416, 21.) Kyôt la schantiure hiez,
Den sîn kunst des niht erliez,
Er ensunge und spraeche sô,
Des noch genuoge werdent frô.

Kiot hatte den Beinahmen le chanteur oder, wenn man Wolframs Schreibart la chantiure für richtig nimmt, „der Geſang", der Gedichte zum Geſang und zum Vorleſen (über die Ausdrücke „ſingen und ſagen" oder „ſprechen" ſ. die v. Lachmann den 26. Novbr. 1833 in der Berliner Akademie der Wiſſenſch. geleſne Abhandlung) verfaßt hat. Wolfram nennt ihn wiederholt einen Provenzalen:

(L. 416, 25.) Kyot ist ein Provenzâl.
(L. 805, 10.) Op der Provenzâl die wârheit las.
(L. 827, 9.) Von Provenz in tiuschiu lant
Diu rehten maere uns sint gesant,
Und dirre âventiure endes zil.

Gleichwohl iſt weder erweislich, daß er die Sage von Parcival in den langen gleichreimenden Zeilen, gleich andern zum Geſang beſtimmte Erzählungen gedichtet habe, da ein Parcival in dieſer Form der fleißigſten Nachforſchung franzöſiſcher und deutſcher Gelehrten ungeachtet bis jetzt nicht hat entdeckt werden können [1]; noch iſt uns überhaupt etwas mehreres über dieſen Dichter bekannt, als was wir durch Wolfram von ihm wiſſen. Zwar hat man ihn mit Guiot von Provins identificiren wollen, allein hiezu liegt weder in dem bekannten Gedicht des Letzteren (bei Meon II S. 307) der Bibel, ein Grund, noch in der Nahmensähnlichkeit der Stadt Provins in Brie, welche bei Wolfram (Willeh. v. 437, 11) Provîs heißt. (Wolfr. v. Eſchenb. v. Lachmann S. XXIV.). Wenn aber auch das Vaterland des Dichters die Provenze geweſen iſt, und er ſich deshalb einen

[1] Roquefort, Gloss. I, 25 citirt zwei Langzeilen eines Roman de Perceval:
Et se il a le tort, bien li adrecera,
Hautement en sa court, si com il li plaira.
Man hat aber bis jetzt der Quelle dieſes Citats nicht auf die Spur kommen können.

Provenzalen genannt hat, so können wir doch nur annehmen, daß er in der nordfranzösischen Sprache gedichtet habe; denn das Französische, welches Wolfram verstand, vergleicht er mit dem der Champagner (Willeh. v. 237, 3) und er bemerkt ausdrücklich (Parc. v. 416, 28.):

Swaz er (Kiot) en franzoys dâ von gesprach,
Bin ich nit der witze laz,
Daz sage ich tiutschen fürbaz.

Sein Gedicht war ferner zum Vorlesen (gesprach) bestimmt, vermuthlich also gleich andern nordfranzösischen Romanen in den gewöhnlichen kurzen Reimpaaren geschrieben. Das Jahr in welchem Kiot geschrieben, zu bestimmen, ist zwar nicht möglich, allein wir werden nicht irren, wenn wir ihn in die Zeit von 1160 bis 1180 setzen; keinen Falls reicht er über 1145 hinaus, da er des Priesters Johannes gedenkt, von dem damals erst die erste Kunde nach Europa kam; und keinen Falls ist er jünger als 1290, in welchem Jahre Chretien de Troyes starb. Die Mitte des 12ten Jahrhunderts war, wie wir eben gesehn haben, die Zeit der lateinischen Sagenkompilationen; Kiot genügte eine solche nicht, die Chronik von Anjou erzählte ihm vom Gral, Titurel und Parcival; desgleichen die Handschrift von Toledo. Die Str. 5, Kap. 2 im Titurel:

Wie viel nun tugende waere
An dem Gral und wirde
Das seit ein ander märe;
Und wie von manigen landen da mit girde
Des engels reine diet do ward gesinde,
Des hat man viel gefreischet.

und ferner daf. Kap. 3. Str. 15:

Solt ich nun sunder nennen
Wer im (dem Gral) do ward gesindet:
So müst ich wol erkennen
Der lande, wen al da die seld erfindet
Daz kan uns ain ander maer wol melden.

deuten auf noch andre Bearbeitungen der Gralsage hin. Gleichwohl spielt Kiots Gedicht sehr bedeutend in den Sagenkreis von Artus hinein; er muß also nothwendig zu einer Zeit geschrieben haben, wo beide Sagenkreise, der von Artus und vom Grale in Süd- und Nordfrankreich schon bekannt und in Verbindung gesetzt waren, wenn Kyot selbst nicht gar mit dichterischem Geiste diese Verbindung in seinem Werke bewirkt hat.

Man hat den Sagenkreis vom Gral und Artus bisher unter Vermischung der verschiedenen Zeitepochen als Einen Kreis aufgefaßt; verfolgen wir indeß beide

hiſtoriſch, ſo trennen ſie ſich ganz entſchieden, und es iſt bemerkenswerth, wie ebi ihrem Zuſammentreffen Artus, der Volksheld, bis dahin die handelnde Hauptfigur, durch den Gral in den Hintergrund gedrängt, zur paſſiven Nebenperſon wird, von deren Ruhm alle Helden zwar angelockt werden, die aber ſelbſt nichts mehr thut, dieſen Ruhm thätlich zu behaupten. Ebenſo verlieret ſich ſeitdem das nationalwälſche Element aus der Arthurſage, und es tritt das allgemein-ritterliche als vorherrſchend ein. Es iſt nöthig, wenigſtens in gedrängter Kürze, einen Blick auf die Arthurſage von Anbeginn bis zu ihrem Uebertritt nach Frankreich zu werfen, um damit zugleich die Baſis der ſpäteren Fortbildung der Gralſage zu gewinnen.

Kurz und dürftig ſind die Anführungen der erſten Chroniſten über den König Artus; der Angelſachſe Beda (Eccles. hist. gentis Anglor. L. V, mit einer Widmung an König Ceolulph, in Rer. britt. script. vetustior. Heidelbergae 1587; er ſtarb 734 im 72ſten Lebensjahre) weiß noch nichts von den Königen vor Cäſar, nichts von der Abſtammung der Britten von Aeneas und Brutus, und wenn er auch des Kaſſibelaunus, Androgeus, St. Albanus, Vortigernus, der Kriege der Britten und Sachſen gegen die Römer, des Hengiſt und Horſa, des h. Oswald und ſeiner Wunder (L. III) gedenkt, ſo ſchweigt er doch gänzlich von Artus, und da er ſchließt: Haec de historia ecclesiastica Brittannorum et maxime gentis Anglorum prout vel ex literis antiquorum, vel ex traditione majorum, vel ex mea ipsa cognitione scire potui, digessi Beda, — ſo muß man glauben, daß die Tradition im 8ten Jahrhundert ihm, dem Angelſachſen, noch nichts Erhebliches von Artus zu berichten wußte. Bei dem ältern Chroniſten Gildas, Mönch im Kloſter Bankor, auf den ſich Beda vorzüglich ſtützt, geb. 449, findet ſich zwar nichts von Artus in ſeiner in der eben citirten Heidelberger Sammlung von 1587, noch bei Thomas Gale und Savile mitgetheilten Werken. Dennoch beruft ſich auf ihn Henricus Huntindoniensis (histor. L. II in Rer. Anglic. script. post Bedam; ed. Savile Francofurti 1601 p. 313. Er lebte um 1140), wie Gildas erzählte von den 12 Feldzügen des Königs Artus gegen die Sachſen, die er mit ausgezeichnetſter Tapferkeit ausgeführt; im achten trug er das Bild der h. Maria auf den Schultern, wodurch ihm unter Gottes Beiſtand es gelang, die Sachſen völlig in die Flucht zu ſchlagen. In der neuen Ausgabe von Stevenson (London, 1838) wird zwar wahrſcheinlich gemacht, daß Henricus Huntindoniensis zwar den Gildas genannt, aber den Nennius gemeint habe, der daſſelbe erzählt (cap. 62 u. 63). Gleichwohl iſt aber bekannt, daß Gildas ein Buch de excidio Brittannorum geſchrieben hat. Bei den älteſten wälſchen Barden des 6ten und 7ten Jahrhunderts, Talieſin, Aneurin, Merddhin, Llywarch-Hen erſcheint Arthur mit ſeinen Mitkämpfern Owain, Geraint, Urien u. ſ. w., die nachher in den Romanen ſtehende Figuren werden, noch in ſeiner urſprünglichen hiſtoriſchen Reinheit, als der Vorkämpfer des wälſchen Volks gegen die eindringenden Sachſen. Bei Nennius (Th. Gale, hist. britt. script. 1691, P. I.) hat er jedoch ſchon ein bedeutend ſagenhaftes

Ansehn gewonnen, und man bemerkt die Absicht, den Helden der Vorzeit mit Glanz der Heiligkeit zu umgeben, eben so, wie es auch mit Karl dem Großen geschah. — Der Glanz und die Größe seiner Thaten wuchs unter den wälschen Barden mit jedem Decennio. Es ging in Wales die Sage, daß Arthur nicht gestorben sei, sondern fortlebe, um dereinst sein unterdrücktes Volk aus der Sklaverei zur Freiheit zurückzuführen (Johannes Fordun, Scotor. hist. bei Th. Gale, l. c. p. 657). Sie bewahrten Chroniken und mündliche Traditionen von ihm, deren Inhalt Gottfried von Monmouth in seiner brittischen Chronik (de origine et gestis Regum Brittanniae) uns aufbewahrt hat, und den er aus niederbretagnisch geschriebenen Büchern und aus Erzählungen der Barden geschöpft hat. — Wilhelm von Malmesbury (um 1143) spottet, ungeachtet er den historischen Artus nicht umgehn kann, der fabelhaften Sagen von ihm (de gestis Reg. Anglor. L. I, bei Rer. Angl. Script. ed. Savile, p. 9.) Hic est Arthurus, de quo Brittonum nugae hodieque deliraut, dignus plane, quem non fallaces somniarent fabulae, sed veraces praedicarent historiae. Ambrosius rex intumescentes barbaros (sc. die Sachsen unter Hengist und Horsa) eximia bellicosi Arthuri opera pressisset. Postremo in obsidione Badonici montis fretus imagine Dominicae matris, quam armis suis insuerat, nongentos hostium solus adorsus incredibili caede profligavit. — Jenen Spott verzeiht ihm jedoch Gottfried von Monmouth großmüthig, weil Wilhelm eben nicht das brittische Buch von den Thaten Arthurs gekannt habe. Mag auch Guillelmus Petyte (parvus, in rer. angl. L. V. aus dem Jahre 1200 cf. Rer. britt. script. vetust. Heidelb. 1587. p. 354) auf drei großen Folioseiten seines Proemii den Gottfried als den unverschämtesten Lügner und fabelhaftesten Träumer schelten, der die Geschichte von Artus, Uterpandragon, Merlin, u. s. w. in die Geschichte einschwärzen wolle, so steht doch nicht zu läugnen, daß wir in Gottfrieds Buche eine ausführliche Sagengeschichte besitzen, und daß es uns einen tiefen Blick in die reiche Welt national-bretonischer Heldentraditionen werfen läßt. Hervorzuheben ist hierbei, daß Artus noch durchgängig als der eigentliche handelnde Hauptheld erscheint, daß keine Spur vom heiligen Gral sich findet, ja nicht einmal die Stiftung der Tafelrunde, vielweniger ihre mystische Beziehung auf die Abendmahlstafel des Herrn erwähnt wird, was vielmehr erst in den weit jüngern Romanen Merlin, Morte Arthur u. s. w. geschieht.

Wie Artus selbst bei den Bretonen ein immer mehr erweitertes Sagengewand angenommen hatte, und der Kreis seiner Thaten sich in's Unendliche erweiterte, ebenso geschieht's mit den Helden und Sängern, die mit ihm gegen die wilden Feinde in der Schlacht von Cattraeth gestritten hatten, und deren Gedächtniß mit gleicher Pietät von Wales bewahrt ward. Daß Merddhin (Merlin) schon im neunten Jahrhundert als Zauberer und dämonischer Wahrsager eine bedeutende Rolle in der Tradition gespielt hat, sehen wir aus Nennius. Die Welsh Archaelog. p. 167, 175, 176, 178, giebt uns Dialoge zwischen Arthur und Gwenhwywar (Ginevra) Arthur und Elinlod, und zwischen Tristan und Gwalch-

mai (Gawan) die der sachkundige Turner (vindication of the genuineness of the ancient british poems of Aneurin etc. London 1803) in das 10te und 11te Jahrhundert setzt. Ebenso finden wir in der wälschen Literatur eine Reihe von Erzählungen, welche die Thaten Owains (Iwein) Geraints (Erek) Pereburs (Parcivals) u. a. m. berichten, und im Wälschen mit dem Nahmen Mabinogion bezeichnet werden; sie sind ein Gemeingut von Wales und Bretagne, und wir haben Grund, anzunehmen, daß zur Zeit der Eroberung Englands durch die Normannen (1066) diese Erzählungen, vorzüglich in der Bretagne, eine ungemein schnelle Ausbildung und Verbreitung gewonnen haben. Für diesen jüngern Ursprung zeugt, daß in ihnen die patriotische nationale Bedeutung der Helden vernichtet ist, und ihre Thaten nicht mehr auf vaterländische Unternehmungen gerichtet sind, sie vielmehr sich in Kämpfen mit Riesen, Drachen, in isolirten wunderbaren Abentheuern ergehen, ganz im Karakter der französischen Romane Erek, Chevalier au lion, Tristan etc., deren Quellen sie auch in der That sind. Daß sie andrer Seits wieder über den ersten Kreuzzug noch hinausreichen, bezeugt die gänzliche Unbekanntschaft mit dem Orient und den dortigen Heiden; ihr Local geht über die brittische Insel nicht hinaus; nur innerhalb derselben steht sich engheimathlich Christenthum und Heidenthum gegenüber. Dem Letzteren gehören durchgängig die so häufig wiederkehrenden Riesen und schwarzen Männer, diese rohen, mordlustigen, menschenfressenden Geschöpfe an, während die Helden der Geschichte immer gute Christen genannt werden, deren Christenthum aber noch ein weit mehr äußerliches ist, als das der Helden in unserm Nibelungenliede. Sitten und Gebräuche sind die des alten Wales. In Handlung und Karakter der Helden zeigen sich nur erst die ersten Anfänge, die leisen Spuren aufkeimenden ritterlichen Lebens; Marchawc werden diese Helden genannt, das Owen's wälsches Lexicon richtig mit Knight, Ritter, übersetzt, aber es sind Ritter, die das Kreuz noch nicht getragen, denen der warme Himmel der Provenze und Spaniens noch nicht das Herz erweicht hat, wenngleich sie für eine gewisse derbe Galantrie sich schon empfänglicher zeigen, als die Barden des 6ten Jahrhunderts, von denen, wie S. Turner sich ausdrückt, der Venus und dem Amor nie ein Kompliment gemacht wird. Die Barden hatten in den Erzählungen von Arthur sich anscheinlich schon im 9ten Jahrhundert erschöpft. Schon Nennius läßt ihn bis Jerusalem vordringen, und aus Gottfried von Monmouth ersehn wir, daß er sich fast ganz Europa soll unterworfen haben. — Aber sie wußten ein neues Feld zu gewinnen, indem sie zu jener celtischen Mährchenwelt sich wandten, die wir in den jüngern Romanen wiederfinden, und mit Unrecht als arabischen Ursprungs erklären, zu jenen Riesen und Waldmännern, Drachen und Schätze bewachenden Schlangen, jenen wunderbaren Quellen und Bäumen, bösen und wohlgesinnten Feen, kurz zu dem ganzen Apparat der alten Mährchenwelt, der bei den Celten seit dem grausten Alterthum heimisch war, und bei den Stämmen der Kymri und Galen sich auch nach ihrer Bekehrung zum Christenthum als Aberglaube erhielt, in derselben Weise, wie auch bei den Germanen die alte heidnische Götterwelt durch das Christenthum sich zum

Volksaberglauben, und endlich als Mährchengestalten in die Kinderstuben flüchtete. — So nun fanden die alten historischen Helden Riesen und Ungeheuer zu bekämpfen, mit unheimlichen dämonischen Mächten zu ringen, mit Wassernixen zu schwärmen, eine Welt, wie geschaffen für diese unermüdlichen unüberwindlichen Kämpen. Das eben war es auch, was derartigen Erzählungen die ungeheure Aufnahme bei den Normannen und Franzosen sicherte, und sie zu unermüdlichen Zuhörern dieser Geschichten machte. Wilhelm der Eroberer benutzte diesen ungebändigten kriegerischen Thatendurst zur Bewältigung Englands, die Kirche benutzte ihn zu den Zügen gegen Toledo, gegen die Mauren und zu den Kreuzzügen in's Morgenland; er war gewissermaßen die rohe Materie, aus welcher das galante gläubige Ritterthum sich herausbildete, und er lebte wirksam fort, solange das Ritterwesen bestand. Mit Begier ergriffen die Nordfranzosen, nachdem sie durch Heinrich II. in der oben angedeuteten Weise mit Wales und Bretagne in eine nahe politische Beziehung gebracht waren, diese wälschen und bretonischen Erzählungen, welche die Barden mit ebensolchem Wohlgefallen recitirten, wie die normännischen Cantores historici und fahrenden Sänger aller Art und Nahmen, denen der König ein stets geneigtes Ohr schenkte, sie von Schloß zu Schloß und von Hof zu Hof weiter trugen; sie ergriffen sie als einen reichen bedeutungsvollen Stoff, dem sie aber nach ihrer Eigenthümlichkeit einen neuen, ihm ursprünglich fremden Geist einhauchten, den Geist des französischen Ritterthums; und so ward Arthur, der wälsche Kämpfer gegen die Sachsen, umgewandelt in den glänzenden Repräsentanten aller Rittertugend, und sein Hof der Sitz des reichsten höfischen Lebens; so wurden die Kampfgenossen Arthur's die herrlichsten Muster ritterlicher Galanterie und Courtoisie; so ward die alte Haustafel der wälschen Fürsten mit ihren Ehrenplätzen, worüber die Gesetze des Howel Dwa schon Mehreres enthalten, umgewandelt in die Tafelrunde, als den Mittelpunkt der feierlichen Hoftage, so zu sagen Ordenskapitel, die Arthur an den lieblichen Pfingstfesten zu halten pflegte.

In dem wälschen Mabinogi: **Peredur ab Efrawc** *) haben wir nun die alte noch unvermischte Quelle unsrer **Parcivalsage**, deren Inhalt in Kurzem folgender ist:

Peredur.

Evrawc, Graf des Nordens, hatte sieben Söhne, von denen sechs, so wie er selbst, in Schlachten und Kämpfen umkamen. Mit dem siebenten Sohne Peredur, zog die Mutter, um ihn vor einem gleichen Schicksale zu bewahren, in die Einöde, und Niemand durfte ihm Pferde und Waffen zeigen, und von Kämpfen mit ihm sprechen. Eines Tages sah der Knabe drei Ritter daherkommen, Gwalchmai, Sohn des Gwyar, Geneyr Gwyftyl, und Owain, Sohn des

*) The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest, and other ancient welsh manuscripts: with an english translation and notes, by Lady Charlotte Guest. Part I, containing: the Lady of the fountain (den Stoff unsres Iwein) London, 1838; als Beilage dazu Chrétien's Chevalier au lion. Part. II. cont. Peredur the son of Evrawc. London 1839. Der dritte Theil wird noch erwartet.

Urien. Seine Mutter erklärt sie ihm als Engel. — „So will ich hingehn, und ein Engel werden, wie sie —“ sagt Peredur. Er läßt sich das Wappen- und Reitzeug erklären, und den Gebrauch der Waffen lehren. Seine Mutter fällt darüber in Ohnmacht, doch Peredur sucht sich ein Roß, schirrt es mit Gezweig auf und nimmt Abschied von seiner Mutter, die ihn mit Lehren entläßt, wörtlich fast denen gleich die Herzeleide dem Parcival bei Wolfram (Parc. S. 98, 99) giebt. Nach 2 Tagen und 2 Nächten kommt er zu einer vornehmen Dame, die im Wald ein schönes Zelt aufgeschlagen hat; er stillt seinen Hunger mit den eben dastehenden Speisen, bittet sich ihren Ring aus, und reitet weiter. Der Gemahl der Dame kehrt zurück, und eifersüchtig eilt er mit ihr, der er keine Rast gönnen will, bis er den Frevler gefunden, dem Peredur nach (Parc. S. 102). Dieser gelangt zu Arthurs Hof, wo so eben ein Ritter der Königin Gwenhwyvar einen goldenen Becher mit Wein ins Antlitz und auf ihren Brustlatz gegossen, und ihr's Gesicht geschlagen hatte, mit der Versicherung: wenn nun jemand ihm den Becher streitig machen, und den der Königin zugefügten Schimpf rächen wolle, so möge er ihm folgen. — Der ganze Hof läßt den Kopf hängen. Peredur erbittet sich die Ritterschaft von Arthur; seine Mutter habe gesagt: er könne sie geben. Ein Zwerg begrüßt ihn mit dem Ausruf: sei gegrüßt, Du Blüthe der Ritterschaft, Du erster der Kämpfer. Kai bestraft ihn mit einem Faustschlag für den Spott. Sein Weib, die Zwergin, wiederholt den Ruf, und Kai straft sie mit Fußtritten, und weist Peredur zu dem Ritter mit dem Becher; wenn er dessen Roß und Rüstung bringe, solle er die Ritterschaft empfangen. Peredur erschlägt ihn (wie im Parc. 119 den Ither von Gahevleß). Owain eilt dem schönen Knaben nach, findet das Unglück schon geschehen, hilft ihm sich wappnen, und reitet mit dem Becher an den Hof zurück, während Peredur mit der Versicherung: nicht eher wieder zu kehren, bis er die Schmach des Zwerges und der Zwergin gerächt habe, von dannen traht. Bald trifft er auf einen Ritter, der Arthurs Feind ist. Peredur besiegt ihn, und schickt ihn an Arthurs Hof zur Sühne für die Schmach des Zwerges. So überwältigt er im Lauf der Woche noch 16 Ritter, die er alle gleichfalls zu Arthur schickt. Kai grämt sich darüber sehr. Peredur kommt zum Schloß eines eisgrauen Mannes (Gurnemanz im Parc. S. 124), der ihn in Waffenkunst und feiner Sitte unterrichtet. Er warnt ihn, nicht zuviel zu fragen, und entläßt ihn mit guten Lehren. Darauf gelangt er zu einem andern Schloß, wo der Bruder des ebengedachten alten Herrn wohnt, der ihn gastlich aufnimmt, und sich als den Bruder seiner Mutter zu erkennen giebt. Peredur legt Proben seiner Stärke und Geschicklichkeit im Waffendienst vor ihm ab. Während sie sich unterhielten, sah er zwei Jünglinge in den Saal treten, die einen Speer von mächtiger Größe trugen, von dessen Spitze herab 3 Ströme Bluts auf den Boden flossen. Als die Gesellschaft dies sah, fing sie insgesammt an zu klagen und zu jammern. Demungeachtet brach der Herr das Gespräch mit Peredur nicht ab. Dieser wagte nicht, nach der Bedeutung des Vorganges zu fragen. Nachdem die Klagen ein wenig nachgelassen hatten,

traten zwei Mädchen ein, mit einer großen Schüssel, worauf das blutige Haupt eines Menschen lag. Hierüber stieß die Gesellschaft im Saale ein so großes Geschrei aus, daß es lästig ward, dabei in der Halle zu bleiben. Drauf ging Peredur zur Ruh, und ritt am andern Tage mit Erlaubniß seines Oheims weiter.

Bald hörte er im Walde ein lautes Geschrei; er findet ein schönes Weib, die Leiche eines Ritters in ihrem Schooße haltend. Auf seine Frage über ihr Leid schmäht sie ihn, daß er die Ursach des Todes seiner Mutter geworden, die aus Gram um ihn gestorben. Sie begraben den Leichnam, ihren gewesenen Gemahl, und treffen bald den Ritter, der ihn erschlug. Peredur besiegt ihn, und nimmt ihm das Gelübde ab, diese Frau zu heirathen, und an Arthurs Hof zu gehen, zur Ehre des Zwerges für die erlittene Schmach. Arthur, dies vernehmend, macht sich mit seinem Hofe auf, Peredur zu suchen. — Peredur gelangt zu einem Schlosse, das Feinde bedrohen, und worin Hungersnoth herrscht (Parc. S. 137). Mit Thränen tritt Nachts die Herrin des Schlosses in Peredurs Schlafgemach, und bittet ihn um Hülfe. Er sagt sie ihr zu, besiegt die Feinde, schickt sie zu Arthur, und reitet weiter. Bald begegnet er der Dame auf dem Klepper mit ihrem eifersüchtigen Gatten (Parc. 183). Peredurs Schwert giebt ihm Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau, und versöhnt kehren sie heim. Drauf kommt Peredur zu den Hexen von Glouceſter, welche die Dame eines Schlosses bedrohen, und die er zwingt, von ihrem Unternehmen abzustehen. Immer bald weiter reitend, übernachtet er einst bei einem Eremiten. Morgens bei frischgefallenem Schnee ausreitend, sieht er Blutstropfen im Schnee von einem Vogel, den ein Habicht getödtet hat (Parc. S. 195). Der Anblick gemahnt ihn an die Dame im Schloß, wo er Hungersnoth gefunden, und die er sehr lieb gewonnen hatte; dies versetzt ihn in tiefes Nachdenken. Inzwischen war Arthur mit seinem Hofe in jene Gegend gelangt. Sie bemerkten von fern den sinnenden Ritter. Ein abgesandter Knappe, der ihn ungeschickt aus seinen Träumen zu wecken sucht, wird von ihm zu Boden geworfen; dasselbe geschieht noch 24 Knappen. Darauf kommt Kai heran. Peredur zerschlägt ihm jedoch mit der Lanze den Kinnbacken, und schleudert ihn hin, daß er Arm und Schulter bricht. Kai's Roß kehrt ledig zum Schrecken des Hofes zurück. Peredur verharrt in seinem Nachdenken. Endlich geht Gwalchmai zu Peredur, ungeachtet Kai ihn hart schmäht, und Peredur folgt seiner höflichen Einladung, an den Hof zu kommen; man erkennt ihn als den Ritter, der den Schimpf der Königin und der Zwerge gerächt hat, und mit Jubel führen sie ihn zu Arthurs Residenz Kaerlleon. Am andern Morgen begegnet er Angharad mit der goldnen Hand (Law Eurawc), die ihm versichert, sie werde ihn nie lieben. Peredur dagegen schwört, er werde nicht eher zu einem Christen ein Wort sprechen, als bis sie ihn vor allen Männern liebe. Peredur reitet bald wieder auf Abentheuer aus, erschlägt einen Löwen, und schickt die besiegten Riesen vom Rundthale an Arthurs Hof. Ebenso gewinnt er einer Schlange einen seltenen

Ring ab, und erschlägt sie. Aus Sehnsucht nach Arthurs Hof, und nach der Dame, die er am meisten liebte, verlor er den Glanz seiner Gesichtsfarbe und sein schönes Ansehn, so daß, als er an den Hof zurückkehrt, ihn Niemand erkennt. Er spielt den Stummen, zieht weiter, und bekämpft viele Ritter des Hofes. Da erkennt ihn Angharad, und löst ihr Gelübde (von Heirath wird nichts gesagt); er bleibt nun lange bei Hofe, und erhielt den Nahmen des stummen Jünglings.

Hier ist ein Abschnitt in der Erzählung, und es beginnt eine Reihe Abentheuer, die unserm Parcival ganz fremd sind, und auch bei Chretien und seinen Fortsetzern (nur der mont douloureux kommt vor) sich nicht finden; er besiegt und erschlägt den schwarzen Unterdrücker, einen grimmigen einäugigen Riesen, kommt zu den Söhnen des Königs der Martern, zum Berg der Trübsal, zu einem Strome, an dessen Ufern schwarze und weiße Schaafe weiden, die, je nachdem sie von einem Ufer zum andern gehn, die Farbe wechseln; am grünenden Flammenbaum zeigt ein Jüngling von königlichem Anstand ihm den Weg zu dem Seeungeheuer (Addanc), das Peredur tödtet. Drauf gesellt sich Etlym Rothschwerdt zu ihm, mit dem er zur Gräfin der Großthaten rettet, deren 300 Ritter Peredur besiegt, und die er dem Etlym darnach vermählt. Nachdem er einer Schlange einen kostbaren von ihr bewachten Ring, den er dann dem Etlym giebt, geraubt, folgt eine Aventure mit der Kaiserin von Christinobyl, bei welcher er sich 14 Jahre lang in behaglicher Ruhe aufhält. — Sodann ein neuer Abschnitt.

Arthur war zu Kaerlleon am Usk, seiner Hauptresidenz. Vier Männer saßen bei ihm, Owain, Gwalchmai, Howel und Peredur mit der langen Lanze. Da trat ein schwarzes kraushaariges Mädchen ein, hergeritten auf einem falben Maulthiere, ausgezackte Riemen als Peitsche in der Hand, von wildem scheuslichem Aussehn. Gesicht und Hände waren schwärzer als mit Pech überzogenes Eisen; abschreckend war ihre Gestalt. Sie hatte hohe Backenknochen, ein langes Gesicht, kurze Nase mit weiten Nüstern, ein Auge grau und hervorstehend, das andre tiefliegend und schwarz wie Theer. Ihre Zähne waren lang und gelb, ihr Brustbein ragte über das Kinn hervor, ihr Rücken von der Form eines Krummhakens, die Schenkel breit und knochig. Sie begrüßte Arthur und den Hof mit Ausnahme Peredurs, den sie so zu schelten begann: „Blind war das Geschick, als es Dir Ruhm und Ehre gab. Als Du am Hofe des lahmen Königs warst, dort die Jünglinge, das blutige Haupt, den bluttriefenden Speer und noch andre Wunder gewahrtest, da fragtest Du weder nach deren Ursach noch Bedeutung. Hättest Du das gethan, so würde der König seine Gesundheit wieder erhalten haben, und seine Vasallen wären zufriedengestellt worden. Seitdem muß er Fehden und Kämpfe bestehen, seine Ritter kommen um, die Frauen, die Töchter bleiben unausgestattet, und das Alles durch Dich.“ — Dann sprach sie zu Arthur: „Schenke mir Gehör, Herr. Meine Wohnung ist weit von hier, in dem stattlichen Schlosse, von dem Du gehört hast. Darin sind 566 Ritter mit den Damen ihrer Liebe.

Wer Ruhm erwerben will, wird ihn dort erlangen, wenn er ihn verdient; und wer den Gipfel des Ruhms erreichen will, für den weiß ich den Ort dazu. Da ist ein Ort auf luftiger Höhe, worin ein Mädchen gefangen gehalten wird. Wer sie befreit, wird den höchsten Preis gewinnen." — Hierauf ritt sie fort. Indem Gwalchmai sich anschickt, das letztere Abentheuer aufzusuchen, und Peredur schwört, nicht eher zu rasten, bis er die Bedeutung des blutigen Speers und Hauptes erfahren, kommt ein Ritter im Kriegskleide, der den Gwalchmai des Mordes seines Herrn beschuldigt, und ihn zum Kampf vor seinen jetzigen König fordert. Gwalchmai folgt nun zunächst dieser Aufforderung. Bald trifft er auf einen königlichen Jagdzug. Der Anführer ladet ihn in sein nahes Schloß, wo seine Schwester ihn gütlich empfangen werde (Parc. S. 278). Während Gwalchmai mit dieser sich beim Mahle unterhält, tritt ein greiser Mann in das Zimmer, und schmäht die Dame, daß sie sich mit diesem Mann in Gespräch einlasse. Diese warnt Gwalchmai, und räth, die Thüren zu verschließen. Bald stürmt der Mann mit sechszig Bewaffneten heran. Gwalchmai vertheidigt die Thür mit einem Schachbrett, bis der Herr des Schlosses zurückkehrt. Dieser geht, mit dem Gast zu reden, und sie kommen überein, daß, nachdem Gwalchmai die ihm von Arthur aufgetragene Botschaft geworben habe, er zurückkehren solle, um sich von der Anklage durch Zweikampf zu reinigen. Am nächsten Morgen ritt er fort. „Die Geschichte erzählt nichts weiter über Gwalchmai in Betreff dieses Abentheuers."

Peredur, andrer Seits, begegnet auf seiner Wanderschaft einem Geistlichen, der ihn schilt, am Charfreitag Waffen zu tragen, und der ihm deßhalb seinen Seegen versagt. Peredur nimmt sich das zu Herzen, steigt vom Roß, und ladet ihm seine Waffen auf; so kommt er zu Fuß zu einem unbefestigten Schlosse, wo derselbe Geistliche als Wirth ihn empfängt, und wegen seines Betragens lobt. Vier Tage (die Osterzeit) weilt er bei ihm, dann läßt er sich den Weg zum Schloß der Wunder beschreiben. Auf der Fahrt dahin begegnet er einem Jagdzuge, dessen Anführer ihn in sein Schloß ladet, wo seine Tochter ihn gastlich bewirthen werde. Diese empfängt ihn so auffallend freundlich, daß ein Page dem König Vorstellung deßhalb macht, und der König ihn in einen Kerker wirft. Die Tochter verschafft sich jedoch zu ihm Zutritt, und als am andern Morgen sich der König von einem benachbarten Grafen angegriffen sieht, giebt sie dem Peredur einen scharlachnen Mantel und eine treffliche Rüstung. Drei Tage lang kämpft er unerkannt mit den Feinden; am vierten erschlägt er den Grafen, und jedes Mal kehrt er Abends in seinen Kerker zurück. Der König erkennt dem Unbekannten den höchsten Preis der Tapferkeit zu; die Tochter entdeckt ihn nun, und der König sichert ihm drauf die Hand seiner Tochter sammt seinem halben Reiche und die erledigte Herrschaft des erschlagenen Grafen zu. Doch Peredur sagt: ich kam nicht hierher, um zu freyen; ich forsche nach dem Wunderschloß. Man bringt ihn, gut ausgerüstet, auf den Weg dahin. Bald ist er dort; es liegt mitten in einem See. In der Halle stand ein Schachbrett, dessen Steine von selbst spielten. Die Parthie, die er begünstigte, verlor, worüber die andern Figu-

ren ein groß Gelächter aufschlugen. Er steckt sie deßhalb in die Tasche, und wirft das Schachbrett in den See. Da überhäuft das eintretende schwarze scheusliche Mädchen ihn mit Vorwürfen, daß er die Kaiserin von Chrystinobyl um ihr schönstes Kleinod gebracht habe; zum Ersatz möge er den Riesen von Ysbidinongyl erschlagen, der ihre Besitzungen verwüste. Es geschieht; die schwarze Häßliche sagt aber, er werde die Kaiserin nach seinem Wunsche nicht eher sehen, als bis er den Hirsch erlegt, der ihre Wälder verwüste, und ihre Thiere tödte; er ist schnell wie der schnellste Vogel, und hat ein Horn von Speeres Länge an der Stirn (diese Aventure ist auch bei Chretien). Peredur schlägt diesem Ungethüm den Kopf ab; indeß gleich darauf kommt eine Dame geritten, die ihm darüber die größten Vorwürfe macht, und deren Zorn er nur dadurch versöhnen kann, wenn er in jenem Berghaine den schwarzen Mann erschlage. Peredur kämpft also mit ihm, jedoch oft aus dem Sattel geworfen, springt er stets wieder hinein. Peredur steigt deßhalb ab und greift zum Schwerdt. Inzwischen aber entwischt jener mit Peredurs Pferd. Zu Fuß geht er nun um den Berg herum, und auf ein nahe gelegenes Schloß zu. In der Halle saß der greise lahme König, neben ihm Gwalchmai; im Stalle stand neben Gwalchmai's Pferde das seinige wohlbehalten. Peredur setzte sich neben den Greis. Siehe, da trat ein blonder Jüngling ein, beugte ein Knie vor Peredur, und bat um seine Freundschaft. „Herr — sprach der Jüngling — ich war es, der in der Gestalt des häßlichen Mädchens an Arthurs Hof kam, und zu Dir, als Du das Schachbrett in den See warfst, und als Du den schwarzen Mann von Ysbidinongyl erschlugst, und den Hirsch erlegtest, und mit dem schwarzen Mann im Berghaine strittst. Ich kam mit dem blutigen Kopf in der Schüssel, und mit der blutenden Lanze; der Kopf war der Deines Vetters, der durch die Hexe von Glouceſter getödtet wurde, die auch Deinen Oheim getödtet hat. Ich bin Dein Vetter. Eine Prophezeihung sagte, daß Du berufen seist, um alle diese Dinge zu rächen. Darauf pflogen Peredur und Gwalchmai Rath, und luden Arthur und seinen Hofhalt ein, gegen die Hexen zu ziehn. Und der Kampf mit ihnen begann. Dreimal erschlug eine Hexe vor Peredurs Augen einen Mann von Arthurs Leuten, und dreimal bat sie Peredur vergebens um Schonung dieser Männer. Da zog Peredur sein Schwert und spaltete der Hexe ihre Hauptrüstung. Sie erhob darob ein lautes Geheul, und bat die andern Hexen zu fliehen; denn Peredur sei der Mann, der von ihnen Ritterschaft (Marchogaeth, chivalry) erlernt habe, und von dem sie nach dem Schicksal erschlagen werden sollten. Darauf fiel Arthur mit seinem ganzen Hofe über die Hexen her, und sie erschlugen alle Hexen von Glouceſter. Das Mabinogi schließt mit den Worten: „und also wird erzählt in Betreff des Wunderschlosses."

Das rothe Buch von Hergest (Llyfr Coch o Hergest), ein altwälsches Manuscript im Jesus-Kollege zu Oxfort, worin dieses Mabinogi sich findet,

ist gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben. Ueber den Verfasser und die Zeit der Abfassung wird nichts gesagt, indeß bezweifle ich, daß die Erzählung in der auf uns gekommenen Redaction viel älter als das Ms. selbst ist, wodurch manche Anspielung auf das neuere mehr ausgebildete Ritterwesen erklärlich wird. Allein die öfters wiederholte Bezugnahme auf ältere schriftliche Ueberlieferungen, und auf Geschichten, die hier nicht weiter geführt werden, z. B. die von Gwalchmai, deuten auf ein weit höheres Alter des Stoffes, der schriftlich wie mündlich in einander verzweigten Geschichten unter den Barden von Wales sich fortgepflanzt, und — wie dieses eigenthümliche Land sich überhaupt gegen Außen von jeher in jeder Beziehung äußerst schroff abgeschlossen hielt, — in seiner Originalität erhalten haben mag. Wir vermissen nicht blos den Gral und sein nach Spanien hinweisendes Königsgeschlecht; wir vermissen auch Klinschor und seinen Zusammenhang mit Virgil; wir vermissen die Kriege mit den Heiden, den Loherangrin und die Schwansage, den Priester Johannes, kurz alle die Momente, welche in die Ferne von Wales, und auf eine Einmischung fremder Volkstraditionen hindeuten. Ebenso hat Arthurs Hofhalt noch den Karakter eines einfachen wälschen Fürstenhofes, nicht die Ordensverfassung der jüngern Tafelrunde. Die Gralsage ist bis 1150 in England und Nordfrankreich auch nicht mit der leisesten Spur in irgend einem authentischen Geschichts- oder Dichterwerke zu entdecken. Erst um diese Zeit, oder wenig früher, erhielten Engländer und Nordfranzosen, die durchgängig die wälsche Sprache als eine barbarische Sprache bezeichneten, und nicht verstanden, durch Vermittlung der geschmeidigeren, redseligen und phantastischen Bretagne vollständigere Kunde von den Sagen Arthurs und den mährchenhaften Thaten seiner Helden; wenngleich vielleicht schon bei der Usurpation Englands, 1066, woran auch der Bretagnische Adel Theil nahm, einzelnes zu ihnen herübergeklungen sein (was urkundlich jedoch bis jetzt nicht zu erweisen gewesen), und das spätere lebhafte Interesse verbreitet haben mag, wie Gottfrieds Uebersetzung wälscher Bücher beweist. Mit 1150 erst werden uns Bearbeitungen wälscher Dichtungen in nordfranzösischer Sprache bekannt. Aber auch dem Süden Frankreichs blieben sie, in Folge seines Verhältnisses zum Hofe Heinrichs II., und überhaupt bei der allgemein herrschenden Begier nach wunderbaren Geschichten nicht unbekannt. Fauriel (Rev. des deux mond. B. VII, p. 680. B. VIII, p. 181) behauptet, an 25 Troubadours gefunden zu haben, die auf den Tristan anspielen, wenngleich ihre Beziehungen nicht auf die auf uns gekommenen Bearbeitungen dieses Romans passen. Etwa zehn davon fallen in das 12te Jahrhundert, nahmentlich Raimbaud d'Orange († 1173). Wir finden ebenso im Tristan Gottfrieds von Straßburg und Eilharts von Hobergen, in Hartmanns Iwein, Chretiens Chevalier au lion, im Erek Hartmanns und Chretiens, in Wirnts Wigalois, in Zatzikofens Lanzelot de lac, denen sämmtlich alte wälsche Ueberlieferungen zum Grunde liegen, die den Deutschen in nordfranzösischen Bearbeitungen zugänglich wurden, nichts vom Gral, wiewohl Tristan, Lancelot, Iwein u. s. w. im dreizehnten Jahrhundert durchgängig als forschende Grals-

ritter erſcheinen. Wenn man ſieht, wie unendlich tief die Gralſage ſchon gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts die ganze Dichterwelt ergriff, ſo muß man es für durchaus pſychologiſch unmöglich erklären, daß etwa ein wälſcher Barde alles dahin gehörige abgeſtreift, und den Peredur in der Nacktheit und Simplicität wieder hingeſtellt hätte, wie er in jenem Mabinogi erſcheint. Es iſt gar nicht denkbar, daß der Gral, der ſeit 1170 oder 1190 ſo eng mit Arthur verbunden erſcheint, und ſeitdem ein immer nur wachſendes Uebergewicht behauptet, von allen jenen zahlreichen ältern Dichtern ſo gänzlich hätte mit Stillſchweigen übergangen werden können, wenn ihrer Quelle die Sage davon irgend bekannt geweſen wäre. Immer ringt die Sage nach Erweiterung, niemals kehrt ſie zu ihrer Wurzel zurück; niemals ſtreift ſie das Fremde, das ſie einmal in ſich aufgenommen hat, wieder ganz von ſich ab. — Andrer Seits iſt vor 1150 wieder in ſämmtlichen provenzaliſchen Dichtungen nicht die geringſte Spur von den Arthurſagen zu entdecken. Faſſen wir nun dieſe literarhiſtoriſchen mit den oben angedeuteten politiſchen Erſcheinungen zuſammen, ſo ergiebt ſich zur Evidenz, daß erſt nach 1150 beide Sagenkreiſe verbunden worden ſind, und daß daher nach dieſem Jahre erſt Kiot gedichtet haben kann; daß ferner der Urſprung des Grals im Süden Frankreichs und im benachbarten Spanien zu ſuchen, und daß mit Kiot die provenzaliſche Ausbildung der Sage als abgeſchloſſen zu betrachten iſt. Irrig iſt ſonach auch Görres Meinung (Vorrede zum Lohengrin) daß das Templeiſenthum eine Fortſetzung des brittiſchen und galliſchen Druidenthums ſei, wozu es an allen poſitiven Beweiſen, ja auch an den entfernteſten Wahrſcheinlichkeitsgründen fehlt.

Es muß freilich noch unausgemacht bleiben, ob die Provenzalen die Erzählung von Peredur durch nordfranzöſiſche Vermittlung, oder direct aus der Bretagne überkommen haben; daß aber die Provenzalen die Bedeutung der Figur des Peredur weit tiefer als Wales, und mit freierem Geiſte aufgefaßt haben, ergiebt ſich unter andrem ſchon, abgeſehn von der ganzen innigen Verwebung derſelben mit der Gralſage, aus der Bedeutung, die ſie dem Namen Parcival gegeben haben. Wir können es für keinen Zufall halten, daß dieſer Nahme ungezwungen aus dem Arabiſchen parsi oder parseh fal, d. h. der reine oder arme Einfältige, in welchem Karakter er auch durch den ganzen Verlauf von Wolframs, und alſo gewiß auch Kiots Gedichte vortrefflich gehalten iſt (Görres Lohengrin S. VI) ſich ableiten läßt. Eine ähnliche Bedeutung habe ich im Wälſchen nicht auffinden können. Die Worte per, ed, ur, oder perci, fal, geben nach Owen's wälſchem Lexikon keinen paſſenden Sinn. Ein Suchen nach Bedeutung des Nahmens im Wälſchen iſt aber auch vergeblich, weil der Nahme Peredur bis in die Zeiten des hiſtoriſchen Arthur hinaufreicht, ebenſo wie Owain und Merddhin, und ehe an ſeine Umwandlung im Styl der Mabinogion zu denken war. In der vita Merlini des Gottfried von Monmouth heißt es bei Schilderung des Heeres, das Arthur gegen die Sachſen führt:

Venit ad bellum Merlinus cum Pereduro,
Rex quoque Cambrorum, Rodarchus, saevus uterque;

und in einem Gedichte, das dem Aneurin zugeschrieben wird, wird Peredur, der Stahlbewaffnete, mit andern Hauptleuten als Kämpfer in der großen Schlacht von Cattraeth genannt. — Die Nordfranzosen fassen ihn ganz trivial als den Thäler Durchstreifenden auf, wie sie alle diese Arthurritter mit gleichem Recht hätten bezeichnen können. So sagt das Ms. de l'Arsenal, Nr. 195, A, zu Paris, den Percival des Chretien und seiner Fortsetzer enthaltend, p. 175, wo mithin Chretiens Antheil schon aufgehört hat, und Gautiers de Denet, Gerbers oder Manesier erzählen:

a droit as a non perchevax
car par vous est li vax perchiez
et li luis fraît et depechiez
Ou li basmes est enserrez.

Die Planeten, ferner, die das Leiden des Amfortas durch ihre Konstellation erhöhen, und zu Parcivals Heil in günstiger Stunde sich vereinigen, führen gleichfalls arabische Nahmen (Parc. S. 538 u. 655). Sennabor im Titurel, arabisch senber, heißt ein Weiser. Sabbilor und Azubar sind persische Nahmen (Görres Lohengrin, S. XLII). Der im Parcival mehrfach vorkommende Katoliko von Rankulat erinnert an den Katholikus der Nestorianer in Innerasien, die unter allen Moslemen zerstreut auch im maurischen Spanien sich vorfanden, und den Nahmen ihres Patriarchen in der Erinnerung festhielten. Kundrie la Sorciere und Malkreature, die mißgeschaffnen Früchte der Wurzeln und böser Sterne (Parc. S. 360) sind bei Kiot ausdrücklich Indischen Ursprungs, ähnlich andern orientalischen Wesen, während im Mabinogi das scheusliche Mädchen nur ein verkleideter Jüngling ist. — Vor Bekanntmachung des Peredur durfte man bei allem diesem auf orientalischen Ursprung schließen; jetzt erkennt man es als neuere Zuthat eines Dichters, dem die arabische Sprache und Poesie nicht fremd gewesen, und somit kommt man wiederum auf eigenthümliche provenzalische Bearbeitung, wie die Verlegung des Waleisen Parcival nach Anjou dasselbe bezeugt. Kein älterer nordfranzösischer Dichter verräth Kenntniß des spanisch-maurischen Wesens.

Es wäre überflüssig, auf den großen Fortschritt aufmerksam zu machen, den dieser wälsche Keim der Sage in Kiots Bearbeitung schon zurückgelegt hat. Nur das Eine wollen wir schließlich hervorheben, daß bei den Provenzalen das Mysterium des Grals, das Templeisenthum, der wunderbare Apparat, vermöge dessen Parcival zu seinem Ziele der Erlösung des kranken Königs und Erlangung der Gralskrone [1]) gelangt, der blutende Speer, die vorgetragene Schüssel, woraus das

[1]) Ein Mehreres können wir nach allen in der altfranzösischen Poesie gemachten Erfahrungen dem Kiot als bezweckte Idee nicht zugestehn. Gewiß blieb ihm die bei Wolfram deutlich hervortretende Idee: daß der Held durch den siegreichen Kampf über den Zweifel und die Verzweiflung reif und werth gemacht werde zur Gralskrone, dergestalt, daß das, was bei Kiot Zweck ist, bei Wolfram nur Mittel zu einem höhern Zweck der Dichtung wird, — mindestens dunkel, wenn nicht ganz fremd. Fast überall ist es nur die That an sich, die die Helden dieser Dichter zur Bewegung treibt, selten oder nie ein eigentlich moralisches, religiöses, oder überhaupt nur geistiges dem Seelenleben angehöriges Motiv. Daher der Mangel an Durchführung von Karakteren; daher die todte Aeußerlichkeit ihres Thuns und Treibens. —

blutige Haupt ſich ſchon verloren hat, das ſchwarze Mädchen, die unterlaßne Frage, — insgeſammt ihre Bedeutung und Löſung innerhalb des Gedichtes ſelbſt finden. — Dieſe Geſchloſſenheit der Dichtung aber hört in der Folge ganz auf; nach allen Seiten hin bemühen ſich die Dichter, wunderbare Beziehungen auf Fremdes außerhalb der Sage liegendes zu machen, religiöſe und hiſtoriſche Reliquien mit hinein zu ziehen, die Nahmen der Helden an bedeutende hiſtoriſche Perſonen anzuknüpfen u. ſ. w., um die Bedeutung und das Myſterieuſe und Heilige ihrer Erzählung zu heben, und in ein noch wunderbareres Licht zu ſtellen. Dies iſt der Grundkarakter der nordfranzöſiſchen Ausbildung der Sage, zu der wir nun übergehen. —

Zweites Kapitel.

Nordfranzösische Ausbildung der Sage.

Gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts entwickelte sich die Romanpoesie in Nordfrankreich zu der erstaunlichsten Fruchtbarkeit, die im dreizehnten noch mehr stieg, und bis in das vierzehnte fortdauerte. Roman drängt sich auf Roman, mancher Dichter stirbt über sein voluminöses Werk vor der Beendigung hin, aber er ist sicher, zwei, drei, und mehr Fortsetzer zu finden; einer schreibt den andern ab, setzt hinzu und erweitert; fast kein Held der Tafelrunde bleibt übrig, dem nicht ein besonderer Roman gewidmet wird, mit Begier ward ergriffen, was nahe oder entfernt einen ritterlichen Karakter anzunehmen geeignet war, und Könige, Fürsten und Große begünstigten und belohnten die Dichter, die in Darstellung der Herrlichkeit des Ritterthums ihres Jahrhunderts, und in grenzenloser Zusammenhäufung der wunderbarsten Abentheuer mit einander wetteifern. Indem wir die in diesen Zeiten zahlreich hervorgegangenen Bearbeitungen aus dem Kreise Karls des Großen, des Guillaume au court nez, der Tafelrunde, die Amadis, den Roman von der Rose u. s. w. übergehn, sind hier nur die zu beachten, welche die Gralsage zu ihrem Gegenstande haben.

I.

Chretien de Troyes und seine Nachfolger.

Der älteste der nordfranzösischen Dichter, welcher uns als Bearbeiter der Gralsage entgegen tritt, ist Chretien de Troyes. Die Berühmtheit, welche seine Werke schnell erlangten, haben ihn mit Wolfram von Eschenbach in dieselbe Lage gesetzt, daß ohne kritische Prüfung ihm eine Masse Schriften zugeschrieben sind, die neuere gründlichere Kritik ihm wieder abzustreiten noch bemüht ist. Er soll ein Epos von Lancelot, Tristan, Alexander, Wilhelm von Orange, vom heiligen Gral, Parcival u. s. w. verfaßt haben; vom vorletzten ist es bis jetzt nicht, nur vom letzten zweifellos erwiesen. Aeltere französische Gelehrte lassen ihn von 1150 — 1190 blühen, — eine an und für sich schon sehr unwahrscheinlich lange Blüthezeit. Fauriels gründlichere Forschungen (Rev. d. d. mond.

B. VIII p. 162) haben zu dem Reſultat geführt, daß nichts berechtige, Chretiens literariſche Thätigkeit über 1170 hinauszuſchieben. Auf der Bibliothek des Arſenals zu Paris befindet ſich ſein Parcival (Ms. Nr. 195, A, 261 Blätter, fol.) desgleichen auf der Königlichen Bibliothek daſelbſt (Ms. auf Velin, fol. 272 Blätter in 2 Spalten zu 45 Zeilen. Supp. fr. Nr. 430), worin f. 1 er ſich als Verfaſſer nennt, und ſein Werk dem Grafen Philipp von Flandern widmet, der im Juni 1191 auf einem Kreuzzuge ſtarb.

Chrestiens sainme et fait semence
Du Roman que il encommence
Et si le sainme en si bon leu
Quil ne puet estre sans grant preu
Q'l le fait por le plus preudome
Q'l soit en l'empire de Rome
C'est li quens Philippes de Flandres.

fol. 148 des erſteren Ms. bricht Chretiens Gedicht ab, und es wird zuſammenhanglos ein Fortſetzer genannt:

Gautiers de Denet qui lestoire
A mis chi aprez en memoire
Dist et conte, que Perceval etc.

fol. 180.v. daſelbſt wird ein andrer Mitdichter dieſer Fabel erwähnt, und wir erfahren, daß Chretien über den Parcival geſtorben, weßhalb ſein Todesjahr wohl gleich mit dem Philipps, ſeines Gönners, anzunehmen iſt.

Ce nous dist Crestiens de Troie
Qui de Percheval commencha.
Mais la mors, qui la demancha,
Ne li laissa pas traire affin
Que le lama tant de cuer fin etc. — —
Si con la matere descoevre
Gerbers, qui a reprise loevre,
Quant chascuns trovere le laisse
Mais or en a faite sa laisse
Gerbert selonc la vraie histoire.
Diex len otroit force et victoire
De toute vilenie estaindre
Et que il puist la fin ataindre
De Perceval que il emprint,
Si con li livres li aprent,
Ou la matiere en est escripte,

Gerbers qui le nous traite et dite,
Puis en encha que Percevax
Qui tant ot paines et travax,
La bone espee rasalsa,
Et que du Graal demanda,
Et de la lame qui soignoit
Demanda que senefioit.
Puis en encha le nous retrait
Gerbers qui de son sens estrait
La rime qui je vois contant.
Neis la luite de Tristant
Amenda il tot a compas
Nule rien ne vous entrespas.

Wahrſcheinlich iſt dieſer Gerbers oder Gerbert identiſch mit dem Verfaſſer des Roman de la Violette ou de Gerard de Nevers (ed. par Fr. Michel; Paris, Silvestre 1834) Gibert oder Gyrbert de Montreuil, einem Trouvere aus der erſten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, der gedachten Roman wahrſcheinlich um 1225 dichtete, und ihn der Gräfin Marie de Pontieu († 1251), deren Hofdichter (ménétrier) er vermuthlich war, gewidmet hat. Michel ſcheint dieſe Stelle des Romans v. Parcival nicht gekannt zu haben.

fol. 261 endlich tritt noch ein Bearbeiter und Fortſetzer, Maneſſier, auf, der ſein Werk der Gräfin Johanna von Flandern widmet, der Tochter des berühmten Balduin VI., der 1195 zur Regierung kam, Held des fünften Kreuzzuges und erſter lateiniſcher Kaiſer des Orients. Johanna war mit dem Prinzen Ferdinand von Portugal vermählt, welcher in der Schlacht von Bovines gefangen ward. Sie ſtarb 1244, wodurch die Zeit Manneſſiers näher beſtimmt wird.

Si con Manesiers le temoigne
Qui a fin traist ceste besoigne
El non Jehanne la contesse
Quest de Flandres dame et maistresse etc.
Ai en son nom fine mon livre
El nom son aiol commencha
Ne puis ne fu deslors encha
Nul hom qui la main i mesist
Ne de finer sentremesist
Dame por vos sen a pene
Manesier tant quil a fine
Selonc lestoire proprement
Et commencha al saldement
De lespee sanz contredit

Tant en a et conte et dit
Si con en Salebieres trove
Si con leseris tesmoigne et prove
Que li roit Artus seoit ta
Encor le puent veoir la
Tot scele en pauchemin
Tout cit qui entent le chemin. —
Explicis li roman de Percheval.

Die Königl. Bibliothek zu Paris enthält ferner noch 2 Romane von Perceval und h. Gral von unbekannten Verfassern; aus dem in der Beilage 1 mitgetheilten Kapitelverzeichniß des ersteren (Ms. Nr. 7536) ersieht man, daß der Dichter im Wesentlichen auf Chretien fußt, und im Schlusse sich den übrigen Dichtern des 13ten Jahrhunderts anschließt, das andere (Ms. 1987. Kl. 8. Pergament, 84 und 62 Bl. zu 32—33 Zeilen auf der Seite) dessen Anfang lautet:

Savoir doivent tout percheeir
Et si petit et si meneir
Que devant a que Ihscriz
Remist en terre pas les diz
Fust des prophetes anuncie
San enue en terre et huchie
Que diex son fit emoieroit etc.

enthält die Geschichte vom heiligen Gral, und fol. 50 bekennt der Dichter, daß er die Erzählung Roberts de Bouron aus der Prosa in Verse gebracht habe. Der Dichter gehört daher in die Mitte des 13ten Jahrhunderts frühestens, und hierfür spricht auch, daß die ersten 84 Bl. des Ms. die Image du monde des Guillaume Osmont, der um 1245 dichtete, enthalten. Das Ms. ist ungefähr um 1300 geschrieben. Gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts begann die Blüthe dieser Poesie schon zu erbleichen; schon früher war die Periode der Umarbeitungen, Kombinirungen und Verfälschungen der Romane eingetreten. Die poetischen Bearbeitungen wurden in Prosa aufgelöst; die Prosaromane hatten nichts Populäres mehr, die Poesie wird getrübt durch mönchischchristliche Deutungen, Engels- und Teufelserscheinungen fallen zahllos ein, um die Wunder der Erzählung zu erhöhen, die Chevallerie hat ihren Verstand verloren, die einzelnen Abentheuer der Helden sind ohne Sinn und Zusammenhang, alle Karakterzeichnung verschwindet. Solches Inhalts ist der Roman v. h. Gral von R. Boron (Ms. de l'Eglise de Paris, Nr. 7) der Roman von Lancelot de lac und der Roman de Perceforest von demselben Verfasser, ferner der Roman von Tristan le Leonnais von Luces, chevallier du chastel du Gast, près de Salibières, und der Roman von Merlin (im Auszuge bei Fr. Schlegel, Romantische Dichtungen Th. I.) Der eine Roman umfaßt die andern mehr oder weniger mit; das Interesse dafür erhielt sich bis in das 16te Jahrhundert; denn als nun die

alte Sprache anfing, unbequem zu werden, erschien 1523 zu Paris auf's Neue gedruckt bei Phelippe die Histoire du St. Graal. Von wem der ältere Druck ist, wird nicht gesagt; allein in der Vorrede versichert der unbekannte Verfasser, daß er dies Buch auf ausdrückliches Geheiß des ihm erschienenen Heilandes geschrieben, der ihm ein kleines Büchlein, so groß wie eine Hand überreicht, worin aber alle diese bewundernswürdigen und erbaulichen Geschichten enthalten gewesen. Der erste Theil dieses Werks (première branche du St Graal f. 5 v.) nennt wiederholentlich als seine Quelle, den sire Robert de Borron, qui ceste histoire translata de latin en francoys, und abweichend fol. 115 einmal Pierre de Bosron, ob in Folge eines Irrthums, Druck- oder Schreibfehlers, bleibt unausgemacht. Er erzählt hauptsächlich die Auffindung und Bewahrung des h. Grals, die Geschichte Josephs von Arimathia und dessen Sohnes Josephus, der Bekehrung Enelachs, und der Nachkommenschaft des Josephus, Nasciens (in dem Büsching, Altd. Mus. I, S. 499, 523, mit Unrecht den Teufel Nasion, der im Wartburgkrieg spukt, wittert; er ist ein Sohn des Heidenkönigs Serafel, den Josephus getauft) und dessen Sohnes Celidoines, ferner Galaads, Sohn Josephs, Boors, und Lanzelots, mit dessen Tode das Buch schließt, die Thaten der letztern nur kurz abfertigt, und auf andre Bücher verweist. f. 221 v.: Pour avoir la vraie cognoissance des aultres branches du St. Graal fault aller chercher et querir lavenement de Merlin en son livre, ou il desclaire amplement les Branches et genealogies des vaillans et preudx chevaliers descendus de Joseph Darimathie, de Nascien et de son filz Celidoyne, lesquelz ont ayde cy après a conquester les adventures de la grant Bretaigne et ont este compaignons de la table Ronde du Roy Artus, comment pourrez veoir par le dict livre de Merlin, Lancelot de Lac, Tristan et aultres livres, qui ont este faict de la table Ronde pour venir à la conqueste du St. Graal. — Die wohlmeinende christliche Absicht des Herausgebers oder Dichters spricht aus den Schlußworten: Cy fine le premier livre et histoire du St. Greal utille et prouffitable a tous chrestiens, qui desirent scavoir et voir plusieurs choses merveilleuses des hault faictz, dont nostre Seigneur Jesuschrist voulut doner ses vrayes serviteurs chevaliers errans pour la loy exaulcer et la foy de crestiente entretenir. Der zweite Theil „contenant la conqueste du dict St. Graal, faicte par Lancelot du Lac, Galaad, Perceval et Boors", beginnt mit einer marktschreierisch frommen Vorrede [1]) und verliert sich in ein Gewirr von Abentheuern Gauvains, Lancelots und Perlevaux's, aus denen nur die pucelle orgueilleuse und der marin le jaloux (Orilus) nebst dem roi pecheur als Bekannte von Bedeutung aus Wol-

[1]) f. 123: Par la voulente de Dieu a este trouve ce mistere tres excellent de ce St. Graal, lequel toutes gens qui li liront le doivent mettre en leur entendement et fuyr et oublie toutes manieres des vaines parolles. Car il sera moult proffitable a tous ceulx, qui de bon coeur le orront, et principalement a tous nobles chevaliers gentilz hommes, et ceulx, qui suivent les armes, si comme vous orrez cy racompter les nobler faictz de ceulx, qui le conquesterent.

frams Parcival auftauchen. Als Quelle wird durchgängig Josephus, Sohn des Joseph von Arimathia, angeführt, dessen Schrift über diese Geschichten aus dem Lateinischen in das Romanische (f. 200 v.) übersetzt worden sei. — Der dritte Theil (f. 211 v.) wendet sich wieder näher zur eigentlichen Gralsage, erzählt mehrere Wunder des h. Gefäßes, von dem gefährlichen Sitz an der Tafelrunde, und wie Parcival, Galaad und Boort endlich der Gnade des Graals theilhaftig werden, und ein seeliges Ende finden. Als Artus davon hört, versammelt er seine Schriftverständigen (clercs) et fist rediger et mectre par escript aus dictz clercz tout ce que Boort avoit dit et racompte.

Näher an unsern Parcival schließt sich der 1530 zu Paris durch Jehan Saint Denys und Jehan Longis gedruckte Roman von Percival an. Das beigedruckte Privilegium v. 20. März 1529 sagt: daß die Herausgeber das alte Buch, das in Reimen und in veralteter ungebräuchlicher Sprache geschrieben sei, in die heutige Sprache in Prosa übersetzt haben. Voran wird eine kurze doch wenig Licht gewährende elucidation de l'histoire du Graal geschickt; darauf folgt le prologue de cil, qui redigea le compte en ancienne Rime francoyse qui puis a este mis en tel esprit, comme vous le poves a veoir present. Der Dichter dieser anciennes Rimes ist kein andrer als Chretiens de Troyes, denn einstimmig mit der oben erwähnten Pariser Handsch. des Arsenals, 195, A, sagt der Herausgeber: der großherzige Prinz Philipp von Flandern liebte die ritterlichen Thaten sehr, und befahl, damit diese herrlichen Geschichten nicht verloren gingen, sie durch die Schrift aufzubewahren, insbesondere die Thaten von Perceval le Galois und die Geschichte vom h. Gral. Lange Zeit, nachdem die Schrift des Erzählers abgebrochen, und liegen geblieben war, ließ Johanna Gräfin von Flandern durch einen familier orateur, Nahmens Menessier, das Werk in der Form fortsetzen wie es angefangen. In derselben aphoristischen Weise wie in jenem Mns. Gautiers de Denet erwähnt wird, folgt hier f. 177: Gauchier de Doudain, qui ceste histoire nous a commemoree et mise en avant quinze jours apres avoit que Perceval, le vertueux chevalier etc. Des Gerbert wird dagegen im Druck nicht gedacht, am Schluß aber heißt es: comme l'histoire le temoigne et Menessier, qui le livre acheva au nom de Jehanne comtesse de Flandres, de la quelle orateur et croniqueur estoit. Et pour ce que ceste noble dame tout chairitable et tant benigne fust ne voulut chose si honorable laisser imparfaicte. Affin de induire et apprendre tous chevalliers a bien et vertueusement vivre en clemence, en courtoisie et en pitie. Par lesquelles vertus on parvient au royaume eternel. Es unterliegt hiernach und mit Rücksicht auf den Inhalt, indem der Prosaroman jenem Manuscript des Chretiens und Manessier im Wesentlichen Schritt vor Schritt folgt, wenn auch hie und da Abweichungen hervortreten, keinem Zweifel, daß der erstere auf letzterem wesentlich basirt ist.

Die Stelle in Wolframs Parcival (L. 827, 1—4)

Ob von Troys meister Cristjân
Disem maere hât unreht getân,
Daz mac wol zürnen Kyôt,
Der uns diu rehten maere enbôt;

könnte der Vermuthung Raum geben, daß Wolfram in seiner französischen Quelle eine solche Zornäußerung gegen Chretien gefunden, woraus folgte, daß Kiot erst nach diesem gedichtet hätte. Wahrscheinlicher aber ist, daß es eigne Bemerkung Wolframs ist, da sie ganz seiner Eigenthümlichkeit, die Erzählung durch derartige Glossen zu unterbrechen, entspricht, und sie ohnehin im Epilog steht, wo nur noch Wolfram in eigner Person redet. Er meint, Kiot würde sich ebenso schwer über Chretiens Mißhandlung der Sage geärgert haben, wie er selbst; wir haben im vierten Buche gesehn, mit welchem Tiefsinn Wolfram die Sage aufgefaßt hat, und wenn wir dagegen in das wilde Gewirr der Abentheuer eines französischen Epos jener Zeit, und in ihre sinn- und bedeutungslose Folge hineingeblickt haben, und erkennen, wie abgekürzt, hölzern und unklar Chretiens Erzählung dasteht gegen die blühende sinnvolle Darstellung unsers Dichters, so wird uns der gerechte Zorn Wolframs gegen Chretien begreiflich, da er fand, wie wenig nach seinem und Kiots Sinn Chretien den Geist der Fabel und den Karakter Parcivals aufgefaßt hatte. Sehr bezeichnend ist der Ausdruck im Titurel über die französischen Romane (S. 219):

dise aventiure ist nun getailt in mange stücke weiten.

Einen gleichen Ausfall macht Wolfram gegen den Franzosen im Wilhelm L. 125, 20 (S. 51):

Cristjâns ein alten tymit
Im hât ze Munleûn angelegt;
Da mit er sîne tumpheit regt,
Swer sprichet sô nâch wâne;

denn es wäre ein seltsames Zusammentreffen, wenn der Dichter des französischen Wilhelm ebenso wie Kiot gegen Chretien polemisirt und Wolfram beiden nur nachgeschrieben hätte. Nicht minder liegt in den Worten L. 491, 12—18):

Da von kom ûz ein maere
Er waer ein fischaere.
Daz maere muoser lîden:
Salmen, lamprîden,
Hât er doch lützel veile,
Der trûrege, niht der geile.

eine unzweideutige Persifflage Chretiens, der ebenfalls den Einsiedler gegen Parcival, als er diesem dessen Verwandtschaft erzählt, sagen läßt (f. 25):

Ma suer et sol fue ta mere
Et del riche pecheor croi
Quil est fix a icelui roi
Quen cet graal servir se fait.
Mais ne quidiez pas que il ait
Lus ne lamproies ne salmons
Dune sole oiste le sert on
Que len en cel graal li porte
Sa vie sostiens et conforte etc.

Haben die französischen Gelehrten recht, daß Chretien 1190 gestorben, und den Parcival unvollendet gelassen, so bleibt von da bis 1204, als Wolfram nach Kiot dichtete, für des Letzteren poetische Thätigkeit nicht nur ein sehr geringer Zeitraum übrig, sondern es liegt auch außer aller Wahrscheinlichkeit, daß sein Name in dieser so höchst romanlustigen Zeit so ganz hätte verschwinden können, daß er von Chretiens Fortsetzern und von irgend einem andren der zählreichen Dichter dieses Fabelkreises nicht einmal hätte wenigstens flüchtig, wenn auch nur tadelnd erwähnt werden sollen, zumal sie zu diesem Mittel, um sich selbst dadurch Werth zu geben, so gern griffen. Ohnehin bot seine Geschichte des Hauses Titurel des Neuen und Brauchbaren so manches, was gleichwohl von den Nordfranzosen ganz mit Stillschweigen übergangen wird. Die ungemeine Uebereinstimmung, welche im Chretienschen Antheil bei der Geschichte Parcivals (aber auch nur dieser Figur) mit Kiots und Wolframs Werke dergestalt herrscht, daß man selbst bei der Lectüre des Prosaromans oft auf das Ueberraschendste genöthigt wird, zu glauben, Wolfram habe nur den Letztern übersetzt, weßhalb man nicht wohl annehmen kann, daß dies allein Folge einer gemeinsamen bretonischen Quelle sei, drängt uns die lebhafteste Vermuthung auf, daß Chretien zwar auch die wälsche Geschichte von Peredur gekannt haben mag, daß er aber, da er hierin vom Gral nichts finden konnte, den Kiot sehr derb abgeschrieben, und seines Theils nur noch beträchtliche Zuthaten aus dem Artuskreise beigemischt habe. Dies bestätigt das widersinnige Zurückhalten mit den Nahmen der Personen bei Chretien, die bei Kiot sehr bestimmt angegeben sind, worüber schon Wolfram (Parc. f. 416, 20) sich mißfällig äußert; in diesem Falle hatte er dann freilich auch guten Grund, seine Quelle möglichst zu verbergen, und durch Entstellung oder gänzliche Unterschlagung der Nahmen unkenntlich zu machen.

II.

Materielle Entwickelung der Sage.

Schwerlich würde es uns gedankt werden, aus jedem einzelnen der genannten weitschichtigen Romane den Inhalt auszuziehn, mit Wolframs Dichtung zu vergleichen, und einen Abentheuerwust aufzuhäufen, der nur abschrecken, nicht poetischen Genuß gewähren kann, mag ein sinniger Geist in Einzelnes auch Sinn hineinzutragen vermögen. — Dennoch schwebt aber über dieser chaotischen Nacht, wie eine lichte Abendröthe, ein religiöser frommchristlicher Geist, mit mehr oder weniger Glück, immer aber mit Eifer bemüht, die unerforschlichen Geheimnisse des Glaubens, die Wunder, die das Christenthum in aller Welt gewirkt, und die seegenreichen Lehren des neuen Bundes zu ergründen, in Symbolen anschaulich zu machen, und an die poetischen und historischen Traditionen im Geiste des christlichen Ritterthums anzuknüpfen. Dieser Geist ist erweckt durch die alte provenzalische Ursage, ist genährt durch den fortwirkenden Geist der Kreuzzüge, entwickelt und gelenkt durch die Erziehung der Priester und Klöster; er allein giebt den zerstäubten Elementen Halt und Band, und eine Bedeutung, die uns tief ergreift, wenn wir auch immer beklagen müssen, daß dieser Cherub des Lichts den Romanciers nur in so dichtem Nebel, und nicht in voller Sonnenklarheit erschienen ist.

Noch mißlicher, ja unmöglich wäre es, durch das Labyrinth der Aventüren auf ebner lichtvoller Straße hingehn, und in die letzteren eine Einheit bringen zu wollen. Es lassen sich daher nur die Hauptmomente, worin die meisten Erzähler übereinstimmen, und die als Basen der neuern Entwickelung der Sage, die nun schon in das Gebiet freier Dichtung überzugehen beginnt, zu betrachten sind, einzeln hervorzuheben, wobei die Abweichungen von dem Provenzalen sich von selbst ergeben werden.

1.

Merlin. Artus. Die Tafelrunde.

Der Zaubrer Merlin ist eine den Provenzalen bis zur Mitte des 12ten Jahrhunderts völlig fremde Erscheinung. Die Sage von ihm ist brittisches Nationaleigenthum, und von Wales und Bretagne erst nach dieser Zeit nach Frankreich eingewandert. Der Roman von Merlin in seiner ersten Hälfte, (Fr. Schlegel, Romantische Dichtungen, Th. I, Leipzig 1804) stimmt großen Theils mit der Chronik Galfrieds von Monmouth und den dieser zum Grunde liegenden Quellen überein, hat aber schon sehr viel jüngeres Fremdartige in sich aufgenommen. In derselben Weise, wie dort, nur mit mehr romantischem Schmuck wird die Empfängniß und die Geburt des Kindes, wie der Teufel ergrimmt, daß Christus die

Pforten der Hölle geöffnet, und die sündige Menschheit erlöst habe, geschworen, mit den Menschen Gelichter seiner Art zu erzeugen, und die Tochter eines Reichen in seine Fallstricke gelockt, zu der im Schlaf ihr unbewußt er gekommen, erzählt. Es folgen die Geschichten von Constans und dessen Söhnen Moines, Uter und Pandragon, vom Vortiger und dessen Thurmbau, von Merlins Aufsuchung und Prophezeihung, vom weißen und rothen Drachen, endlich von Artus zweideutiger Abkunft von der Igerne, seiner glänzenden Thronerhebung, und seinen siegreichen Kämpfen gegen die Sachsen, hier oft Heiden genannt, und gegen die Römer, und von der Hülfe, die Merlin ihm dabei leistet. Hier ist Artus noch selbstthätiger Held; als neu gegen Galfried erscheint dagegen die Stiftung der Tafelrunde und ihre Bedeutung. Merlin sprach eines Tages zum König Uterpandragon (S. 153): „Mein König wisse, daß, nachdem unser Heiland war gekreuzigt worden, kam ein frommer Ritter, mit Nahmen Joseph v. Arimathia, und kaufte den Leichnam Christi von Pilato, und ließ ihn begraben. Dieser Ritter liebte Christum so sehr, daß die Juden ihn deßhalb verfolgten, und ihm viel Leid anthaten. Nachdem Christus auferstanden, zog Joseph von Arimathia nach einer Wüste, nebst den meisten von seiner Familie, und mehreren anderen Menschen. Dort litten sie viel Hungersnoth, so daß viele von ihnen Hungers starben. Da murrten sie gegen den Ritter, der ihr Meister war. Der Ritter sah die Noth seines Volks, und betete voll Inbrunst zu unserm Herrn Christus, daß es ihm gefallen möge, dieser Hungersnoth ein Ende zu machen. Unser Herr befahl ihm darauf, eine Tafel zu errichten, so wie die war, an welcher er mit den Aposteln das Abendmahl genoß. Diese Tafel sollte er wohl ausschmücken und mit weißen feinen Tüchern bedecken; darauf solle er einen goldnen Kelch stellen, den er ihm selber sandte, und daß er dieses Gefäß wohl bedecke und in Acht nehme. Wisse ferner, mein König, daß dieser Kelch von Gott gesandt, die Gemeinschaft der Guten und Bösen bedeutet; die Guten aber, welche an dieser Tafel zugelassen wurden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünsche. Ein Platz blieb immer leer an dieser Tafel, das bedeutet den Judas, der unsern Herrn verrieth, und sich mit den Aposteln zum Abendmahl setzte. Und als unser Heiland sagte: wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen; der mit der Hand mit mir in die Schüssel taucht, der wird mich verrathen! — stand Judas von der Tafel auf, schämte sich, und ging hinaus. Und die Stelle an der Tafel blieb leer, bis Christus einen andern, mit Nahmen Mathias hinsetzen ließ. So mußte auch ein Platz an Josephs von Arimathia Tafel leer bleiben. Die Tafel ward von allen denen, welche dazu gelassen wurden, sehr in Ehren gehalten, und sie nannten sie Gral. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willst Du mir also folgen, mein König, so errichte Du die Dritte, im Nahmen der h. Dreifaltigkeit. — — — Jenes Gefäß aber, und seine Hüter sind gegen den Orient hingezogen; die Hüter wissen aber jetzt selber nicht mehr, wo es eigentlich hingerathen, sondern sie sind ihm nur in jene Gegend nachgezogen."

Dieser Schluß stimmt ganz mit Kiot und Wolfram; abweichend von diesen und den Franzosen ist: daß die Tafel der Gral genannt wird, und die Bedeutung, die der Tafelrunde und dem Kelche gegeben ist. — Unterpandragon that nach dem Gebot Merlins, und wählte an einem Pfingstfest 50 Ritter, welche fortan an dieser Tafel speisten, und mit Frauen und Kindern an Artus Hofe blieben. Der Ruhm dieser Ritter erscholl weit und breit, und erreichte unter Artus seinen höchsten Gipfel. — Der leere Platz sollte nach Merlins Angabe erst unter Uterpandragons Nachfolger besetzt werden; durch wen aber? — wird geheimnißvoll verschwiegen. Es ist dies der bekannte gefährliche Sitz, den außer dem Erkornen Niemand ungestraft einnehmen durfte; denn als einmal einer der Großen des Hofs mit keckem Muth auf diesem Platz sich an die Tafel setzte, versank er augenblicklich unter die Erde, wie ein Stück Blei, das in's Wasser fällt. Voll Entsetzen sah der König und alles Volk dieses Wunder! Man durchsuchte jeden Fleck unter dem Tisch, aber man fand nicht die mindeste Spur weder vom Ritter, noch von der Art, wie er untersank. (S. 163). Nach dem gedruckten Prosaroman vom h. Gral (f. 211^{v}.) ist es Galaad, Sohn Lancelots vom See und der Tochter des Königs Perles, welcher bestimmt ist, den gefährlichen Sitz an der Tafelrunde einzunehmen. Nach demselben Roman bedeutet aber der leere Platz an Josephs Tafel den Ort, wo Christus bei der Feier des Abendmahls saß, und als Mois, einer von Josephs Rittern, es wagt, dort Platz zu nehmen, ohne auf die Warnung seines Meisters zu hören, fahren sieben Hände in Feuer und Flammen vom Himmel herab, und entführen den Tollkühnen durch die Lüfte in einen Wald (f. 103^{v}.). Als nach langer Zeit einst Joseph mit Alain, Simeu, Vater des Moys, und andren Rittern, durch den Ardennerwald ritten, gelangten sie zu einem Palaste, in dessen Mitte ein so großes Feuer loderte, als ob alle Wälder der Welt hier prasselnd in Flammen aufgegangen wären; und eine Stimme rief aus dem Feuer den Joseph um Gnade und Hülfe an: Wehe, ich habe mich auf den gefährlichen Sitz gesetzt, und die Diener der Hölle haben mich hieher geführt; denn als sie durch diesen Wald mit mir fuhren, kam ein heiliger Mann, ein Einsiedler, und beschwor sie, mich hier zu lassen; da setzten sie mich auf die Erde, aber nun brenne ich in dieser höllischen Flamme, und werde fortbrennen, bis der gute Ritter kommen wird, der in Großbrittannien von meinem Abentheuer hören und mich befreien wird (f. 107). — Mit dem größten Erstaunen hören Alle diese Stimme, und erkennen mit Entsetzen den unglücklichen Moys. Joseph und alle seine Begleiter werfen sich auf die Kniee, und beten heftig zu Gott; da kommt ein großer Platzregen, der die Flamme zur Hälfte auslöscht. Moys dankt für die Erleichterung, dennoch muß er verharren, bis Galaad dereinst auf seiner Fahrt nach Großbrittannien seine Geschichte vernehmen und ihn befreien wird (f. 108).

Im gedruckten Prosaroman von Parcival erscheint Artus in derselben Weise, wie bei Wolfram, im Iwein, Tristan, Wigalois und andern Romanen des Artuskreises als der glänzende Mittelpunkt prächtigen Hoflebens, allein die voran-

geſchickte élucidation findet für nöthig, einleitend zu bemerken: „Vor Alters wurden die Wälder des Königreichs Logres von vielen Jungfrauen (pucelles) bewohnt, die ſich in Höhlen aufhielten. Wer ſich zu ihnen verirrte, ward köſtlich bewirthet, und das war eine gar löbliche Gewohnheit. Dies hörte aber auf, als König Magon in das Land kam; er ward mit den Rittern, die die Damen mit Gewalt zu ſich nahmen, wollüſtig, das Land ward wüſte, und alles verfiel in Sittenloſigkeit und Schande. Allein die alte Geſchichte erzählt von König Artus und ſeinen vortrefflichen Rittern, daß ſie ſich wieder der Damen annahmen, ſie beſchützten und ehrten; die Ritter führten ſie aus den Wäldern mit ſich in Artus Schloß; der erſte der das that, war Gauvain ꝛc.“ —

Im Lancelot vom See von Robert de Boron tritt die Gralsritterſchaft (unter denen aber nicht die Templeiſen bei Wolfram, ſondern diejenigen Ritter zu verſtehn ſind, welche ſich die Aufſuchung des h. Grals zum Ziel geſetzt haben) in Gegenſatz mit den weltlichen Rittern, der chevalerie amoureuse, die ihr Centrum an Artus Hofe findet, wenngleich auch erſtere in der Regel Tafelrunder ſind: L'autre jour, jour de la Pentecôte, les chevaliers terrestres et chevaliers célestes commencèrent ensemble chevalerie; ils commencèrent ensemble à combattre les uns contre les autres. Les chevaliers, qui sont en péché mortel, ce sont les chevaliers terrestres. Les vrais chevaliers, ce sont les chevaliers célestes, qui commencèrent la quête du St. Greal. Les chevaliers terrestres, qui avoient des yeux et des coeurs terrestres, prirent des couvertures noires, c'est à dire qu'ils étoient couverts de péchés et des souillures. Les autres, qui étoient les chevaliers célestes, prirent des couvertures blanches, c'est à dire virginité et chasteté (Rev. des deux mondes, B. VII, p. 692). Von einem Templeiſenthum im Sinne Wolframs findet ſich keine Spur.

2.

Der Gral und Joſeph von Arimathia.

Wolfram giebt gar keine beſtimmte Deutung des heiligen Gefäßes, zeichnet aber ſein Weſen und ſeine Kraft beſtimmt genug, um den ſinnigen Leſer zum richtigen Verſtändniß hinzuleiten, und läßt es, poetiſch ganz richtig, dennoch wieder in ſolchem Helldunkel, daß eine vielſeitige Deutung möglich iſt, wodurch der Geiſt zu immer neuem Nachdenken geſpornt wird. Der Merlin erklärt es unzweideutig für den Abendmahlskelch; anders die Nordfranzoſen.

Am vollſtändigſten erzählt über den Graal und Joſeph der gedruckte Proſaroman du St. Graal: Joſeph (ung gentilhomme chevalier, qui estoit adonc nomme Joseph D'Arimathie, oultre le fleuve Jourdain, et dit la lettre,

qu'il fut estime estre le pere Samuel) wohnte bereits sieben Jahre v. Christi Kreuzigung zu Jerusalem, und hatte Christi Gesetz beobachtet mit seinem Weibe und Sohne, Namens Josephus. Als Jesus gekreuzigt war, ging er in das Haus Simons, und fragte, wo Christus mit den XIII gespeiset? Dieser zeigte ihm den Ort auf der Höhe des Hauses, und dort fand Joseph noch die Schüssel (ung plat, ou escuelle), woraus der Herr mit den Jüngern gespeist hatte. Hocherfreut nahm er sie mit nach Hause und bewahrte sie an einem schönen und honetten Orte auf. Er erbat sich von Pilatus den Leichnam Christi, nahm ihn unter vielen Thränen vom Kreuz, legte ihn in ein Felsengrab, das er für seine Familie bestimmt hatte, und fing das seinen Wunden bei der Beerdigung entströmende Blut in jener Schüssel auf. Aber die Juden, erzürnt über Joseph, ergriffen und führten ihn in ein tiefes dunkles Gefängniß, fünf Stunden von Jerusalem entfernt, wo der Heiland ihm erschien, ihm den Napf mit dem Blute brachte und ihn ermahnte, muthig zu sein, denn er werde nicht umkommen, obgleich Kaiphas befohlen: er solle dort Hungers sterben; sondern vielmehr einstens wieder hervortreten, und die Welt wunderbar verändert finden. Zwei und vierzig Jahre lang blieb Joseph in diesem Kerker, ohne einige andre Hülfe als der Gottes und der heiligen Schüssel, deren Kraft ihn erhielt, und wunderbar ihm das Leben fristete. Da kam Titus, Sohn des Kaisers Vespasian, angeregt durch die h. Veronika und erleuchtet vom christlichen Glauben, mit einer Armee nach Jerusalem, um Christi Tod zu rächen, welches er auch durch Verbrennung aller seiner Mörder und Verfolger that. Es erschienen vor ihm die Frau und der Sohn Josephs von Arimathia, und beklagten das Schicksal ihres Gatten und Vaters, angebend, daß sie seit 42 Jahren nichts von ihm gehört hätten. Titus drohte, eine große Menge Juden zu verbrennen, wenn sie ihm nicht den Aufenthalt Josephs anzeigten. Kaiphas ließ sich von Titus eidlich versprechen, keine Rache an ihm zu nehmen, und führte ihn darauf an das Gefängniß Josephs. Titus selbst ließ sich sogleich mit Stricken in den unterirdischen Kerker hinabsenken, und fand ihn mit einer unendlichen Klarheit erfüllt. Er rief den Gefangenen bei Nahmen, welcher rief: „Guter Gott, wer ruft mich?“ Titus antwortete ihm: „Ich bin der Sohn des Kaisers von Rom, der Dich zu befreien kommt.“ Aus seinem Gefängniß gezogen, ward er befragt: wie lange er dort innen gewesen zu sein glaube? Und er antwortete: „nur 2 Tage.“ So hatte ihm Gott durch ein Wunder die langdauernde Zeit seiner Einkerkerung verkürzt. In der Nacht vor Titus Abreise nach Rom trat Jesus an Josephs Bett, und befahl ihm, Titus zu taufen und die Schüssel mit sich nehmen, die für alles sorgen und Allen, die ihm treu dienen, gewähren werde, was ihr Herz sich wünscht. Darauf taufte er Titus mit allen seinen Offizieren im Euphrat heimlich, damit Vespasian davon nichts erfahre, versammelte alle seine Verwandte, taufte sie, und zog mit ihnen an den Euphrat, um das Wort Christi zu predigen. Nicht fern von Bethanien befahl ihm eine himmlische Erscheinung, für den heiligen Gral (so hieß die Schüssel) eine kleine Kiste machen zu lassen, und ihn darin zu bewahren, welche er jeden Tag öffnen

durfte, aber nur ihm und ſeinem Sohne war die Berührung erlaubt. [1]) Joſeph und ſeine Begleiter, dieſe heiligen Pilger, werden auf ihrer Reiſe wunderbar durch die Kraft des Grals ernährt, ohne daß ſie ſich mit Mundvorrath zu verſehn brauchten.

Sie kamen nach Sarraz, einer Stadt zwiſchen Babylon und Salmandre. Nach dieſer Stadt haben zuerſt ſich die Sarazenen genannt, und es iſt falſch, wenn man behauptet, daß ihr Nahme von Sara, der Tochter Abrahams abzuleiten ſei; denn höchſt unwahrſcheinlich iſt es, und offenbare Lüge, daß ſie ſich nach einer jüdiſchen Stammmutter genannt hätten. Sie nannten ſich vielmehr nach dem Orte, wo Joſeph durch den Gral ſie zum neuen Glauben bekehrte, dem ſie auch treu anhingen, bis Mahomet ſie wieder davon abwandte (fol. 9). Joſeph ging ſogleich mit ſeinen Begleitern in den Tempel der Sonne, welche die höchſte Gottheit dort war, wo König Enelach, der Unbekannte (mescogneu), denn keiner ſeines Landes wußte, woher er gekommen, mit ſeinen Räthen und Weiſen verſammelt war, um zu berathſchlagen, wie er ſich gegen die Aegypter vertheidigen könnte. Sogleich predigt ihm Joſeph das Evangelium und verſpricht ihm vollkommenen Sieg über die Aegypter und ihren König Ptolomäus, wenn er den Chriſtenglauben annähme. Enelach hört mit Aufmerkſamkeit Chriſti Lehren, Lebens- und Leidengeſchichte an, wiewohl er nicht begreifen kann, wie Chriſtus einen Vater gehabt, da er doch nicht fleiſchlich geboren ſein ſoll, welches eine Sache ſei contre nature et contre accustumance charnelle. Joſeph giebt ſich vergeblich viel Mühe, dies zu erklären; bis Enelach ſehr nachdenkend geworden, einſt Nachts die wunderbare Viſion eines dreigeſpaltenen Baumes hat, jeder Theil trägt eine Schrift; die am erſten mit goldnen Lettern ſagt: cy forme; die zweite in Silber ſagt: cy saulve; die dritte in Azur ſagt: cy puriffie. Darauf tritt ein Kind in ſein Zimmer durch eine marmorne Thür, ohne ſie zu öffnen; ein großer Donner erſchüttert zugleich das Schloß; Enelach ruft erſchreckt ſeine Kämmerer zuſammen; da ruft zu den Erſtaunten eine Stimme: „König Enelach, was wunderſt Du Dich? denn ebenſo, wie das Kind iſt in Dein Zimmer getreten, ohne die Thür zu öffnen, ſo trat der Heiland der Welt in den Leib der h. Jungfrau,

[1]) Enfin Joseph avoit été dans la maison où I. C. avoit fait la cêne avec ses Apôtres, et y trouva l'escuelle, ou le fiex Dieu avoit mangié, si s'en sesist, il la porta chez lui et il sen servit pour ramasser le sang, qui coula du côté et des autres plaies; et celle escuelle est appellée le St. Graal. (Rom. du St Graal par Robert de Bouron, f. 4 v. col. 2. Ms. de Eglise de Paris, Nr. 7; faſt wörtlich gleichlautend mit dem Druck v. 1523, f. 5 v.).

Le St. Graal est le même, que le st. vaisseau en forme de calice, qui n'estoit de metail, n'y de bois, n'y de corne, n'y d'or, et dans lequel fust mis le sang de st. Seigneur. (Rom. de Lancelot du Lac, T. II, f. 51 v., col. 2) Le St. Graal le méesme, que le st. vaissel. dont on lit ici l'histoire; les douze Apostres y avoient mangé l'aignol le jeudi absolu (le jeudi saint) et il fust conserve en Angleterre danz une tour bastie exprès a Corbenicy (Rom. de Perceforest, T. VI f. 120 v. col. 2).

Mit dem Rom. du St. Graal ſtimmt der Proſaroman von Perceval le Galois f. 181 v. genau überein, obwohl er Joſephs Geſchichte und ſeine Fahrt nach England weit kürzer erzählt. In dem Theile des verſificirten Percival, welcher Chretien de Troyes angehört, findet ſich nichts von Joſeph, wiewohl ihm aus engliſchen Legenden derſelbe bekannt ſein konnte. Daß Joſeph vor 1170 ſchon in die Romane übergegangen, iſt bis jetzt nicht erweislich gemacht. —

ohne ihre Jungfrauschaft zu vernichten. Darauf läßt sich Enelach, seine Gemahlin Sarrasiste, der Gemahl seiner Schwester, Serafel, und dessen Sohn Nascien nebst vielen Andren taufen. Der Heiland selbst erschien ihnen darauf in Person unter gewaltigem Donner, wie er an das Kreuz geheftet war, und erhebt Josephs Sohn, Josephus, zum Oberprieſter (grant prebstre) über alle Welt, lehrt ihn das Mysterium der Messe, was die Insignien des Bischofs bedeuten, und lehrt ihn, sein Fleisch und Blut zu weihen, und sich dessen zu bedienen. Josephus setzt 33 Bischöfe in verschiedenen Städten Enelachs und Serafels ein, und die Bekehrer ziehn drauf weiter, die Leiber der heiligen Eremiten zu suchen, in deren Gräbern auch ihre Namen und Lebensgeschichten in Schriften gefunden werden, nachdem sie Enelach mit einem wunderbaren Schild ausgerüstet haben, durch den es ihm gelingt, die Aegypter und viele andre Feinde zu besiegen. Auf seiner Wandetschaft kommt Joseph mit seinem Gefolge (f. 102) nach Kamelot, dessen König Agrestes, sire le plus felon et desloyal du monde, et le plus cruel, sammt dem Volk in gröbster Mahommerie versunken ist. Bald aber hängt das Volk an Josephs Lehren; Agrestes wüthet mit Feuer und Schwerdt dagegen, doch die Wunder Gottes breiten die Lehre immer weiter aus. — Weiter (f. 103 v.) kommt die Gesellschaft, immer genährt von der Kraft des Grals, zu Ebron, der 12 Söhne hatte, die er gern etablirt hätte, weßhalb er den Joseph um Rath fragt. Dieser befragt einzeln dieselben, wie sie ihr Leben hinbringen möchten; 11 stimmen für weltliches Leben und Heirath, doch der 12te antwortet: er wolle keusch bleiben und dem h. Gefäße dienen. Da umarmte und küßte ihn Joseph, und bereitete ein großes Fest. Zu den 11 sprach er: ihr werdet haben, was ihr wünscht; ich werde euch verheirathen, und Gott seegne eure Ehe. Zum 12ten aber sprach er: Du sollst nach mir Hüter des heiligen Gefäßes sein, und wenn Du zu einer bessern Welt übergehst, sollst Du es zur Hut einem Andren von gutem Leben und heiligem Wandel übergeben, und so fort jeder nach bestem Wissen. (Also nichts von der wählenden Schrift am Gral — der Gnadenwahl — wie bei den Provenzalen.) Sie werden soviel Seegen des h. Gefäßes genießen, daß ihre Lande immer Glück vollauf haben werden. —. Drauf durchziehn die Bekehrer Britannien, und immer größer wird die Schaar der Bekenner des Christenthums und der Diener des h. Grals, wenngleich auch manches reudige Schaaf unter dieser Heerde mitlief (f. 104 v.). Der Sohn Ebrons hieß aber Alain, der nachmals den Zunahmen des reichen Fischers erhielt. Noch wird eine lange Weile die Wanderung Josephs fortgeführt, bis die Erzählung sich in eine unklare Genealogie der Nachkommenschaft Josephs verläuft, und diesen selbst völlig aus dem Auge verliert. — Der Roman von Perceval (Druck) erwähnt jedoch gelegentlich (f. 181 v.) und kurz: als Joseph von Titus und Vespasian aus seinem Kerker befreit und nach Rom geführt worden, habe er den Gral und die h. Lanze mit sich genommen, sei endlich auch nach Brittannien gelangt, König des Landes geworden, und habe dies prächtige Schloß gebaut, das der Roi pecheur nun bewohnt, in welchem diese heiligen Reliquien aufzubewahren er befohlen habe.

Joseph von Arimathia erscheint bereits bei den Evangelisten (Matthäus, C. 27, V. 57—64; Marc. 15, V. 42—47; Lucas, C. 23, V. 50—54; Joh. 19, V. 38—41 in einer Weise, daß Kirchenväter und Historiker dahin geführt werden mußten, an ihn legendenartige Sagen anzuknüpfen. So erzählt denn auch schon Gregor von Tours histor. L. I, c. 21 [1]) (geb. 544, † 595; cf. Baronius, Annal. eccles. Mainz, 1601, T. I, p. 265, ad ann. 34 c. 192), wie er angiebt, auf Grund der Acten, welche von Pilatus an Tiberius nach Rom gesandt wurden, von Josephs Gefangennehmung und Befreiung, — und diese nach Baronius (um 1300) wenig glaubwürdige Erzählung findet sich auch im Pseudoevangelio des Nicodemus, — von seiner Aussetzung auf das Meer, und seiner Ueberschiffung nach Brittanien, wo er das Evangelium verbreitet haben soll. [2]) — Daß diese Sage von Joseph als brittischem Apostel schon in England vor dem zehnten Jahrhundert sollte verbreitet gewesen sein, ist mir deßhalb nicht wahrscheinlich, weil die ältesten brittischen Historiker: Gildas, Beda, Nennius, Asserius u. A. m., die nicht Alle die Aufnahme von Sagen und Legenden in ihre Geschichtsbücher verschmähen, dagegen zum Theil die Verbreitung des Christenthums und die Befestigung der Kirche zum eigentlichen Gegenstand ihrer Erzählung vorzugsweise machen, von Joseph nichts wissen. — Auch Galfried von Monmouth schweigt gänzlich von ihm; woraus zu schließen, daß um 1140 Joseph noch nicht der Volkssage angehört hat. Nach Wilhelm von Malmesbury (de antiquit. Glaston. eccles. bei Thom. Gale, T. I, 290) ist Philippus der eigentliche Apostel Englands. Er erzählt: Post dominicae resurrectionis Gloriam, ascensionisque Triumphum ac Spiritum Paracliti de supernis missionem qui discipulorum corda temporalis poenae adhuc formidine trepidantia replevit — invidiae fascibus accensi sacerdotes Judaeorum cum Phariſaeis et scribis concitaverunt persecutionem in ecclesia, interficiendo protomartyrem Stephanum, et fere a finibus suis omnes procul pellentes. Hac igitur persecutionis procella saeviente, dispersi credentes petierunt diversa regna terrarum a Domino sibi delegata, verbum salutis gentis propinando. Sanctus autem Philippus, ut testatur Freculfus, l. II, c. 4 regionem

[1]) Apprehensus et Joseph, qui eum (Christ) aromatibus conditum in suo monumento recondidit, in cellam includitur, et ab ipsis sacerdotum Principibus custoditur, majorem in eum habentes saevitiam (ut Gesta Pilati ad Tiberium missa referunt) quam in ipsum Dominum, cum ille a militibus, hic a sacerdotibus custodiretur. Sed resurgente Domino, custodibus visione Angelica territis, cum non inveniretur in tumulo, nocte parietes de cellula, in qua Joseph tenebatur, suspenduntur in sublimi; ipse vero de custodia absolvente Angelo liberatur parietibus restitutis in locum suum. Cumque Pontifices militibus exprobrarent, et sanctum corpus ab iisdem instanter requirerent, dicunt eis milites: „Reddite vos Joseph, et nos reddimus Christum: sed ut verum cognovimus, nec vos benefactorem Dei, nec nos filium Dei reddere nunc valemus.“ Tum illis confutatis milites ab hac accusatione liberantur etc.

[2]) Baron. l. c. ad ann. 33, c. V, p. 327: Lazarum, Mariam Magdalenam, Martham at Marcellam pedissequam, in quos Judaei majori odio exardescebant non tantum Hierosolimis pulsos esse, sed una cum Maximino discipulo navi absque remigio impositos in certum periculum mori fuisse creditos: quos divina providentia Massiliam tradunt appulisse: comitemque ferunt ejusdem discriminis Josephum ab Arimathia nobilem decurionem, quem tradunt ex Gallia in Brittanniam navigasse, illicque post praedicatum Evangelium diem clausisse extremum.

Francorum adiens gratia praedicandi, plures ad fidem convertit ac baptizavit; volens igitur verbum Christi dilatari, duodecim ex suis discipulis elegit ad praedicandum Incarnationem Jesu Christi, et super singulos manum dexteram devotissime extendit, et ad evangelizandum verbum vitae misit in Britanniam: quibus ut ferunt carissimum amicum suum Joseph ab Arimathia, qui et dominum sepelivit, praefecit. Venientes igitur in Brittanniam anno ab incarn. Dom. LXIII, Rex autem Barbarus cum sua gente tam nova audiens et inconsuenta (König Agreſtes der Romane) omnino praedicationi eorum consentire renuebat, nec paternos traditiones commutare volebat. Dennoch weiſt der König ihnen eine ſumpfige buſchige Inſel, von den Einwohnern Yniswitrin genannt, an, wo ſie durch eine Viſion des Erzengel Gabriel angewieſen werden, zur Ehre der jungfräulichen Gottesmutter Maria nach ſeiner Anleitung eine Kapelle zu bauen. Hoc autem ita se habere tum ex carta Beati Patricii, tum ex scriptis seniorum cognoscimus (p. 292). Dieſe Inſel, Yniswitrin von den Britten genannt, ward von den Anglen nach dem König Glaſteing Glaſtynbiry, und daneben auch Avallon (die Aepfelinſel) genannt, weil Glaſteing neben dieſer Kapelle einen trefflichen Apfelbaum fand, wonach die Inſel dieſen Nahmen führen ſollte (p. 295 l. c.). Hierdurch war den Romanſchreibern die Verbindung Joſephs mit Artus, der auf derſelben Inſel Avallon ſein Grab fand, unumgänglich nahe gelegt; das obige ut ferunt ſetzt aber die Geſchichte Joſephs noch ins Legenden- und Sagenhafte (um 1143, da Wilh. v. Malm. ſchrieb); der Proſaroman von Merlin (13tes Jahrhundert) und Chretien (1170—1190) ſind wenig ausführlicher darüber, wie Wilhelm; erſt im 13ten Jahrhundert gewinnt Joſeph größeres Anſehn und mehr Ausdehnung in den Romanen. Die erwähnte Schrift des h. Patric, Inhalts deren er 430 nach Avallon gekommen, wo er 12 Brüder gefunden, die er zum Ordensleben angeleitet, und nach deren Ueberlieferung die 12 Schüler des Philippus und Jacobus die daſige Kapelle gegründet haben ſollen, und die Wilhelm vollſtändig mittheilt, enthält nichts von Joſeph. Neuen Schwung erhielt jedoch dieſe Tradition durch die Chronik des Pſeudo Dexter, die gegen Ende des 14ten Jahrh. entdeckt wurde. Im 15ten und zu Anfang des 16ten Jahrhunderts galt in England noch die alte Ueberlieferung, daß Joſeph dort der erſte Apoſtel geweſen. Das beweiſen die Acten des Conciliums zu Konſtanz (sess. 30) und die Schrift, welche 1517 Robert Wingfeld, Geſandter Königs Heinrich VIII. von England an Kaiſer Max I. darüber unter dem Titel: Discept. super dignitate etc. Regnorum Brittannici et Gallici in Concilio Constantiensi habita — bekannt machte. Noch jetzt ſieht man unter den Ruinen der Abtei Glaſtonbury in Sommerſetſhire Joſephs Begräbnißkapelle (Card. Bona, Rer. liturg. lib. c. not. R. Sala, T. I, p. 106 u. 108. — Dugdale, Monast. anglic. T. I, p. 1. — Rickman, Gothic Architect. in Engl. ed. 3, p. 307). — Zu verkennen iſt übrigens nicht, daß die jüngeren Romandichter mehrfach den Joſeph von Arimathia mit Joſephus, dem Geſchichtſchreiber, verwechſelt haben, wie überhaupt dieſer Neben-

zweig der Sage von gelehrten Mönchen scheint ausgebreitet zu sein, von denen die Trouveres und Romane schreibenden Hofdichter sie empfingen, und schwerlich vor dem letzten Jahrzehnd des 12ten Jahrhunderts in die Romane zu übertragen anfingen. Josephus, Sohn des Mathathias aus dem Stamm der Hohenpriester (geb. 37 n. Ch.) unternahm im 26ten Jahre eine Reise nach Rom wegen einiger Priester, die der Landpfleger Felix gefangen nach Rom geschickt hatte. Er erlangte Nero's Gnade, kehrte nach Judäa zurück, stellte sich bei der allgemeinen Empörung der Juden an die Spitze der Galiläer, ward aber mit 40 Mann genöthigt, sich in einen Brunnen zu flüchten, worin er lange auf eine fast unglaubliche Weise sich zu erhalten wußte, bis, gefangen von Vespasian, und mit dem Tode bedroht (Otto v. Freisingen, Chron. l. III, c. 18, Basileae, 1569) er diesem Roms Krone weissagte. Titus nahm ihn nachmals nach Rom und ehrte ihn wegen seiner Gelehrsamkeit auf die ausgezeichnetste Weise. (Josephus de vita sua; Eusebius in Chron. etc.) Die Gefangenschaft und wunderbare Erhaltung des Josephus im Brunnen sind fast einstimmend mit den Romanen; die Weissagung gegen Vespasian erinnert an die Bekehrung Enelachs, den die Sage im Vespasian scheint versteckt zu haben. Ziemlich wundersam erzählt der Roman du St. Graal (Druck): Josephs Sohn, der Bischof erzählte bei Gelegenheit der Bekehrung Enelachs, des mescogneu, ihm seine geheime Lebensgeschichte: er sei geboren in Gallien, zu Meaux in Brie, von wo August ihn habe nach Rom als eine Geißel bringen lassen, mit den 2 Söhnen des Grafen Cenis, des Herrn des ganzen Landes Meaux; daß er an den Grafen Felix zur Bewachung sei gegeben worden, der nachmals Statthalter von Syrien ward, und ihn mit sich in seine Statthalterschaft nahm, wo er ihn an seiner Herrschaft Theil nehmen ließ, u. s. w. Das kriegsartige Herumziehn Josephs erinnert an die Theilnahme des Josephus an dem Aufstande und Graf Felix an den Landpfleger Felix, der Anlaß zu Josephs Reise nach Rom gab. — Andrer Seits spielt Vespasian wieder in die Provenzalensage hinein, indem er den Parille von Jerusalem nach Rom mit Ehren führt, wie Titus den Josephus, und worauf Parille in Frankreich, Anjou und Kornwallis das Christenthum ausbreitet, wie Joseph von Arimathia in Marseille und Brittannien. — Dennoch ist der historische Joseph oder der Joseph der Legende außer aller Verbindung mit dem heiligen Grale, werde dieser als Abendmahlskelch, oder Abendmahlsschüssel verstanden. Letztere Deutung, und daß in ihr Christi Blut aufgefangen, scheint jedoch gleichfalls mit historischen Thatsachen in Verbindung gesetzt zu sein.

Cäsarea empfing von den Kreuzfahrern eine hohe Verehrung. Hier hatte lange der Apostel Paulus gefangen gesessen (Jacobus de Vitriaco, L. I, c. 24), hier hatte der Apostel Philippus ein Haus gehabt, das bei der Einnahme der Stadt i. J. 1101 den Gläubigen noch gezeigt ward (Robert. monach. l. 8 in fine, lebte um 1120 cf. Gesta Dei per Francos). In Cäsarea ward bei der Eroberung eine Schaale gefunden, welche den Genuesern bei der Theilung der Beute zu ungemein hohem Preise angerechnet ward; der geheiligte Fundort legte ihr noch

einen besondren Werth bei, und die Genueser, froh ihres Besitzes, weiheten sie der Kapelle Johannes des Täufers in der Kathedrale St. Lorenz zu Genua. Große Sensation machte im Kreuzheere die Auffindung dieser wunderbaren Schaale von unglaublicher Kostbarkeit, denn man hielt dafür, daß sie aus einem einzigen kolossalen Smaragd gearbeitet sei, und fast kein Geschichtschreiber des zwölften Jahrhunderts vergißt, diese große Begebenheit zu erwähnen, keiner aber weiß davon, daß Christi Blut darin geruht haben soll, immer ist es vielmehr die Kostbarkeit, die Pracht und das Geheimniß des Materials, woraus sie gefertigt, was ihre Aufmerksamkeit erregt. [1]) Alberich de trois Fontaines, (Mitte des 13ten Jahrh.) [2]) der in seinem Chronicon sich ebensowohl auf Beda, Helinandus, Otto v. Freisingen, Wilhelm v. Malmesbury u. s. w., als auf Turpin, Merlin und die cantilenae heroicae als sichere Autoritäten beruft, und der neben den historischen Thatsachen mit gleicher Gläubigkeit die Geschichte vom Hund des Aubry (Albricus), von Galleron, und dem verrätherischen Geschlecht Ganelons, von den Kämpfen Karls des Großen und seiner Paladine, St. Wilhelms, Gerards von Roussillon, Amelius und Amicus u. s. w. erzählt, hat nichts von dieser Bedeutung der Abendmahlsschüssel und vom heiligen Blute; die Sorgfalt, mit der Alberich überall seine Quellen citirt, giebt ein Zeugniß dafür, daß die Sagen, deren er gedenkt, wirklich für historisch wahr gehalten und allgemein geglaubt wurden, woraus folgt, daß hierzu die Erzählung vom Gral und dem Blut des Erlösers nicht gehörten, daß diese zu seiner Zeit daher mindestens noch sehr jung war, oder nur für Erdichtung galt. — Auch Helinandus, Mönch in der Cystercienser-Abthey Fremont, Diöceſe Beauvais, † 1227, konnte der Sache nicht auf die Spur kommen. Er erzählt ad ann. 720, (Chron. p. 92 bei Tissier, Bibl. patr. Cisterc. T. VII): Hoc tempore in Brittannia cuidam eremitae monstrata est mirabilis quaedam visio per angelum de sancto Joseph decurione, qui corpus Domini deposuit de cruce et de catino illo suo paropside, in quo dominus coenavit cum discipulis suis; de quo ab eodem eremita descripta est historia, quae dicitur de Gradali. Hanc historiam latine scriptam

---

[1]) Wilhelm von Tyrus (1174), L. X, c. 16: In hoc eodem oratorio (quod situm erat in loco edito, ubi olim ab Herode ad honorem Augusti Caesaris miro opere dicitur fabricatum templum) repertum est vas coloris viridissimi, in modum paropsidis formatum, quod praedicti Januenses smaragdinum reputantes, pro multa summa pecuniae in sortem recipientes, ecclesiae suae excellenti obtulerunt ornatu. Unde et usque hodie transeuntibus per eos magnatibus vas idem quasi pro miraculo solent ostendere, persuadentes quod vere sit id, quod color esse indicat smaragdus. Aehnlich sprechen darüber Otto v. Freisingen († 1159) Robertus monachus (um 1129) Jacobus de Vitriaco, Maimondus de Agiles, Baldricus, Albertus Aquensis (cf. Gesta Dei per Francos).

[2]) Chronic. ad ann. 1101: Civitate (Caesarea) violenter effracta cives in quoddam oratorium suum confugerunt, ubi tanta fuit strages eorum, quod columnarum bases sanguis tingeret occisorum, ubi participes illius victoriae Januenses, vas viridissimi coloris repertum, et in modum paropsidii formatum, pro multa summa pecuniae recipientes in sortem pro excellenti obtulerunt ornatu Ecclesiae suae. — (Access. Histor. T. II, ed Leibnitz, Hannover, 1698.) Marinus Sanutus (um 1321) lib. secret. L. III, P. VI, c. 4 ad a. 1101.: Ibi Januenses repertum vas pretiosum, sive de lapide viridi, quem Smaragdum asserunt, pro parte mercedis acceperunt, et mattici ecclesiae dederunt. (Gesta Dei per Francos.)

invenire non potui, sed tantum gallice scripta habetur a quibusdam proceribus, nec facile, ut ajunt, tota inveniri potest. Hanc autem nondum potui ad legendum sedulo ab aliquo impetrare. — Dies Zeugniß bestätigt die Neuheit und geringe Verbreitung der Sage um 1227, die hiernach augenscheinlich als Gegenstand französischer Romane bezeichnet wird. Jacobus de Voragine (1244—1298) in Chron. Genuens. (Muratori thesaur. rer. Ital. T. 9) bezeichnet jedoch schon jene Schüssel von Cäsarea bestimmt als illud vas quod Angli in libris suis Sangreal appellant. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Genueser, um ihrem prächtigen Gefäße noch größeren Ruhm zu verleihen, es dadurch zur Reliquie zu machen suchten, daß sie es als Abendmahlsschüssel bezeichneten, welche nach andern Traditionen die Königin von Saba einst dem König Salomon geschenkt haben soll; von diesem kam sie an Herodes, und von dem an Nicodemus, bei dem sich ihrer der Heiland bediente. Es lag ganz im Geist der Romandichtung des 13ten Jahrhunderts, diese Deutung in die Romane mit aufzunehmen; schwerlich aber hätten die Provenzalen dieselbe sich entgehn lassen, wenn die Genueser bis um 1150 diese Idee schon gehabt hätten. Roman und Geschichte spielen auch in diesem Punkt in einander über; denn in derselben Zeit, als die Romane bereits wußten und erzählten, welche Bewandtniß es damit habe, sandte 1247 der Patriarch von Jerusalem ein Gefäß mit dem heiligen Blute, als von Joseph von Arimathia und Nicodemus herrührend, dem König Heinrich III. von England zum Geschenk (Mathaeus Paris, Histor. maj. rer. Anglic). Daß aber schon im 13ten Jahrhundert die Genueser den h. Gral sich vindiciren wollten, beweist außer Jacobus a Voragine auch unser Titurel, Kap. 41, Str. 138:

Ein ander chüssel reiche
Vil edel und vil teure
Die worcht man dieser gleiche;
Die hat an heiligkeit keine steure.
Die prüfeten Konstantinopler zuo reichen landen,
Und grösser an ir würde,
Davon dass sy sy fur den gral erkanden;

wenngleich er Konstantinopolitaner mit Genuesern zu verwechseln scheint. Ausführlich erzählen von diesem falschen Gral die Croniques de Loys XII, par Jehan d'Autun, année 1500, f. 111, 112, wovon Roquefort (Gloss. de la lang. rom. s. v. Graal) einen Auszug mittheilt. Seit Jahrhunderten hatte man behauptet, daß dieses Gefäß, il sacro Catino genannt, sechseckig von Gestalt, 13 franz. Zoll weit und 5½ Zoll hoch, wie Wilhelm von Tyrus auch schon berichtet, aus einem einzigen Stück Smaragd gemacht sei. In der neuern Zeit, als das Gefäß wie so mancher andre Schatz hatte nach Paris wandern müssen, wurde es von einer Kommission des französischen Instituts untersucht, und man hielt dafür, daß es aus einem orientalischen Glasfluß und in Konstantinopel gearbeitet sei. (Millin, magasin encyclopéd. Janvier, 1807, und Voyage en Savoye

etc. II, p. 165 sq. — Bossi, sur le vase que l'on conservait à Genes sous le nom du Sacro Catino, Turin, 1807. — Wilken, Geschichte der Kreuzzüge, Th. II, p. 103 u. Beilage II.). Ueber den Ursprung und die Geschichte dieses Gefäßes hat ein Genueser mönch Fra Gaetano unter dem Titel: Il Catino di smeraldo oriental etc. (Genova, Franchelli, 1727) ein überaus fabelhaftes Buch von sehr unterhaltender Beredsamkeit geschrieben, das bei weiterer Nachforschung der dabei benutzten Quellen vielleicht noch bestimmter den Gang der mystischen Bedeutung aus der Geschichte in die Romane und aus diesen in die Geschichte zurück nachzuweisen dienlich sein möchte.

3.

Le Roi Pecheur und die Templeisen.

Das Geschlecht der Gralskönige, das bei den Provenzalen in einem glänzenden Stammbaum fortgeführt ist, Parille, Titurel, Frimutel, Titurisone, alle diese sind bei den Nordfranzosen völlig unbekannt; die Figur des Amfortas, die als der lahme greise König sich schon im wälschen Peredur findet, ist stehn geblieben, aber er ist seines Nahmens beraubt; die Geschichten Gamurets sind kurz abgefertigt; seine und Tschionatulanders Züge gegen die Heiden bleiben unerwähnt. Nur bei Chretien findet sich das Geschwisterpaar Kundrie la Sorciere als la Damoiselle hydeuse, und Malcreature als ung escuyer mal fassconne et de bien estrange figure bezeichnet; bei den jüngern Dichtern verschwinden sie ganz. — Chretien behilft sich mit der trockenen Erwähnung: der roy pecheor habe sich im Walde bei dem See ein Schloß erbaut, weil er hier so schön fischen könne (Prosaroman v. Percival, f. 20 v. Ms de l'Arsenal, 195, A, f. 25 sq.) und Wolfram verspottet ihn deshalb (Parc. 491, 12). Bei den Nachfolgern Chretiens findet jedoch die Bezeichnung Fischerkönig ihre Erläuterung. — Im Roman du St. Greal (première branche) wird Christus durchgehends pecheur genannt, Fischer der Seelen und der Völker und f. 104 erzählt: Josephus, von Ebron Abschied nehmend, durchzog nun mit seinem Gefolge Groß-Brittannien, und kein Tag verging, daß nicht 20 bis 30 Personen Habe und Gut verließen, um ihm zu folgen. Er sprach mit solcher Kraft und Erhabenheit durch die Gnade des h. Geistes, daß Niemand seiner Lehre, der Lehre Christi, zu widerstehn vermochte. Er kam in eine Wüste, wo sie nichts zu leben fanden; nur die, die sich in Josephs Nähe hielten, und nach seiner Lehre thaten, wurden aber vom Gral gespeist; die andern dagegen, die zwar mit ihm zogen, aber daneben Unfug trieben, blieben hungrig und durstig, und litten große Noth. Laut klagten sie deshalb über diese Zurücksetzung, und forderten, daß Josephus ihrem Elend ein Ende mache. Josephus aber hielt ihnen ihre Schuld vor, daß sie von Gott abgelassen; sie seien

nicht seine wahren Kinder, und er nicht ihr wahrer Vater; doch sein Erbarmen zu zeigen, befiehlt er Alain, dem Sohne Ebrons, Netze in den Bach auszuwerfen. Es wird zwar nur ein, aber sehr großer Fisch gefangen; sie verzagen darob, daß er ausreiche für so viele; Josephus jedoch läßt ihn kochen, zerlegt ihn in 3 Theile, dann läßt er Alain zum Gral beten, er möge die Zürnenden mit dem Fische sättigen. Da erzeigte Gott ein schönes Wunder aus Liebe zu dem Jüngling Alain, der nach Josephus sollte Hirt der h. Arche der Kirche sein. Denn sie wurden alle so satt, als ob sie alles Fleisch der Welt gegessen hätten; und sie gaben Alain den Nahmen des reichen Fischers; et en l'honneur de luy depuis tous ceulx, qui furent esleuz a gardez l'arche, furent apellez les riches pecheurs. Lesquels eurent plus de grax que les aultres, car ilz furent roys couronnez, et cestuy non et en remembrance de ceste chose fut appelle lestang de Alain. — An die Stelle von Titurels Geschlecht tritt eine neue Generation, die von Joseph v. Arimathia abstammt. Das Templeisenthum, welches bei Kiot in so tiefsinniger Bedeutung den h. Gral hütend umgab, ist verschwunden, und die Ritter des roy pecheor haben nichts damit gemein. Ein doppeltes Interesse, ein nationalpoetisches und ein politisches, mag dahin gewirkt haben, diese Ritterschaft aus den Romanen zu verbannen. — Die brittischen Dichter konnten ihrem Apostel Joseph v. Arimathia nicht die Ehre nehmen, der Gründer des Gralcultus zu sein, und die Verbindung des Grals mit den Artushelden und der runden Tafel ließ für die Templeisen keinen Raum mehr. Andrerseits begannen schon zu Anfang des 13ten Jahrhunderts die Anklagen der Fürsten und der Priesterherrschaft gegen die Tempelherren wegen ihrer Anmaßung, Habsucht, Schwelgerei und Ausartung. Beim Kreuzzug Friedrichs II. wurden sie offen des Verraths bezüchtigt; Zwietracht im Orden, Eifersucht, Neid und Haß der übrigen Ritterorden, Argwohn und Begier der Fürsten nach den Schätzen der Tempelherren wucherten im Stillen, und untergruben die frühere Verehrung derselben um so leichter, als ihre Thaten im Orient immer ohnmächtiger wurden. Die Abneigung gegen sie mußte lange vorher und sehr tief gewurzelt haben, ehe offen der große Prozeß (1303 — 1314) begonnen werden durfte, der ihren Untergang herbeiführte. — Die lebhafteste Bearbeitung erhielt die Gralsage erst von den Franzosen in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts; sie dichteten für die Höfe und die Großen, und hatten daher Ursach, die Templeisen außer Spiel in ihrer Erzählung zu lassen, die so lebendig an den verdächtigten, verhaßten und gefürchteten Orden ihre Gönner erinnerte.

4.

Die blutende Lanze.

Wie schon bei der Schüssel von Cäsarea, zeigt sich auch bei der blutenden Lanze die Neigung der Dichter, die überkommene wälsche und provenzalische Sage durch Anknüpfung an historische Ueberlieferungen in Gemäßheit der Allegorie umzudeuten, welche sie den Erzählungen vom h. Gral untergeschoben hatten. Bekannt ist aus der Geschichte der Kreuzzüge die angebliche Entdeckung der heiligen Lanze bei der Eroberung von Antiochien (1098), die in der Kirche des Apostels Petrus daselbst sollte verborgen gewesen sein, und so großes Aufsehen im Kreuzheere gemacht hat (v. Raumer, Gesch. d. Hohenstaufen, I, S. 161, 191) bei welcher Gelegenheit auch das Schweißtuch des Herrn entdeckt ward. [1]) Zwar erhub sofort sich eine Parthei, welche laut diese Entdeckung als ein eitel Gaukelspiel ausschrie; auch hätten Gelehrte den wundersüchtigen Kreuzfahrern vorhalten können, daß diese Lanze längst entdeckt sei; allein die gläubigen Christen rüttelten an der Tradition nicht, und ließen beide Lanzen willig nebeneinander gelten. [2]) —

---

[1]) Petro cuidam Clerico revelata lancea per beatum Principem Apostolorum qua latus Domini fuerat patefactum; in ejusdem Apostoli reperitur ecclesia consonantibus ad hoc factis ad quosdam apparitionibus Angelorum. Populus confortatur, et Principes se obligant juramento quod indulta sibi victoria a Domino non separabuntur nisi prius sepulchro Domini restituto pristinae libertati. (Baldricus.) — Cuidam Sacerdoti apparuit Dominus cum beatissima genetrice sua et Petro Apostolo cruce super caput Domini resplendente, exprobrans beneficia, quae Christianis contulerat, et ingratitudinem eorum cum mulieribus fornicantium, cumque minaretur si de illis vindicaturum, mater misericordiae et St. Petrus ceciderunt ad pedes ejus supplicantes ne pro culpis paucorum cunctis irasceretur, qui precibus eorum acquiescens dixit presbytero: vade et dic populo meo: Lupanar et prostibulum, et omnem a vobis removete abusum, et infra quinque dies si reversi fueritis ad me, revertar ad vos, et oportunum vobis providebo auxilium, et interim quotidie decantent hoc responsorium. Congregati sunt inimici etc. cum versu: Disperge illos etc. Cuidam etiam peregrino nomine Petro apparuit St. Andreas Apostolus, demonstrans ei locum in ecclesia St. Petri, in quo invenienda erat lancea salvatoris. Non multo post ignis de coelo cadere visus est in castra Saracenorum nocte. Tredecim homines laboriosi et strenui foderunt a mane usque ad vesperam et invenerunt lanceam Domini nimis alte infixam (Sigebertus). — Confortati sunt adeo per inventam illius lanceam a tempore Apostolorum non visam (author). — Hanc authoritatem Sigeberti praefert Dominus Elinandus opinioni Willelmi Anglici de lancea Domini a tempore Apostolorum non visa (Radulphus). Habet autem quorundam relatio, et dominus Clarevallensis mihi retulit, quod cum lancea ista quoddam vasculum plumbeum fuit inventum, de quo non meminit historia. Et illud vasculum dom. Podiensis Episc. sibi appropriavit. Et erat in eodem vasculo sudarium Domini nostri Jesu Christi diligentissime locatum. (Albericus trium Fontium, chron. ad a. 1098 bei Leibnitz, Access. hist. T. II.)

[2]) Otto von Freisingen († 1159) Chron. L. VI, c. 18: Lanceam quoque sacram, quam reges nostri hactenus habent, ab Arnolpho Lugdunensis Galliae seu Burgundionum rege nimis extorsit (Henricus auceps); dagegen: L. VII, c. 4: Capta Antiochia lanceam sacram, quo Christi latus in passione perforatum legitur, usque ad id tempus incognitam, superna revelatione fidelibus suis monstravit (Ed. Basileae, 1569). Die ältere heilige Lanze war bekanntlich schon im Besitz Karls des Großen, und von diesem auf Otto I. gelangt, der sie bei seiner Vermählung mit der Editha, Schwester des Königs Athelstan von England, dem letzteren nebst dem Schwerdte Konstantins des Großen, einem Nagel vom Kreuz des Heilands, einem Stück der Dornenkrone und dem Paniere des h. Mauritius, dessen sich Karl der Große ebenso wie jener Lanze gegen die Saracenen bedient hatte,

Bei Wolfram und Kiot iſt die blutende Lanze, welche dem Amfortas vorgetragen wird, und alle Templeiſen durch ihren Anblick in lautes Wehklagen verſetzt, der vergiftete Heidenſpeer, der dem König die unheilbare Wunde beibrachte, und ſie iſt das mahnende Zeichen an die Uebertretung des Gelübdes des Königs, denn im Kampf um unkeuſche Minne empfing der König die Wunde. — Dieſe echt poetiſche Idee genügte den Nordfranzoſen nicht; Chretien, der ohnehin ſchon die Krankheit des roi pecheor nicht verſtand und in Dunkel läßt [1]), läßt Gauvain von der blutenden Lanze erzählen: Ceste saincte et sacree lance, de la quelle le filz de Dieu eust le coste jusques au cueur perce le jour, qui fust en la croix pendu, et eust en nom Longis (Longinus) celluy, que le ferist. Mais puis en vint a tel mercy, que son ame en a este apres saulvee, et de ce jour a ceste lance depuis incessamment saigne et durablement saignera dicy au jour du jugement. Car ainsy la Dieu ordonne. Par se sang rachaptez serons des peines denser et gectez. — Hiernach alſo iſt das Bluten der Lanze ganz außer Beziehung mit dem Gralkönig geſetzt (Proſaroman v. Perceval, S. 123). Maneſſier fügt hinzu, daß Joſeph von Arimathia, aus ſeinem Kerker befreit, die Lanze nebſt dem Gral nach Rom, und von da nach England mitgebracht habe, wo er ſich das Schloß des Grals baute und die Heiligthümer darin aufbewahrte (Ebendaſ. S. 181 v.).

5.

Das Schwerdt des Grals.

Das Schwerdt, das Amfortas dem Parcival bei ſeinem erſten Beſuch zu Montſalvas verehrt, und das der letztere nach dem Rath Sigunens, wenn es zerbrochen, im Brunnen von Karnant vom Schmidt Trebuket wieder herſtellen könne, findet bei Wolfram ſeine genügende Bedeutung nicht, und man fühlt eine bei dieſem Dichter befremdende Lücke, die von den Nordfranzoſen aber ebenſowenig ausgefüllt wird. Nach Chretien und Maneſſier hat Joſeph von Arimathia auch dieſes Schwert, ſo wie die übrigen Reliquien, aus Paläſtina mit ſich genommen; es ſtammt von Judas Maccabäus her, der es tapfer geſchwungen. Der Roi pecheur erzählt Parcival, es ſei ihm damit der tödtlichſte Schlag verſetzt worden:

---

zum Geſchenk überſandte. Unter dieſen Geſchenken befand ſich auch ein alter vel quasi Gral: Copulavit etiam Rex Ethelstanus et aliam sororem Othoni Imperatori, a quo praeter gemmas et equos recepit quoddam vas ex Onichino transparens et politum, ita subtili caelatoris arte compositum ut vere fluctuare segetes, gemmare vites, hominum imagines moveri videantur. (Ranulphi Higdeni, Polichron. ad ann. 925; es wird bis z. J. 1066 geführt. Bei Thom. Gale, I, p. 262)

[1]) Nach einer jüngern franz. Bearbeitung des Triſtan hätte der Fiſcherkönig einer Pilgerin zu wohlgefällig durch ein geöffnetes Gewand geblickt, und blieb 50 Jahre deßhalb von der heiligen Lanze verwundet (Buch der Liebe, v. v. d. Hagen und Büſching, I, S. XXXI).

denn als sein Bruder Gondeſert im Schloß Quinqueran vom König Pinegres belagert ward, erhielt erſterer mit dieſem Schwerdte von der Hand des Pertinans, seigneur de la rouge tour, den Todesſchlag, wobei es zerbrach. — Das Schwerdt mußte erſt wieder ganz werden, ehe Percival das Gralabentheuer beſtehen und zum Ziele gelangen konnte. Nur der Schmidt Tibuer beim See Cotoatre vermag es wieder herzuſtellen. Die Schmiede iſt von 2 Schlangen bewacht, welche Parcival erlegt, worauf Tibuer (auch Tribuet) die Schwerdtſtücke zuſammenſchmiedet. Parcival entfernt ſich, aber bald hört er Glocken läuten, die Tribuets Tod andeuten der nach der Wiederherſtellung des Degens ſterben mußte. — Man bemerkt zwar, daß die Dichter etwas Beſonderes damit gewollt haben, aber es iſt mir nicht gelungen, das Geheimniß deſſelben zu löſen, und bezweifle ich, daß es ihnen ſelbſt klar geweſen iſt. (S. Roman de Perceval v. 1530, S. 17, 68, 123, 182, 206. — Ms. de l'Arsenal, 195, A, f. 14 sq. 154v., 156, 180v.).

6.

Die Unſichtbarkeit der Gralsburg und die verhängnißvolle Frage.

Beide Punkte ſind offenbar bei Wolfram das eigentliche Herz der Dichtung, von dem aus alles Lebensblut in die fernſten Adern des tiefſinnigen Meiſterwerks rinnt, und dahin zurückkehrt. — Aber die Nordfranzoſen wußten auch hiemit nichts anzufangen, und verirrten ſich zu Widerſprüchen und Inconſequenzen, die den Zauber dieſer Myſtik bedauerlich zerſtören. Bei Chretien kommt zwar auch Parcival zum Fiſcherkönig, fragt nicht, und die Dame mit dem todten Ritter (Sigune) ſchilt ihn deßhalb. Allein Gauvain kommt zu der Burg des Königs, und es wiederholen ſich die Scenen, wie bei Parcivals Ankunft. Er fragt, was das alles bedeute, weßhalb die Gralsträgerin weine, und welche Bewandtniß es mit dem zerbrochnen Schwerdte habe? (Rom. de Perceval, 1530, f. 65.) Aber der roy pecheor antwortet: er ſei noch nicht würdig, das zu erfahren. Später erfährt er es. F. 137 daſ. behauptet der Bruder des Chevalier vermeil (Ither von Gahevieß) Parcival werde den Weg zum Fiſcherkönig nur durch eine Viſion finden, auch ferner (f. 154) wird der Weg dahin noch für ein großes Geheimniß ausgegeben. In der Fortſetzung von Maneſſier gelangt Percival zum 2ten Male zum Fiſcherkönig, fragt nach allem, und erhält Belehrung (f. 180); aber es findet ſich nichts von Amfortas Geneſung, nichts von Parcivals Krönung. Parcival reitet weiter, um den Tod Gondeſerts, des Bruders des Königs, zu rächen; der durch das zerbrochne Schwerdt umkam (f. 182). Als Parcival einſt nach einem harten Kampfe mit Hector, dem Bruder Lancelots, nachdem er ſich darauf mit ihm innigſt verſöhnt, unter einem Baume die Nacht zubringt, umgiebt beide plötz-

lich eine große Klarheit, die ihre Augen faſt blendet. Inmitten derſelben ſteigt ein Engel vom Himmel; in ſeiner Hand ruht der h. Gral. Dreimal umſchwebt er ſie, und kehrt dann in den Himmel zurück. Percival fühlt ſich ungemein wohl und geſund darnach, und reitet weiter auf Abentheuer (f. 214v.). Endlich, nachdem Percival Gondeſert durch Pertinels (Pertinans) Tod gerochen, kommt er zum 3ten Mal zum **Roi pecheur**, der ihn höchſt glücklich darüber Freund und Bruder nennt; die Aufzüge wiederholen ſich wie beim erſten Mal, und da Percival auch jetzt noch nichts von ſeinem Vater und ſeiner Mutter weiß, erklärt jener ihm, ſeine Mutter ſei ſeine, des Königs Schweſter, und ſein Bruder, heiße Agloval; er bietet ihm Land und Krone an, die Percival jedoch ablehnt, weil er ſchon morgen zu Artus müſſe. Bei dieſem erzählt er, was ihm begegnet, und Artus ließ es zum Gedächtniß aufſchreiben (f. 217; eine Maxime, die im Merlin ſich bis zum Ueberdruß wiederholt). Nach einiger Zeit ſtirbt der **Roi pecheur**, und Parcival wird von der **damoiselle hydeuse** berufen, deſſen Thron zu beſteigen. Drei Tage lang wird der Gral beim Krönungsfeſt öffentlich gezeigt, und thut treffliche Dienſte bei Speiſung des Hofes (f. 219). Ziemlich albern erzählt der 2te Theil des Proſaromans v. h. Gral: **le bon chevalier** (Percival oder Perlevaux) ſei ein Nachkömmling Joſephs von Arimathia, ſeine Mutter heißt Iglois, ſeine Schweſter Dondoine, ſein Onkle iſt der Fiſcherkönig; **cestuy chevalier ne fut baulx en parler, et ne sembloit par estre si courageux a sa chere, comme il estoyt en courage, mais a cause qu'il parloit peu et laissa a demander plusieurs choses, advindrent si grans mechances en la grant Bretaigne, que toutes les isles, terres et places en cheurent en grant misere et douleur; mais le dict chevalier par sa proesse et vertu les remist en ioye et lyesse et en bonne valeur par sa chevallerie.** — Als Artus durch Pracht uud Verſchwendung ſo ins Decrement gerathen, daß von 355 nur 25 Ritter bei ihm blieben, ging er tief betrübt in die Kapelle des h. Auguſtin, um ſich Raths zu erholen, wie er die verſchwelgte Ehre wieder erlangen könne. Ein Eremit daſelbſt erklärt ihm: das Elend, der Krieg, die Feindſeligkeit und Zerwürfniß ſei dadurch über alle Lande gekommen, daß ein Ritter zum **roy pecheur** gekommen, der den Gral und die Lanze geſehn habe, ohne nach ihrer Bedeutung zu fragen. Artus ſetzt auf einen Johannistag, nicht zu der Ritter großem Verwundern auf Pfingſten, einen großen Hoftag an. Mitten im Feſt erſcheinen 3 Damen, von denen die erſte und vornehmſte ausnehmend häßlich, aber prächtig geſchmückt iſt. Sie klagt, wie des Fiſcherkönigs Leiden durch die unterlaßne Frage noch vergrößert worden, es werde nicht eher enden, als bis der edelſte tadelloſeſte Ritter erſchienen, um die Frage zu thun. — Nachher im Walde treffen ſie Gauvain, den ſie geradezu auffordern, zum König zu gehn, und ihn durch die Frage zu heilen, was er auch verſpricht (f. 124—129). Zwar belehrt ihn der ſchwarze Eremit, zum Gral führe nur der Wille Gottes, (f. 131v.) allein Gauvain gelangt dennoch dahin, und es wiederholen ſich die bekannten Aufzüge; die Frage aber verſäumt er, und reitet wie Parcival ohne Abſchied von dannen (f.

143). Auch Lancelot kommt f. 155 zum roy pecheur, jedoch der Gral erſcheint dieſem nicht, wegen ſeiner unheiligen Liebe zur Königin Genievra. Noch weniger iſt in dieſen Romanen eine Karakterentwickelung Percivals oder irgend eines andern Helden bemerkbar. Bei Chretien iſt zwar ein leiſer Anſatz dazu, bei ſeinen Fortſetzern aber iſt auch dieſer ſofort verwiſcht, und Maneſſier giebt die ſchon erwähnte tiefſinnige Erklärung des Nahmens Percival (Ms. de l'Arsen. 195, A. f. 175).

A droit as a non Perchevax
Car par vous est li vax perchiez.

7.

Schluß der Sage.

Wolfram läßt mit Kiot, nachdem ihr Held das Königthum des Grals errungen, faſt humoriſtiſch die Sage ins Unbeſtimmte verlaufen:

L. 786, 2—12. Parzivâl sîn rede alsus huop an:
En franzoys er zin allen sprach
Als Trevrizent dort vorne jach,
Daz den grâl ze keinen zîten
Niemen möht erstriten
Wan der von gote ist dar benant.
Daz maere kom übr elliu lant,
Kein strît möht in erwerben:
Vil liut liez dô verderben
Nâch dem grâle gewerbes list,
Dâ von er noch verborgen ist.

Wie Chretien geendet haben würde, wiſſen wir nicht aus ſeinem unvollendeten Gedicht. Maneſſier ſchließt dagegen: Nachdem Parcival nach dem Tod des Fiſcherkönigs in Gegenwart von Artus und 24 Königen zum König des Grals gekrönt worden, regierte er noch 7 Jahre in Glück und Frieden. Darnach legt er an einem Johannistage ein ſtrenges Gelübde ab, lebt fünf Jahre lang nur von den Speiſen des Grals genährt, dieſem Tag und Nacht dienend, in Buße und Gebet als Einſiedler, und wird dann bei ſeinem Tode zu den Heiligen empor geführt. Et a la propre heure, quil mourust, le Graal et la saincte lance et le digne Talloir d'argent tout en apert voiant les assistens furent aux sainctz cieulx ravis et emportez, et depuis nont par nul en terre este veus que Perceval son ame a Dieu rendit. Percival, vray ami de Dieu, fust au palais adventureux emporte ou a grand honneur a este inhume et en terre

mis, aupres du bon Roy Pechor, et fust son cercueueil faict de fin or et de fin argent. Puis ont dessous sa lame mis en lectres en taillees petites ou pareilles parolles furent: „Cy gist Perceval le Gallois, qui du Sainct Graal les adventures acheva.“ Ce sont les motz de lepitaphe. Et qui encores en ce pays va, la sepulture peult appartement veoir sur quatre pilliers de fin ore (Prosaroman von 1530, S. 219 sq.). — In ähnlicher Weise schließt der Roman de Percevalle le Galois, en vers (Ms. der K. Bibl. zu Paris, 7536) von unbekanntem Verfasser, vielleicht Gyrbert de Montreuil. — Nach dem Roman du St. Graal (Druck v. 1523) befanden sich einst Galaad, Perceval, Boort und noch 10 Ritter im Schlosse Corbenic. Zur Vesperzeit begab sich eine große Finsterniß und ein heftiger Wind. Blitze durchzucken das Haus, als stünd' es in Flammen. Alles stürzt hinweg, nur die 3 genannten Helden bleiben im Saal, um abzuwarten, welch Wunder der Herr zeigen werde. Da schwebt in Licht gehüllt ein Mann im Kleide eines Bischofs herab, die Mitra auf dem Haupte, den Krummstab in der Hand; vier Engel begleiten ihn, und eine Schrift sagt: Voicy Josephus, le premier Evesque de Christiente, celluy mesmes, que nostre Seigneur sacra en la cyte de Sarras. Zwei Engel halten 2 angezündete Fackeln, ein Dritter trägt bedeckt mit einem rothsammetnen Tuche den h. Gral, der Vierte die Lanze, welche stark blutet; und sie lassen das Blut in das heilige Gefäß tröpfeln. Josephus enthüllt das Gefäß, das auf einen Tisch gesetzt wird; er nimmt eine geweihte Hostie heraus, und es entsteigt ihm eine Figur in Kindes Gestalt, von feuriger Glorie umgeben, und setzt sich auf das Brod, das seine Gestalt anzunehmen scheint. Josephus küßt Galaad und die übrigen, begrüßt sie als Diener des Herrn, und verschwindet darauf, nachdem er sie genöthigt hat, Platz zu nehmen. Der Gral bietet ihnen nun ein reiches treffliches Mahl. Sodann erscheint Christus selbst, uud ermahnt sie nach Sarras zum palais spirituel zu gehn. Dieses ist nach f. 40 ein vom König David so genanntes Schloß, worin er bei seiner Rückkehr von dem Siegeszuge gegen Nebucadnezar gewohnt, und mit Kohle Josephs bevorstehende Ankunft an die Wand geschrieben, und die Einkehr des Christenthums verheißen hatte. — Galaad, Percival und Boort machen sich alsbald dahin auf (f. 230). Der König Escorault von Sarras wirft sie aber ins Gefängniß, und hält sie ein Jahr lang darin fest. Inzwischen ernährt sie der heilige Gral. Darauf wird Escorault tödtlich krank. Eine Stimme verkündet ihm, der Jüngste von diesen Helden werde ihn und Alle retten. Deßhalb wird Galaad zum König ausgerufen. Dieser betet fleißig zum h. Grale. Nach Ablauf eines Jahres sieht er plötzlich einen Bischof beim Grale stehn, der Messe liest, und zu ihm spricht: er sei Josephus, Sohn des Joseph von Arimathia; er küßt Galaad, Percival und Boort. Galaad fühlt sein Ende herannahen; bei seinem Verscheiden erscheint eine große Menge Engel; eine Hand des Himmels trägt das h. Gefäß und die Lanze davon, sie wissen nicht wohin. Galaads Seele wird gleichfalls von den Engeln vor Gottes Thron getragen; sein Leib bleibt zurück,

und wird vom Volk der Wunder ſtaunend mit großer Trauer begraben. Percival und Boort ziehn darauf als Eremiten in eine Wüſte. Dort leben ſie ein Jahr und zwei Monate. Da ſtirbt Percival, und Boort beſtattet ihn neben Galaad im palais spirituel. Boort kehrt darauf nach dem Königreich Logres zurück, und findet Artus zu Kamelot. Dieſer verſammelt ſogleich alle ſeine clercs, und läßt von ihnen niederſchreiben, was Boort berichtet. —

Drittes Kapitel.

Deutsche Ausbildung der Sage.

Wolfram von Eschenbach verpflanzte um 1205 die Gralsage durch seinen Parcival auf deutschen Boden, und von der regen Theilnahme, mit welcher dieser Stoff hier aufgenommen ward, zeugen die seitdem in lyrischen und epischen Gedichten Anderer unzählig vorkommenden Anspielungen darauf. Daß er nicht die ganze von Kiot erzählte Fabel wiedergab, sondern den eigentlichen fruchtbaren Kern herausnahm, und diesen mit freiem Geiste zu einem selbstständigen und gerundeten Ganzen gestaltete, wissen wir theils aus dem Titurel, und erkennen wir theils aus seinem Parcival selbst. Daß er sich hinsichtlich des Thatsächlichen eng an Kiot angeschlossen hat, dürfen wir mit Rücksicht auf die anderweit bekannte Art der Bearbeitung anderer französischen Romane durch damalige Dichter, bei denen uns die Vergleichung mit wälschen Dichtungen gestattet ist, annehmen; daß die Sage aber von Kiot auch schon mit diesem Tiefsinn und dichterischem Genie, vorzüglich hinsichts der Bildungsgeschichte des Haupthelden, aufgefaßt gewesen, müssen wir nach allem, was von französischen Dichtungen jener Zeit uns bekannt geworden, bestreiten, und insofern Wolfram die Ehre einer geistvollen Fortbildung der Sage vindiciren. —

Auch die übrigen auf Chretien folgenden Romane vom Gral blieben bei der Uebersetzungs- und Leselust der Ritterwelt in Deutschland nicht unbekannt, und sie wurden theils ohne, theils mit geringem Geist hierher übertragen. Inwieweit Heinrich von dem Turlin, [1]) aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, in seinem an 30,000 Verse langen Gedichte **Aller aventüre krone**, in dem er einen kaum durchdringlichen Schwall von Abentheuern, als deren Mittelpunkt Gâwan zu betrachten ist, aufhäuft, auch die Gralsage behandelt, und welchem französischen Romane er gefolgt sein mag, wage ich bei mangelnder Einsicht des vaticanischen Ms. nicht zu bestimmen; doch hat nach Gervinus Zeugniß der chaotische Stoff weder lichtvolle Gestaltung noch geistige Bedeutung unter seiner Hand gewonnen. — Der Anknüpfung der niederländischen Sage von Lohengrin (um 1300) an die

[1]) v. d. Hagen, liter. Grundriß S. 151. — Altdeutsches Museum, I, S. 174. — Lachmann, Wolfram v. Eschenbach, S. XXII. — Gervinus, deutsche National-Literatur, II, S. 60—62.

Gralsage werden wir unten gedenken. — In der vaticanischen Bibliothek fand v. d. Hagen (Briefe in die Heimath, II, S. 305) ein bisher noch unbekanntes mittelhochdeutsches Gedicht „Parcival mit der Tafelrunde", dessen Anfang und Ende besagt, es sei eine Bearbeitung des französischen Romans von Manessiers, den wir schon vorher kennen lernten. Binnen fünf Jahren dichtete den Anfang Klaus Wisse, und das Ende Philipp Colin, Goldschmidt zu Straßburg, aus Dolmetschung des Juden Sampson für Herrn Ulrich von Rapoltstein (im Ober-Elsaß) im Jahre 1336. Anfang und Ende rühmt sich gegen Eschenbachs Parcival, dessen Ausfall gegen Chretien einfügend, daß dieser neue Parcival mehr enthalte; wir erkennen indeß schon aus dieser Notiz, daß die Bearbeiter uns nichts neues bieten.

Am bedeutendsten dagegen tritt der Titurel Albrechts auf, der uns nicht blos das ganze Fabelgewebe, das Kiot in seinem französischen Romane ausgearbeitet hatte, überblicken läßt, sondern auch in dem Zuge des Grals nach Indien und in dem Uebergange Parcivals in den Priester Johannes der bisherigen Sage einen ganz neuen bis dahin unbekannten Schluß giebt; und es verdient daher die Erörterung über das Verhältniß dieses Theils des Titurel zu den übrigen bekannten Romanen vom Gral und zu den ersten 40 Kapiteln dieses Gedichts umsomehr unsre Aufmerksamkeit, als dasselbe bisher nicht genügend scheint beachtet zu sein.— Wir werden auch hier zuerst den historischen Untergrund aufdecken müssen, um prüfen zu können, wann und wie die Sage hierauf sich auferbaut habe. —

Die seltsame Sage von einem christlichen König und Priester Johann, die seit dem eilften Jahrhundert in Asien entstand, und vom 12ten bis Anfang des 16ten Jahrhunderts im Abendlande das größte Interesse erregte, hat einen so großen Einfluß auf die Fortschritte der geographischen und ethnographischen Kenntniß Asiens gehabt, daß Ritter (Erdkunde 1832, Th. II, Buch II, Band I, S. 283 — 299) sich veranlaßt fand, ihre Entstehung und ihren Zusammenhang mit der innern Lebensgeschichte der Asiatischen Völker einer gründlichen Erläuterung zu unterwerfen, die unverhofft auch für die Geschichte der älteren Poesie fruchtbare Resultate geliefert hat. Ritter zeigt uns, wie Christenthum und Buddhathum in ihrem äußeren Cultus und Priesterwesen sich geographisch im Lande Tenduch begegneten, gleichzeitig mit dem dort beginnenden Schutze beider, unter der neuaufstrahlenden Glanzherrschaft der Mongolen. Da deren Häuptlinge selbst ohne eigne Religion zwischen der Annahme einer Staatsreligion anfänglich schwankten, alle Secten gleichgültig duldend, so gingen schon daraus viele Irrthümer und Hoffnungen jener dort vielfach sich begegnenden Missionare der katholischen Kirche sowohl, wie des Koran und des Buddha hervor, sie, vorschnell genug, für zu ihrem jedesmaligen Cultus Bekehrte zu halten, und so bei den Christenvölkern das, was nur lebhaftester Wunsch war, durch eigne Täuschung oder absichtlichen Betrug in scheinbare Wahrheit zu verwandeln. Zu diesem stets von neuem allgemein genährten Wahne der Zeit kam die besondre Grille von der Uebertragung und Succession einer Priesterwürde aus den Zeiten der Apostel Christi auch auf die

folgenden Missionen der Heiden, die bis zu den Indern [1]) und Inner-Asiaten, den Iberern, Parthern, Samarkanern sehr frühzeitig vordrangen [2]). Mathäus, Bartholomäus und Thomas werden als solche von den Kirchenlehrern (um 430) genannt; ein Johannes zwar nicht; dennoch aber tritt die Sage von einem solchen im äußersten Osten auf, wo das Dunkel derselben ihrer Erhaltung günstig war, und um sie zu stützen und zu heben, verkündet sie den Johannes als einen Nachkommen der im Evangelio genannten Magier, die der Stern zur Krippe Christi leitete.

Seit der Verdammung des Häresiarchen Nestorius auf der Synode zu Ephesus (431) und den wiederholten Verfolgungen gegen die Verbreiter seiner Irrlehre im Byzantinischen Reiche, in Syrien und am Euphrat, suchten und fanden die Nestorianischen Christen Schutz bei den Erzfeinden der christlichen Kaiser, den Königen von Persien, wo zumal Firuz (Pherozes, 461—488), der heftige Verfolger der katholischen Christen, sie besonders gastlich aufnahm, und dadurch den wichtigsten Anlaß zur Verbreitung ihrer Episcopen durch den weiten Osten der Erde gab. Denn nach diesen ersten nestorianischen Kolonieen aus Syrien, Mesopotamien und Chaldäa, die am Ende des fünften Jahrhunderts in Persien ein Asyl bei den Sassanidenkönigen, damals Feueranbetern nach Zaroasters Lehre, gefunden hatten, traten bald auch Episcopen derselben in Medien, Bactrien, Hyrcanien und Indien auf; und als nach dem Sturze der Sassaniden-Dynastie unter Yezdegirt (638) und der Guebern mit ihnen im Anfang des 7ten Jahrhunderts die Lehre des Koran mit Macht von Westen in Hochasien eindrang, nahmen daselbst, wie dies aus ihren Historien hervorgeht, überall die muhamedanischen Fürsten die Nestorianer als scribae, mercatores und medici in ihre Dienste. Die Syrische Kirche, unter dem Secten-Nahmen der Nestorianischen, mit den Werken des Nestorius in syrischer Uebersetzung und Schrift, unter dem Supremat des nestorianischen Patriarchen, der als Archiepiscopus anfänglich in Seleucia sich den Titel Primas und Catholicos usurpirte, und dann selbst unter den Chalifen in Bagdad bis auf Motawakels erste Christenverfolgung ein sehr großes Ansehn im Orient besaß, drang auch noch weiter als das Chalifat über den Imaus hinaus, durch die Länder der Turk und tatarischen Völker. Die syrischen Annalen in den Ms. der Vaticana [3]) nennen in den Ländern der Turk, durch welche die Nestorianer nur zu den Tataren und Chinesen vordringen konnten, in Chorasan Episcopen seit 430—1136, in Marva (Meru, Marva) seit 420—1000, in Herat (Heria) von 503—1000.

Abulfarabj im Chron. Syriac. ad ann. 1046 führt an, daß vom Nestorianischen Metropoliten von Samarkant eine Epistel an den Katholikus in Assyrien

---

[1]) A. Neander, Geschichte der christlichen Religion und Kirche, Th. I, Abth. II, S. 114, Th. II, Abth. I, S. 248.

[2]) Ritter, Erdkunde, Th. II, Erste Ausg. S. 930.

[3]) Josephus Simonius Assemanus, Bibliotheca orientalis clementino-vaticana. Romae 1728, T. III, P. II. De Syris Nestorianis.

ankam, in der es hieß, daß zahllose Völker die Gebirge vom Tibet und Khotan überstiegen hätten und bis Chasgara (kaschgaar) vorgedrungen seien; sie hätten 7 Könige gehabt; mit jedem derselben seien 70,000 Reiter gewesen; ihr Kaiser, habe Nasarat (bei den Muhamedanern ein christlicher Nahme) geheißen. Diese Nachricht sei am Hofe des Chalifen in Bagdad, dessen Reiche damals von Osten her ebenso bedroht, und in Schrecken gesetzt wurden, wie wenig Jahre späterhin ganz Ost-Europa, verlesen worden. — Dies können nur Turkische, schon vor den Mongolen herrschende Khakane der Hoei-hu oder Uigur [1]) gewesen sein, deren Macht sich ebenso damals von Tenduch und Karakorum aus gegen Westen auszubreiten begann. Sie waren im Osten damals die Beherrscher der Länder, in denen Nestorianer lebten, wenn es nicht die Macht der Khane der Kerait selbst schon war, welche auch mit 7 Völkerzweigen [2]) damals gewaltige Eroberungen im Westen begannen. Seitdem kommen auch häufige Spuren von der Ausbreitung der nestorianischen Lehre unter den Völkern der verschiedenen Turk (Turci orientales, Tartari, Iguritae, Cheritae etc.) vor, insbesondere aber tritt jener Nahme Igurita oder Jagurita zur Bezeichnung der Uigur oder Jophur auf. Aber schon ein halbes Jahrhundert früher begab sich die berühmte Bekehrungsgeschichte eines Keraitenkönigs, die nach Abulfarabj (Chron. Syriac.) der Patriarch Joan (bei Mares, Antiq. Syriac. Joseph) der Nestorianer (1001—1012 in Bagdad) vom Metropoliten der Stadt Merv, Ebed-Yeshu aus Khorasan mitgetheilt erhielt; [3]) sie kommt bei arabischen und syrischen Autoren gleichartig vor, und ist kein Zweifel über ihre Richtigkeit. Das Volk der erst weit später aus Tschingis-Khans Geschichte berühmter werdenden Kerait wird hier zum ersten Male genannt, und der Sitz des Wunders in das Schneegebirge In-Schan im Lande Tenduch verlegt. Dies möchte aber wohl als die erste trübe Quelle jener bald so vergrößerten und allgemein werdenden Sage von einem christli-

---

[1]) Klaproth, Diss. sur les Ouigours. Paris 1820. — Tableaux histor. de l'Asie, p. 121. — Klaproth, Observat. critique sur les Rech. etc. in Mém. relatifs à l'Asie, T. II, p. 348.

[2]) Petits la Croix, Hist. de Ghengizcan, ch. 2, p. 26.

[3]) Per idem tempus scripsit Ebedjesus Metropolita Maru unius ex civitatibus Chorasanae, ad Catholicum, in haec verba. Rex populi, qui Berita (Cheritha, Cherith) appellatur, hoc est Turcorum interiorum orientem inter et septentrionem habitantium, quum in excelso regionis suae monte aliquando venaretur, in medium immensae nivis progressus, a via aberravit. Quumque salutis spem abjecisset, quemdam Sanctum in visione sibi apparentem vidit, haec ad ipsum ajentem: „Si credis in Christum, ego tibi viam monstrabo, ne hic pereas. Promisit Rex, se ovem in Christiano ovili futurum; ille vero diligens eum in planam viam reduxit. Reversus itaque in sua tabernacula, Christianos mercatores inibi commorantes arcessivit, de fide cum iis quaerens. Quum vero ab iis accepisset, nisi Baptismo hominem perfici non posse, Evangelium quidem ab eis accepit, cui cultum quotidie exhibet; nunc autem legatum ad me misit, ut ipsum adirem, aut sacerdotem destinarem, qui eum baptizaret. De Jejunio vero me interrogavit, inquiens, „praeter carnem et lac nullus nobis cibus suppetit; quomodo ergo jejunabimus? Demum subjunxit, ad ducenta milia eos esse, qui cum ipso credidere. Ad haec Catholicus Metropolitae sic rescripsit (a 1007): ut scilicet duos Presbyteros Diaconosque mitteret, et cum ipsis vasa altaris, qui eo profecti, quotquot crediderant, baptizarent, docerentque eos Ritus Christianorum, atque in Jejunio Dominico ab esu carnis abstinerent; permittentes eis, ut lac dumtaxat biberent, si quidem cibi quadragesimales (Fastenspeise) in eorum regione, ut ajunt, non extant. — Assemani bib. orient. l. c. p. 485. —

chen König in jenen Ländern der Heiden erſcheinen. Sie ward als eine neue Märe durch die confuſen Ausſagen der gleichzeitigen Kreuzfahrer, die nun mit Syriſchen Chriſten ſehr bald in vielfache directe Berührung kamen, bald ſo, bald anders geſtaltet, verdreht, und mit zufälligen oder abſichtlichen Zuſätzen durch ganz Europa verbreitet, und bald aus dieſem bald aus jenem Munde der Nachwelt von den Chroniſten überliefert, die damals im Occident auf ihre Klöſter und Kloſterſchulen beſchränkt, begierig alle mirabilia mundi mit blindem Glauben aufzunehmen bereit waren. Zu ſolchen unbeglaubigten Erzählungen, deren kein gleichzeitiger Schriftſteller gedenkt, gehört auch die des Alberich trium fontium von dem Beſuche des Prieſter Johannes zu Konſtantinopel, wohin er ſich 1122, um das Pallium ſich verleihen zu laſſen, ſollte begeben haben. [1]) Begreiflich wollte die neſtorianiſche Kirche ihren im Weſten als Häretiker angeſehnen Catholicus Patriarcha (denn nur er allein führte dieſen höchſten Titel) und die Wichtigkeit ihrer Gemeinden im Oſten der Turk und ihrer mächtigen Fürſten durch ſolche Nachrichten ungemein zu heben ſuchen zu einer Zeit, als das Anſehn des Pabſtes und des Römiſchen Patriarchen zu Jeruſalem jenes häretiſche Katholicat in Schatten zu ſtellen drohten. Aus dieſer Rivalität des Clerus beider geſpaltnen Kirchenpartheien mögen anfänglich manche Uebertreibungen der wahren Daten ſich erzeugt haben, und als die katholiſchen Miſſionare bei dem ſiegreichen Fortſchritt der Mongolen nun ſelbſt als Augenzeugen in jene Länder der neſtorianiſchen Chriſten und zu jenen ſogenannten chriſtlichen Königen vordrangen, fanden ſie nichts von allem beſtätigt, was ſie erwartet hatten, und nur eben Neſtorianer, die ſie aber ſelbſt als Ketzer anſahen, und mongoliſche und tatariſche Fürſten, die höchſtens mit dem Zeichen des Kreuzes bekannt waren, und wie alle Religionsſecten, ſo auch die chriſtlichen nebeneinander, und neben allen andern duldeten.

Die erſte Kunde von dieſem ſogenannten Prieſterreiche erhielten die Abend-

---

[1]) Alb. chron. ad a. 1122: Anno quarto Calixti Papae Patriarcha Indorum Johannes Constantinopolim ad suscipiendum pallium venit, unius anni spatio in itinere consumpto, illius scilicet Indiae Patriarcha, quae ultima finem facit (das 3te Indien). Papa Calixtus pro concordia Romani et Graji Regis Constantinopolim Legatos miserat, quibus Patriarcha per interpretem, qui a Graecis Dragomannus dicitur, collocutus, intellexerit totius orbis Romam caput esse, et cum eo Romam venit, qui de patria sua requisitus in praesentia Papae et Cardinalium dixit per interpretem. Civitas, cui Domino dante praesidemus ultima (nach dem Chron. Belg. Ulna) vocatur, quae quidem totius Regni Indici caput est atque dominatrix, cujus magnitudo quatuor dierum itinere per circuitum lata extenditur. Moeniorum vero, intra quae sita est, talis exstat grossitudo, quod super eam Romanorum curruum duo pariter juncti largiter irent. Altitudinis etiam tanta est proceritas, ut ad comparationem cellarum Romanarum turrium diffusa videatur. (Dieſe Beſchreibung erinnert an die Paläſte des Kublai Chan zu Kambalu und des Kaiſers Fakfur zu Quinſai in der Provinz Mangi bei Marco Polo, B. II, c. g. und III, 64) Per medium ejus Fison, unus de paradisi fluminibus limpidissimus emanat, aquis aurum pretiosissimum atque gemmas foras emittens. A fidelissimis autem Christianis universa interius plenissime est habitata. Paulum vero extra urbis moenia mons separatus est, profundissimi lacus aquis undique septus, in cujus summitate beatissimi Apostoli Thomae mater Ecclesia constat. In circuitu lacus deforis duodecim Apostolorum monasteria condita sunt. Praedictus vero mons nulli hominum infra annum accessibilis est. Patriarcha vero semel in anno ingreditur, quia octo diebus ante festum Apostoli, totidem post illud abundantia aquarum evanescit. Etc. etc. — — Haec Patriarcha in Lateranensi Curia recitavit. — Leibnitz, Access. histor. T. II.

länder im ersten Kreuzzuge. Als das Kreuzheer 1097 Klein-Asien durchzog, versammelte Kilidsch Arslan alle seine Stamm- und Glaubensgenossen zur Hülfsleistung, und brachte ein Heer zusammen, das nach einigen Angaben sich auf 360,000 Mann belief. Die Völker des innersten Asien rückten heran gegen den neuen Feind [1]), und unter diesen befanden bei der Belagerung von Antiochien (1098) sich auch Männer, welche Kunde gaben von dem Priester Johannes; [2]) gestützt auf ältere Ueberlieferungen berichtet der Mönch Wilhelm v. Rubruquis, der 1253 den Orient durchreiste: Als die Franzosen Antiochien einnahmen, regierte in den nördlichen Gegenden Indiens einer mit Nahmen Ken-Khan. Die Türken ließen ihn um Hülfe wider die Christen ersuchen, denn sie stammten selbst von daher ab. Ken war in Karakitay geboren; diese Karakitayer wohnten auf bemeldeten Bergen, und zwischen ihnen auf der Ebene befanden sich Leute, mit Nahmen Nayman, welche Nestorianer waren. Das Oberhaupt derselben bemächtigte sich des Reichs nach dem Tode des Ken-Khan. Die Nestorianer nannten ihn König Johannes. [3]) Indeß mag bis zur Mitte des 12ten Jahrhunderts wenig mehr als der Nahme und ein ganz allgemeines Gerücht von diesem Priesterkönig nach Europa gedrungen sein; hierfür spricht das gänzliche Schweigen aller gleichzeitigen Schriftsteller über ihn. Ausführlicher wird seiner dagegen zuerst von Otto v. Freisingen (chron. L. VII, c. 33) gedacht, [4]) u. z. da man mehrere Johannes annehmen muß, dessen, von dem der Bischof von Gabula berichtet, den die Armenier 1145 an den Pabst Eugenius abschickten, um, wie Albericus trium fontium (Chron. l. c. ad ann. 1145) hinzufügt, durch diesen eine Beilegung von Streitigkeiten zwischen der armenischen und griechischen Kirche zu erwirken. Otto sagt: Audivimus eum (episcopum Gabulensem) periculum transmarinae ecclesiae post captam Edissam lachrimabiliter conquerentem, et ob hoc Alpes transcendere ad regem Romanorum et Francorum pro flagitando auxilio volentem. Narrabat etiam, quod ante non multos annos Joannes quidam, qui ultra Persidem et Armeniam in extremo Oriente habitans, rex et sacerdos cum gente sua Christianus est, sed Nestorianus, Persarum et Medorum reges fratres, Samiardos dictos, bello petierit, atque Ecbactani, cujus supra mentio facta est, sedem regni eorum expugnaverit. Cui dum praefati reges cum Persarum, Medorum et Assyriorum copiis occurrerent, triduo utrisque mori magis quam fugere volentibus, dimicatum est, presbyter Joannes, sic enim eum nominare solent, tandem versis in fugam Persis, cruentissima caede victor exstitit. Post hanc victoriam dice-

---

[1]) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Th. I, S. 111.

[2]) Guillelm. Tripolitanus, ap. G. Mercator, ad a. 1098: Coiren Chanum fuisse dominum aut Regem regionum orientalium Asiae, eoque demortuo quemdam Presbyterum Nestorianum regnum illud invasisse, et Presbyterum Johannem adpellatum esse.

[3]) Allgemeine Sammlung der Reisen. Halle, 1750. B. VII, S. 379.

[4]) S. auch Jac. de Vitriaco, Histor. Hierosol. L. I, c. 76: — qui in terra potentissimi Principis quem Presbyterum Johannem vulgus appellat, commorantur. Hi omnes Nestoriani sunt cum Rege suo qui cum Jacobinis plures esse dicuntur, quam Latini vel Graeci. —

bat praedictum Joannem ad auxilium Hierosolimitanae ecclesiae procinctum movisse, sed dum ad Tigrim venisset, ibique nullo vehiculo traducere exercitum potuisset, ad septentrionalem plagam, ubi eundem amnem hiemali glacie congelari didicerat, iter flexisse. Ibi dum per aliquot annos moratus, gelu expectaret, sed minime hoc impediente aëris temperie, obtineret, multos ex insueto coelo de exercitu amittens, ad propria redire compulsus est. Fertur enim iste de antiqua progenie illorum, quorum in Evangelio mentio fit, esse Magorum, eisdemque quibus et isti gentibus imperans, tanta gloria et abundantia frui, ut nonnisi sceptro smaragdino uti dicatur. Patrum itaque suorum, qui in cunabulis Christum adorare venerunt, accensus exemplo Hierosolimam ire proposuerat, sed praetaxatu causa impeditum fuisse asserunt. Sed haec hactenus. — Hiermit ganz einstimmig lauten auch die Briefe, welche der Priester Johannes 1165 an den Kaiser Emanuel und Friedrich I. gesandt haben soll; [1]) den Brief an den griechischen Kaiser theilt Assemann, bibl. orient. T. III, P. II, p. 490 mit; [2]) allein wenn er meint, er sei an den 1118 verstorbenen Alexius Komnenus gerichtet gewesen, so möchte er aus Alberichs Chronicon zu berichtigen sein. Es ist für unsern Zweck gleichgültig, ob dieser Brief vom Priester Johannes wirklich herrührte, ob Nestorianer ihn untergeschoben, oder, was jedoch am wenigsten wahrscheinlich, ob ihn Abendländer erdichtet haben; das aber ist gewiß, daß die damalige Welt sowohl diesem Schreiben, als den Berichten des Bischofs von Gabula vollen Glauben beimaß. Der ganze Inhalt des Briefes läßt indeß kaum einen Zweifel, daß er ein Machwerk der Nestorianer, ausgeschmückt mit den orientalischen Naturwundern, war, wodurch diese Secte den Beschützer ihrer Ostkirche in den Augen der Kreuzfahrer und der Westkirche hoch erheben wollte, angefertigt in jenem innerasiatischen Reiche, in den Zeltlagern der Kerait selbst von seinen nestorianischen Schreibern, die ihm mit einem pomphaften und anmaßenden Style zu schmeicheln suchten, der auch der Diplomatie der spätern Mongolenverhandlungen ganz entsprechend ist. Es erreichten auch diese Darstellungen mancherlei Art ihren Zweck; denn die Idee ward in Europa ganz allgemein, daß ein solcher großmächtiger Priesterkönig vorhanden sei, den die nestorianische Kirche zum Christenthum gebracht, und als Beweis für das Gewicht dieses Wahns gilt offenbar die Epistel des so vielfach geängstigten Pabstes Alexander III. aus Venedig im Jahre 1177 [3]) mit der Ueberschrift: ad Johannem Regem Indorum, in welcher er ihn sacer-

[1]) Alberich, Chron. l. c. ad ann. 1165: Ex hoc tempore Joannes Presbyter, Indorum Rex, literas suas multa admiratione plenas ad diversos Reges Christianitatis misit, specialiter autem Manueli Constantinopolitano et Romanorum Imperatori Friderico, ex quibus literis quaedam hic annotabimus, etc.

[2]) S. Beilage 2.

[3]) Alberich, l. c. ad ann. 1170 setzt sie in dieses Jahr. Inveniuntur quaedam Papae Alexandri literae, quas misit Presbytero Joanni superius memorato, per quendam Episcopum Philippum ab eodem Papa ordinatum, et de fide et moribus sanctae Romanae Ecclesiae diligenter instructum, qui Philippus ab eodem Presbytero Joanne missus fuerat ad Papam Romanum.

dos sanctissimus nennt, und sagt, sein Eifer für den Glauben sei ihm durch Philippus, seinem Leibarzt, bekannt geworden. Dieser Philippus habe aus seinen Ländern ihm die Nachricht überbracht, daß er ein Christ sei, der sich mit der katholischen Kirche vereinigen wolle. Daher habe er diesen im katholischen Glauben unterrichten lassen, ihn zum episcopus ordinirt, und sende ihn denselben als seinen Legaten zu. Doch ist von dieser Mission nichts weiter bekannt geworden.

Wiederum tritt um 1200 ein Priester Johannes in der Geschichte auf. Temudschin, nachmals Tschingis-Khan genannt, geboren 1154, Sohn des Jesu-Khan, Anführers mongolischer Horden, ward nach dem Tode des Vaters von allen diesem bisher gehorsamen Stämmen verlassen, und mußte zu Ung-Khan, Beherrscher der Keraiten, fliehen, der bei den Nestorianern Priester Johannes hieß. Abulfarabj, der selbst ein jacobitischer Christ aus Kappadocien war, und gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts schrieb, nennt ausdrücklich in seiner Historia Dynastarum p. 280 den letzten Vang-Khan der Keraiten Togrul, in chaldäischer Sprache Malek Juhana (Herbelot, Bibl. orient. s. v. Kerit. p. 475. — M. Polo ed. Marsden f. 192, Nr. 365), und sagt von ihm: Eodem tempore (1202) Turcarum orientalium tribubus imperavit Ung-Khan, qui Rex Johannes appellatus est, e tribu, quae Kerrit vocatur; erantque populus, qui religionem christianam profitebatur. Bei diesem fand Temudschin nicht nur eine freundliche Aufnahme, sondern stieg auch allmählig so sehr in dessen Gunst, daß ohne seine Theilnahme kein wichtiger Beschluß gefaßt, kein Krieg geführt wurde, und Ouisulougine, die Tochter Ung-Khans, ihm ihre Hand reichte, mit Zurücksetzung des Khans Dschemuka. Aus Zorn und Eifersucht erhob dieser Krieg und besiegte Ung-Khan, bald aber stellte Temudschin durch seine Tapferkeit das Glück wieder her. Hierauf wandte sich Dschemuka zur List, und überzeugte Sankoun, den Sohn Ung-Khans, daß Temudschin damit umgehe, ihn von der Thronfolge ganz auszuschließen. Und weil dies zuletzt sogar dem Ung-Khan selbst wahrscheinlich wurde, beschloß er, seinen gefährlichen Schwiegersohn verhaften zu lassen. Dieser erhielt jedoch in Zeiten Kenntniß davon, flüchtete sich mit einer Schaar in einen Hinterhalt, und besiegte die ihn unvorsichtig verfolgenden Sankoun und Dschemuka vollständig. [1]) Diesen Sieg erfocht Temudschin 1193, und mit ihm beginnt die größere Laufbahn des nun schon vierzigjährigen Helden. [2]) Während der nächsten neun Jahre wurde Temudschin allmählig Herr vieler weit verbreiteten Horden, und 1202, als die Franken den Kreuzzug gegen Konstantinopel begannen, besiegte er auch seinen frühern Wohlthäter Ung-Khan, der, in der Hoffnung großmüthig behandelt zu werden, vor ihm zu einem alten Feinde Tajan floh; anfangs wurde er hier günstig aufgenommen, jedoch bald auf Temudschins drohendes Verlangen diesem ausgeliefert und ermordet. Sein Sohn Sankoun (Haho bei Gaubil, Mongol. hist.; Ihlo bei Mailla, Chines. Histor.; Yra-Gha bei Visdelou;

[1]) W. Raumer, Hohenstaufen, IV, S. 71.
[2]) Hüllmann, Geschichte der Mongolen, S. 119.

Singoun bei D'Ohsson) mußte nach Hia fliehen, und fand bei den Turk im Westen auf einem Räuberzuge seinen Tod, während seine Weiber in die Gefangenschaft an des Siegers Hof abgeführt wurden. Seine Tochter nahm Tschingis-Khan in seinen Harem und erzeugte mit ihr Kinder. Diesem Sankoun wird auch der christliche Nahme David Rex beigelegt, von dem Alberich in seinem chron. erzählt, [1]) jedoch nach trüben Quellen, welche ihn mit dem Vater oder Temudschin verwechselten, wie auch Andre thaten. [2])

Ungeachtet dieser Vernichtung lebt das Geschlecht der Vang-Khane, und das Christenthum der Kerait und ihrer Nachfolger noch in der Sage durch das ganze 13te Jahrhundert bis auf Marco Polo und Johannes de monte Corvino fort, welchem Letzteren es endlich gelang, den nestorianischen Rex Georgius, de generi illustri Magni Regis, qui dictus fuit Presbyter Johannes de India, zu dem katholischen Glauben zu bekehren. Aber obwohl dies der letzte schwache Sprosse jenes fabelhaften Geschlechts ist, der 1299 mit Tode abgeht, so zeigen sich bis dahin doch immer noch einige dunkle Spuren der Nachwirkung einer solchen vermeintlichen Priestereigenschaft des gestürzten Regentenhauses, das nicht ohne einen gewissen geistlichen Nimbus untergegangen zu sein scheint. Diese Spuren zeigen sich in der anfänglichen, wenn auch nur ganz äußerlichen und täuschenden Geneigtheit des ihm durch Tschingis-Khans Vermählung verwandt gewordenen Kaiserhauses der Groß-Khane der Mongolen zum Christenthum zu einer Zeit, da die Mongolen noch Feinde der Mahommedaner waren, und ihr Oberhaupt sich noch nicht entschieden für den Lamaismus als Staatsreligion erklärt hatte, was

---

[1]) ad ann. 1221: Hic scribit summus Pontifex Honorius omnibus archiepiscopis Galliarum, Cardinalem Pelagium scripsisse a partibus transmarinis, quod Rex David, qui presbyter Johannes appellatur, vir timens deum in manu potenti Persidem ingressus et Soldano Persidis bello campestri devicto, terram ejus per XXIV dietas invadens et occupans in ea tenet, quam plurimas civitates munitas et castra tantumque ab illa parte processit, ut nonnisi per decem dietas distet exercitus ejus a Baldach, maxima et famosa civitate, quae Califae ejus videlicet, quem Saraceni suum summum sacerdotem appellunt, sedes esse dicitur specialis, cujus timore Soldanus Alapiae cognatus Soldanorum fratrum Damasci et Babyloniae vires suas, quas praeparaverat contra Christianum exercitum, qui Damietae consistit, compulsus est convertere contra Regem memoratum, et quod idem Legatus Pelagius misit nuncios in Abissinam terram et Georgianorum, qui sunt viri Cathólici et potentes in armis rogans et obsecrans, ut (et) ipsi ex parte sua guerram moveant Sarracenis. In literis etiam, quas miserant Templarii, legebatur: quod idem Rex David in partibus Orientis juxta Persidem quoddam règnum acquisivit, in quo sunt trecentae civitates, exceptis castellis et casalibus, et aliud regnum, in quo trecenta cum castellis flumina XL. VI. currentia, et quod exercitum in quadraginta partibus divisit, et in qualibet parte centum millia pugnatores constituit; et quae hic scribuntur de Rege David facta sunt, quicquid inde factum est anno praecedenti; in isto quoque anno nunciatum est in Francia, quod idem Rex David vel ejus ut quidam dicebant filius jam venerat in Comaniam, quae est ultra Hungariam et in partes Russiae, ubi quasdam terras incredulorum destruxit et maxime Comanorum, et habuit ibi fortissimum bellum per menses quinque. De Russis quoque sibi resistentibus multa millia, de Prutenis quoque Paganis absque numero interfecit, et quod magna civitas Tenex (Tornax) i. e. Oruntia (Ornacia) ab eis destructa est, ad quam mercatores de longinquis partibus ibant; et ferebatur, quod erant in exercitu eorum XL Reges archiepiscopi CCCC (LX), et moratus est idem Rex David circa partes illas fere per biennium, et multa alia de eis incredibilia sunt dicta, sed haec pauca sufficiunt.

[2]) Vincenz, spec. hist. VI, l. 29 c. 69. — Marin Sanuto secretor. fidel. Cruc. L. III, P. XIII, c. 4. f. 234.

erst unter Kublai-Khan (1259) geschah. [1]) Tschingis-Khans Söhne und Nachfolger Dschagatai und Oktai-Khan (Ugetai-Khan, 1228—1241), während deren Herrschaft die furchtbare Gewalt der Mongolen unter den Fahnen Batu-Khans bis in die Mitte Europas vordrang, zeigte sich, wenn auch nicht für das Christenthum, doch gegen die Christenvölker geneigter, als man nach der Barbaren-Art ihres Geschlechts hätte erwarten sollen. Dies scheint man allerdings den nestorianischen Christen zuschreiben zu müssen, die mit der Tochter des gestürzten Wang-Khans ein ehrenvolles Asyl im Hause Tschingis-Khans gefunden haben (Asseman. l. c. T. III, P. II, p. 501). Diese soll, wie ihre Vorfahren, eine Nestorianerin gewesen, und bei ihr sehr viel Rabbanta Monachus, ihr Beichtvater, gegolten haben, der, voll Klugheit und Schlauheit, ein Wahrsager, bei den Tartaren zum Sanctus erhöht, nach dem Tode seiner Gebieterin in der Stadt Tauris als Handelsmann lebte, wo ihn die Legaten des Pabstes trafen. — Von Dschagatai erzählt Marko Polo, [2]) daß er sich in seinem Westreiche zu Samarkand zum Christenthum zur großen Freude der dortigen Christen bekannt habe, die dann unter seinem Schutze die dortige Kirche St. Johannes des Täufers erbauten; und Oktai-Khan ward der erste Beschützer der Armenischen Christen, als die Mongolen-Heerführer am Kaukasus und Georgien furchtbar die Länder verheerten. Als 1240 [3]) der christlicharmenische Fürst Avag mit seiner Schwester Thanitha an Oktai's Hof kam, empfing er sie gnädig, und gab ihnen ihr Reich wieder. Dies war der Anfang des mildern Schicksals der Christen im Westen des kaspischen Meeres. Es lebte an seinem Hofe ein Syrischer Doctor Simeon, voll Einsicht, der das Evangelium im Osten Asiens predigte. Sein Verdienst hatte ihm solchen Eingang bei den Khakan verschafft, daß Oktai ihn Ata (pater im Turkischen) titulirte. Bei den Andern hieß er Rabban (Meister im Syrischen). Er that Fürbitte für die unterdrückten Christen in Georgien, erhielt gnädiges Gehör, und ward 1241 selbst im Auftrag des Kaisers der Mongolen an dessen Feldherren im Westen abgesandt. Seitdem hörten die Bedrückungen der Christen in den kaukasischen Ländern auf. Es trat freie Religionsübung für sie ein, viele Mongolen bekehrten sich, und nahmen die Taufe an. Daher verbreitete sich im Abendlande und in der Levante, wo die Mongolen zugleich als Feinde der Sarazenen, also als politische Freunde der christlichen Könige, auftraten, die ganz grundlose Meinung immer wieder von neuem und allgemeiner, welche mit dem Priester Johann schon lange begonnen hatte, daß die Tataren und ihre Fürsten im fernsten Osten Getaufte und Christen seien, wenn man sie schon in der nächsten Berührung immer nur als Brut des Tartarus kennen lernte. Und doch brachten ihre Siege, wenn sie auch nur auf asiatischem Boden blieben, den Christen Vortheil, und so ließen selbst die Päbste, die Kaiser und Könige von

---

[1]) Abel Remusat, Rech. s. les lang. Tartar. p. 346, 386
[2]) M. Polo, ed. Ramusio, T. II, c. 30, f. 11. ed. Marsden, c. 30, p. 117.
[3]) Abel Remusat, Mem. s. les Relat. polit. des Princes Chrétiens etc. Paris, 1822, 4, p. 13.

Europa sich vielfach und gern täuschen, und gingen mit ihnen auf politische Verbindungen ein, die, wie sie wähnten, auf religiöse Unterhandlungen gegründet schienen.

Auf Oktai-Khan folgte sein Sohn Gajuk-Khagan (Gujuk bei Schanang, Cuyne bei den Missionaren, Gogchan bei den Arabern) unter der dreijährigen Regentschaft seiner Mutter Turakeina-Khatun 1241—1243 (Abel Ramusat, l. c. p. 36). Sie war bei den Keraiten geboren, eine Tochter des Presbyter Johannes (nach Raschideddin heißt sie Siourkoukitay-Biky) Nichte des Königs der Kerait, und eine Christin; also noch immer eine Fortwirkung des Geschlechts des Priester Johannes in Tenduch. Sie hatte einen christlichen Episcop Malassias bei sich, schützte noch den christlichen Minister ihres Gemahls Kuhdahk (Kadak bei Raschideddin), und Gajuk, ihr Sohn, hatte vor seinen Zelten wirklich eine Kapelle, in welcher auch die Patres der päbstlichen Mission ihr ave regina coelorum sangen, obgleich ihnen bei diesem Kultus keineswegs ganz geheuer zu Muthe war [1]) und das ganze Christenthum dieser Leute ihnen wunderlich genug schien. — Mit der Mission des Plano Carpini (1246) ward der Betrug des Schein-Christenthums der mongolischen Völker und ihrer Fürsten durch die früheren Aussagen der Nestorianer nun schon deutlich genug aufgedeckt, und alle folgende Unterhandlungen bestätigten hinreichend den Irrthum der abendländischen Christenheit, in ihnen Glaubensgenossen und Glaubenseinheit vorzufinden. Auch der letzte Strahl der Hoffnung, den Priester Johannes aufzufinden, schwand mit Rubruquis Mission (1253), der dessen ehemaliges Reich selbst durchreiste, und gesteht, daß er daselbst niemand gefunden hat, der von ihm etwas gewußt, als nur einige wenige Nestorianer; bei diesen aber, sei es, sagt er, Gebrauch, über kleine Dinge großen Lärm zu schlagen. Marko Polo (1272) spricht nur von dem Lande Tenduch des Vang-Khan, dessen Geschlecht noch bis zu seiner Zeit fortlebte, und von dem er nach Hörensagen die Meinung anführt, daß dieses Wort den Joan Presbyter bedeuten solle, ohne diese Meinung als die seinige auszugeben.

Bei dem wiederholten Auftreten eines Priester Johann im Lauf von zwei Jahrhunderten (1000—1202) ist man gezwungen, mehrere Fürsten dieses Nahmens anzunehmen, wie auch der Parcival Eschenbachs (v. 822, 21) schon andeutet, indem es von Urepanse de Joie heißt:

Diu gebar sît in Indyan
Ein sun, der hiez Jôhan.
Priester Jôhan man den hiez:
Iemmer sît man dâ die küenege liez
Bî dem namn beliben.

Der erste Johann ist der oben erwähnte, auf der Jagd verirrte und sodann bekehrte Keraitenfürst (um 1000), dem der nestorianische Patriarch Joan 1007

[1]) Plano Carpini, bei Bergeron, ch. XI, p. 18. Rubruquis voy. ibid. ch. XXXII, p. 67.

Priester und Diakonen zur Taufe sandte, und dessen Nahmen vielleicht sein hoher Täufling empfing, wenngleich es nicht minder wahrscheinlich ist, daß sein eigentlicher Titel Vang-Khan durch Mißverstand mit Joan presbyter übersetzt ward. Der zweite Johann tritt 1145 auf, von dem Otto von Freisingen erzählt; der dritte ist der angebliche Verfasser des Briefes an den Griechenkaiser 1190, und der vierte endlich der von Tschingis-Khan 1202 besiegte Ung-Khan. Immer tritt dies Keraitenhaupt als Heerführer kriegerischer Horden an den Grenzen Chinas auf, und wie es mit seinem Christenthum bewandt, haben wir oben gesehn. Der chinesische Titel Vang (i. e. Rex) verband sich mit dem tatarischen Khan; aus Vang-Khan (d. h. Ober-Khan) ward Joan Rex, indem die Nestorianer es liebten, die Barbarennamen in christliche umzuformen; so ward aus dem Großvater Ung-Khans, der den echtmongolischen Nahmen Mergus- oder Margus-Khan führte, ein echt christlicher Markus (Petis La Croix, hist. du grand Genghizcan p. 29) und richtig übersetzt auch Abulfaradj den Vang-Khan mit Malek Juhana, i. e. rex Juhana (Khan, Joan) [1]).

Wenden wir uns nunmehr zu unsrer Sage wieder zurück, so ergiebt die kurze aphoristische Notiz im Parcival, die Wolfram doch nur bei Kiot vorgefunden haben kann, daß der Priester Johann der Gralsage ursprünglich nicht angehört hat, da die Kunde von ihm erst dunkel um 1100, und bestimmter 1145 nach Europa kam; und daß man zu Kiots Zeit noch an dieses Priesterreich glaubte, zugleich aber, daß die Kunde nur noch eine sehr oberflächliche und ungewisse sein mußte, da sie so ungemein kurz abgefertigt wird. Ganz undenkbar ist, daß Wolfram die Beziehung des Johannes zum Gral verschwiegen hätte, wenn er sie bei Kiot vorgefunden; nicht minder undenkbar ist, daß Kiot sich nicht weiter darüber ausgelassen, wenn die ältere Sage ihm mehr davon überliefert hätte, und rein aus der Luft gegriffen ist es, wenn Mone in diesem Theile der Gralgeschichten eine Einmischung des spanischen Judenthums finden will, welches in der Reise des Grals nach Indien eine Rückkehr der Juden in das Morgenland feiern wolle (Anzeiger für Kunde des M. A. 1833, S. 297). Nach Wolfram (Parc. 786, 5) verschwindet der Gral, man weiß nicht wohin, und die Ritter wurden es müde, ferner danach zu forschen. — Die Nordfranzosen lassen ihn gen Himmel fahren, und nirgends bei ihnen erscheint ein Priester Johannes. Wir fragen daher mit Recht erstaunt, woher denn Albrecht im Titurel die Wanderung des Grals nach Indien und das Priesterreich des Johannes entnommen, da bis jetzt keine dichterische Urkunde von ihm aufgefunden ist, der er gefolgt sein könnte. Die Antwort dürfte er selbst jedoch entscheidend in seinem Titurel gegeben haben.

Nachdem Albrecht die Geschichte im Titurel so weit geführt hat, wie Wolfram im Parcival, er (Kap. 40, Str. 92, 93) ausdrücklich gesagt hat, die Aven-

---

[1]) Ueber diese und andre Ableitungen des Nahmens, die uns jedoch nicht weiter interessiren, s. Ritter, Erdkunde, l. c. und Theologische Studien und Kritiken, Jahrgang 1837, Hft. 2, p. 353, Abhandlung von Gieseler.

türe wolle allhier nun unterlaſſen, zu erzählen, wie Parcival mit den Templeiſen lebte, wie Loherangrin von Lähelin ſein Land wieder erſtritt, und wie Urepanſe mit Feireſiß lebte, rühmt er ſich dennoch, um reichen Lohn wolle er wohl die Märe fürbas geben, denn er habe die Aventüre ganz. Aber der Hülfe Lanze ſei ihm an einem Fürſten zerbrochen. Dagegen aber ſchmerzt es ihn auch, und er fürchtet der Werthen Tadel, wenn er die Geſchichte mit Wehklage und Betrübniß enden laſſe; er bittet Gott um Stärkung, und verheißt Lohn allen denen, die mit Worten oder Gaben ihm ſteuern, das Buch zu vollenden; er erinnert ſich des Tadels, daß Wolframs Wilhelm im Anfang, der Parcival am Ende mangelhaft ſei; ſo epilogiſirt und präludirt der Dichter bis Str. 125 fort, bis er endlich mit der Wanderung des Grals nach Indien vorrückt. Er verſichert hier mehr als Wolfram zu geben; daß Kiot am Schluß nicht mehr, als dieſer, gehabt, ſagt deutlich Parc. v. 827, 12: niht mêr davon nu sprechen wil — Ich Wolfram von Eschenbach, — Wan als dort der meister sprach. Seine 34 Strophen lange Zwiſchenrede, die dieſen Schlußact beginnt, bezeichnet dieſen als die eigentliche Krone des Werks, und dies paßt ganz zu der eitlen Aufgeblaſenheit, mit der überall Albrecht hervortritt. Es würde bedenklicher ſein, die letzten beiden Kapitel des Titurel für eine eigenmächtige Hinzudichtung Albrechts zu halten, wenn darin irgend neues und originelles Material enthalten wäre; aber gerade hier können wir ſo beſtimmt, wie faſt nirgend anderswo ihm die Lappen und Flicken nachweiſen, aus welchen er die Wanderſchaft des Grals und das Johannesreich zuſammengeſtickt hat; ihm eigenthümlich iſt nur, daß er dieſe fremdartigen Erzählungen an die Gralſage angeſchweißt hat. Kein Dichter verſteht es wie Albrecht, ſich mit fremden Federn zu ſchmücken, ſich alles, was irgend ſeinen Kreis berührt, anzueignen, und Andre auszubeuten, aber keinem ſteht auch eine ſo enorme Beleſenheit und Gelehrſamkeit (dieſe im Sinne ſeiner Zeit verſtanden) zu Gebote, wie eben ihm. Die wunderbaren Länder und Völker, welche der Gral auf ſeiner Wanderſchaft nach dem Orient durchzieht, die das Abendland aus dem Kteſias, den Mährchen von Tauſend und Einer Nacht aus dem Munde der Kreuzfahrer kennen lernte, die ſodann in Lamprechts Alexander, den Herzog Ernſt und die Reiſen des h. Brandan u. ſ. w. übergingen, ſind keine andre, als von denen Karpini Rubriquis und Marko Polo erzählen; die Wunder, die der Gral wirkt auf der Reiſe, ſind dieſelben, die in den nordfranzöſiſchen Gralromanen Joſeph von Arimathia erfahren hat, und daß Albrecht dieſe Romane benutzt hat, beweiſt eben die Einmiſchung Joſephs, die mit Kiots Sage durchaus unvereinbar iſt, und die den Dichter mit ſich ſelbſt in den gröbſten Widerſpruch ſetzt, was er indeß in ſeiner verworrenen Gelehrſamkeit gar nicht zu bemerken ſcheint. Denn wenn er im zweiten und dritten Kapitel erzählt hat, wie vor Titurel das heilige Gefäß Niemand berührte, ſondern unſichtbare Engel ſeit Lucifers Sturze es ſchwebend in den Lüften trugen, bis dieſe es Titurel überreichten, ſo durfte er nicht im 41ten Kapitel Str. 139 von Joſeph ſagen:

Der behielt die schüssel tougen schone,
Untz mirs der engel brachte.

Ferner ist die Schilderung des Johannesreichs im Kap. 40 in der That eine so genaue und ausführliche Paraphrase des Briefes des Priesterkönigs an den Griechenkaiser, den wir deßhalb eben so ausführlich in der Beilage mitgetheilt haben, als Assemann ihn giebt, daß es keinen Augenblick zweifelhaft sein kann: eben diesen habe Albrecht vor sich gehabt, als er die entsprechenden Strophen des Titurel dichtete. Er folgt demselben Schritt vor Schritt, und nur das öftere leidig abbrechende etc. bei Assemann hindert uns, in den Strophen eine fast wörtliche Copie jenes berühmten Briefes wieder zu erkennen. Derselbe ist ebenfalls anderweitig für sich poetisch übersetzt worden, wie eine solche Bearbeitung z. B. S. 308 u. folg. Altd. Blätter von Moritz Haupt und Hoffmann B. I Hft. 3 mitgetheilt wird, deren Inhalt genau mit dem Titurel, so wie mit dem Briefe bei Assemann übereinstimmt. — Der Kriegszug des Johannes und die Kriegslist mit den messingenen glühenden Reutern enthält wörtlich Karpinis Reisebericht von 1246; auch der Versetzung des Graltempels nach Indien scheint die Erzählung Marco Polos (B. I, c. 8) von dem versetzten Berge im Königreich Mosul zum Grunde zu liegen. Als dort nämlich die Saracenen versuchten, das Evangelium lächerlich zu machen, sprachen sie zu den Christen: „Ihr wißt, daß es im Evangelium heißt: wäre euer Glauben nur so groß wie ein Senfkorn, und würdet ihr zu diesem Berge sagen: begieb dich weg von hier; so würde es geschehen. Habt ihr nun den wahren Glauben, so sprecht, daß dieser Berg sich von seinem Platz begebe.“ Da riefen die Christen in ihrer Angst zu Gott, und der Gläubigste befahl darauf dem Berge zu gehen; und es geschah. Viele Saracenen gingen bei diesem erstaunlichen Anblick zum Christenthum über. Auch könnte man hierbei an die Versetzung des Hauses von Loretto denken, wenn dies Wunder nicht erst in einer jüngern Zeit Ausbreitung gewonnen hätte. — Des Interesses an den hier ausgebreiteten Wundererzählungen war Albrecht gewiß, denn auf Marco Polo (1277) folgten bald die fabelhaften Reisebeschreibungen des Oderich von Udino, der 1318 reiste und 1330 schrieb, des Otto von Baldensleve um 1315, und des Mandeville (1332—1355), der den Oderich beträchtlich abschrieb, und die mit Enthusiasmus von der wundergläubigen Welt aufgenommen wurden. Die nordfranzösischen Romane ließen die letzten Gralritter Galaad und Parcival im palais spirituel im fernen Asien begraben werden; schon hierin lag für Albrecht die Anregung, den Gral gleichfalls dahin verschwinden zu lassen; zu seiner Zeit war das Johannesreich bereits als ein historisch vernichtetes bekannt, der Glaube an seine ehemalige Existenz aber lebte fort, und die Päbste ermangelten nicht, das Christenthum im fernsten Asien predigen zu lassen; Nicolaus IV. sandte 1272, Klemens V. 1307, 1314, 1316, Johannes XII. 1322, Benedict XII. 1328, und der König Ludewig der Heilige 1249 (Schröckh. Kirchengeschichte, B. XXV, S. 195 folg.) Missionen an die Tartaren und Mongolen, und deren Khane luden andrer Seits zu Kreuzzügen gegen den gemeinschaftlichen Feind, die Saracenen, ein, sich stellend, als ob diese Unterhandlungen auf religiösen Tendenzen gebaut würden. Im Abendlande war außerdem zur Zeit Albrechts Pabstthum und Kai-

serthum in Zwiespalt, die Glorie der Kirche gesunken, das Priesterthum durch Sünden entweiht; im fernen Osten sollte es durch jene Missionen wieder erweckt werden, im Osten, wo der erhabene Priesterfürst ein Eden auf Erden einst hergestellt hatte. — Dies alles waren für die einsaugende Natur Albrechts so eindringliche Motive zu Dichtung der letzten zwei Kapitel des Titurel, daß ihm dieselbe wohl zugetraut werden kann, wenn auch sonst ihm alle Erfindungsgabe abzusprechen wäre.

Häufig ist, beiläufig bemerkt, behauptet worden, daß die Figur des Dalai-Lama auf die Ausbildung der Sage vom Priester Johannes einen wesentlichen Einfluß gehabt habe, und es lag allerdings die Hypothese nahe, daß, nachdem bei demselben Nomadenstamme, auf demselben geographischen Locale der Lamaismus mit entschiedener Herrschaft hervortrat, jene Priesterwürde nach Ung-Khans Sturze auf einen andern analogen Priester des Buddathums übertragen worden sei (Ritter, l. c. S. 261). Allein es steht historisch fest, daß mit dem Untergange des Geschlechts der Keraiten auch der Einfluß der Nestorianer mehr und mehr abnimmt, ja sie treten als Christen ganz zurück, als die katholische Kirche dort durch sehr thätige Missionare ihren ersten Eingang findet, zu einer Zeit, da der Lama-Kultus durch das Anerkenntniß des Groß-Lama in Tibet als Haupt der Hierarchie schon zur Statsreligion der Yuendynastie erhoben war. Die Würde des Priester Johann [1]) ging so wenig, als die des nestorianischen Katholikos in die Person des Dalai-Lama selbst über, denn dafür ist kein einziges gültiges Zeugniß vorhanden, obgleich die eine oder die andere dieser Hypothesen, oder selbst beide zugleich [2]) ihre weitläuftigen Darstellungen gefunden haben. Wohl aber ist es fast gewiß, daß der Cultus der Lama-Idololatrie sich mit manchen Formen des Nestorianischen Kirchenceremoniels auf eine so auffallende Weise ausgeschmückt hatte, daß alle ersten Beobachter derselben davon überrascht in ihr eine Nachäffung der katholischen Kirche durch den Teufel selbst wahrzunehmen glaubten.

Bestärkt werde ich in der Vermuthung, daß der Zug des Grals nach Indien und sein Uebergang auf den Priester Johannes von Albrecht erfunden sei, noch dadurch, daß dessen kein andres Dichterwerk erwähnt, das über den Titurel hinausreicht; wenigstens ist mir bis jetzt kein solches erfindlich gewesen. Die aphoristische Notiz in den Reisen von St. Brandan V. 1010 folg. [3]) beweist nichts dagegen, wenn diese niederdeutsche Bearbeitung auch älter als der Titurel sein sollte, was ich jedoch nicht entscheiden will. In den Reisen des Mandeville, der ein Zeitgenosse Albrechts ist, erscheint das Johannesreich in allem Pomp, wie im Titurel; allein da er erst 1322 ausfuhr, 34 Jahr unterwegs blieb, und seine Reisen dann in lateinischer, englischer und französischer Sprache schrieb, nicht aber in deutscher, so ist nicht wohl anzunehmen, daß Albrecht dessen Reisewerk benutzt hat. Ob in

---

[1]) Pater Georgi Alphabet. Tibet. p. 690.
[2]) J. F. Fischer, Sibirische Geschichte. St. Petersburg, 1786. Einl. Th. I. S. 73—82.
[3]) Bruns, Altplattd. Gedichte. 1798. S. 210.

den Geſchichten Ogiers des Dänen Aehnliches enthalten, kann ich bei der Unbekanntſchaft mit denſelben nicht beſtimmen, nach dem aber was im Altd. Muſ. I, S. 273 u. folg. darüber angeführt wird, läßt ſich doch nur abnehmen, daß zwar das Johannesreich darin vorkommt, doch nichts von deſſen Verbindung mit dem Grale.

Durch Eſchenbachs Parcival und Albrechts Titurel, die fortan in der Literatur nur noch als unzertrennlich zuſammengehörige Werke betrachtet wurden, gewann die Gralſage in Deutſchland immer größeres Intereſſe, ward in gleichem Maaße zugleich aber auch Gegenſtand freier dichteriſcher Behandlung. — Vom Grafen Hugo von Montfort, Herrn von Bregenz, [1]) deſſen Liederhandſchrift zu Heidelberg vorhanden, wahrſcheinlich Hugo II., geboren 1357, geſtorben 1423, der auch eine Wallfahrt ins gelobte Land gemacht, beſitzen wir ein Spruchgedicht: (Pfälzer Hd. Sch. 329) Parcivals Erſcheinung, worin u. a. Held Parcival den Dichter über den damaligen Weltlauf befragt. Am Ende heißt es:

Nu wil ich auch die warhait sagen
Barcifal ist tod vor mengen tagen
Ich han in nun ze bispel gezelt
Das er ist gewesen ain ritter usserwelt.

Nach einem andern Spruchgedicht deſſelben Verfaſſers, die Burg des Grals, wird in dieſe Burg kein Böſer eingelaſſen, oder er muß ſterben. Gute Menſchen werden nach ihrem Tode dort aufgenommen, und ein verſtorbener Freund ſagt zu dem Dichter:

Hie in so ist der werde Gral,
Wir sind gar wol gespeyset
Mit allem, so unser herz begehrt,
Des hant wir gnug ze stunden,
Des sind wir als von got gewert. —

Ferner: Des sind wir kommen zuo dem Gral
Und habent iemer mer
Wunn und freed und noch vil me
Wir mugent auch nicht sterben.

Aus andern Stellen erhellt, wie hoch er den Titurel gehalten:

Ich han ain buoch gelesen
Aller teutsch ain bluom,
Das mag nicht anders wesen
Genant Titterel ist es sunder ruom.

[1]) Hoffmann, Fundgruben, Th. I. S. 328. — Suchenwirt von Primiſſer, S. 198. — Aufleß und Mone, Anz. f. Kunde des M. A. 1834, S. 200 und 1833, S. 296—297

Darnach han ich gesunnen,
Die reimen auch gemessen,
Ist daran nicht zerrunnen
Die leng die kürtz oder han ichs vergessen.

Wie Hugo, folgt auch Herrmann von Sachsenheim (†1458) in der Mörin nur dem Titurel, wenn er von Johannes erzählt:

Von India priester Johann
Als gewonheyt ist in seinem Land
Er hat von Gold ein schönes pferd
Vil bass helt er inn hohem werdt
Inn eym karren von gold so reich
Ein gulden creuz desselben gleich
Das sol jm deuten seynen todt
So er hin fürt in sterbens not
Und leib und seel sich scheiden thuot.
Es hat bedeutet auch das bluot
Das Christ vergoss inn namen drei:
Er nimpt eyn zeychen auch darbei
Dass er zuor erden wider komm.
Derselbig keiser der ist fromm
Er kan und weiss die rechte schuol
Doch helt er nichts von Römschen stuol
Er hat sein eigen patriarch
Doch helt er vil von gottes arch
Darin sich scheust das sacrament.

Die letzte deutsche Bearbeitung der Romane aus dem Sagenkreise von Artus und dem Grale rührt von Ulrich Fürterer, einem bairischen Briefmaler her, der um 1478 im Dienst Herzog Albrechts IV. von Baiern dichtete, [1]) und fast sämmtliche Romane in ein großes encyclisches Gedicht in der Strophe des Titurel zusammenfaßte. Von den 13 in diesem Werke enthaltenen Abschnitten erzählt Nr. 1 nach Art der französischen Romane vom Ursprung der Helden- und Ritterorden, vom Trojanischen Kriege, dem Argonautenzuge, von der Vermählung der Thetis, Jasons und der Medea. Nr. 2 von Merlins Abentheuern, seiner Geburt, und was er in seiner Kindheit beging. Nr. 3 von Gandin, Galoes und Gamuret. Nr. 4 von Tschionatulander, Sigune und dem Brackenseile. Nr. 5 von Parcifals Jugend und Schicksalen bis er nach Nantes gelangt. Nr. 6 von Lohengrin und Else von Brabant. Nr. 7. von Floris, Gavan und Wigalois. Nr. 8 von Seifried von Ardemont. Nr. 9 von Meleranz von Frankreich und

[1]) Altd. Mus. I, 3. 160, 569. — v. d. Hagen, liter. Grundriß, S. 153, 537.

Dydomeye aus der Klamarey. Nr. 10 von Iwain und Laudamie. Nr. 11 von Perſybein und Florant. Nr. 12 von Poytislier. Nr. 13 endlich in 6 Büchern von Lancelot. — Es iſt eine Arbeit, ähnlich wie Kaspars von der Rön Heldenbuch (1472), durch die die Poeſie nichts gewonnen, ein todtgeborenes Kind, nur von ſeinem Erzeuger und deſſen Gönner, nicht von der Mit- und Nachwelt beachtet.

Viertes Kapitel.

Nebenzweige der Sage.

1.

Klinschor.

Klinschor, Herrscher von terre de labour (terra di lavoro in Kalabrien) residirte in seiner Hauptstadt Chaps (Kapua), hatte einen Liebeshandel mit Iblis, der Gemahlin Iberts, Königs von Sizilien, der das Paar zur Unzeit auf seinem Schloß Kalot-bobot (Kalata-Belota auf Sizilien) überraschte, und den begünstigten Liebhaber durch einen Schnitt für immer zur Frauenminne untüchtig machte. (Parc. S. 459). In dieser einfachen Geschichte haben wir unzweifelhaft eine alte süditalischsizilische Nationaltradition, dem Local und dem Volkskarakter entsprechend. Der also hart Gezüchtigte faßt nun Haß gegen das ganze Menschengeschlecht; im Orient lernt er in der Stadt Persida, wo der erste Zauber erdacht ward, die Schwarzkunst; er macht sich die guten und bösen Geister, die zwischen der Erde und dem Firmament hausen, unterthänig, vernichtet neidisch das Glück Andrer, und ist ein grausamer Frauenräuber. In terre marveille erbaut er sein Zauberschloß Schastel-Marveille, und rüstet es mit seinen ungeheuerlichen Zaubern zur Wehr aus, holt den wunderbaren Spiegel aus Indien, in dem er alles schaut, was auf acht Meilen in der Runde sich begiebt, ein Spiegel, wie ihn Benjamin von Tudela (Itiner. Lipsiae, 1764. S. 102) zu Alexandrien fand, wie ihn das aus Indien stammende Buch der sieben weisen Meister kennt, wie im Schah Nameh des Ferdusi er dem Skander zu Theil geworden ist; mit unermeßlichen Schätzen müssen die Nachbarn sich von ihm Frieden erkaufen. — In dieser Fortführung der Geschichte ist orientalischer Einfluß nicht zu verkennen; der Phantasie ist der freieste Spielraum, die lebendigste Anregung gegeben, die mannigfaltigsten Abentheuer mit diesem Zauberer zu verknüpfen, und daß er in der That zu einem großen Ansehn gelangt ist, beweist seine Anknüpfung an Virgil. Unter den beiden Roger und Wilhelmen, in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, als der Hof zu Palermo reich und wollüstig war, hörte man zum ersten Male sicilische Dichter. Ebenso sah man daselbst die Araber ein Ansehn gewinnen, und einen Einfluß, dergleichen sie nie an einem andern Hofe ausgeübt haben. Wilhelm I. ließ seinen Palast, wie die Monarchen des Orients, von Eunuchen bewachen, und

dieſe waren ſämmtlich Muhamedaner. Er wählte aus ihnen ſeine Vertrauten, ſeine Freunde, zuweilen ſelbſt ſeine Miniſter. Alle, welche die Künſte ausbildeten, alle, welche zu den Freuden des Lebens beitrugen, waren Saracenen. Die Hälfte der Inſel Sizilien war von dieſen bewohnt. — Man hat den Nahmen Klinſchor aus dem Ebräiſchen auf dreifache Weiſe ableiten wollen, als: Klinzor (instrumentum custodiendi), Kli-nso-or (instrumentum ferendae lucis), Kli-nes-or (instrumentum meum est vexillum lucis) [1]; allein theils paſſen dieſe Ableitungen doch nur mehr auf den Klinſchor von Ungarnland im Wartburgkrieg, als auf den Klinſchor des Parcival und Titurel (Kap. 19), theils bedarf es aber dieſer Ableitung auch gar nicht, um bei dieſer Figur den orientaliſchen Anſtrich zu erklären, der ſchon genugſam durch ihre Heimath und deren halbmorgenländiſche Bevölkerung erklärt wird. Bei der engen Verbindung, in welcher Sizilien und das jetzige Neapel ſtanden, mußte nothwendig die Sage von Klinſchor in das letztere Land hinüber wandern; hier aber herrſchte ſchon ein anderer Zauberer, deſſen Reich ſich durch ganz Italien erſtreckte, von deſſen Wundern und Zaubereien es aller Orten in dieſem Lande wimmelte, und an die bis in die jüngſte Zeit geglaubt wurde, nemlich Virgilius von Neapel. (S. Parc. S. 635—647). Zu verdrängen war hier der ältere Herr nicht durch den jüngern ſiziliſch-kalabreſiſchen Eindringling, der jedoch auch zu feſt im Andenken ſchon ſcheint geweſen zu ſein, als daß er hätte gänzlich in die Perſon des Virgil übergehen können, und die Sage half ſich daher, indem ſie Virgil zum Oheim Klinſchors erhob. In dieſer Verwandtſchaft mag beide Zauberer die Poeſie der Provenzalen vorgefunden haben, als ſie am Ende des eilften und Anfang des zwölften Jahrhunderts zugleich mit ihrer Sprache zu den äußerſten Enden Italiens vordrang, von wo ſie die Sage von Klinſchor nach der Provenze demnächſt zurückbrachte; denn dieſe für einen urſprünglichen Theil der provenzaliſch-ſpaniſchen Gralſage zu halten, fehlt es an allen äußern und innern Gründen. Auffallend und merkwürdig iſt vielmehr die Verſchlingung Klinſchors mit Artus. Denn wie dem Baruch von Bagdad 12000 Frauen und Jungfrauen, ſo raubt er auch dem Artus Gemahlin und Nichten mit 400 Dienerinnen, ſammt der Mutter und den Schweſtern Gavans; und es iſt kein Templeiſe, nicht Parcival oder ein anderer Anjou oder ein Held vom Geſchlecht der Gralskönige, ſondern ein Ritter der Tafelrunde, Gawan, welcher die Burg des Zauberers zerſtört. Hieraus dürfte aber mit Sicherheit zu folgern ſein, daß Klinſchor nicht eher in die Gralsſage eingedrungen ſein kann, als dieſe ſchon mit dem Artuskreiſe verwebt, oder ſich zu verweben im Begriff war, alſo früheſtens erſt nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts.

Chretien de Troyes und nach ihm der Proſaroman von Percival (p. 39) erwähnen zwar ebenſo, wie das Ms. Nr. 7536 der Pariſer Bibliothek (Abſchn. 14 u. 15) der Eroberung des Chasteau de la merveille durch Gauvain in ähnlicher Weiſe, wie Wolfram; das Schloß iſt par l'art de nigromance erbaut;

[1] Koberſtein, Wartburgkrieg, S. 46.

eine vornehme Königinn mit zwei schönen Töchtern und ungeheuren Reichthümern ist darin. Ung clerc bon nigromancien et bien saige en Astrologie la royne avec sa compagnie en ce beau palais amena, ou fist une si grante merveille. Nahmen werden nicht genannt, die liebliche Bene und die Spiegelsäule kommen nicht vor; die ganze Episode ist so trocken gehalten, der Zauberer so obenhin erwähnt, daß man erkennt, wie unbequem dem Dichter dieser bei Wolfram so imposante Nigromantiker gewesen ist, da der Artuskreis schon mit einem ähnlichen Wesen, dem Merlin, versehen war. — Im gedruckten Prosaroman vom h. Gral endlich ist Klinschor völlig verschollen, und nur ein leiser Anklang an Virgil und Chateau-Merveille findet sich in der seconde branche f. 173v. bei der Erzählung, wie Perlevaux sich aufmacht, den chevalier au dragon ardant aufzusuchen, und zu dessen chasteau tournoyant gelangt, dessen Thor von Löwen und Bären bewacht wird: Cy dit le compte, que Virgille fist par art le chastel tournoyant du temps, que les philosophes alloient querir paradis terrestre, ou il fut prophetize, que le chastel ne cesserait jamais de tourner, jusque a l'heure que le bon chevalier viendroit, que auroit le chef d'or et regard de lion, cueur dacier, nonbril de vierge pucelle, tasche sans villenie, provesse et valleur de foy Creançe en Dieu. Et ce chevalier devoit porter lescu au bon souldoyer, qui le saulveur du monde descendit de la Croix. —

Wie aber Klinschor ein halbes Jahrhundert nach Wolfram der Gralsage völlig entrückt im Wartburgkrieg und Lohengrin als Klinschor von Ungarnland in die deutsche Dichtung eingeführt, ja sogar zur historischen Person erhoben, und zum körperlichen Gegner Wolframs gemacht worden ist, haben wir bereits an einem andern Orte (Parc. S. 641—647) erörtert.

2.

Loherangrin.

Die kurze Fortsetzung der Geschichte Loherangrins, des Sohnes Parcifals, in Eschenbachs Parcival leitet uns in eine Dämmerung, die, je schärfer das Auge umherspäht, nur zu einer um so dunkleren Nacht sich verdichtet. Nach Wolfram (Parc. 824, 1—826, 24; Uebers. S. 569—571) wird Loherangrin auf Geheiß des Grals von einem Schwane nach Antwerpen zur Herzogin von Brabant geführt; sie erkennt in ihm den von Gott ihr bestimmten Gemahl, er wird Herr des Landes, sie gewinnen schöne Kinder, doch unzeitige Neugier nach Nahmen und Herkunft des Gemahls, die verpönte Frage darnach treiben ihn wieder von dannen. — Daß Kiot diesen unbefriedigenden Anhang zur Geschichte Parcivals schon in seinem Gedichte gehabt habe, ist sehr wahrscheinlich; woher er ihn entnommen, bleibt aber völlig dunkel; denn daß er weder beim Flegetanis,

noch im Toledaniſchen Ms., oder in der Chronik von Anjou ſich gefunden, darauf deutet ſchon das Local der Begebenheit, Brabant; der wälſchen Erzählung iſt er vollends fremd. — Im Titurel (Kap. 40, S. 223) wird die Geſchichte Loherangrins noch weiter, und bis zu ſeinem Tod fortgeführt. Er ward hiernach zuerſt nach Brabant geſendet, kehrte darauf zum Gral zurück, und ward dann wieder zur Belaye geſchickt, deren heiße Neubegier der Liebe, die durch Zauberei die Mittel der Befriedigung finden will, ihn um ſein Leben bringt. Ob Albrecht auch hier nur Kiot gefolgt ſei, oder ob er anderen unzweifelhaft über Loherangrin ſchon vorhandenen Gedichten nacherzählte, iſt nicht klar zu erkennen, indeß ſtimmt er inſofern mit Wolfram überein, als beide in die Sendung des Grals nicht Artus und die Tafelrunde mit einmiſchen.

Brabant, Flandern, das jetzige Holland, der ganze Niederrhein ſind die Heimath der alten, bis auf Julius Cäſar hinaufgeführten, weitverzweigten, mannigfach geſtalteten und im Lauf der Jahrhunderte immer wieder verjüngten Sage vom Schwanenritter. Die Erzählung von Fürſtentöchtern, die von den Großen des Reichs gedrängt werden, ſich einen Gemahl zu wählen, und von deren Erkieſung eines plötzlich hergeſchneiten, imponirend auftretenden Helden zum Gemahl iſt ſo konſtant in den Stammſagen faſt aller Völker, ſo oft wiederholt in den Ritterromanen, und dem Geiſt des Ritterthums ſo entſprechend, daß hierin nichts beſonders Eigenthümliches gefunden werden kann. Andrer Seits war wieder durch die Idee, daß der Gral herrenverwaiſten Ländern einen Gebieter zuſende (Parc. S. 341) den Romandichtern es ſo nahe gelegt, dieſe zu benutzen, um ganz fremdartige Geſchichten hiermit zu verknüpfen, daß es nur befremden könnte, wenn ſie davon nicht Gebrauch gemacht hätten. Wenn der Titurel von einer zweiten Sendung Loherangrins ſpricht, ſo iſt dies eine Wiederholung von Abentheuern, die den Romanciers ganz gemäß iſt, und es ließen ſich eine Menge Beiſpiele anführen, wo dieſelben Abentheuer mit geringen Modificationen ſich ſogar noch öfter wiederholen, weßhalb daſſelbe Kiot auch ſehr wohl zuzutrauen iſt. Wenn wir nun auch nicht beweiſen können, daß Kiot zuerſt hier in einen niederrheiniſchen Sagenkreis hinübergegriffen habe, ſo bezeugt doch der Lohengrin (ed. Görres, Heidelberg, 1813) der um 1300 gedichtet iſt, daß dieſe Verſchmelzung der Gralſage mit der Sage vom Schwanenritter bereits im 13ten Jahrhundert eine ausgedehnte Geſtalt gewonnen hat, wenngleich wir dies aus franzöſiſchen Gedichten nicht zu entnehmen vermögen. Das Gedicht erzählt: der ſterbende Herzog von Brabant hatte ſeine Tochter Elſe dem Grafen Friedrich von Telramunt verſprochen, ſie iſt darüber in der größten Herzensnoth. Friedrich klagt vor dem Kaiſer auf Erfüllung des Verſprechens. Es wird ein Gerichtstag anberaumt, an dem Friedrich mit demjenigen kämpfen ſollte, der die Magd vertreten würde. Sie fand nirgend einen Kämpfer für ſich; da zu Gott flehend in ihrer Herzensangſt, läßt ſie die wunderbare Schelle erklingen (p. 10).

Ein valke het sich überslagen;
Sin ubermut in zu einem kranîche het getragen,

Davon der kranch des lebens sich getroste.
Dem valken wart ein klowe lam,
Die herzoginne in ir wizze hende nam;
Von golde ein schellen sie da vom im loste.
Swenn so daz wazzer zu ir ougen brach von herzen sterke
Und lute si die schelle clar,
Underwilen roufet si ir reides har.
Sie sprach: getrouwer Got min jamer merke!

Ir Capelan die messe sanc;
Eines tags in douht, wie der glocken klanc
In doners wise breche durch der wolken gruste.
Der galme gein françriche gieng,
In sin herze erz fur manige wunne empfinc:
Von irem done teilten sich die lüfte,
Davon Artus und alle die sinen horten fremde mere.
Der magt sie musten kempfen geben
Oder von der glocken in der sorge leben;
Der ez reht weiz, der ist nicht kunste lere.

Der König Artus ward durch den Glockenton sehr aufgeschreckt. „Wir haben Gott erzürnet; — rief er — es sollen 20 Priester mit den Fahnen vor den Gral gehen; er wird uns verkünden, welche Buße Gott von uns verlange.“ Artus selbst unter Krone, seine Gemahlin mit bloßen Füßen im härenen Hemde, mit Geißeln in den Händen, gehn zum Gral, doch Keie räth: daß sie Elys, Parcivals Tochter, Penylle, Lanzelots Kind, und Siegelinde, Gawans Tochter, mitgehn heißen, Falken in den Händen, gekleidet

in den vlesiant,
Den Judas uz dem Pelibrone brahte.

Wenn ihnen dann nicht Ehre geschähe, so müßte wahrlich Gottes Mutter nirgend leben, durch die der gral muz tun, swaz sie gebütet. — Parcifal befiehlt, noch inne zu halten. „Erst soll vor ihnen noch ein Priester beim Grale Messe singen, wenn dann die Taube sich niederschwingt, und die Oblate auf den Stein legt, dann sollen wir alle in das Münster nachfolgen“ (p. 13). So geschah's. Vor dem Grale lassen die Mädchen die Falken fliegen, da erscheint die Schrift am Grale:

Wie in Brabant si ein edele reine magt,
Die hab der werlde lon mit gotes minnen;
Die hat ein herre ir vaters rat
Vor gerihte kempflichen braht in sorgen wat;
Artus der sol ir einen kempfen gewinnen,

Daz er und alle die fürsten sin begriffen mit den eiden
Sie habent niendert werdern degen.
Swenn das geschiht, so ist der glocken don gelegen;
Bi disem tage schol er von hinnen scheiden.

Artus, Parcival, Gawein, Walban, Lanzelot, Jorant, Alle wollen zum Kampf eilen; doch Lohengrin, Parcivals Sohn, ist der vom Gral Erkorne; schon hat er sein Roß bestiegen, da naht ein Schwan, eine Arche hinter sich ziehend; er besteigt sie; den Strom hinab, über Meere weit schifft er, nur genährt von Oblaten, die der Schwan gleich Fischlein aus den Fluthen schnappt, und sie ihm darreicht (p. 17).

Der vogel hup ane und sanc
Daz ez dem fursten in sin ore clanc,
Wan er in engels wise was gestimmet.
In solcher varwe er im erschein
Daz er gedaht: ditz ist fur war ein engel rein,
Der hie bi uf disem wage swimmet. — —

Daz schef vaste uf dem wage lief
In dizzer suzzen wunne der iunge kunic entslief.

So wird er in den Hafen von Antwerpen getragen, wo er seine Sendung verkündet; glücklich besiegt er Telramunt, der Kaiser spricht ihm Elsen zu, dieser aber legt der Held auf: nie nach seiner Herkunft und seinem Nahmen zu fragen. Lange bewahrt die liebende Else ihre Treue. Lohengrin begleitet den Kaiser Heinrich den Finkler auf dem Zuge gegen die Ungarn, in die Schlacht von Merseburg, zieht mit dem Kaiser dem Pabst Johann gegen die Sarazenen zu Hülfe, und dann zurück zu einem Hoftag nach Kölln. Bei der Rückkehr wird Else von der Gräfin von Cleve zu Enthüllung des Geheimnisses ihres Gemahls aufgereizt. Sie bittet, er weist sie zurück; in einer zärtlichen Nacht fleht sie dringender, weil sie die Enthüllung ihren Kindern schuldig sei. Nun verspricht er Offenbarung, und verkündet sie laut allem Volk (p. 178):

Myn alder en der hiez Gandin,
Darnach Gamuret sin sun, ein Antschowin,
Der vor Baldach lac tot in poynders hurte.

Des sun man nande Parcifal,
Der ist min vater, und ist herre da zu dem gral.
Dann ist min anfrowe her zu lande genennet;
Min mutter ist von Pelrapyr;
Min geslehtes ain teil han ich genennet schir,
So ist Artus min naher mac bekennet.

Selber heiz ich Lohagrin, und Gahardyz (Katbeiß) min bruder:
Dem wurden alle unser lant,
Vater, muter, und ich da zu dem gral benant,
Und bin nu her gesigelt ane ruder.
— — — — — — — —
Er sprach: nu merket furebaz,
Daz min vater vrage da zu dem grale vergaz
Da von er was ein gut wile der verlorne.
Nu ist ez nu also gewant,
Swaz sit von dem grale manne sint gesant
Die muzzen wider, ist vrage niht die verkorne.
Die frowen man offenlich von dannen git zu manne;
Kein mannesbild von dannen vert
Es si einer frowen von geschiht beschert:
Meit die nicht frage, er muz heim wider danne.
— — — — — — — —
Er sprach: hoch ein gebirge lit
In der hindern India, daz ist nicht wit;
Den gral mit all den helden ez besleuzzet,
Die Artus praht mit im dar.
Man fint da vil schoner frowen liet gevar,
Dadurch mit drete ein snellez wazzer fleuzzet.
Da lit bi nach wunsch ein hus und zwir als wol erbowen,
Dan Muntselvatsch erbowen was.
Meniger edelstein zieret tempel und palas
Dan je zu Muntsalvatsch wurde halp gehowen.

Ich sage, daz Muntsalvatsch was blint
Mit gebow gein disen bowen, die da sint,
Und ist doch Muntsalvatsch nach jem genennet. —

Darauf folgt die Wiederholung der Erzählung, wie der Gral ihn erlesen; er nimmt Abschied, der Schwan entführt ihn, und Else stirbt vor Gram.

Der Dichter des Lohengrin hat es zwar weniger mit Kunstsinn verstanden, als vielmehr mit unbefangener Dreistigkeit gewagt, die heterogensten Geschichten in Eins zusammen zu gießen. Ein Fragment aus dem Wartburgkriege übrigens ganz à propos ihm aufstoßend, dient ihm zum Eingang der Geschichte von Else von Brabant (niederrheinische Stammsage) und von Lohengrins Sendung des Grals (provenzalische Gralsage), dessen jetzt neben Parcival aber auch Artus hütet (Artuskreis). Nach Lohengrins glücklich beendigtem Kampf folgt ein chronikartiger Abriß der deutschen Kaisergeschichte, zum Theil nach Sigebert von Gemblours, drauf der Sarazenenzug für Pabst Johann im Sinne des Guillaume au court nez, endlich Lohengrins Heimkehr nach dem Grale, wo der Dichter sich eng an

Wolframs Parcival hinsichts der Genealogie des Helden anschließt. Der Dichter nennt keine französische Quelle, und schwerlich sind diese bunten Stücke vor ihm in einem Ganzen verbunden gewesen; die Inkonsequenzen und Widersprüche, in die er verfällt, das Ungeschick in der Verbindung dieser heterogenen Theile, der verschiedene Ton in den einzelnen obenbezeichneten Abschnitten deuten vielmehr mit Bestimmtheit darauf hin, daß er der Verschmelzer gewesen, und aus verschiedenen Quellen seine Material zusammengerafft habe. — Was hiervon nun zunächst unsern Sagenkreis angeht, so ist Artus mit seiner Massenie dem Grale nach dem hintern Indien nachgezogen; der Dichter läßt es in verworrenem Dunkel, ob der König oder Parcival der Herrscher im Gralreich sei, da beide sich ziemlich gleiches Recht bei Befragung des Heiligthums anmaßen; es stimmt diese Verbindung des Artus mit dem Grale aber mit der schon im 2ten Kapitel, II, 1 (S. 406) erwähnten aphoristischen Bemerkung im Roman von Merlin, daß der Gral mit seinen Hütern nach dem Orient gezogen, und im Occident verschwunden sei. Die Mutter Gottes befiehlt dem Grale, zu thun, was sie gebeut; dies ist wieder ganz im Geiste der nordfranzösischen Dichter, den Provenzalen durchaus fremd. Der galm der Schelle gieng auch (Lohengr. p. 10) nicht nach Indien, sondern gein francriche, was der Ansicht eines französischen Dichters ganz gemäß ist; danach scheint die obige Erwähnung Indiens entweder Zuthat des deutschen Dichters, oder von seiner Seite Mißverstand des französischen. Die Probe Parcifals, durch Gebet die Taube mit der Oblate zum Gral herab zu locken, deutet auf Wolfram, aber auch auf Chretien in dem Theile des Parcival, der ihm noch angehört; denn nach beiden legt Charfreitags eine Taube eine Oblate auf den Stein. Lohengrins Genealogie ist treu dem Parcival Wolframs entnommen, die Erklärung aber, weßhalb Lohengrin nicht nach seiner Herkunft befragt werden darf, weil sein Vater die Frage beim Gral vergaß, so echtfranzösisch unmotivirt, daß sie dem Deutschen kaum als eigne Erfindung zugetraut werden kann. Artus Gemahlin heißt hier Felicia, Tochter Sybillens (Loh. p. 13), in der Artussage aber immer Ginover, Ganhumara, Genievre oder Ginevra. — Man ahnt hier, daß irgend ein Romancier Artus und den Gral in einer andern Weise kombinirt hat, als es von den oben von uns angeführten Dichtern dieses Sagenkreises geschehen ist, und die dereinstige Auffindung dieses jetzt unbekannten Romans würde die Zweifel über die etwanigen Zuthaten des deutschen Dichters lösen. Daß ein solcher Roman wirklich existirt hat, bestätigt der von literarischen Reminiscenzen in jeder Strophe leider dergestalt strotzende Wartburgkrieg, daß er durch diesen Gelehrtenkram fast zum Buch mit sieben Siegeln geworden ist. Es heißt im Singerkampf zwischen Klinschor und Wolfram dort:

Klinschor (Jen. Cod. Str. 100; Lohengrin Str. 24).

Felicia, Sibillen kint,
Und Juno (Lohengr.: Junas) die mit Artus im gebirge sint,
Die haben vleisch sam wir und ouch gebeine.

Die fraget ich, wie der kunig lebe
Artus, und wer der massenie spise gebe,
Wer ir da pflege mit dem tranke reine,
Harnasch, kleider und ouch ors? Sie lebent noch in vreche.
Die Gotinne bringe her vur dich,
Daz sie dir berichte, sam sie tete mich,
Oder dir muoz hoher meister kunst gebreche.

I. C. 101. Loh. 25.)

Felicia ist noch eine magd.
Bi derselben wirde hat sie mir gesagt,
Daz sie einen abt im berge sehe;
Des namen hat sie mir genant.
Tet ich sam, er wer iuch allen wol bekant;
Er schrieb mit siner hant vil gar die spehe,
Wie Artus im gebirge lebe und sine helde maere,
Der sie mir hundert hat genant,
Die er mit im fuorte von Britanienlant;
Die sint deheinem villan sagebaere.

Der Lohengrin schiebt nun folgende Strophe 26 ein, die im Jenaer Codex des Wartburgkr. fehlt:

Artus hat kempfen uz gesant,
Sit er von dirre werlte schiet, in Kristenlant.
Hort, wie dieselbe botschaft eine glocke
Wol uber tusent rast erwarp,
Davon ein hoher grave sit in kampfe starp;
Hort, ob sin ubermuot tzuo valsch in locke.
Hort, wie ez um die gloken stat: Artusens klenysere
Die muosten lan ir kunste schal;
Diselbe gloke in allen durch ir oren hal;
Des wart diu massenie an vreuden lere.

Eschenbach. (I. C. 102. Man. C. 57. Loh. 27.)

Sibillen kint Felicia
Und Juno (Junas), die mit Artuse beide sint alda,
Als mir nu Sante Brandan hat bedutet,
Der Klinsor tuot untz niht bekant,
Wer si der kempfe, den Artus uz gesant,
Und sagt ouch niendert, wer die gloken lutet.

Ich finde hierin eine Andeutung auf die Manier der Nordfranzosen, die nicht blos Chretien eigenthümlich ist, mit den Nahmen der Helden zur Ungebühr zu-

rückzuhalten. In Str. 29 des Lohengrin fordert nun der Landgraf von Thüringen den Eschenbach auf, Lohengrins Sendung zu singen, während im Wartburgkrieg er Wolfram zu Fortsetzung des Räthselkampfes ermuntert.

Soviel scheint mir gewiß, daß diese Strophen des Wartburgkriegs älter als der Lohengrin und nicht aus letzterem in den ersteren übergegangen sind; dafür bürgt der ganze aphoristische, rein vom Zaun gebrochne Eingang des Lohengrin. Dessen Dichter wollte einen sogenannten geblümten Eingang haben, wie seit Wolfram und schon früher Sitte der Epiker geworden; er konnte sich zu solcher Meisterschaft nicht aufschwingen, und riß aus dem Wartburgkrieg ein Stück heraus, das auf eine Dichtung anspielt, die eben Lohengrins Sendung zum Gegenstand hatte, und so war ihm glücklich genug geholfen. Daß er alles übrige erfunden, widerspräche aller Erfahrung. Darf man in diesem Dunkel eine Hypothese schon aufstellen, so ist es die, welche wohl auf den richtigsten Weg führen möchte: ein französischer Dichter hat Kiots Parcival, den Artus der jüngeren Romane, und den h. Gral, wie er diese schon seit 1190 vorfand, mit der niederrheinischen Schwansage verknüpft, und so dem deutschen Dichter überliefert, der seiner Seits nun eine deutsche Kaiserchronik anhängte. —

Schließlich wäre hier noch eines Einwandes zu gedenken, der der obigen Ausführung über Albrechts Schluß der Sage entgegen gesetzt werden könnte. Der Lohengrin, unzweifelhaft älter als der Titurel, gedenkt des Grals in Indien. Es mag sein, daß diese Versetzung vor Albrecht schon da war, und diese also nicht von ihm erfunden zu sein braucht; aber der Lohengrin gedenkt nicht des Priesters Johannes, und nach ihm hat Artus den Gral nach Indien gebracht; des Johannes Einführung in die Gralsage in der Weise des Titurel kann ich nach den mir zugänglich gewesenen Quellen nur dem Albrecht zuerkennen. Nicht zu übersehn ist jedoch der obenerwähnten Erwähnung des Schlosses, welches nach dem Vorbild von Montsalvas dennoch schöner als dieses in Indien erbaut sein soll. Dies stimmt mit dem Titurel und deutet allerdings auf eine mit dem Lohengrin gemeinsame fremde Quelle hin, die aber freilich wieder wenn auch nach Indien, doch nicht auf den Johannes führt, weßhalb daher in diesem Punkte noch besserer Gegenbeweis gewärtigt werden muß, ehe ich meine Ansicht widerlegt finden kann.

3.

Die Germanischen Nahmen im Parcival.

Eine höchst auffallende und schwer zu enträthselnde Erscheinung ist das Auftreten von Helden mit deutschen Nahmen im ersten Buche des Parcival, die im weitern Verlauf des Gedichts spurlos verschwinden. Isenhart starb im Kampf um Belakanens Minne in Mohrenland (L. 16, 5). Seine Verwandten, Friedebrand von Schotten (L. 16, 15), Werber um Herlinde (L. 25, 1). Hütiger,

der Schotte fier (46, 4), Schiltung, Friedebrands Schwiegervater (48, 18) u. a. m. ziehn, um Isenhart zu rächen, gegen Patelamunt. Sie sind getoufte von uber mer (31, 15), sammt den Helden von Gruonlanden und Morolt von Irland (48, 29; 49, 5; 67, 19). Sie fechten in Heidenland mit Gamuret und finden zum Theil mit Allemannen, Brabantern, Flämischem Volk und Hennegauern sich auch beim Turnier zu Kanvoleis ein. —

Dem Artuskreise gehören diese Helden nicht an, noch weniger sind sie in der Provenze, Nordfrankreich und Spanien heimisch. Geht man indeß tiefer auf den historischen Grund und Boden des deutschen Gedichts Gudrun und des angelsächsischen Beowulf, so wird es bald klar, daß zwischen den wälschen Sagen von Arthur, den skandinavischen Heldenliedern und der deutschen Heldensage noch eine eigenthümliche Sagenwelt bestand, deren Heimath die Nordsee, deren Bevölkerung Angelsachsen, und Normannen (ehe sie als Staat in Normandie Wurzel faßten), deren Grenzen die Küsten Irlands, Englands, Norwegens, Dänemarks, Frieslands, Frankreichs, ja Islands und Grönlands waren, und die in die Traditionen aller dieser Länder ebenso hineinspielten, wie die Barken dieser Meerdurchschweifenden Barbaren die gedachten Küstenländer berührten und verheerten. Was über diesen, nicht ohne Grund als Nordseesagenkreis zu bezeichnenden Kompler von Dichtungen nach den mir bisher zugänglichen Quellen zu sagen gewesen, habe ich in der Abhandlung zu meiner Bearbeitung der Gudrun, [1]) S. 275—282 zusammengestellt, und wüßte zur Zeit meine damaligen Erörterungen weder zu berichtigen, noch zu ergänzen. Auch hat hierzu meines Wissens kein Beurtheiler der Gudrun Gelegenheit genommen. Jedoch dürften von England her und bei dem reger werdenden Studio der angelsächsischen Poesie noch Aufschlüsse zu erwarten sein.

---

[1]) Gudrun. Nordseesage. Nebst Abhandlung über das Mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Herausg. v. San Marte. Berlin, Posen u. Bromberg. Mittler. 1839.

Erste Beilage.

Roman de Percevalle le Galois,

en vers.

Anfang: et moult grant noise demenoient
les armes aeres qui venoient
sonnoit li fui sonnoit li fers
et des escus et des haubers
li vallet oit et ne voit pas
cens qui viennent plus que le pas
si sen merveille et dist par maine
voir me dist ma mere ma dame
q' me dist q' cesbles sont
les plus effreez rien du mont
et si diet pour moi enseignier
q' pour euls se doit lenseignier
mes sest ensaing ne daignerai
aint ferrai si top le plus fort
dun des des iavelos q' qi fort
q' là naprochera vers moi
nul des autres si com à droi etc.

— — — — — — —

Ende: Au chief du mois se departi
la court et le roi semparti
q' ses compagnons apela
jusque sa terre ne fina
Perceval remist en sa terre
VII ans en pes la tint sanz guerre
conques nule ricas ne messist
chastiauls forteresses refist

si not homme qui ne lamast
et qui honneur ne li portast
ses II cousines quil ama
a moult grant honneur Maria
la fille au roi du desert
qui estoit sire du chastel.
Maria au roy Marien
en tout le siècle terrien
not un chevalier plus loial.

Das Ganze beſteht aus 288 Blättern, fol. med., jede Seite hat 2 Spalten mit 36—37 Zeilen. Die Ueberſchriften der Kapitel, aus denen ſich der Gang der Geſchichte ungefähr überſehen läßt, ſind folgende:

1. (fehlt).
2. Comment Perchevalz vint en la sale ou li roi Artus fecit au maingier avec ses chevaliers.
3. Cmmt Yvonet present sa coupe au roi et tint son cheval par le frain.
4. Ct. Blancheflour vint au lit de Percheval, et li pria que il salast combattre a Gringaron.
5. C. ceulz du chastel vindrent contre Percheval qnnt il ot vaincu à Grangaron.
6. C. Clamadieu se seut prison au roi Artus de Percheval.
7. C. Percheval parole a lamie Lorguilleus de Lalande.
8. C. Percheval abati Kex.
9. C. mestre Gauvains amaine Percheval au pavillon le roi Artus.
10. C. Gauvains abati un chevalier devant les dames du chastel.
11. C. Percheval encontra les chevaliers et les dames dedans le forest.
12. C. Messire Gauvains baille son palefroi a la pucelle.
13. C. Gauvains ioste les dames du chastel.
14. C. Gauvains coppa la teste au lion et pales aventureus.
15. C. Gauvains abati le chevaliers et en mena sen amie queques lui.
16. C. dame Lore fut esbahie pour le duel que le vit en sa sale.
17. C. Clarisse prie a son frere que il lui doinst le Giaromelant.
18. C. Brandelis ist du pavillon et sen vait apres Mr. Gavains.
19. C. la reine fut enfermee dedant une grant tour.
20. C. Carados se baigne en une lave et sa amie en une autre et a un serpent entre le bras.
21. C. di Cords fut presentez au roy Artus devant ses barons.
22. C. Brandelis est armes, et dist qu'il ne peut combattre.

23. C. li roy Artus plora quant il uit lentant que Brandelis tint.
24. C. la bataille remest de Msr. Gauvains et de Brandelis.
25. C. Gavains se rendit prison de son gre au pavillon la damoiselle.
26. C. li rois ala reoir la nef que li cynes avoit amenée au port.
27. C. la damoiselle prit a Percheval que il uolie son ami.
28. C. Percheval occist le iaiant.
29. C. Percheval le combati sans epee parceque eis navoit poins.
30. C. Percheval conquist le chevalier qui lui avoit dolu le brachet et la teste du cerf.
31. C. la reine fist le pes de Bagomedet et de Kex le senechal.
32. C. un parlex dit au petit quil port son escu au tournoiement.
33. C. li escuiers presente son escu dargent au rois Artus en son pavillon.
34. C. Bruns de Lalande crie merci à Gauvains qui la conquis.
35. C. Gauvains se depart du chevalier et de la damoiselle.
36. C. Percheval parole a lenfent quil trouva en la forest sus un arbre.
37. C. Percheval vit en la chapelle un cors gisaut sus lautel un cierge ardant et une main noire.
38. C. Percheval sist au mainsion delez le roi Pecheour et li donnoit lespee qui estoit brisee.
39. C. Percheval prent congie au roy Pecheours.
40. C. Percheval et Sagremors encontrerent les X chevaliers qui portoient la dame.
41. C. Percheval emporte la pucelle.
42. C. Talides et Sagremors se combatent ensemble.
43. C. Gauvains et la pucelle chevaucent et uirent un feu lez une forest et deux garcons qui voloint geter en une pucelle qui estoit en sa chemise et un chevalier arme qui leur commandoit a faire.
44. C. li roi Magons et Gauvains se combatent.
45. C. li roi Magons se rent prison au roi Artus de p. Gauvains.
46. C. Percheval vit le cors sus lautel et la cierge ardant et la main noire et le diable qui descendoit ardans dens le ciel.
47. C. la damoiselle ist de sa nef et parole a Percheval et puis fait tendre un tref et apres sasistrent au maingier.
48. C. Percheval vint au pucelle a toute la damoiselle qui estoit ami Dodynal et la voit aportee sus le col de son cheval.
49. C. Percheval encontra le chevalier en la forest qui portoit a son col son haubert et son heasme et son espee.
50. C. Gauvains se combat a VI chevaliers qui emmenoient Lyoniel batant et nu en sa chemise liies ses mains.
51. C. Percheval et ses compains ioustent a XI chevaliers devant un chastel.

52. C. li chevaliers uirent pasme quant il virent langle qui portoit le saint Graal.

53. C. Perceval fu coronnez.

(Mn. Nr. 7536 auf der Königl. Bibliothek zu Paris.)

Zweite Beilage.

Epistola
Johannis Presbyteri missa ad Gubernatorem Constantinopolitanum.

Johannes Presbyter potentia et virtute Dei et Domini nostri Jesu Christi dominus dominantium, A. (fortasse Alexio Comneno qui obiit a. 1118) Constantinopolitano Gubernatori salute gaudere et gratia Dei ad ulteriora transire. Nunciabatur apud majestatem nostram quod diligebas excellentiam nostram, et mentio altitudinis nostrae erat apud te. Sed per aporcrisiarium nostrum cognovimus, quod quaedam ludicra et jocunda volebas nobis mittere, unde delectaretur justitia nostra etc. quod scire volumus et desideramus, si nobiscum rectam fidem habes, et si per omnia credis in Dominum nostrum Jesum Christum. Quum enim hominem esse cognoscamus, te greguli tui dominum esse existimant, quum te mortalem et humanae corruptioni subjacere cosnoscamus. De consueta largitatis nostrae munificentia, si aliquibus quae ad gaudia pertinent, ullam habes indigentiam, per apocrisiarium nostrum et per schedulam dilectionis tuae nos certifica, et impetrabis etc. si ad dominationem nostram venire volueris, majorem et digniorem domus nostrae te constituemus, et poteris frui abundantia nostra, et iis, quae apud nos abundant: et si redire volueris, locupletatus redibis.

Si vis cognoscere magnitudinem et excellentiam nostrae celsitudinis, et in quibus terris dominetur nostra potentia, intellige, et sine dubitatione crede, quod Presbyter Johannes servus sum Dei, et praecello in omnibus divitiis, quae sub caelo sunt, virtute et potentia omnes reges universae terrae. Septuaginta vero reges nobis sunt tributarii. Devotus sum Christianus, et ubique pauperes Christianos quos clementiae nostrae regit imperium, defendimus, et eleemosynis sustentamus. In voto habemus visitare Sepulcrum Domini cum magno exercitu, prout decet gloriam majestatis nostrae, humiliare et debellare inimicos Crucis Christi, et nomen ejus

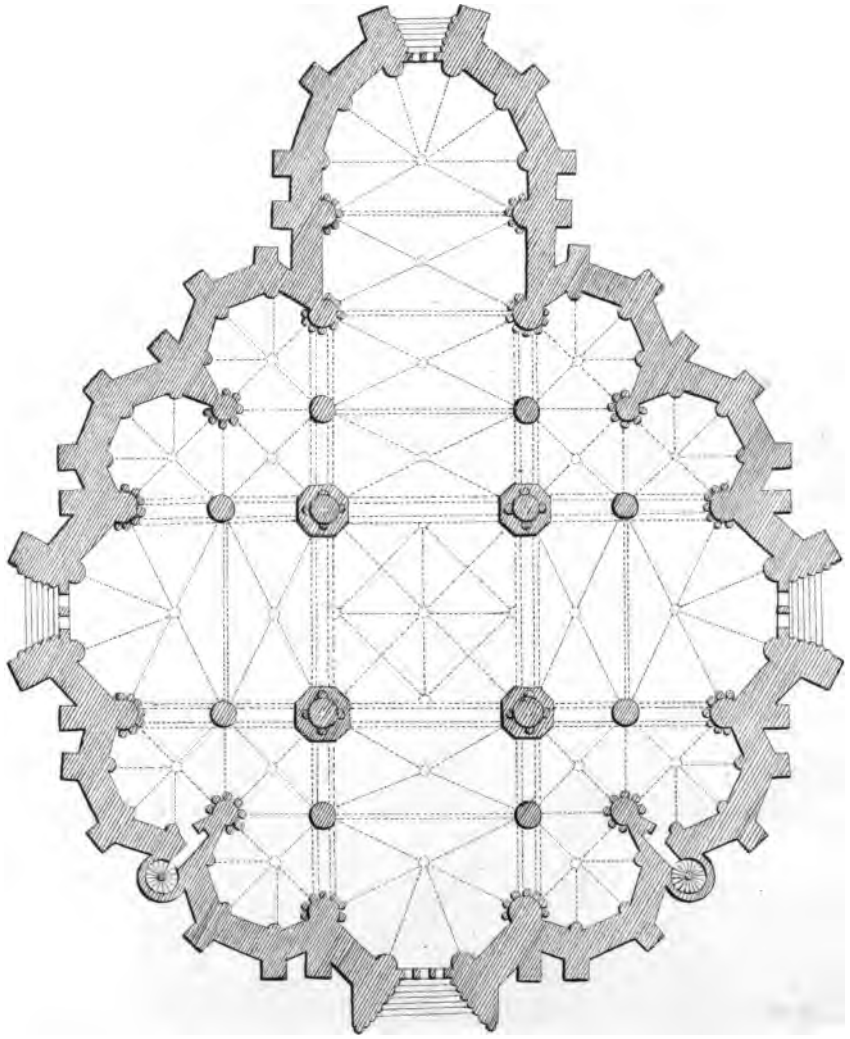
benedictum exaltare. In tribus Indiis dominatur magnificentia nostra, et transit terra nostra ab ulteriore India, in qua corpus sancti Thomae Apostoli requiescit, per desertum, et progreditur ad solis ortum, et redit per declivum in Babylonem desertam juxta turrim Babel. Septuginta duae provinciae serviunt nobis, quarum paucae sunt Christianorum: et unaquaeque habet regem per se, qui omnes sunt tributarii. In terra nostra oriuntur et inveniuntur elephantes, dromedarii, cameli, etc. et fere omne genus animalium, quae sunt sub caelo. Terra nostra melle fluit, lacte abundat. In alia terra ultra nulla venena nocent etc. Inter paganos per quandam provinciam nostram transit fluvius, qui vocatur Indus fluvius. Iste de paradiso progrediens, expandit sinus suos per universam provinciam illam diversis meatibus, et ibi inveniuntur naturales lapides smaragdi, sapphiri etc. In alia quadam provincia nostra universum piper nascitur etc. Est autem terra nemorosa ad modum saltus, plena per omnia serpentibus etc. Quod nemus situm est ad radicem montis Olympi, unde fons perspicuus oritur, omnium in se speciem saporum retinens etc. Est mare arenosum sine aqua etc. tribus diebus longe ab hoc mari sunt montes quidam, a quibus descendit fluvius lapidum etc. Juxta montes est desertum inter montes inhabitabiles, sub terra fluit rivulus quidam, ad quem non patet aditus etc. et rivulus iste fluit in alium fluvium amplioris magnitudinis, in quem homines terrae nostrae intrant, et maximam abundantiam lapidum pretiosorum inde trahunt etc. Ultra fluvium sunt decem tribus Judaeorum, qui quamvis fingant sibi reges, servi tamen nostri sunt, et tributarii excellentiae nostrae. In alia quadam provincia nostra juxta torridam zonam sunt vermes, qui lingua nostra Salamandrae dicuntur; isti vermes non possunt vivere nisi in igne, et faciunt pelliculam quandam circa se sicut alii vermes, qui faciunt sericum: haec pellicula a dominabus pallatii nostri studiose operatur: et inde habemus vestes et pannos ad omnem usum excellentiae nostrae. Isti panni non nisi in igne accenso fortiter lavantur etc. Neminem credimus parem habere in divitiis, nec in numero gentium. Quando enim ad bella contra inimicos nostros procedimus, tresdecim Cruces magnas et preciosas factas ex auro et lapidibus pretiosis in singulis palaustris ante faciem nostram portari facimus, et unamquamque ipsarum sequuntur decem millia militum, et centum millia peditum armatorum, exceptis aliis, qui sarcinis et curribus et ducendis victualibus exercitus deputati sunt. Quando vero simpliciter equitamus, ante majestatem nostram procedit Crux altera nulla pictura, neque auro, neque gemmis ornata, ut semper memores simus passionis Domini nostri Jesu Christi, et vas unum aureum plenum terra, ut cognoscamus, quod caro nostra in propriam redigetur originem, id est, in terram: et aliud vas argenteum plenum auro portatur ante nos, ut omnes intelligant, nos dominum esse dominantium. Omnibus divitiis, quae sunt in mundo, superabundat et praecellit magnifi-

centia nostra etc. Singulis annis visitamus corpus sancti Danielis prophetae in Babylone deserta, et omnes armati sunt propter tiros et serpentes, qui vocantur denterses. Apud nos capiuntur pisces, quorum sanguine tinguntur purpurea. Munitiones habemus multas, gentes fortissimas et deformes: dominamur Amazonibus, et etiam Brachmanis. Palatium vero quod inhabitat sublimitas nostra, ad instar similitudinem palatii, quod Apostolus Thomas ordinavit Gundoforo regi Indorum, in officinis et reliqua structura per omnia simile est illi; laquearia vero et tigna et epistylia sunt de lignis sethym: coopertura ejusdem palatii est de hebeno, ne aliquo casu possit comburi. In extremitatibus supra culmen palatii sunt duo poma aurea, et in unoquoque duo carbunculi ut aurum resplendeat in die, et carbunculi luceant in nocte. Majores portae palatii de sardonio immixtae contexta cum cornu cerastes, ne aliquis latenter cum veneno possit intrare; caeterae ex hebeno. Fenestrae de crystallo. Mensae ubi curia nostra comedit, aliae ex auro, aliae ex amethysto; columnae, quae sustinent mensas, ex ebore. Ante palatium nostrum est platea quaedam, in qua sola nostra justitia spectare consuevit pugnantes in duello etc. Camera in qua requiescit sublimitas nostra, mirabili opere auro et argento et omni genere lapidum est ornata etc. balsamum semper in eadem camera ardet. Lectus noster ex sapphiro est etc. Mulieres speciosissimas habemus; sed non accedunt ad nos, nisi causa procreandorum filiorum quater in anno, et sic a nobis sanctificatae, ut Bethsabee a David, redeunt quaeque in locum suum. Semel in die comedit curia nostra. In mensa nostra omni die triginta millia hominum praeter ingredientes et exeuntes, et hi omnes accipiunt singulis diebus expensas de camera nostra, tam in equis, quam in expensis aliis etc. Singulis mensibus serviunt nobis reges septem, unusquisque illorum in ordine suo, duces sexaginta quinque, comites trecentum sexaginta quinque in mensa nostra, exceptis illis, qui diversis officiis deputati sunt. In curia nostra comedunt omni die iuxta latus nostrum in dextera parte Archiepiscopi duodecim, in sinistra Episcopi viginti, praeter Patriarcham sancti Thomae, et Protopapatem Salmagantinum, et Archiprotopapatem de Susis, ubi thronus et solium gloriae nostrae residet, et palatium imperiale, quorum unusquisque singulis mensibus per vices suas a latere nostro nunquam discedunt. Abbates autem secundum numerum dierum anni serviunt nobis in capella nostra et singulis mensibus redeunt ad propria, et alii totidem singulis mensibus ad idem officium capellae revertuntur. Quare dignitas nostra quum Presbyteratus nomine se nuncupari permittit, non debet prudentia tua admirari: plures enim in curia nostra ministeriales habemus cum dignitate, nomine et officio quantum ad ecclesiasticam dignitatem spectat, et etiam majori in divinis officiis, quam nos, praediti sunt. Dapifer enim noster Primas et Rex est. Pincerna Archiepiscopus et Rex, Camererius noster Episcopus et

Rex. Marescalcus noster Archimandrita et Rex. Princeps autem coquorum Rex est et Abbas. Et idcirco altitudo nostra non est passa vocari eisdem nominibus, aut ipsis ordinibus insigniri, quibus curia sua plena esse videatur. Et ideo majori nomine et inferiori gradu propter humilitatem magis eligit nuncupari. Extenditur terra nostra in partem unam fere quatuor menses in amplitudinem; in altera vero parte nemo potest scire, qualiter protendatur dominium nostrum. Si potes dinumerare stellas caeli, et arenam maris, dinumera etiam dominium nostrum et potestatem nostram.

(Extat haec Epistola Latine Ms. in Bibliotheca Vaticana Codice Regio-Alexandrino 657, a fol. 37. — Apud. Assemann biblioth. orient. Tom. III, P. II, p. 490. Romae, 1728.)

Wappen der Bairiſchen
Aſchenbach.



Grundriſs der Lieb: Frauenkirche zu Trier.

Druckfehler.

Seite	40b.	Zeile	8	von	oben	ſtatt leicht	lies licht.
»	50b.	»	16	»	»	» Valatin	» Volatin.
»	69	»	2	»	unten	» ruf zut	» ruft zu.
»	83	»	7	»	oben	» Rnerum	» Renerum.
»	94	»	7	»	unten	» beidin	» beidiu.
»	101	»	1	»	oben	» anllitze	» antlitze
»	104	»	7	»	unten	» o. l.	» v. l.
»	106	»	2	»	oben	» cyuo	» czuo.
»	106	»	7	»	»	» lätzel	» lützel.
»	112	»	10	»	unten	» Eligabel	» Elizabel.
»	121	»	4	»	oben	» Uebezall	» Ueberall.
»	128	»	5	»	»	» Seteine	» Steine.
»	135	»	9	»	unten	» Juridia	» Invidia.
»	149	»	1	»	»	» süez eam	» süeze am.
»	160	»	4	»	oben	» Kird	» Kiot.
»	174	»	8	»	unten	» Lieb'	» Lieb'.
»	209	»	4	»	oben	» kriethen	» kriechen.
»	209	»	1	»	unten	» Vertrage	» Vortrage.
»	223	»	7	»	oben	» yeglicher	» yeglicher.
»	235	»	20	»	»	» Maximilian	» Maximian.
»	235	»	21	»	»		
»	272	»	19	»	»	» cospici	» conspici.
»	301	»	13	»	unten	» Zene's	» Zeune's.
»	313	»	16	»	oben	» tiwer	» fiwer.
»	349	»	25	»	»	» Vereinens	» Verneinens.
»	376	»	7	»	»	» quod piam	» quodpiam.
»	383	»	14	»	»	» 1290	» 1190.
»	384	»	1	»	»	» ebi	» bei.

Druck:

Hänel'sche Hofbuchdruckerei in Magdeburg.